

Anthropology of Sex, Gender and Bodies.

Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Alltägliches

Manuel Bolz, Kim Chanel Winterhalter, Maren Sacherer, Konstantin Mack,
Laura Völz, Kyra Hardt, Karoline Kaiser, Stefanie Mallon (Hg.)

Heft 15 • 2022

SEX
SEX
SEX

IMPRESSUM

Hamburger Journal für Kulturanthropologie (HJK)

Das Hamburger Journal für Kulturanthropologie ist die Nachfolgerin der Zeitschrift Vokus. Volkskundlich-Kulturwissenschaftliche Schriften, vormals Hamburger Platt, Mitteilungen aus dem Institut für Volkskunde der Universität Hamburg (Jg. 1. 1991 – Jg. 22. 2012, Heft 2).

Herausgeberin

Prof. Dr. Gertraud Koch, verantwortliche Herausgeberin im Sinne § 55 II RStV

Prof. Dr. Gertraud Koch
Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
20146 Hamburg
Tel.: +49 40 42838-2014
E-Mail: gertraud.koch@uni-hamburg.de

Themenheft

Anthropology of Sex, Gender and Bodies. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Alltägliches
herausgegeben von Manuel Bolz, Kim Chanel Winterhalter, Maren Sacherer, Konstantin Mack,
Laura Völz, Kyra Hardt, Karoline Kaiser, Stefanie Mallon

Kontakt

Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Edmund-Siemers-Allee 1 (West)
20146 Hamburg
Tel.: +49 40 42838-7249
Fax: +49 40 42838-6346
E-Mail: hjk@uni-hamburg.de

Erscheinungsweise: mindestens zweimal jährlich
Schriftentausch: Bitte wenden Sie sich an die Kernredaktion des HJK.

Redaktion

Redaktionsleitung dieser Ausgabe: Dr. Anna Stoffregen
Institut für Empirische Kulturwissenschaft (anna.stoffregen@uni-hamburg.de)
Lektorat/Korrektorat: Dr. Leonie Koch

Layout und Satz

Tomislav Helebrant, Lina Weisener (Umschlaggestaltung)

Druck

Buch- & Offsetdruckerei Stubbemann GmbH, Bundesstraße 10, 20146 Hamburg

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge trägt die Verfasserin/der Verfasser die Verantwortung. Die Online-Version des Hamburger Journals für Kulturanthropologie wird an der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg als Open-Access-Zeitschrift publiziert. Die Online-Publikation ist identisch mit der Print-Version. Die Artikel des Hamburger Journals für Kulturanthropologie werden unter der Creative-Commons-Lizenz veröffentlicht. Das bedeutet, die hier abgedruckten Beiträge sind unter unten genannter Online-Adresse offen zugänglich und können unter den wissenschaftlich üblichen Bedingungen gelesen und genutzt bzw. zitiert werden, wobei Nutzende immer Namen und die Quelle der Erstpublikation im Hamburger Journal für Kulturanthropologie nennen.

Online-Adresse der Zeitschrift
www.journals.sub.uni-hamburg.de/hjk

ISSN 2363-8753

HAMBURGER
 **JOURNAL FÜR**
KULTURANTHROPOLOGIE

INHALT



1. Einführung

Manuel Bolz, Kim C. Winterhalter, Maren Sacherer,
Konstantin Mack, Laura Völz, Kyra Hardt, Karoline Kaiser,
Stefanie Mallon

*Einleitung: Sexualitäten, Körper und Geschlechter
kulturwissenschaftlich erforschen*

5



2. Forschungsfelder aufbrechen. Feministische Epistemologien

Beate Binder, Marion Näser-Lather

Geschlecht und Sexualität, feministisch, queer ...!?
*Ein Zwischenruf der Kommission Frauen- und
Geschlechterforschung*

23

Karoline Boehm

*Szenen der Polyamorie – revisited: Retrospektiver Blick
auf eine Forschung*

33

Michaela Koch

Mehr Sex an der Uni – ein Plädoyer

39

K. C. Winterhalter und FSR EKW

Dialoge über Sexualitäten, Körper und Geschlechter

43

Lara Hansen, Hannah Rotthaus

*Feministische Wissenschaftskritik und die Notwendigkeit
von Allianzen im Forschungsalltag – ein Kommentar*

61



3. Forschungspraxen aus_ver_handeln

Sascha Sistenich

*Geschlechtliche Vielfalt und Nichtbinarität in wissenschaftlichen
Texten*

73

Lee Eisold – in Kollaboration mit Alp, Baky, Laylla, Nadie, Pizzar
Stanley Pierre und Sammar
*›Your queerness is not the same‹. Intersektionale Normalisierungen und
Diskriminierungen in lsbt* Kontexten in Bremen* **87**

Ina Kuhn
*Sex zwischen Teilnahme und Beobachtung:
»Forschst du noch oder geht da was?«* **107**



4. Queering Fetisch

Konstantin Mack
Woof! Sexualität, Geschlecht und Fetisch in der Pup-Play-Community **125**

Tillmann Schorstein
Normalisierungsstrategien im Kontext von kinky Sexualitäten **145**



5. Wissensregime und Gesundheitspolitik

Pauline Nissen
Abtreibung in Deutschland als kulturelle Praxis – erste Zugänge **165**

Alexandra Wolf
*Von ›besseren Kindern‹ und pränataldiagnostischen
Verunsicherungen – Perspektiven Schwangerer auf den NIPT* **177**

Jannis Muser
Nicht weiß genug für Mündigkeit? **201**

Manuel Bolz
*Das präventive Selbst? Aushandlungen von biografischem
Gesundheitswissen, Vulnerabilitäten und die Konstruktion
verwundbarer Körper in der Hamburger Sexarbeit* **223**



6. Räume

Rieke Schröder
*Queere Geflüchtete in Dänemark.
Durchschreiten Heterosexueller Grenzgebiete* **255**

Henry Hagemann
Cruising-Orte. Eine historische Spurensuche 271

Lara S. Thien
*Wenn wir pinkeln – Annäherungen an Handlungsmacht und
Geschlecht im urbanen Raum* 283

Kyra Hardt
*Ein Dorf, sein Schützenverein – unsere Geschlechterrollen?
Über die Konstruktion von Geschlechterrollen innerhalb
einer Gemeinschaft* 299

Jana Stöxen
*›Doing Gender‹ im Treppenhaus.
Frau-Sein im staatssozialistischen Rumänien und danach* 317



7. Gewalt

Inken Blum
*More than just one story. Reproduktion und Subversion
populärer Narrative sexueller Gewalt in ausgewählten
Spielfilmen* 337

Manuel Bolz
*Rape and Revenge. Ethnografische und kulturtheoretische
Annäherungen an Rache-Kulturen und sexualisierte Gewalt* 357



8. Soziale Medien

Sarah Nadia Goltz
*›I Call It The Women’s Movement‹. Online-
Frauenrechtsaktivismus gegen sexualisierte Gewalt in Kairo* 385

Katrin Deja
Das Selfie zwischen Kontrolle und Befreiung 403

Franziska-Sophie Rohlf
*Die Darstellung homosexueller Männer in der Datingshow
›Prince Charming‹* 415

Maren Sacherer
›Dick Pics‹ 2.0: Was uns ein Fotorezensionsblog
über Penis*bilder lehrt 423



9. Filme

Miriam Homer, Katharina Maria Neumaier
Trans Intimitäten und ethnologischer Film im digitalen Raum 443

Paul M. Horntrich
*Porno im Wiederaufbau.
Die Rezeption des Films »Die Sünderin« (1951) in Österreich* 465

Evelyn Schühle
*»Sex ist voller Verletzungen«. Die religiöse Sexualmoral
der protestantischen Freikirche ›Equippers‹* 481



10. Schriftartefakte

Beate Absalon
*Einvernehmlicher Sex – selbstgemacht!
Zines als einladende Medien der Reflexion von Konsenskonzepten* 491

Hans-Peter Weingand
*... »schmuzzige Zotten und Possen«.
Diskurse über Sexualitäten in Österreichs Tanzliedern
im frühen 19. Jahrhundert* 517

Ann-Sophie Hackmann
Geschlechterdarstellungen in Grundschulbüchern 533



11. Abschluss und Ausblick

Maren Sacherer, Konstantin Mack
Ein Nachwort der DGEKW-Studierendenvertretung 543

EINLEITUNG: SEXUALITÄTEN, KÖRPER UND GESCHLECHTER KULTURWISSENSCHAFTLICH ERFORSCHEN

Manuel Bolz, Kim C. Winterhalter, Maren Sacherer, Konstanfin Mack,
Laura Völz, Kyra Hardt, Karoline Kaiser, Stefanie Mallon

Tagungskonzeption und -gestaltung

Als Anreiz für die Tagungsthemen Sexualitäten, Körper und Geschlechter der 33. dgv-Studierendentagung¹ 2021 an der Universität Hamburg diente die Feststellung, dass die letzte Studierendentagung, die sich explizit Geschlechterfragen widmete, vor beinahe 30 Jahren – im Jahr 1993 – stattgefunden hatte. Insbesondere die vorangegangene Tagung 2019 in Wien machte unter dem Motto *Überfällig – Überflüssig* auf Themen aufmerksam, zu denen eine intensive wissenschaftliche Beschäftigung bereits längere Zeit ausstand.² Darunter fanden sich unter anderem Diskussionen zur Fachgeschichte, Fragen nach politischen Feldern, Nachhaltigkeit sowie Geschlechtern. In diesem Zuge beschäftigten wir uns als Hamburger Fachschaftsrat damit, welche gesellschaftspolitischen Debatten problematisiert werden sollten, welche kulturwissenschaftlichen Forschungsfelder präsent sind und wo es nach wie vor Leerstellen und Unsichtbarkeiten gibt. Denn es bestehen weiterhin Lücken, obwohl historisch-kulturwissenschaftliche und ethnographische Forschungsarbeiten zu diesen Themenbereichen produziert wurden.³

Wir, das Organisations- und Redaktionsteam der Tagung, sahen daher die Notwendigkeit, die Forschungsfelder Sexualitäten, Körper und Geschlechter und damit feministische Formen der akademischen Wissensproduktion und Wissenschaftskritik aufzugreifen, zu aktualisieren und auf die kulturwissenschaftliche Forschungsagenda zu setzen.⁴

1 Das Kürzel ›dgv‹ stand für *Deutsche Gesellschaft für Volkskunde*. Im Herbst 2021 hat sich die Fachgesellschaft umbenannt und heißt inzwischen *Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW)*.

2 Vgl. 32. Studierendentagung der *Deutschen Gesellschaft für Volkskunde* (dgv) im Jahr 2019 am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien. URL: <https://kuwinet.wordpress.com/32-dgv-studierendentagung-2019-in-wien/> (Stand: 2. 10. 2022).

3 Vgl. die Beiträge in *Marion Näser-Lather/Timo Heimerdinger* (Hg.): *Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitik in der Europäischen Ethnologie*. Wien 2019.

4 Siehe auch die Beiträge in *Gabriele Alex/Sabine Klocke-Daffa* (Hg.): *Sex and the Body. Ethnologische Perspektiven zu Sexualität, Körper und Geschlecht*. Bielefeld 2005. Darüber hinaus hat sich am Institut für Sozial- und Kulturanthropologie der Freien Universität Berlin ein Arbeitsbereich *Gender, Body, Sexuality* herausgebildet, der von Claudia Liebelt geleitet wird. URL: https://www.polsoz.fu-berlin.de/en/ethnologie/forschung/arbeitsstellen/gender_body/index.html (Stand: 9.10.2022). Zudem existiert in der *Deut-*

Unter dem Motto *Sex.Sex.Sex. Kulturwissenschaftliche Höhepunkte und Abgründe* haben wir deshalb Studierende und weitere Nachwuchswissenschaftler*innen des Vielnamenfaches in Deutschland, Österreich und der Schweiz digital dazu eingeladen, vom 13. bis 16. Mai 2021 über eben dieses Thema mitzudiskutieren. Des Weiteren öffneten wir unsere Diskussions- und Denkräume und luden Studierende aus den Geschichts-, Erziehungs-, Kunst-, Literatur-, Theater- und Medienwissenschaften und aus der Philosophie sowie Archäologie ein, ihre Forschungsprojekte zur Trias Sexualitäten, Körper und Geschlechter vorzustellen.⁵ Ferner banden wir aktivistische Akteur*innen ein, um in Workshops und Performances vielfältige künstlerisch-ästhetische und didaktische Zugänge zu den Tagungsthemen zu präsentieren.

Um das Forschungsfeld besser durchdringen zu können, strukturierten wir den ›Call for Papers‹ in sieben Themenschwerpunkte. Unser ›Schnittstellenfach‹ der ›Kulturwissenschaft‹ kann nicht ohne interdisziplinäre Bezüge und Begegnungen bestehen, somit haben wir Studierende motiviert, auch Forschungen einzureichen, wenn sie ihrer Auffassung nach zu keinem der sieben Punkte passen würden und schufen ein offenes Panel dafür. Die Schwerpunktsetzung diente dazu, Fragen und potenzielle Ansätze aufzuwerfen und damit die Vielschichtigkeit des Themenkomplexes der Studierendentagung verdeutlichen.⁶

Unter dem Titel *Sex und Geschlecht* verwiesen wir auf die soziale, kulturelle und biologische Konstruktion von Geschlecht, gegenwärtige Aushandlungen nach geschlechtergerechter und diversitätssensibler Sprache, der Vielfalt identitätsstiftender Zugehörigkeiten (zum Beispiel Konzepte wie LGBTQI-PA2SAA*) und der Gleichstellung der Geschlechter, *Gender Pay Gap* oder *Un-*

schen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie (DGSKA) die Arbeitsgruppe Gender & Sexualitäten/Queere Anthropologie. Für die Grenzziehungen, Verknüpfungen und Umorientierungen zu einem verstehenden und dekonstruktivistischen Forschungsprogramm der ehemaligen Volkskunde zwischen Anthropologie und ehemaliger Völkerkunde vgl. Werner Schiffauer: Anthropologie als Kulturwissenschaft. In: Heinz D. Kittsteiner (Hg.): Was sind Kulturwissenschaften? 13 Antworten. München 2004, S. 239–261; ders.: Der cultural turn in der Ethnologie und der Kulturanthropologie. In: Friedrich Jäger/Burkhard Liebsch/Jörn Rüsen (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Band 2. Stuttgart 2004, S. 502–517; Rolf Lindner: Konjunktur und Krise des Kulturkonzepts. In: Lutz Musner/Gotthart Wunberg (Hg.): Forschung – Praxis – Positionen. Wien 2002, S. 69–87; ders.: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99 (2003), S. 177–188. Zum Einstieg siehe auch Andreas Reckwitz: Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms. Weilerswist 2000.

- 5 Die Kulturwissenschaft ist bereits in ihren Arbeitsweisen und Fachlogiken inter- und transdisziplinär angelegt. Diesem Anspruch wollten wir gerecht werden und öffneten die Tagung für alle Schwesternwissenschaften. Vgl. *Gisela Welz: Volkskunde, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie. De- und Rekonstruktion von Disziplinarität.* In: Regina Bendix/Tatjana Eggeling (Hg.): Namen und was sie bedeuten. Zur Namensdebatte im Fach Volkskunde. Göttingen 2004, S. 29–44.
- 6 Vgl. Call for Papers zur 33. dgV-Studierendentagung. URL: <https://666studitagung2020.wordpress.com/call-for-papers/> (Stand: 2.10.2022).

conscious Gender Bias. Zudem luden wir dazu ein, gemeinsam Geschlechterdichotomie, heteronormative Geschlechterordnungen und Familienentwürfe kritisch zu hinterfragen. Mehr noch, wir gaben Denkanstöße, um über die Potenziale der Empirischen Kulturwissenschaft zur Raumgebung und Vorstellung bisher unsichtbar gebliebener Akteur*innen und deren Wahrnehmungen und Weltansichten zu diskutieren. Bei diesen Überlegungen wiesen wir gezielt nicht auf ein vermeintlich objektives Wissenschaftsverständnis hin, sondern erkannten die sozialen, kulturellen, ökonomischen und politischen Verflechtungen der akademischen Wissensproduktion an beziehungsweise berücksichtigten diese in der Repräsentation der Forschungsergebnisse. Hier sind es vor allem intersektionale Ansätze, die in der Dekonstruktion von sozialen Ordnungen und gesellschaftlichen Regelsystemen einen spezifischen Zugriff auf Wirklichkeitskonstruktionen und Positionierungen von Forscher*innen und Akteur*innen gestatten können.⁷ Dabei ist es wichtig zu reflektieren, dass gegenwärtige Theoretisierungsversuche und Studien das Ergebnis von feministischen, fachhistorischen und inter- sowie transdisziplinären Strömungen sind. Denn die Akteur*innen dieser Strömungen wiesen bereits sehr früh auf geschlechtsspezifische soziale Ungleichheiten, Diskriminierungs-, Ausbeutungs-, Stigmatisierungs- und Gewaltformen hin. Auch die Volkskunde sowie die Kulturanthropologie nahmen im 20. Jahrhundert die Rollen von Multiplikatorinnen, Schnittstellenakteurinnen und Advokatinnen ein.⁸

Unter dem Titel *Sex und Moral/Ethik* wiesen wir im Call auf alltagsmoralische Implikationen und Tabuisierungsprozesse hin, die Meinungen und Haltungen prägen, vor allem wenn Konzepte wie Sex, Körper und Geschlecht verhandelt werden. Ferner betonten wir die Normierungs- und Bewertungsprozesse von Moralvorstellungen, ihre Manifestation in Gesetzen, Rechtsprechungen und Institutionen. Auch ihre Rolle in Deutungsmustern wie Religionen oder anderen spirituellen und kosmologischen Denkfiktionen in der alltagspraktischen Aushandlung des ›Guten‹ und ›Schlechten‹ wurden diskutiert. Dazu zählten wir die Untersuchung von Emotionen, Affekten und Gefühlslagen (zum Beispiel Scham, Schuld, Wut, Begehren usw.)⁹, welche Werte- und Normvorstellungen prägen, diese kommunizierbar machen oder als Referenzpunkte beziehungsweise kulturelle Vorlagen dienen, sich mit sich selbst und Akteur*innen im sozialen Nahbereich auseinanderzusetzen. Hier schließen auch Fragen der Forschungsethik an: Zum einen betrifft dies die Anonymisierung und Synonymisierung der Akteur*innen in den Forschungsfeldern, die Transparenz des eigenen Forschungsdesigns, die Forschungsethik, die Reflexion der Forscher*innenrolle zu eigenen Voran-

7 Vgl. die Beiträge in *Sabine Hess/Nikola Langreiter/Elisabeth Timm* (Hg.): *Intersektionalität revisited*. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld 2011.

8 Wie etwa in den Beiträgen von *Beate Binder* u. a. (Hg.): *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster 2013.

9 Beispielsweise wäre hier die Ausgabe 1 (2018) ›Lust‹ im *kuckuck. Notizen zur Alltagskultur* zu nennen.

nahmen und Thesen, die Modi der Repräsentation sowie das Forschungsdatenmanagement.¹⁰ Dabei betonten wir die Relevanz der (nachhaltigen) Ablage und Sicherung sensibler Daten, die Frage nach Zugriffsrechten und der Vermeidung der Rekonstruierbarkeit von persönlichen Daten.

Der Schwerpunkt *Sex und Gesundheit* konzentrierte sich auf psycho(patho)-logisierende Argumentationsstrategien, Deutungsmuster und diskursive Repräsentationsformen der Themenfelder Sexualitäten, Körper und Geschlechter. In medialen Diskursen und auf politischen Bühnen wird Sex nach wie vor häufig als ›dirty practice‹ eingeordnet, welche ein ganzes Spektrum an gesundheitsrelevanten und medizinischen Themen anschneidet: Geschlechtskrankheiten, Verhütungsmethoden, reproduktive Rechte. Der kulturwissenschaftliche Zugriff erlaubt es, geschlechtsspezifisches Wissen über Gesundheit und Krankheit, Schönheitsideale und Körperprozesse kritisch einzuordnen, gerade, wenn es um naturwissenschaftliche Formen der Wissensproduktion geht. Ebenso dominieren populärkulturelle, pseudowissenschaftliche und populistische Wissensformen die gesellschaftspolitischen Diskurse und (re-)produzieren, je nach Perspektive, verschiedene biologistische Welt- und Menschenbilder, in denen Sexualitäten, Körper und Geschlechter klar und fix verortet werden. Die ›Aufklärung‹ über solche Themen, Dekonstruktion von Körpermythen, Therapieversuche und vermeintlichen (Selbst-)Therapeutisierungen, die Formulierung von Handlungsempfehlungen und Interventionsmöglichkeiten beinhaltet ebenso symbolische Kämpfe zwischen politischen, zivilgesellschaftlichen und wissenschaftlichen Akteur*innen.

Der Bereich *Sex und Arbeit* betont Aushandlungen von Sexualitäten, Körpern und Geschlechtern in Arbeitskulturen. Hier schließen Fragen nach geschlechtsspezifischen Arbeitsverständnissen (›Care-Work‹, Reproduktionsarbeit) und Entlohnungsformen an: Es ging um historisch-gewachsene Arbeitsstrukturen und gegenwärtige Berufswege, -möglichkeiten und -chancen. Darüber hinaus zeichnet die kulturwissenschaftliche Perspektive ökonomische Logiken, Wertschöpfungsketten und das Konsumverhalten nach und macht das ihnen zugrunde liegende und verhandelte Wissen sichtbar. Dazu gehören Abstiegs- sowie Aufstiegsnarrative und geschlechtsspezifische Armuts- und Ungleichheitsverhältnisse. Auch die Verflechtungen von Sexarbeit, Emotionsarbeit und Konzepten von Liebe in kapitalistischen Strukturen standen auf der Forschungsagenda.

Die Perspektive auf *Sex und Politik* sollte darauf verweisen, dass Wissensinstitutionen in Politik, Wirtschaft, Bildung, Kultur und Kunst historisch-gewachsenes und gegenwärtiges Wissen über Sexualitäten, Körper und Geschlechter in verschiedenen Öffentlichkeiten und Expert*innenkulturen thematisieren, verhandeln und je nach Akzentuierung und politischer Agenda (nicht) repräsentieren. Dabei fragten wir nach der Sichtbarkeit

10 Vgl. Ständiger Ausschuss für Forschungsdaten und -ethik (StAForsch). URL: <https://dgekw.de/netzwerk/ags/> (Stand: 7.10.2022).

von Akteur*innengruppen in der Festschreibung von Gesetzen, nach Menschenrechten und Vorstellungen von demokratischen Gesellschaften sowie danach, wie politische Weiterbildung, (un-)bezahlte Wissensvermittlung und Parteilarbeit mit den Themenfeldern der Tagung zusammenhängen. Des Weiteren wollten wir den Stellenwert von NGOs, Vereinen und Kollektiven nachzeichnen, die neben den GLAM-Institutionen (Galerien, Bibliotheken, Archiven und Museen) einen erheblichen Einfluss auf die Organisation, Systematisierung und Repräsentation von Wissen haben, in medialen Diskursen aber meist nicht erwähnt werden.¹¹

Der Schwerpunkt auf *Sex und Technologie* sollte dafür sensibilisieren, wie sich Vorstellungen von Sexualitäten, Körpern und Geschlechtern in digitale Infrastrukturen, Technologien und Konzepten wie Innovationen einschreiben. Wir forderten auf, zu erörtern, welche Räume, Medien und Praktiken sie bedingen, welche Potenziale sie für ein ›community-building‹ haben und welche aktivistischen Netzwerke möglich sind. Hierzu bezogen wir auch kulturwissenschaftliche Perspektiven und Ansätze der Science and Technology Studies (STS) ein, um alltägliche Inszenierungs- und Repräsentationsformen beziehungsweise Praktiken der medialen Selbstinszenierung offenzulegen. Fragen nach der Rolle der Sozialen Medien, Online-Dating, die digitale Selbstoptimierung sowie Interfaces von Streaming- und Gamingportalen bei der (Re-)Produktion von Sexualitäten, Körpern und Geschlechtern wurden erörtert.

Mit der Perspektivierung auf *Sex und Ästhetik* verwiesen wir auf die verschiedenen künstlerisch-ästhetischen Ausdrucksformen popkultureller Vorlagen, die Diskurse von Sexualitäten, Körper und Geschlechter aufgreifen, modellieren, performieren, aneignen und kritisieren. Ferner interessierte uns, welche Kunstformen und Medien die Produktion, Visualisierung und Rezeption der Tagungsthemen beeinflussen, wie zum Beispiel bildende und darstellende Kunst, Medien- und Aktionskunst.

Wir luden dazu ein, ›kleine‹ und ›große‹ Forschungen in Impulsreferaten, Diskussionsrunden, Workshops oder experimentellen Formaten vorzustellen. In teils hitzigen Debatten, unter anderem als *Gender-Gaga* bezeichnet, polarisieren, emotionalisieren und moralisieren Diskurse über Sexualitäten, Körper und Geschlechter menschliche Alltage und Lebenswelten. Wir näherten uns diesem Spannungsfeld aus gegenwärtigen und historischen kulturanthropologischen Perspektiven und reflektierten gemeinsam Methoden, Theorien und Wissensbestände. Außerdem stärkten wir interdisziplinäre Perspektiven und statusübergreifendes Arbeiten zwischen Studierenden

¹¹ Vgl. GLAM – Kultur- und Gedächtnisinstitutionen. URL: <https://www.wikimedia.de/projects/glam/> (Stand: 7.10.2022). Siehe auch Heinz-Jürgen Voß/Michaela Katzer (Hg.): Geschlechtliche und sexuelle Selbstbestimmung durch Kunst und Medien. Neue Zugänge zur Sexuellen Bildung. Gießen 2019. Im deutschsprachigen Raum, aber auch auf der internationalen Bühne, gibt es vermehrt Kulturinstitutionen, die sich den Themen Sexualitäten, Körper und Geschlechter in Geschichte und Gegenwart in Kunstinstallationen und Ausstellungen ganz unterschiedlich annähern.

und Nachwuchswissenschaftler*innen. Wir fragten nach Veränderungen und Wandel von Forschungsfeldern und Wissensproduktionen, Operationalisierungen von theoretischen Ansätzen, dem Verhältnis zwischen Theorie und Empirie und den Gestaltungspotenzialen der Kulturwissenschaft, auch über die Fachgrenzen und -diskurse hinaus. Dabei überlegten wir, wie wir mit dem generierten Wissen Veränderungen in den (Um-)Welten erzeugen und welche gesellschaftlichen Missstände und Konfliktfelder wir auf welche Weise problematisieren können. Auch die Frage nach der Weiterentwicklung von Methoden, Zugängen und Perspektiven, um historische und ethnographische Kulturanalysen zu Sexualitäten, Körpern und Geschlechtern zu produzieren, trieb uns um. Schließlich möchten wir anregen, gegenwärtige Gesellschaftsdynamiken durch das generierte Wissen zu hinterfragen, Missstände sichtbar zu machen und zu beheben.¹²

Die Resonanz auf den ›Call for Papers‹ zur Tagung war bereits 2020 enorm, auch bei der zweiten Eröffnung aufgrund der pandemisch-bedingten Verschiebung erhielten wir erneut viele Einreichungen. Schließlich konnten wir die thematischen Schwerpunkte in 19 Panels mit jeweils zwei bis drei Einzelvorträgen ›übersetzen‹. Zudem fanden sieben Workshops und eine Performance statt.¹³ Insgesamt haben 50 Präsentierende am Gelingen der Studierendentagung mitgewirkt. Wir versuchten, die Tagung barrierearm und sensibel zu gestalten, was wir mittels Content- und Trigger-Warnungen bei Vorträgen sowie mit der Etablierung eines Awareness-Teams unterstützten. Auch wenn das digitale Tagungsformat Chancen bot, unabhängig von der eigenen räumlichen Situiertheit teilzunehmen, kamen Fragen nach den finanziellen, persönlichen und zeitlichen Kapazitäten während des Pandemiegeschehens auf. Ferner ist der Zugang zu digitalen Technologien, Infrastrukturen und stabilen Internetverbindungen begrenzt, sodass nicht alle Akteur*innen gleichermaßen partizipieren konnten. Durch soziale Freiräume im digitalen Raum – etwa die ›Dildo-Diskurs-Disco‹ – die Tagungsparty –, der Raucher*innenbalkon und die Teeküche sowie einem virtuellen Büchertisch – versuchten wir den informellen Austausch zu ermöglichen und getreu dem Tagungsmotto *Gender Gaga Deluxe* verschiedene Anknüpfungsoptionen zwischen Wissenschaft, Kunst und Aktivismus zu schaffen, auch abseits des Tagungsprogramms.¹⁴

12 Vgl. *Manfred Faßler*: Kulturanthropologie als Veränderungswissenschaft. In: *Kulturanthropologie Notizen* 83 (2021), S. 85–104. Damit schließen wir auf lokaler Ebene an eine Engaged/Activist/Public Anthropology an, die Wissenschaft und Öffentlichkeiten zusammendenkt und auch Fragen der Wissenschaftskommunikation problematisiert.

13 Vgl. Programmheft zur Studierendentagung, URL: <https://666studitagung2020.wordpress.com/prima-das-tagungsheft/> (Stand: 2.10.2022).

14 Vgl. Homepage zur Tagung, URL: <https://666studitagung2020.wordpress.com> (Stand: 2.10.2022); Instagram-Account-Handle: *dgstuditagung2020*. URL: <https://www.instagram.com/dgvstuditagung2020/?hl=de> (Stand: 2.10.2022).

Redaktionsprozess

Der vorliegende Tagungsband entstand nach der digitalen Studierendentagung als ein kollektiver Arbeitsprozess von Sommer 2021 bis Winter 2022. Das im Juni 2021 gegründete Redaktionsteam, bestehend aus Tagungsorganisator*innen und weiteren Mitwirkenden, führte die während der Konzeptionalisierung der Tagung entstandene Idee eines Tagungsbandes fort, um die Themen Sexualitäten, Körper und Geschlechter nachhaltig im Fachdiskurs zu verankern, auf die kulturwissenschaftliche Agenda zu setzen und gleichzeitig auf die hohe Qualität studentischer Forschung hinzuweisen.

Im Redaktionsteam kamen Akteur*innen unterschiedlicher Hintergründe und akademischer Statusgruppen zusammen: Neben verschiedenen Studierenden und Lehrenden der Universität Hamburg kamen auch noch Beteiligte aus Göttingen, Würzburg und Wien hinzu. Damit mussten auch – neben der Pandemie-Situation – digital gangbare Arbeits- und Kommunikationswege gefunden werden. Hierbei variierten die Erfahrungs- und Wissensbestände der Redaktionsmitglieder: So beteiligten sich sowohl Personen mit Publikationsexpertise als auch Personen ohne Vorwissen und Erfahrungen – etwas, das wir als sehr produktiv wahrnahmen. Die Redaktionsarbeit verstanden wir zum einen als eine intensive Beschäftigung mit kulturwissenschaftlichen Forschungsfeldern, auch abseits des Studiums und des Curriculums, zum anderen als einen gemeinsamen Lernprozess mit konstruktiven Diskussionen auf Augenhöhe. Außerdem standen wir vor der Herausforderung, einen gemeinschaftlichen Workflow in der unter anderem pandemiebedingten nichtlokalen Zusammenarbeit zu finden. Zudem stellt Redaktionsarbeit eine Herausforderung im Allgemeinen dar, besonders da die Tätigkeit im universitären Bereich oft unbezahlt ist. Und wie bei vielen, lief die Redaktionsarbeit auch in unserem Fall parallel zu Studium, Lohnarbeit, Abschlussarbeiten, Lehre und so weiter. Wir unterstützten hochschulinterne, politische und gewerkschaftliche Initiativen zur Entprekariisierung von Nachwuchswissenschaftler*innen und fordern darüber hinaus angemessenen Raum und Mittel für die Veröffentlichung von Forschungsergebnissen im akademischen System.

Intrinsisch motiviert wurden wir durch die Begeisterung und Neugierde für eine historische und ethnographische Alltagskulturforschung und die mikroanalytischen Zugriffe auf Quellen. Im Zusammenhang mit dem Redaktionsprozess ist zudem die wiederkehrende Frage nach einer ›geeigneten‹ geschlechtergerechten Schreibweise erwähnenswert. Wir verfolgten den Anspruch einer möglichst inklusiven Publikation und diskutierten – entsprechend aktueller Diskurse – ausführlich und aus unterschiedlichen Perspektiven verschiedene Möglichkeiten des Genderns und deren jeweiliges Für und Wider. Als Redaktionsteam empfahlen wir das Gendersternchen, das wir in der eigenen Kommunikation sowie in diesem Einleitungstext verwenden. Doch letztendlich überließen wir den Autor*innen selbst die Entscheidung, ob sie mit Asterisk, Gender-Gap oder Doppelpunkt gendern, und stellten ihnen offen, eigene Differenzierungen vorzunehmen oder je nach

Schwerpunkt und Akzentuierung der eigenen Forschungen spezifische Communities hervorzuheben. Erläuterungen zu diesen Besonderheiten finden sich jeweils in den Fußnoten der einzelnen Beiträge.¹⁵

Für die Veröffentlichung innerhalb der Reihe des *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* (HJK) haben wir uns aus verschiedenen Gründen entschieden: Zum einen war die Tagung selbst eng mit dem Hamburger Institut für Empirische Kulturwissenschaft verknüpft – war sie doch ursprünglich als analoge Tagung vor Ort in den Räumlichkeiten des Westflügels des Hauptgebäudes sowie im nahegelegenen Gängeviertel geplant. Daneben bietet die Schriftenreihe Nachwuchsforscher*innen auch abseits dieses Anlasses die Möglichkeit, zu publizieren. Nicht zuletzt erlaubt uns das integrierte Open-Access-Format zusätzlich zu der Printversion, unsere Themen und Zugänge einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Wir freuen uns sehr, diese Publikation über das HJK veröffentlichen zu können und somit die Forschungsergebnisse langfristig online und frei verfügbar zu machen, sowohl für Nachwuchswissenschaftler*innen als auch für andere interessierte Öffentlichkeiten.

Das Forschungsfeld Sexualitäten, Körper und Geschlechter. Problemskizze, Sortierarbeit und Relevanz

Die hohe Anzahl an Referent*innen und die Breite an Zugängen weist bereits auf die Besonderheit hin, dass Forschungen zu den Themenfeldern Sexualitäten, Körpern und Geschlechtern in Geschichte und Gegenwart ähnlich wie zivilgesellschaftliche Diskurse und gesellschaftspolitische Debatten bei Studierenden und ebenso bei anderen Nachwuchsforscher*innen sehr präsent sind. Sofern die kulturwissenschaftlichen Wissensbestände jedoch nicht in andere Medien, Narrative und Repräsentationsformen übersetzt werden und somit das Wissen aufbereitet und zitierbar gemacht wird, schaffen es diese Texte meist nicht in größere Diskursräume.¹⁶ Vor allem Forschungen von Studierenden bleiben häufig unsichtbar und verschwinden in den unendlichen Tiefen des Computers, in den Netzen der jeweiligen Institute oder auch nur in der Schreibtischschublade. Der Tagungsband möchte an dieser Leerstelle ansetzen und diesem Diffundieren aktiv begegnen.

Neben der Sichtbarmachung von Studierendenprojekten ist uns die Analyseperspektive einer Alltagskulturforschung wichtig, die sich sowohl durch Inhalte wie durch die Forschungspraxis beziehungsweise das Forschungs-

15 Siehe den Überblick an geschlechtersensiblen Begriffen im deutschsprachigen Sprachgebrauch. URL: <https://geschicktgendern.de> (Stand: 7.10.2022).

16 An dieser Stelle möchten wir betonen, dass viele Institute der Nachfolgefächer der Volkskunde mit der didaktischen Methode des *Forschenden Lernens* arbeiten. Das bedeutet, dass sowohl im Bachelor als auch im Master Studienprojekte durchgeführt werden, mal thematisch frei, mal themengebunden. In diesen individuellen Projekten vertiefen die Studierenden ihr Wissen über Theorie-Empirie, kulturwissenschaftliche Forschungsdesigns und Übersetzungs-, Vermittlungs- und Repräsentationsformen.

design einer multiperspektivischen, multimethodischen und problemorientierten Kulturwissenschaft auszeichnet. Das bedeutet, wir geben mikroanalytische Einblicke in die historischen und gegenwärtigen Aushandlungen von Sexualitäten, Körpern und Geschlechtern im Alltag. Dass die Empirische Kulturwissenschaft sich theoriegeleitet mit Bedeutungszuschreibungen und akteur*innenzentrierten Wirklichkeitskonstruktionen darin auseinandersetzt, steht im Zusammenhang mit Paradigmenwechseln in der Selbstrepräsentation des Faches.¹⁷ Häufig waren und sind die Forschungsfelder, ihre Akteur*innenkonstellationen und Weltdeutungen mit einer Exotisierung oder gar mit voyeuristischen Blickregimen konfrontiert, vor allem in den Massenmedien und der Tagespresse. Dies zeigt die Retrospektive in die Fachgeschichte(n), Forschungen innerhalb der frühen akademischen Wissensproduktion sowie auf Personen außerhalb akademischer Räume und Öffentlichkeiten. Die Potenziale der kulturwissenschaftlichen Wissensproduktion erlauben es hingegen, stattdessen gesellschaftliche Missstände zu problematisieren und konkrete Lebensrealitäten sichtbar zu machen.

Die Beiträge in diesem Sammelband befinden sich nicht in einem Vakuum, sondern schließen sich an feministische Forschungstraditionen der Nachfolgefächer der Volkskunde an. Diese Traditionen finden sich in der Untersuchung von Forschungsfeldern, in Forschungsdesigns, der Forschungspraxis (feministische Epistemologie) und dem Wissenschaftsverständnis.¹⁸ Des Weiteren möchten wir darauf verweisen, dass der Forschungszugang sowohl die Frage nach den Eigenlogiken des Forschungsgegenstandes als auch die Modalitäten der akademischen Wissensproduktion – somit die Konzeptionalisierung, Erhebung, Auswertung, Verschriftlichung – beinhaltet.

In diesem einleitenden Beitrag möchten wir jedoch weder eine systematische Aufbereitung bestehender historisch-kulturwissenschaftlicher und ethnographischer Forschungen zu den Themenfeldern des Sammelbandes vorstellen noch können wir eine vollständige Wissens- und Kulturgeschichte nachzeichnen. Vielmehr sollen die hier enthaltenden Verweise als Versuch verstanden werden, die losen Enden zu bündeln und sie für Einsteiger*innen in die Tagungsthemen fruchtbar zu machen. Sie soll zur Lektüre der alltagskulturwissenschaftlichen Annäherungen einladen und zeigen, wie Sexualitäten, Körper und Geschlechter sozial und kulturell hergestellt werden und relational gedacht werden müssen (*doing*). Die Forschungsfelder

17 Vgl. die Beiträge in *Sherry B. Ortner/Harriet Whitehead* (Hg.): *Sexual Meanings: The Cultural Construction of Gender and Sexuality*. Cambridge 1981.

18 Vgl. die frühe Methodendiskussion bei *Carola Lipp*: *Frauenforschung in der Volkskunde*. In: *Tübinger Korrespondenzblatt* 26 (1984), S. 1–16; *dies.*: *Frauenforschung*. In: Rolf W. Brednich (Hg.): *Grundriss der Volkskunde*. Berlin 1988, S. 251–272 (siehe auch die Aktualisierung *dies.*: *Geschlechterforschung – Frauenforschung*. In: Rolf W. Brednich (Hg.): *Grundriss der Volkskunde*. Berlin 2001, S. 329–362); *dies.*: *Überlegungen zur Methodendiskussion. Kulturanthropologische, sozialwissenschaftliche und historische Ansätze zur Erforschung der Geschlechterbeziehung*. In: *Arbeitsgruppe Volkskundliche Frauenforschung Freiburg* (Hg.): *Frauenalltag – Frauenforschung*. 2. Tagung der Kommission Frauenforschung in der dgV, 22–25. Mai 1986. Frankfurt am Main 1988, S. 29–46.

sind sehr vielschichtig und auch der Zugriff auf empirische Wirklichkeiten, Alltage und Akteur*innen variiert. So sind es mal praxeographische, mal diskursanalytische oder dingspezifische Ansätze, um den Feldern zu begegnen. Das Spektrum an Themen zeigt die Komplexität der Felder, so zum Beispiel Konflikte und Vorstellungen von Sexualmoral in ›Unterschichten‹,¹⁹ Reproduktionspolitiken und Kollektivierungen,²⁰ biomedizinische Wissensregime und Körperkonstruktionen,²¹ gender-queere Theoretisierungen,²² Wechsel-

-
- 19 Vgl. *Carola Lipp/Wolfgang Kaschuba*: Dörfliches Überleben. Zur Geschichte materiel-
ler und sozialer Reproduktion ländlicher Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Tü-
bingen 1982, S. 288–598; *Ingeborg Weber-Kellermann*: Frauenleben im 19. Jahrhundert.
Empirie und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit. München 1983; die Beiträge in *Carola
Lipp* (Hg.): Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Frauen im Vormärz und in
der Revolution 1848. Bühl-Moos 1986; *Sabine Kienitz*: Unterwegs – Frauen zwischen Not
und Normen. Lebensweise und Mentalität vagierender Frauen um 1800 in Württemberg.
Tübingen 1989; *dies.*: Sexualität, Macht und Moral. Prostitution und Geschlechterbezie-
hungen Anfang des 19. Jahrhunderts in Württemberg. Ein Beitrag zur Mentalitätsges-
chichte. Berlin 1995 sowie die Beiträge in *Claudia Bruns/Tilmann Walter* (Hg.): Von Lust
und Schmerz. Eine Historische Anthropologie der Sexualität. Köln 2004; *Jelena Tomović*:
Sexualitäten in der Geschichte – Theoretische und methodologische Überzeugungen zu
Sprache, Wissenschaft und Konstruktivismus. In: *dies./Sascha Nicke* (Hg.): Un-Eindeu-
tige Geschichte(n)?! Theorien und Methoden in den Kultur-/Geschichtswissenschaften.
Berlin 2020, S. 85–109.
- 20 Vgl. *Ann Barr Snitow*: Power of Desire: The Politics of Sexuality. New York 1983; *Henri-
etta L. Moore*: Feminism and Anthropology. Cambridge 1988; die Beiträge in *Beate Binder*
(Hg.): Geschlecht – Sexualität. Erkundungen in Feldern politischer Praxis. Berliner Blät-
ter (2013), Sonderheft 62, S. 7–12; *Marion Näser-Lather*: Ein Land für Frauen. Ethnogra-
phie der italienischen Frauenbewegung ›Se Non Ora Quando?‹. Münster 2019; *Friederike
Faust*: Fußball und Feminismus. Eine Ethnographie geschlechterpolitischer Interventio-
nen. Opladen 2019 sowie die Beiträge in *Maja Apelt/Beate Binder/Friederike Kuster* (Hg.):
Recht und Geschlecht. Zugänge der Empirischen Rechtsforschung. Themenheft der Fem-
inistischen Studien 39 (2021), Heft 2.
- 21 Vgl. *Karl Braun*: Andere Körper, noch keine Sexualität. Zur Hermeneutik vormoderner
Anthropologie. Tübingen 1991; *dies.*: Die Krankheit Onania: Körperangst und die Anfän-
ge moderner Sexualität im 18. Jahrhundert. Berlin 1995; *Marita Metz-Becker*: Der verwal-
tete Körper. Die Medikalisierung schwangerer Frauen in den Gebäuhäusern des frühen
19. Jahrhunderts. Berlin 1997; *Sabine Zinn-Thomas*: Menstruation und Monatshygiene.
Zum Umgang mit einem körperlichen Vorgang. Münster 1997; *Sabine Kienitz*: Beschä-
digte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914–1923. Paderborn 2008; *Meike Wolf*:
Körper ohne Gleichgewicht. Die kulturelle Konstruktion der Menopause. Münster 2009;
die Beiträge in *Sabine Kienitz/Cordula Endter* (Hg.): Alter(n) als soziale und kulturelle
Praxis. Ordnungen – Beziehungen – Materialitäten. Bielefeld 2015; *Katrin Amelang* u. a.
(Hg.): Körpertechnologien. Ethnografische und gendertheoretische Perspektiven. Ber-
lin 2016 (= Berliner Blätter, Bd. 70); *Hannah Rothhaus*: Aushandlungen von Schwanger-
schaftsverhütung im Kontext digitaler Selbstbeobachtung. Hamburg 2020 (= Hamburger
Journal für Kulturanthropologie, Bd. 11).
- 22 Vgl. *Anika Keinz*: Polens Andere. Verhandlungen von Geschlecht und Sexualität in Po-
len nach 1989. Bielefeld 2008; die Beiträge in *Helga Haberler* u. a. (Hg.): Que(e)r zum
Staat. Heteronormativitätskritische Perspektiven auf Staat, Macht und Gesellschaft.
Berlin 2012; *Lüder Tietz*: Homosexualität, Cross-Dressing und Transgender. Heteronor-
mativitätskritische kulturhistorische und ethnographische Analysen. Oldenburg 2015;

wirkungen, Spannungsfelder, Korrespondenzen von Fachgeschichte(n) und ›Frauenforschung‹,²³ Sorgearbeit (Care-Work), Geschlechterordnungen, Rollenzuweisungen und Familienentwürfe sowie Mobilitätsregime, Materialität und Migration.²⁴ Gleichzeitig sind in den letzten Jahren historisch-kulturwissenschaftliche und ethnographische Studien erschienen, die sich sexuellen Praktiken, Diskursen des Sexuellen und deren Repräsentationsformen explizit widmen.²⁵ Weitere Themen sind die Wissensproduktion, -aufbereitung und -vermittlung und Fragen nach Identitätskonstruktionen in Geschichte und Gegenwart.²⁶ Erfreulicherweise beschäftigen sich eben-

Agnieszka Balcerzak: Zwischen Kreuz und Regenbogen. Eine Ethnografie der polnischen Protestkultur nach 1989. Bielefeld 2020; die Beiträge in *Katrin Amelang* u. a. (Hg.): *gender_queer* ethnografisch. Ausschnitte einer Schnittmenge. Berliner Blätter 54 (2010); *Francis Seeck*: Care trans_formieren. Eine ethnographische Studie zu trans und nicht-binärer Sorgearbeit. Bielefeld 2021.

- 23 Vgl. *Rolf Gindorf*: Sexualität als sozialer Tatbestand: Theoretische und empirische Beiträge zu einer Soziologie der Sexualitäten. Berlin 1986; *Heidrun Alzheimer*: Frauen in der Volkskunde, in der Empirischen Kulturwissenschaft, der Europäischen Ethnologie/Ethnographie und Kulturanthropologie in Deutschland. Würzburg 1994; *Norbert Kluge*: Sexualanthropologie: kulturgeschichtliche Zugänge und empirisch analytische Erkenntnisse. Bern 2006 (= Studie zur Sexualwissenschaft und Sexualpädagogik, Bd. 18); die Beiträge in *Donnan Hastings/Fiona Magowan* (Hg.): *The Anthropology of Sex*. Oxford 2010; die Beiträge in *Andrew P. Lyons/Harriet D. Lyons* (Hg.): *Sexualities in Anthropology: A Reader*. Malden 2011; die Beiträge in *Ellen Lewin/Leni M. Silverstein* (Hg.): *Mapping Feminist Anthropology in the Twenty-First Century*. New Brunswick 2016.
- 24 Vgl. *Ingeborg Weber-Kellermann*: Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt am Main 1974; *dies.*: Die Familie. Geschichte, Geschichten und Bilder. Frankfurt am Main 1976; *Sabine Hess*: Globalisierte Hausarbeit. Au-pair als Migrationsstrategie von Frauen aus Osteuropa. Wiesbaden 2009; die Beiträge in *Sabine Kienitz* u. a. (Hg.): *Care: Praktiken und Politiken der Fürsorge*. Ethnographische und geschlechtertheoretische Perspektiven. Leverkusen 2018; *Marion Näser-Lather*: Bundeswehrfamilien. Die Perzeption von Elternschaft und die Vereinbarkeit von Familie und Soldatenberuf. Baden-Baden 2011 sowie *Sabine Hess*: Antirassistische Identitäten in Bewegung. Tübingen 1997 und *Karen Ellwanger*: Bekleidung im Modernisierungsprozeß 1870–1930 – Frauen, Mode, Mobilität. Essen 1998.
- 25 Vgl. *Julia Dombrowski*: Die Suche nach der Liebe im Netz. Eine Ethnographie des Online-Datings. Bielefeld 2011; *Karoline Boehm*: Praktiken der Polyamorie: Über offene Beziehungen, intime Netzwerke und den Wandel emotionaler Stile. Wien 2012; *Nina Schumacher*: Pornografisches – eine Begriffsethnografie. Roßdorf bei Darmstadt 2017; *Karin Riedl*: Liebe Freiheit! Eine ethnographische Szenestudie zum Verhältnis von Nichtmonogamie und Neoliberalismus. Baden-Baden 2018; *Marsel Mateja*: Schmerz. Macht. Lust. Das diskursive Spannungsfeld des BDSM. Graz 2020; *Hans-Peter Weingand*: Sexualität und Öffentlichkeit im frühen 19. Jahrhundert. Forschungsprobleme, Sammlungsstrategien, Intermedialität am Beispiel von Liedern und Bildern aus Österreich. Ilmtal-Weinstraße 2021; *Konstantin Mack*: Hund müsste man sein. Kulturanthropologische Perspektiven auf Pup Play. Würzburg 2022 und *Nadine Beck*: Der vibrierende Dildo. Eine kulturwissenschaftliche Spurenlese nach dem Vibrator im Zeitschnitt von 1969. Marburg 2022.
- 26 Vgl. *Renate Müller*: Ideal und Leidenschaft: Sexuelle Sozialisation der akademischen Jugend im Biedermeier. Hamburg 1999; *Thorsten Benkel/Fehmi Akalin* (Hg.): *Soziale Dimensionen der Sexualität*. Gießen 2010; *Alexa Blum*: ›Von den Bienchen und Blüm-

falls einige Promotionsvorhaben des Vielnamenfachs mit dem Themenkomplex der Tagung.²⁷

Es wird deutlich: Sexualitäten, Körper und Geschlechter sind kulturwissenschaftliche Querschnittskategorien, die nahezu jeden Alltagsbereich prägen. Nicht unerwähnt bleiben kann in diesem Zusammenhang allerdings die Arbeit der *Kommission Frauen- und Geschlechterforschung*²⁸, die sich seit den 1980er-Jahren innerhalb der *Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft* mit Geschlecht als Analysekatgorie und Untersuchungsgegenstand auseinandersetzt. Die letzten Kommissionstagungen, zu denen jeweils Sammelbände mit Fachaufsätzen erschienen sind, beschäftigten sich beispielsweise mit Geschlecht und sozialen Bewegungen, Politik, Antifeminismus und -genderismus/Widerständen, Sprache, Medizin, Wissenskulturen, Ökonomien, Kunst, Intersektionalität, Materieller Kultur, Medialisierungen und Inszenierungen oder Geschlecht und Kulturinstitutionen.²⁹

chen ...«. Sexuelle Bildung und sexuelles Selbstwertgefühl bei Jugendlichen. Innsbruck 2019 sowie *Miriam Gutekunst: Liebe ohne Grenzen?! Binationale Paare und ihr Umgang mit Immobilisierung durch Grenzregimes*. München 2013; *Miriam Gutekunst: Grenzüberschreitungen. Migration, Heirat und staatliche Regulierung im Europäischen Grenzregime*. Bielefeld 2018 und *Marcia Rebay: ›Klar sind wir anders, aber was macht das schon für einen Unterschied!?!‹ Lesbische Identitätsaushandlungen im Kontext sich wandelnder Norm- und Differenzvorstellungen*. München 2020.

- 27 Vgl. die folgenden Promotionsprojekte: *Hannes Hacke: Exhibitions of Homosexuality in Germany*. Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin; *Marie Rodewald: ›Identitäre‹ Aufführungen von Geschlecht: Präsentation und Inszenierung auf den social media Kanälen der ›Identitären Bewegung‹ im Fokus von Geschlecht als analytische Kategorie*. Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Universität Hamburg; *Mateja Marsel: Sex. Between Danger, Performance and Ecstasy. Ethnographic perspectives on Current Discourses on Sexuality. Internationales Promotionsprogramm ›Transformationsprozesse in Europäischen Gesellschaften‹*. Ludwig-Maximilians-Universität München; *Sascha Sistenich: Queere Praktiken des Care. Marginalisierungen und queere Entgrenzungspraktiken in (post)pandemischen Zeiten*. Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde, Universität Bonn; *Hans-Peter Weingand: Aspekte von Pornographie in Österreich 1970–2020*. Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Universität Graz und *Patrick Wielowiejski: Neonationalismus und Sexualität: Eine queere Perspektive auf Homofreundlichkeit im westeuropäischen Rechtspopulismus*. Institut für Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin.
- 28 Vgl. *Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung*. URL: <https://dgekw.de/netzwerk/kommissionen/frauen-und-geschlechterforschung/> (Stand 2.10.2022). Zur Geschichte und zum Forschungsprogramm siehe den Beitrag von Beate Binder und Marion Näser-Lather in diesem Band; *Nikola Langreiter/Elisabeth Timm: 25 Jahre Kommission für Frauenforschung (heute: Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung) in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. Ein Gespräch mit Carola Lipp (Göttingen)*. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXII/111 (2008), Heft 4, S. 441–447* sowie *Carola Lipp: 2013 Kollektivgeburt und Selbstmobilisierung: Zur Gründung der Kommission Frauen- und Geschlechterforschung 1983. Ein dokumentarischer Rückblick*. In: *Binder u. a. 2013, wie Anm. 8, S. 82–87*.
- 29 Auf der Kommissionshomepage (siehe Anm. 28) gibt es eine Übersicht publizierter Kommissionstreffen mit historischen, ethnographischen, sozial- und kulturtheoretischen so-

Themen und Leerstellen dieses Sammelbandes

Die in diesem Band gesammelten Aufsätze, Kommentare und Plädoyers orientieren sich an der Schwerpunktsetzung der Tagung, weisen jedoch eine eigene Systematik auf: Nach einführenden Überlegungen zu *Feministischen Epistemologien* in Kapitel 2 werfen unsere Autor*innen in Kapitel 3 einen Blick auf *Praktiken der Feldforschung*. Wie werden etwa Fragen von Nähe und Distanz in Forschungsfeldern ausgehandelt, in denen körperliche Nähe eine zentrale Rolle spielt? Das Kapitel 4 *Queering Fetish* stellt anhand empirischer Forschungen konkrete Akteur*innenkonstellationen und Praktiken vor, die sich selbst verschiedenen Fetisch-›Szenen‹ zugehörig zählen und Fragen nach sozialen und kulturellen Codes sowie Zuschreibungen und Abgrenzungsversuche diskutieren.

Ausgehend von Überlegungen zu reproduktiven Rechten beleuchtet das Kapitel 5 *Wissensregime und Gesundheitspolitik* den selbstbestimmten Umgang mit dem eigenen Körper und den Stellenwert von medizinischen, politischen und moralisch-ethischen Deutungshoheiten. Vorgestellt werden zudem Forschungsergebnisse zu Sexarbeit. Auch die *räumliche Dimension* ist aus unserem Themenkomplex nicht wegzudenken. So wird in Kapitel 6 das Wechselspiel zwischen Räumen und Geschlecht anhand von Beispielen aus Dänemark, Hamburg und Rumänien thematisiert. Hier spielen vor allem Personen, Praktiken und Prozesse der Verräumlichung von Sexualitäten, Körpern und Geschlechtern sowie die geschlechtsspezifische, sexualisierte und körperliche Kodierung von Raum eine Rolle.

In den Forschungsfeldern um Sexualitäten, Körper und Geschlechter ist die kritische, quellenbasierte und theoriegeleitete Auseinandersetzung mit Unterdrückung, Unrechtserfahrungen und *Gewaltformen* unerlässlich. Daher werden in Kapitel 7 Medialisierungsformen, Geschlechterordnungen und Dimensionen der Erfahrbarkeit aufgezeigt. Kapitel 8 beschäftigt sich mit *Sozialen Medien* und den darin vermittelten Schönheitsidealen und Körpernormen. Die hier zusammengefassten Beiträge stellen Feminist*innen aus Ägypten vor, hinterfragen die (Selbst-)Darstellung auf *Instagram*, analysieren eine zeitgenössische Scripted-Reality-Serie und gehen dem Phänomen von Dick Pics nach. Das Kapitel 9 widmet sich dem Thema *Filme*: Sie können in der Kulturanthropologie Methode wie Quelle sein – beide Perspektiven werden anhand verschiedener ethnographischer Projekte ausgelotet. *Schriftartefakte* stellen den Fokus des Kapitels 10 dar, denn sie sind wertvolle und vielschichtige Quellen sowie Vermittlungsmedien. In ihnen werden Diskurse historisch wie gegenwärtig auf unterschiedliche Weise geformt – seien es österreichische Tanzlieder aus dem 18. Jahrhundert, zeitgenössische Schulbücher oder in ›Do-it-yourself‹-Manier hergestellte Zines. Zu guter Letzt findet sich noch das Kapitel 11 mit dem entsprechenden *Abchluss und Ausblick* in zukünftige Themenpunkte und Forschungen.

.....
wie method(olog)isch-reflexiven Beiträgen zu einer ganzen Reihe an Themen seit den 1980er-Jahren.

Trotz der thematischen Vielfalt der Beiträge kann dieser Tagungsband bei Weitem nicht alle Aspekte rund um Sexualitäten, Körper und Geschlechter abdecken. Ein Schlusstrich sei hier auf keinen Fall gezogen, denn das Programm der Studierendentagung wies über die hier verschriftlichten Beiträge hinaus auf eine Vielzahl von Themen und Perspektiven hin. Einerseits konnten leider nicht alle Referent*innen ihre Texte für diese Publikation zur Verfügung stellen, andererseits haben wir selbst bei der Tagung nicht zu allen Themenbereichen, welche die Trias Sexualitäten, Körper und Geschlechter tangieren, Einreichungen erhalten. Als Redaktionsteam sind wir uns daher der Auslassungen bewusst – exemplarisch seien hier nur genannt: verstärkt post- und dekoloniale Betrachtungswinkel, Ansätze der Kritischen Männlichkeitsforschung und von *Critical Whiteness*, künstlerisch-ästhetische Vermittlungsformen oder die Wissensproduktion von Betroffenen, Aktivist*innen oder anderen in der queer-feministischen Bildungsarbeit Tätigen. Ihre Perspektiven müssten gerade im Sinne der Vielstimmigkeit, der Kollaboration und der Partizipation beziehungsweise noch stärker struktureller Hindernisse künftig sichtbar gemacht werden.³⁰ Ferner sollten die bisherigen Strategien der Wissensaufbereitung-, -systematisierung und -vermittlung kritisch diskutiert und evaluiert werden, um Theorie und Praxis noch stärker miteinander zu verknüpfen. Die Kulturanthropologie kann hier die Rolle einer Schnittstellen- und Schlüsseldisziplin einnehmen.³¹

Ausblick

Wir freuen uns, mit dem vorliegenden Band einen Beitrag leisten zu können, dass den Themen Sexualitäten, Körpern und Geschlechtern im Fachdiskurs mehr Sichtbarkeit zuteilwird und es gleichzeitig Nachwuchswissenschaftler*innen erlaubt, ihre Forschungen zu präsentieren. Mehr noch, die Bandbreite an Forschungsfeldern, Methoden und Theoretisierungsversuchen zeigt die Relevanz in der Auseinandersetzung mit den Themen und gleichzeitig die Möglichkeiten der kulturanthropologischen Fächer, Wissen zu vermitteln.

In den letzten Wochen der Fertigstellung dieses Tagungsbandes hat sich die Aktualität der hier vorgestellten Themen, welche in ihrem Verständnis eine intersektional-feministische Herangehensweise einfordern, auf dramatische Weise erneut bewiesen: Am Rande des *Christopher Street Day (CSD)*

30 Vgl. *Janine Hauer/Friederike Faust* (Hg.): *Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren*. Positionsbestimmungen ethnografischer Praxis. Berlin 2021 (= *Berliner Blätter*, Bd. 83). URL: <https://www2.hu-berlin.de/ifeeojs/index.php/blaetter/issue/view/3> (Stand: 7.10.2022).

31 Vgl. *Martina Röthl/Peter Hinrichs*: *Geschlecht (v)ermittelt? Genderdiskurse in institutionellen und medialen Kontexten*. Münster 2022 und das DFG-Forschungsprojekt von Martina Röthl ›Geschlechterwissen: Vermittlungsebenen und ihre Akteur*innen‹ sowie das Projekt von Miriam Gutekunst ›Ambivalentes Geschlechterwissen. Aushandlung kultureller Differenz in feministischen Initiativen der postmigrantischen Gesellschaft‹ und die DFG-Forschungsgruppe ›Recht – Geschlecht – Kollektivität‹ (FOR) in Berlin, um einige aktuelle Beispiele zu nennen.

2022 in Münster ist ein junger trans Mann getötet worden. Der gewaltsame Tod von Malte C. hat eine Welle von Solidaritätsbekundungen mit trans Menschen und eine breite gesellschaftliche Debatte über ihre (Un-)Sicherheit in Deutschland ausgelöst.

Auch das De-facto-Abtreibungsverbot, das 2021 in Polen beschlossen wurde, wie ebenso die kürzliche Aufhebung der unter ›Roe v. Wade‹ bekannten Grundsatzentscheidung zum Abtreibungsrecht in den USA zeigen die Aktualität jener Themenkomplexe. Diese judikativen Geschehnisse, Diskriminierungs- und Stigmatisierungsprozesse befeuerten auch in Deutschland und anderen europäischen Staaten die Diskussionen um reproduktive Rechte beziehungsweise reproduktive Gerechtigkeit – ein Ende dieser Auseinandersetzungen ist nicht in Sicht. Darüber hinaus werden täglich durch entsprechende Berichte sexualisierte, symbolische, physische, emotionale und psychische Gewalt, Femizide, rassistische, misogyne und generell menschenfeindliche Übergriffe sichtbar. Seit September 2022 führte der mutmaßlich durch Polizeigewalt herbeigeführte Tod von Mahsa Amini in Teheran (Iran) beispielsweise zu über Wochen und Monate anhaltenden (inter-)nationalen Protesten gegen das antidemokratische Regime, Solidarisierungen und Demonstrationen.

Zudem sind es Diskussionen über eine geschlechtersensible, diverse und barrierearme Sprachverwendung in privaten und öffentlichen Räumen, die auf den Stellenwert von Konzepten wie Geschlechtsidentität in Wissenschaft, Aktivismus, Kunst und Politik verweisen. Gleichzeitig melden sich in den Auseinandersetzungen um Geschlecht und Selbstbestimmung zunehmend Stimmen zu Wort, die den Status quo aus den Gender Studies erbittert anfechten. So wie es im Juli 2022 auch geschah: Trotz vergangener und gegenwärtiger Auseinandersetzungen zur Situiertheit und Prozesshaftigkeit (natur-)wissenschaftlicher Wissensproduktion sowie entgegen bestehenden Studien zur Dekonstruktion von Zweigeschlechtlichkeit in den Naturwissenschaften, sorgte eine Doktorandin durch ihren Vortrag mit biologistischen Argumentationen für heftige Diskussionen.³²

Weiterhin nehmen antigenderistische Widerstände zu. Sogar Vertreter*innen unseres Faches geraten bisweilen ins Fadenkreuz von Antifeminist*innen: Im Jahr 2020 wurde Marion Näser-Lather auf Unterlassung verklagt,

³² Bei der *Langen Nacht der Wissenschaften* an der Humboldt-Universität im Juli 2022 kam es durch die Absage des Vortrags einer Doktorandin aus der Verhaltensbiologie zur Zweigeschlechtlichkeit in der Biologie zu medialen Debatten. Die Vortragsankündigung hatte massive Proteste von Seiten queer-feministischer Akteur*innen ausgelöst und stieß eine Hinterfragung von Wissenschaftlichkeit und Wissenschaftsfreiheit an. Vgl. *Humboldt-Universität zu Berlin: Zur Absage des Vortrags *Geschlecht ist nicht (Ge)schlecht: Sex, Gender und warum es in der Biologie zwei Geschlechter gibt* bei der Langen Nacht der Wissenschaften 2022. Stellungnahme der Humboldt-Universität zu Berlin (Juli 2022).* URL: <https://www.hu-berlin.de/de/pr/nachrichten/juli-2022/nr-2274-2> (Stand: 2. 10. 2022). Für den aktuellen Forschungsstand zu Biologie und Geschlecht vgl. beispielsweise die Publikationen von Heinz-Jürgen Voß von Bettina Bock von Wülflingen.

weil in einem von ihr geleiteten Forschungsprojekt ein antifeministischer Online-Blog als »Teil rechtspopulistischer und rechter Netzwerke«³³ eingeordnet wird. Selbst wenn die besagte Klage mit dem Verweis auf die Wissenschaftsfreiheit vom Gericht abgewiesen wurde, sind solcherlei Entwicklungen beunruhigend, gerade auch mit dem Blick auf engagierte und aktivistische Forschung.

Trotz all dieser erschreckenden Ereignisse und Entwicklungen möchten wir die Lesenden dieses Bandes umso mehr ermutigen, sich für eine verstärkte (kritische) Auseinandersetzung mit umkämpften Feldern sowie die Sichtbarmachung von Themen und bisher unsichtbar gebliebenen Akteur*innen jener Felder einzusetzen. Nachwuchswissenschaftler*innen können unterschiedliche Zugänge und Disziplinen auf produktive Art und Weise miteinander verbinden, um marginalisierte Themenbereiche aufs Tapet zu bringen, zu stärken und gegebenenfalls Formen des ›Allyship‹ umzusetzen.³⁴ Doch auch im Alltag gilt es, sich immer wieder für den Pluralismus und die Vielstimmigkeit von Sexualitäten, Körpern und Geschlechtern einzusetzen, Selbstverständlichkeiten zu dekonstruieren und auf das historische Geworden-Sein hinzuweisen.³⁵ Bei Tagungen wie dieser kann institutioneller Support Schutzräume sowie ›Spaces of Powersharing‹ bieten.

33 Vgl. hierfür die Stellungnahme der *Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. (dgv)* (heute: *Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW)*) zur Verteidigung der Wissenschaftsfreiheit gegen rechtsextreme und autoritäre Strömungen, URL: https://www.d-g-v.de/wp-content/uploads/2020/02/Stellungnahme_dgv_NAESER-LATHER.pdf (Stand: 2.10.2022). Siehe auch die Beiträge in *Marion Näser-Lather/Anna Lena Oldemeier/Dorothee Beck* (Hg.) (2019): *Backlash?! Antifeminismus in Wissenschaft, Politik und Gesellschaft*. Sulzbach im Taunus 2019; *Annette Henninger/Ursula Birsl* (Hg.): *Antifeminismen. ›Krisen‹-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?* Bielefeld 2020 und *Marion Näser-Lather* u. a. (Hg.): *Antifeministische Mobilisierungen: Erscheinungsformen, Erklärungsversuche und Gegenstrategien*. In: *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* (2021), Sonderheft 6.

34 Teilweise wird auch von ›Allianzen‹ und ›Kompliz*innenschaft‹ gesprochen. Es ist wichtig zu betonen, dass diese Selbst- und Fremdbezeichnungen nicht der eigenen Ermächtigung oder Überhöhung, sondern der solidarischen Unterstützung dienen.

35 Zudem wollen wir an dieser Stelle darauf hinweisen, dass Diskriminierung für viele Menschen einen Teil des Alltags und somit auch einen Teil des Studierendenalltags darstellt. Darum gilt es, ein Bewusstsein dafür zu schaffen, dass auch Diskriminierungsformen, Hierarchien und Machtdynamiken an der eigenen Universität bestehen, die strukturelle und individuelle Ungleichbehandlung hervorbringen. Diese sollten erkannt und sichtbar gemacht werden, um ... es Personen zu ermöglichen sich damit auseinanderzusetzen und Betroffene zu schützen. Es sollte nicht weggesehen, sondern Betroffenen stets zugehört und ihnen Glauben geschenkt werden und es ist nach dem Konzept der ›Definitionsmacht‹ zu handeln. Dabei liegt die Definitionsmacht immer bei den Betroffenen: Nur die betroffene Person alleine definiert, wann und welche Form von Gewalt oder Diskriminierung sie erlebt hat. Diese Definition sollte wahr und ernst genommen werden. Vgl. *Safe the Dance: Awareness-Leitfaden*. URL: <https://safethedance.de/awareness-leitfaden/> (Stand: 26.11.2022).

Danksagung

Sowohl die Studierendentagung als auch dieser Band waren auf die Unterstützung zahlreicher Institutionen und Einzelpersonen angewiesen. Dafür wollen wir uns recht herzlich bedanken!

Unser Dank gilt den Bachelor- und Masterstudierenden der Empirischen Kulturwissenschaft der Universität Hamburg für die Mitarbeit im Organisationsteam, sowohl in der Konzeptionalisierung als auch in der Durchführung (Moderation und Technik-Support) und Nachbereitung – ohne euch wäre die Tagung nicht möglich gewesen: Florian Helfer, Nathalie Isaak, Marika Lehmann, Gert Henry Hagemann, Daria Helmke, Anna Meisinger, Inga Mülheims, Kim Maje Petersen, Bianka Schaffus, Tina Staszewski und Esther Wrobbel.

Unser Dank gilt Lina Weisener und Lukas Esser für die Unterstützung in der Konzeptionalisierung, im Design und in der Gestaltung des Tagungsthemas, des Programmheftes sowie der Homepage und vielem mehr – ihr habt gezeigt, dass wissenschaftliche Tagungen auch richtig knallig aussehen können!

Des Weiteren möchten wir folgenden Personen für die inspirierenden Grußworte und die Unterstützung bei der Auftaktveranstaltung danken: Heidrun Alzheimer (*Europäische Ethnologie, Universität Bamberg*), Beate Binder und Marion Näser-Lather (*Kommission Frauen- und Geschlechterforschung der DGEKW, Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin und Europäische Ethnologie, Universität Innsbruck*), Karen Ellwanger und Lüder Tietz (*Materielle Kultur, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg*), Joachim Otto Habeck (*Ethnologie, Universität Hamburg*), Lara Hansen und Hannah Rothaus (*Studio Soziale Ungleichheit und Diversität, Empirische Kulturwissenschaft, Universität Hamburg*), Gertraud Koch (*Empirische Kulturwissenschaft, Universität Hamburg*), Angelika Paschke-Kratzin (*Gleichstellungsbeauftragte, Stabsstelle Gleichstellung, Universität Hamburg*), Kerstin Poehls (*Empirische Kulturwissenschaft, Universität Hamburg*), Marie Rodewald (*Empirische Kulturwissenschaft, Universität Hamburg*), Nina Schumacher (*Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte, Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft, Philipps Universität Marburg*), Manfred Seifert (*Kommission Arbeitskulturen der DGEKW, Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft, Philipps Universität Marburg*) und Patrick Wielowiejski (*Europäische Ethnologie, Humboldt-Universität zu Berlin*). Ferner möchten wir den Künstler*innen des *Berlin Stripper Collective* und dem Musiker Nick Heymann danken.

Ein herzliches Danke für die kontinuierliche Begleitung und Unterstützung geht an das *Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Hamburg*, die *Hamburger Gesellschaft für Volkskunde (hgv)*, die *Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW)*, die *Stabsstelle Gleichstellung der Universität Hamburg*, den *Fachbereich Kulturwissenschaften der Universität Hamburg* sowie den *Allgemeinen Studierendenausschuss (ASTa) der Universität Hamburg*.

Unser Dank für die materielle Unterstützung geht an *Hein & Fiete Prävention e.V., Sperrgebiet Hamburg – Prostitutionsfachberatungsstelle, Jugend gegen Aids e.V., Fluter – das Jugendmagazin der Bundeszentrale für politische Bildung, DB Schenker, das Zentrum Gender & Diversity (ZGD) der Universität Hamburg* sowie dem *Fachschaftsrat Empirische Kulturwissenschaft (FSR EKW)*.

Ein großes Dankeschön gilt zudem Tomislav Helebrant und Anna Stoffregen für Satz und Betreuung dieses Tagungsbandes sowie ein spezieller Dank an Leonie Koch für das Endlektorat und Korrektorat!

Last but certainly not least gilt unser Dank insbesondere den 50 Referent*innen verschiedener Disziplinen, darunter Bachelor- und Masterstudierende sowie Doktorand*innen, die mit ihren Beiträgen die Studierendentagung erst mit Leben gefüllt haben! Gleiches gilt für alle Autor*innen, die im Nachgang der Veranstaltung einen Text extra für diese Publikation verfasst haben.

Nun wünschen wir eine anregende Lektüre dieses Bandes sowie vielfältige Denkanstöße und hoffen, dass damit erst der Aufschlag für weitere (kultur-)wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Sexualitäten, Körpern und Geschlechtern in ihrer ganzen Diversität gemacht wurde. Getreu dem Tagungsmotto plädieren wir weiterhin:

LET'S TALK ABOUT SEXUALITIES, BODIES AND GENDER (AND DISCUSS IT FROM ANTHROPOLOGICAL PERSPECTIVES), BABY!



Die Herausgeber*innen dieses Bandes

dgvstuditagung2020@gmail.com

Homepage: <https://666studitagung2020.wordpress.com>

Instagram: dgvstuditagung2020

GESCHLECHT UND SEXUALITÄT, FEMINISTISCH, QUEER ...!? EIN ZWISCHENRUF DER KOMMISSION FRAUEN- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG

Beate Binder, Marion Näser-Lather

Einführung

Alltagsforschung ohne einen Blick auf Vorstellungen und Praktiken des Sexuellen zu betreiben ist im Grunde ein Widerspruch in sich selbst. Dennoch ist zu konstatieren, dass Sexualität in den Ethnologien – der Volks- wie der Völkerkunde und ihren Nachfolgefächern – lange hinter Fragen nach Verwandtschaftsordnungen, Vorstellungen von Mutterschaft sowie Beobachtungen zu Bevölkerungsentwicklungen versteckt wurde. Dies gilt auch dort, wo mit diesen Forschungen eine Kritik an westlichen Konzepten und Vorstellungen einer rigiden Sexualmoral einherging. Wie Sexualität gewusst und getan wird, war dagegen kaum Thema, wurde im Gegenteil oft genug tabuisiert.¹ Dies gilt teilweise ebenso für die Anfänge der Frauen- und Geschlechterforschung. Inzwischen ist hier allerdings die Kategorie Sexualität gleichberechtigt neben Gender gerückt, begleitet von ontologischen, epistemologischen und politischen Debatten. Das Einbeziehen von Sexualität hat nicht nur Konsequenzen für die Konzeptionalisierung von Geschlecht, sondern berührt gleichermaßen Selbstverständnisse wie Positionalitäten von Forschenden.

Im Folgenden werden wir auf Bedeutung und Relevanz von Sexualität als Forschungsfeld und -perspektive für die Arbeit der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung eingehen und danach fragen, wie sich im Kontext historischer Konstellationen und im Dialog mit unterschiedlichen theoretischen wie methodischen Ansätzen die Perspektiven auf Geschlecht und Sexualitäten sowie das jeweilige Geschlechterwissen verändert haben. Auf den Rückblick folgt ein Ausblick auf mögliche Schwerpunktsetzungen, wie sie sich in gegenwärtigen Debatten über den Namen der Kommission artikulieren. Wir schreiben dabei als ehemalige und gegenwärtige Sprecherin aus der Perspektive der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung und angesichts des zur Verfügung stehenden Raums höchst kurso-

1 Eine Ausnahme stellen beispielsweise die Arbeiten von Margaret Mead dar, in denen Sexualität zum Moment der Kulturkritik an der eigenen Gesellschaft wurde. Vgl. *Margaret Mead: From the South Seas. Studies of Adolescence and Sex in Primitive Societies*. New York 1939; vgl. auch *Ellen Ross/Rayna Rapp: Sex and Society. A Research Note from Social History and Anthropology*. In: Roger N. Lancaster/Michaela Di Leonardo (Hg.): *The Gender Sexuality Reader*. London, New York 1997, S. 153–168; *Carole S. Vance: Anthropology Rediscovered Sexuality: A Theoretical Comment*. In: Jennifer Robertson (Hg.): *Same-Sex Cultures and Sexualities: An Anthropological Reader*. Malden u. a. 2005, S. 15–32.

risch und zugespitzt. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Bedeutung von Sexualität als Forschungsfeld und -perspektive innerhalb der Empirischen Kulturwissenschaft (EKW)/Europäischen Ethnologie sowie für die Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung steht noch aus.

Sexualität als Perspektive und Forschungsfeld der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung der dgv/DGEKW: Kontinuitäten, Verschiebungen, Brüche

Die Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung wurde 1983 als *Kommission für Frauenforschung* während des Volkskundekongresses in Berlin gegründet. Die Gründung war das Ergebnis einer breiten Auseinandersetzung mit den damals neuen Ansätzen der Frauenforschung, die seit den 1970er-Jahren auch im Fach geführt wurde. Es war die Zeit, als die feministische Bewegung in die Universitäten ›schwappte‹ beziehungsweise sich dort Raum griff.² In seinem Aufsatz *Das theoretische Vermächtnis der Cultural Studies* schreibt Stuart Hall, dass der Feminismus wie die »Diebin in der Nacht« eingebrochen sei, die »Arbeit unterbrach«, »unziemliche Geräusche« machte, sich die Zeit aneignete und »auf den Tisch der Cultural Studies« kletterte.³ Er macht damit auf zwei, miteinander verbundene Aspekte aufmerksam: Zum einen zeigte sich die Unzulänglichkeit bisheriger Konzepte und Beschreibungen, in denen die strukturierende Kraft von Geschlecht mehr oder minder systematisch ignoriert worden war. Der Sprung des Feminismus auf den Tisch der Wissenschaften erschütterte deren Selbstverständnis nachhaltig: Die Frage, wie Geschlecht und Geschlechterverhältnisse angemessen beschrieben werden können, gewann an Bedeutung. Zum anderen wurde deutlich, dass diese Auslassung dicht verbunden war mit der Verabsolutierung eines ›männlichen Blicks‹, dessen Selbstverständlichkeit aus der fehlenden Beteiligung von Frauen am Wissenschaftsbetrieb folgte. Nun forderten Frauen eine angemessene Beteiligung, sprich Stellen und Mittel, vor allem aber die Berücksichtigung ihrer Interessen und Perspektiven.

In den westdeutschen feministischen Bewegungen spielten die Konzepte Autonomie und Selbstbestimmung eine zentrale Rolle in den politischen Kämpfen. In der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie schlug sich das etwa in der Organisation eigenständiger Diskussionsforen, ›autonomen‹ – allein Frauen offen stehenden Seminaren – sowie der Durchsetzung einschlägiger thematischer Schwerpunkte für Seminare, Vorlesungen und Kolloquien nieder. Doch insgesamt war es, hier scheint uns

2 Vgl. *Carola Lipp*: Geschlechterforschung – Frauenforschung. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Berlin ³2001, S. 329–362; *Beate Binder*: Feminismus als Denk- und Handlungsraum. Eine Spurensuche. In: Michaela Fenske (Hg.): Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Lesebuch für Carola Lipp. Berlin 2010, S. 25–43.

3 Vgl. *Stuart Hall*: Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften 3. Herausgegeben und übersetzt von Nora Räthzel (zuerst 1992). Hamburg 2000, S. 34–51, hier S. 43.

Stuart Halls Bild zu kurz zu greifen, weniger eine Nacht- und Nebel-Aktion, als vielmehr nachhaltige Lese-, Recherche- und Diskussionsarbeit, die am Anfang dieser Raumnahme stand. In der Empirischen Kulturwissenschaft haben sich Frauen – und ihre Verbündeten – über die Institute hinweg organisiert, haben miteinander diskutiert, sich ausgetauscht und schließlich nach gezielter Überzeugungsarbeit unter den wenigen Professorinnen, die es bereits in der Volkskunde/EKW gab, auf dem dgV-Kongress 1983 in Berlin die Gründung der Kommission durchgesetzt. Bereits 1984 hat die Kommission ihre erste Tagung unter dem schlichten Titel *Frauen in der Volkskunde* ausgerichtet. Seither fanden in dichter Folge etwa alle zwei Jahre Tagungen statt, die Gender als Forschungsperspektive etwa in den Feldern der Sachkultur, der Erzähl- und Körperforschung, in Museum und Ökonomie durchbuchstabierte oder – in den letzten Jahren – über Intersektionalität, Intervention, ›Care‹ und – zuletzt – unter dem Titel *Troubling Gender* über aktuelle Politiken von Geschlecht diskutierten.⁴

Auch an den Tagungsprogrammen lässt sich die langsam wachsende Bedeutung von Sexualität als analytischer Kategorie und empirischem Forschungsfeld ablesen. Während auf der Tübinger Tagung von 1983 allein Kindsmörderinnen und das Konzept der Mutterschaft angesprochen wurden, später vor allem Begehrensformen und Praktiken jenseits von Heterosexualität thematisch wurden, zeigte die Auseinandersetzung mit *Troubling Gender*, dass Sexualität und Geschlecht in gegenwärtigen Politiken auf komplexe Weise miteinander verwoben sind. Wenn in dieser Weise Forschungsschwerpunkte und Problematisierungen verschoben wurden, ist das untrennbar mit einer weiteren Herausforderung verbunden: Die Debatten in den 1980er- und 1990er-Jahren konfrontierten die Frauen- und Geschlechterforschung damit, wie selbstverständlich von einer quasi naturgegebenen Schwesternschaft aller ›Frauen‹ und gemeinsamen Interessen auszugehen. Mit solchen Vorwürfen der Vereinnahmung konfrontiert, stand und steht die Frage im Raum, wie angemessen differenziert über ›Frauen‹, ›Männer‹, andere Gender und deren Geschlechtskörper, über unterschiedliche Varianten sexuellen Begehrens sowie sexuelle Alltagspraktiken gesprochen und geschrieben werden kann. Geprägt sind diese Debatten maßgeblich durch eine zunehmende Auseinandersetzung der europäisch ethnologischen/kulturanthropologischen Frauen- und Geschlechterforschung mit postkolonialen und queertheoretischen Debatten und Ansätzen.⁵ Damit wurde letztlich Gender als zentraler Analysefokus dezentriert, die intersektionale Verwobenheit mit anderen Machtverhältnissen stärker ins Zentrum gerückt und

4 Vgl. Informationen zur Kommission sowie weiterführende Links und Literatur: *Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft*: Frauen- und Geschlechterforschung. URL: <https://dgek.de/netzwerk/kommissionen/frauen-und-geschlechterforschung/> (Stand: 22.3.2022).

5 Vgl. *Sabine Hess/Nikola Langreiter/Elisabeth Timm*: Intersektionalität revisited: empirische, theoretische und methodische Erkundungen. Bielefeld 2011; vgl. *Beate Binder* u. a.: Eingreifen, kritisieren, verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch. Münster 2013.

eben auch der Blick auf Sexualität und Begehren gerichtet. Mit der post-strukturalistischen Wende, vor allem im Anschluss an die Rezeption von Michel Foucault⁶ und Judith Butler⁷ wurde deutlich, dass Sexualität und Begehren zentrale Momente nicht allein des Geschlechterverhältnisses, sondern generell von Macht-Wissen-Komplexen und Gesellschaftsordnungen sind. Die Diskursivität, Kulturgebundenheit und Vielfalt unterschiedlicher Sexualitäten rückten stärker in den Blick, Essentialisierungen und Naturalisierungen sexueller Praktiken und Normen (Heteronormativität) wurden dekonstruiert.

Die Kulturanthropologin Gayle Rubin hat in ihrem inzwischen kanonisch gewordenen Aufsatz *Sex denken* bereits 1975 Sexualität als eigenständige Frageperspektive feministischer und queerer Anthropologie eingefordert, wenn sie schreibt:

»Dem Bereich der Sexualität wohnen eine eigene Politik, eigene Ungerechtigkeiten und eigene Formen der Unterdrückung inne. [...] Die konkreten institutionellen Formen der Sexualität (sind) zu jeder gegebenen Zeit und an jedem gegebenen Ort Produkte menschlichen Handelns. [...] Wie Geschlecht ist Sexualität eine politische Kategorie. Sie ist in Machtsysteme integriert, die manche Individuen und Aktivitäten ermutigen und belohnen, während sie andere unterdrücken und bestrafen.«⁸

Doch Sexualität war und ist in vielen Bereichen bis heute mit Tabus belegt – und das schlägt sich auch in der Art und Weise nieder, wie zu Sexualität geforscht wird. Aus den Ethnologien war Sexualität zwar nie ganz verschwunden und spielte, wie bereits angedeutet, zum Beispiel eine, wenngleich meist implizite Rolle bei der Erforschung und Beschreibung von Verwandtschaftssystemen und der Organisation von Generativität, die für alle Gesellschaften als zentral angesehen wurden. Die Organisation der Fortpflanzung war immer Teil ethnologischer Beschreibungen der ›anderen‹⁹, mehr jedenfalls als es in der Auseinandersetzung der Volkskunde mit den ›Fremden‹ im eigenen Land je der Fall war. Auch wenn mit diesen frühen Forschungen die Kritik an westlichen Konzepten von ›normaler‹ Sexualität beziehungsweise sexuellen Praktiken einherging, wurde die Auseinandersetzung mit Sexualität als Praxis und Wissensgebiet hinter der Verwandtschaftsforschung eher versteckt.¹⁰ Seit den 1990er-Jahren wurden in der Europäischen Ethnologie wie

6 Michel Foucault: *Sexualität und Wahrheit 1: Der Wille zum Wissen*. Frankfurt am Main 1983.

7 Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main 1991.

8 Gayle Rubin: *Sex denken: Anmerkungen zu einer radikalen Theorie der sexuellen Politik*. In: Andreas Kraß (Hg.): *Queer Denken*. Frankfurt am Main 2003, S. 31–79, hier S. 31 und 77.

9 Vgl. Bronislaw Malinowski: *Das sexuelle Leben von Wilden. Mit 93 Schwarzweiß-Fotografien von den Trobriand-Inseln* (zuerst 1929). Hamburg 2013.

10 Vgl. Johann Jakob Bachofen: *Das Mutterrecht* (zuerst 1861). Dortmund 1947; vgl. auch Edward E. Evans-Pritchard: *Kinship and Marriage among the Nuer*. Oxford 1951.

auch in der SozialKulturanthropologie Reproduktionstechnologien zu einem wichtigen, aus vielfältigen Perspektiven beleuchteten Forschungsfeld; ein Fokus lag auf Diskursen und Praktiken um Spermien- und Eizellspenden.¹¹

Mit den feministischen, stärker noch mit der Entstehung schwul-lesbischer Bewegungen in den 1970er-Jahren, entstand um Sexualität als Praxis und Wissensform zugleich ein neues Forschungsfeld, zunächst die Gay-Lesbian Studies, später die Queer Studies, die deutliche Spuren vor allem in der US-amerikanischen Cultural Anthropology hinterließen.¹² Zwar spielte die Kritik an der Binarität der Zweigeschlechtlichkeit eine wichtige Rolle, doch der Entstehungskontext in schwul-lesbischen Bewegungen hatte auch zur Folge, dass nur wenig zu Heterosexualität geforscht wurde, stattdessen nicht-heterosexuelle, subkulturelle und subversive Praktiken im Fokus standen.¹³ Mancherorts dominierte die Faszination für sexuelle Tabus und führte zu einer gewissen Exotisierung von Subkulturen, etwa von Fetisch oder BDSM.

In den letzten Jahren ist das Interesse an Sexualität als Diskurs und Praxis, an unterschiedlichen Konzepten und Praktiken des Sexuellen, an Intimität und Beziehungskonzepten gewachsen. So hat Anika Keinz zu Sexualität in Polen nach 1989 geforscht,¹⁴ Nadine Heymann hat zu Körper- und Sexualitätskonzepten im Visual Kei promoviert,¹⁵ Nina Schumachers Dissertation¹⁶ verhandelt das *Pornographische*, um nur einige wenige Beispiele aus dem deutschsprachigen Fachkontext zu nennen.¹⁷ Aktuelle Forschungen der Em-

11 Vgl. *Sven Bergmann*: Ausweichrouten der Reproduktion. Biomedizinische Mobilität und die Praxis der Eizellspende. Wiesbaden 2014; *Michi Knecht/Maren Klotz/Stefan Beck*: Reproductive Technologies as Global Form. Ethnographies of Knowledge, Practices, and Transnational Encounters. Frankfurt 2012; *Maren Klotz*: [K]information. Gamete Donation and Kinship Knowledge in Germany and Britain. Frankfurt am Main 2014; *Maren Klotz/Sebastian Mohr*: (Un-)Geordnete Verhältnisse: mediale Repräsentationen und Praktiken von Samenspende. In: *Kulturen 2* (2015), Themenheft Medialität von Gesundheit und Krankheit, S. 53–68.

12 Vgl. *Ellen Lewin/William L. Leap*: Out in the Field: Reflections of Lesbian and Gay Anthropologists. Urbana/Chicago 1996; *Ellen Lewin/William L. Leap*: Out in Theory: The Emergence of Lesbian and Gay Anthropology. Chicago u. a. 2002; *Kath Weston*: Lesbian/Gay Studies in the House of Anthropology. In: *Kath Weston* (Hg.): *longslowburn*. Sexuality and Social Science. New York/London 1998, S. 147–176; *Tom Boellstorff*: Queer Studies under Ethnography's Sign. In: *GIQ. A Journal of Lesbian and Gay Studies* 12 (2006), Heft 4, S. 627–639.

13 Vgl. *Mateja Marsel*: Schmerz. Macht. Lust. Das diskursive Spannungsfeld des BDSM. Marburg 2020.

14 *Anika Keinz*: Polens Andere: Verhandlungen von Geschlecht und Sexualität in Polen nach 1989. Bielefeld 2015.

15 *Nadine Heymann*: Visual Kei. Körper und Geschlecht in einer translokalen Subkultur. Bielefeld 2014.

16 Vgl. *Nina Schumacher*: Pornographisches: Eine Begriffsethnographie. Sulzbach am Taunus 2017.

17 Vgl. *Beate Binder*: (Europäische) Ethnologie: reflexive Ethnografien zu Geschlecht und Geschlechterverhältnissen. In: *Beate Kortendiek u. a.* (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden 2017, S. 1–9.

pirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie beschäftigen sich unter anderem mit sexualisierter Gewalt, Sexarbeit und der Situation queerer Geflüchteter oder mit den Verschränkungen von Sexualität, Geschlecht und Recht (siehe zum Beispiel die Masterarbeit von Helena Schiefer (Marburg) zu Stigmatisierung von weiblicher Sexarbeit in Deutschland,¹⁸ das Disserationsprojekt von Fadi Saleh (Göttingen) zu syrischen LGBTQI-Geflüchteten,¹⁹ die gerade am Zentrum für Gender Studies Marburg laufende Studie von Marion Näser-Lather zu Diskriminierung und sexualisierter Gewalt unter Studierenden²⁰ oder Beate Binder zu Ansätzen feministischer empirischer Rechtsforschung (auch) im Feld von Geschlecht und Sexualität).²¹

Der Blick auf Sexualitäten, Körper und Geschlechter hat sich in der Kommission seit ihrer Gründung gewandelt, nicht zuletzt unter dem Einfluss unterschiedlicher feministischer Perspektiven, queertheoretisch inspirierter epistemologischer wie methodischer Debatten und postkolonialer Ansätze. Dennoch ist Sexualität als Diskurs und Praxis, so lässt sich zusammenfassen, ein noch immer eher randständiges Forschungsfeld im Fachkontext, dem zumeist wenig Aufmerksamkeit und Anerkennung zukommt.

Aktuelle Debatten um die mögliche Neuausrichtung der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung

In der Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung hat sich die wachsende Unzufriedenheit mit der im Namen angezeigten – und als zu eng empfundenen – ›Zuständigkeit‹ in einer Debatte über den eigenen Namen artikuliert, die seit einiger Zeit geführt wird. Diese Debatte verweist zum einen auf die wachsende Bedeutung von Sexualität als Forschungsfeld und -perspektive, zum anderen zeigt sie die Vielfalt an Ansätzen und Zugängen in Hinblick auf Sexualität und Geschlecht, die in der Kommission beziehungsweise im Fach zusammenkommen.

Am radikalsten erscheint der Vorschlag, mit der Bezeichnung *Kommission für feministische und queere Anthropologie* (aktuelle) epistemologische Perspektiven und – neben der deutlichen Bezugnahme auf beide Ethnologien im deutschsprachigen Raum – zugleich die unhintergehbare Verschränkung von Geschlecht und Sexualität sichtbar zu machen.

18 *Helena Schiefer*: Stigmatisierung von weiblicher Sexarbeit (laufende Abschlussarbeit an der Universität Marburg, unveröffentlicht).

19 Vgl. *Fadi Saleh*: Queer/Humanitarian Visibility: The Emergence of the Figure of The Suffering Syrian Gay Refugee. In: *Middle East Critique* 29 (2020), Heft 1, S. 47–67.

20 *Marion Näser-Lather*: Diskriminierung und geschlechtsbasierte Gewalt im Hochschulkontext am Beispiel der Philipps-Universität Marburg. Projektlaufzeit Juli 2021 – Dezember 2022. URL: <https://www.uni-marburg.de/de/genderzukunft/forschung/diskriminierung-und-geschlechtsbasierte-gewalt-im-hochschulkontext> (Stand: 28.3.2022).

21 *Beate Binder* u. a.: Legal Gender Studies: Herausforderungen und Perspektiven feministischer Rechtskritik. In: *Feministische Studien* 39 (2021), Heft 2, S. 321–340.

Gegen diesen Namen argumentieren andere, dass damit queer-feministische Zugänge und Positionen privilegiert, andere jedoch marginalisiert würden. Besonders betont wurden in diesem Kontext Positionen, die sich auf ›feministische kritische Theorien‹ beziehen und sich von queer-feministischen und intersektionellen Ansätzen abgrenzen, sowie Positionen des marxistischen Feminismus, die die ›Queer-Debatte‹ als Neoliberalisierung des Wissens kritisieren.²²

Der ebenfalls gemachte Vorschlag *Kommission für feministische Forschung* wirft hingegen die Frage auf, ob empirisch kulturwissenschaftliche und ethnographische Geschlechter- und auch Sexualitätsforschung notwendigerweise und ausschließlich von feministischen Theorieangeboten und Zugängen getragen werden muss – und ob es nicht wichtiger sei, die disziplinäre Verortung im Namen zu führen, zum Beispiel durch die Bezeichnung als *Kommission für kulturanthropologische Geschlechterforschung* – obgleich damit, wie wiederum andere meinen, das Forschungsfeld weiterhin auf Geschlecht(er)verhältnisse eingegrenzt bleibe.

Einige wollen wiederum stärker genau dieses weite Forschungsfeld im Namen sichtbar machen, etwa durch die Bezeichnung *Geschlechterforschung und Sexualitäten*. Andere wollen beide Ebenen – epistemologische Herangehensweise und Gegenstand – zusammenbringen, wieder andere fordern in Bezug auf Zugangsweisen und theoretische Verortung größtmögliche Offenheit zu signalisieren, beispielsweise durch den schlichten Namen *Kommission für Geschlechterforschung*. Angeregt und gerahmt wird diese Debatte nicht zuletzt dadurch, dass in der Deutschen Gesellschaft für Kultur- und Sozialanthropologie ebenfalls eine Arbeitsgruppe zu Geschlecht und Sexualität aktiv ist, die *AG Gender & Sexualitäten | Queere Anthropologie*²³ – für uns Grund für Fragen nach Distinktion wie nach Zusammenschluss.

Die Debatte läuft noch, und egal, wie wir uns entscheiden, die Arbeit unserer Kommission und das Forschen zu Sexualität(en) und Geschlecht(ern) werden zentral für die Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie bleiben – zumindest wenn wir uns weiter dafür einsetzen.

Position beziehen! Gender und Sexualität als Feld politischer Auseinandersetzung

Geschlecht und Sexualität stellen nach wie vor zentrale Kategorien sozialer Strukturierung und Differenzierung dar und bilden zudem für eine auf Alltag(e) fokussierende Disziplin wichtige Forschungsfelder. Gender und Se-

22 Vgl. Yola Kıpçak: Marxismus vs. Queer Theory. In: derfunke.at, 29.6.2020. URL: <https://derfunke.at/theorie/marxismus-und-frauenbefreiung/11439-marxismus-vs-queer-theory-der-kampf-gegen-unterdrueckung-und-das-elend-der-postmoderne> (Stand: 8.5.2022).

23 *Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie*: Arbeits- und Regionalgruppen der DGSKA. URL: <https://www.dgska.de/arbeitsgruppen/> (Stand: 28.3.2022).

xualität sind so alltagsrelevant wie kaum ein anderes Thema und sollten damit als Querschnittsperspektive in allen Forschungsfeldern der empirischen Sozial- und Kulturanalyse eine Rolle spielen. Wie produktiv der Fokus auf Sexualität sein kann, hat nicht zuletzt die Studierendentagung 2021 gezeigt, die verschiedene Dimensionen von Sexualität ins Zentrum gestellt hat.

Doch jenseits solcher Argumente gibt es aktuell noch einen weiteren Grund, sich mit Sexualität auseinanderzusetzen: Sexualität und Gender sind gegenwärtig wieder verstärkt zu Schauplätzen antifeministischer, gender- und diversitätsfeindlicher Bewegungen geworden.²⁴ Eine ganze Bandbreite geschlechter- und sexualitätsbezogener Anliegen steht (erneut) auf der politischen Agenda, angefangen von der Anerkennung aller Sexualitäten und Gender und von transgender und queeren Rechten der Selbstbestimmung über Körper und Namen, über Fragen reproduktiver Gerechtigkeit, einschließlich des Umgangs mit Reproduktionstechnologien und der Bereitstellung reproduktiver Versorgungsinfrastrukturen, bis hin zu strafrechtlichen Regulierungen von Sexualitäten wie auch sexualisierter Gewalt. Davon zeugen etwa Auseinandersetzungen (nicht nur) in Deutschland um die Abschaffung von § 219 und § 218 StGB, Kämpfe in Polen um das verschärfte Abtreibungsverbot, die neue Abtreibungsgesetzgebung in Texas oder auch die (Nicht-)Ratifizierung beziehungsweise der Rücktritt von den Vereinbarungen der Istanbul-Konvention. Mit dieser hatten sich die unterzeichnenden Staaten verpflichtet, gegen sexualisierte und geschlechterbasierte Gewalt aktiv vorzugehen. In Frankreich und Italien werden Homosexuellenrechte durch rechtspopulistische Bewegungen in Frage gestellt, in Polen stark beschnitten und zugleich *LGBT-freie Zonen* ausgerufen. In Deutschland gehen fundamentalreligiöse und rechte Bewegungen und Parteien wie die *Demo für Alle* und die AfD gegen Sexualekundeunterricht an Schulen vor, der über Begehren und Körper aufklärt, die über heteronormative Konzepte hinausgehen; die AfD duldet Homosexualität nur im Rahmen konservativ-identitärer Vorstellungen und verurteilt Personen, die sich jenseits der Zweigeschlechtlichkeit verorten und sich nicht auf eine Geschlechtsidentität festlegen möchten.²⁵ Die Liste ließe sich leicht verlängern und zeigt eindrücklich die Prekarität selbst bereits errungener Rechte sexueller Selbstbestimmung.

24 Vgl. Sabine Hark/Paula-Irene Villa: *Anti-Genderismus: Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld 2015; vgl. Marion Näser-Lather u. a.: *Sex and Society. A Research Note from Social History and Anthropology*. In: Roger N. Lancaster/Michaela Di Leonardo (Hg.): *The Gender Sexuality Reader*. London/New York 1997, S. 153–168; Gabriele Dietze/Julia Roth: *Right-Wing Populism and Gender. European Perspectives and Beyond*. Bielefeld 2020; Evans-Pritchard, wie Anm. 10; vgl. Annette Henninger/Ursula Birs: *Antifeminismen. »Krisen«-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potential?* Bielefeld 2020.

25 Patrick Wielowiejski: *Identitarian Gays and Threatening Queers, Or: How the Far Right Constructs New Chains of Equivalence*. In: Dietze/Roth, wie Anm. 24, S. 135–146.

Diese aktuellen Widerstände gegen die Reformulierung tradierter Geschlechterordnungen und vereindeutigender Zweigeschlechtlichkeit²⁶ machen die Notwendigkeit von Forschungen zu Geschlecht und Sexualität mit ihren jeweiligen Politiken eindrücklich sichtbar. Es sollte aber über diese Gegenbewegung hinaus unser grundsätzliches Begehren sein, einem so wichtigen Feld alltäglicher, politischer und rechtlicher Wirklichkeiten unsere Aufmerksamkeit zu widmen und mit unseren fachspezifischen Kompetenzen der ethnographischen wie historischen Kulturanalyse das transdisziplinäre Feld der Sexualitätsforschung zu stärken. Die Beiträge in diesem Band führen die produktive Vielfalt möglicher Forschungsansätze und -felder eindrücklich vor Augen. Die (noch) Kommission für Frauen- und Geschlechterforschung lädt herzlich dazu ein, die Debatten der Tagung in ihrem Rahmen fortzusetzen. Wir freuen uns auf eure Impulse!



Prof. Dr. Beate Binder
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Europäische Ethnologie
M*hrenstraße 40/41
10117 Berlin
beate.binder@hu-berlin.de



Ass.-Prof. Priv. Doz. Dr. Marion Näser-Lather
Universität Innsbruck
Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie
Innrain 52d (Geiwi-Turm)
A – 6020 Innsbruck
marion.naeser-lather@uibk.ac.at

26 Vgl. Gero Bauer/Regina Ammicht Quinn/Ingrid Hotz-Davies: Die Naturalisierung des Geschlechts. Zur Beharrlichkeit der Zweigeschlechtlichkeit. Bielefeld 2018.

SZENEN DER POLYAMORIE – REVISITED: RETROSPEKTIVER BLICK AUF EINE FORSCHUNG

Karoline Boehm

Es ist nur ein Jahrzehnt her! Historisch betrachtet ein marginaler Zeitraum, doch lang genug, um eine Gegenwartsforschung alt werden zu lassen – zumindest in gewisser Hinsicht. Ich wurde eingeladen, zurückzuschauen: Im Jahr 2012 habe ich meine Diplomarbeit unter dem Titel *Praktiken der Polyamorie. Über offene Beziehungen, intime Netzwerke und den Wandel emotionaler Stile*¹ veröffentlicht. Bis heute ist sie die zentrale Publikation zum Thema innerhalb der Europäischen Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft.² Und auch über die disziplinären Grenzen hinaus fand die Forschungsarbeit Eingang in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskurs zu Intimität, Liebe, Beziehungsgestaltung und Sexualität³ sowie in diverse populärwissenschaftliche und nichtakademische Zusammenhänge.⁴

Auf der Grundlage einer Feldforschung aus den Jahren 2010/2011 in Wien beschreibe ich in der Forschungsarbeit die Herausbildung polyamorer Beziehungskulturen, biographische Deutungen und das Formieren einer ›Szene‹ von Akteur*innen, die konsensual nichtmonogam leben. Die polyamoren

-
- 1 Karoline Boehm: *Praktiken der Polyamorie. Über offene Beziehungen, intime Netzwerke und den Wandel emotionaler Stile*. Wien 2012 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 35).
 - 2 Vgl. Jana Haskamp: Ein ethnologischer Blick auf Polyamorie (11. 4. 2020). URL: <https://janahaskamp.de/ein-ethnologischer-blick-auf-polyamorie/> (Stand: 30. 8. 2022).
 - 3 Vgl. z. B. Volkmar Sigusch: Sexualitäten: Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten. Frankfurt am Main 2013, S. 403; Christian Klesse: Boehm, Karoline – *Praktiken der Polyamorie. Über offene Beziehungen, intime Netzwerke und den Wandel emotionaler Stile* (Buchbesprechung). In: Zeitschrift für Sexualforschung 27 (2014), Heft 1, S. 80–85; Günter Burkart: Soziologie der Paarbeziehung: Eine Einführung. Wiesbaden 2017, S. 270 f.; Karl Lenz/Marina A. Adler: Emotions, love, and sexuality in committed relationships. In: Norbert F. Schneider/Michaela Kreyenfeld (Hg.): *Research Handbook on the Sociology of the Family*. Cheltenham 2021, S. 314–327, hier S. 314.
 - 4 Neben Einladungen zu Beiträgen in verschiedenen Radiosendungen wie zum Beispiel dem ›Ö1-Radiokolleg‹, ›Radio Helsinki‹ oder dem ›Hochschulradio Köln‹ im Jahr 2014 sowie zu diversen Vorträgen in Ringvorlesungen und Ähnlichem erreichten mich in den Jahren nach der Publikation auch immer wieder Anfragen von Fernsehproduktionsfirmen, zuletzt von der ›Barbara Karlich-Show‹. Nichtwissenschaftliche Referenzen meiner Forschung finden sich zudem in diversen Zeitungen sowie zum Beispiel hier: *Reportage/Elisabeth Mittendorfer*: Polyamorie: Mehr als einen Menschen lieben. In: *Der Standard*, 22. 4. 2013. URL: <https://www.derstandard.at/consent/tcf/story/1363708610313/polyamorie-mehr-als-einen-menschen-lieben> (Stand: 30. 8. 2022); *Fabian Schwitzer*: Lieber eine Ehe oder die offene Beziehung? Jeder hat das Recht, sein eigenes Unglück zu wählen. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 29. 12. 2019. URL: <https://www.nzz.ch/feuilleton/ehe-oder-polyamorie-jeder-hat-ein-recht-auf-sein-unglueck-ld.1530715?reduced=true> (Stand: 30. 8. 2022).

Handlungen der Akteur*innen werden vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Parameter und heteronormativer Strukturen ihrer Zeit untersucht, weshalb zum Beispiel auch urbane Diversitätspolitik in Wien sowie Österreichs EU-Beitritt als Ausgangspunkte einer ›sanften Säkularisierung‹ als Einfluss nehmende Faktoren dargestellt werden.⁵

Während der Begriff und die Idee der Polyamorie damals noch reichlich Erläuterung brauchten und in meinem Umfeld ein regelrechtes Staunen hervorgerufen haben, sind sie heute im populärkulturellen Diskurs wohl bekannt. Sie gelten als eine von vielen möglichen Strategien, Beziehung, Sexualität, Begehren und intime Verbundenheit zu leben.

Zum Zeitpunkt meiner Forschung waren konsensual nichtmonogame Formen der Verbundenheit – meist umschrieben als ›Dreiecksbeziehungen‹ – medial nahezu ausschließlich Thema von Kulturproduktionen der Avantgarde. Die Schilderung einer nichtmonogamen Lebensweise schien – wissenschaftlich, popkulturell wie privat – aufsehenerregend und die Aspekte der Offenheit und Einvernehmlichkeit dabei verstärkten dies noch.

Das massengesellschaftliche Bewusstsein über den Variantenreichtum von intimen Handlungen und ihren dazugehörigen Organisationsformen, als die ich ›Beziehungen‹ an dieser Stelle bezeichnen möchte, ist heute ein komplett anderes.

Erklärbar wird dies durch gänzlich neue Informationsuniversen und Wissenszirkulationen im Kontext einer zwischenzeitlich allgegenwärtig gewordenen ›Kultur der Digitalität‹,⁶ die es 2010/2011 so noch nicht gab. Als zentral im Kontext der wachsenden Bekanntheit polyamorer und anderer nichtmonogamer Lebensstile kann heute unter anderem die vielfältig vernetzende und informierende Funktion von Social Media verstanden werden sowie eine in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren entstandene relative Fülle medialer Berichterstattung und Forschungen zum Thema, die seither entstanden sind.

Doch die gesellschaftsgestaltende Kraft der Digitalisierung zeigt sich auch auf andere Art. Sie kennzeichnet nicht nur den Forschungsgegenstand, das Handlungsfeld der Polyamorie, auf neue Weise, sondern sie bewegt auch Logik und Methodik des Forschens.

Im Hinblick auf meine damalige Feldforschung erscheint mir heute insbesondere auffällig, wie analog diese noch gedacht und ausgeführt war. Und das, obwohl ich bereits einen – den damals einzigen existierenden – digitalen Kommunikationskanal der ›Polyamorie-Szene‹ stark im Blick hatte: Eine mal mehr, mal weniger intensiv frequentierte Mailingliste.⁷

5 Vgl. *Boehm*, wie Anm. 1.

6 *Felix Stalder*: Kultur der Digitalität. Berlin 2016.

7 Vgl. auch *Karoline Boehm*: Empathie und Introspektion in einem Netz von Gleichgesinnten. Polyamore Begehrensstrukturen in virtuellen Räumen. In: Kornelia Hahn (Hg.): *E=3motion. Intimität in Medienkulturen*. Wiesbaden 2014, S. 39–50.

In gewisser Weise markiert meine Forschung damit einen (mikro-)historischen Wendepunkt, was die Kommunikation und fortwährende Konstitution als ›Szene‹ angeht.

Denn die ersten deutschsprachigen Gruppen zu Polyamorie auf der Social-Media-Plattform *Facebook* wurden just kurz nach Abschluss beziehungsweise kurz vor der Publikation meiner Forschung gegründet. Diese Many-to-Many-Kanäle der damals ›neuen‹ Medien kamen 2012 also erst auf und gewannen ihre Bedeutung auch dann erst allmählich, weshalb Kommunikation, Vernetzung oder das ›öffentlich Werden‹ über Social Media für meine Forschung noch keine Rolle spielten. Digitale Dating-Portale gab es zwar zum Zeitpunkt der Forschung schon einige, doch auch ihre Verbreitung nahm erst nach und nach zu und Polyamorie bildete damals dabei keine eigene Kategorie.

Der retrospektive Blick verdeutlicht, *wie* anders die Zeiten – trotz bereits allgegenwärtiger Computer- und Internetnutzung – damals waren und lässt erahnen, dass eine Forschung mit ähnlicher methodischer Herangehensweise und Fragestellung heute zu komplett anderen dichten Beschreibungen führen würde. Anders, weil die Forschungsweise so klar durch Interaktion vor Ort geprägt war. Und anders, weil die untersuchte Szene und die intimen Handlungen – trotz transnationaler Vernetzung und Verbundenheit einzelner Akteur*innen – so stark lokalisiert werden konnten und überwiegend im analogen Raum situiert waren. Auch das Verhältnis und die Wahrnehmungsweisen von Öffentlichkeit und Privatheit haben sich seither in grundlegender Weise verändert.

Während der erste Weg zu den Akteur*innen am Anfang meiner Forschung, bis auf eine kurze E-Mail, fast unausweichlich ein analoger war und die nötige Beziehungsarbeit zu den beforschten Subjekten und späteren Interviewpartner*innen, physisches Zusammenkommen eigentlich voraussetzte, würde sich dieser zentrale Schritt der Forschung heute mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit digital gestalten.

Ein anderer eklatanter Unterschied liegt in der Präsenz und Größe der ›Szene‹. Meine damalige Suche nach Anhaltspunkten und polyamoren Personen, war tatsächlich eine *Suche*. Ein anderer Faktor, der sich in zentraler Weise modifiziert hat, ist die verstärkte Sichtbarkeit polyamorer Lebensformen aufgrund eines gewandelten Selbstbewusstseins und neuer Plattformen im Digitalen.⁸

8 Da polyamore Lebensweisen nicht statistisch erfasst werden, lässt sich nicht klären, ob ihre Verbreitung in den letzten zehn Jahren stark zugenommen hat. Die massiv gestiegene Sichtbarkeit legt dies jedoch nahe. Schätzungen zu Folge leben in Österreich mehrere tausend Menschen polyamor und in Deutschland circa zehntausend Menschen. Vgl. *Lukas Wieselberg*: So leben und lieben die Polyamoren. In: science.ORF.at, 9.6.2019. URL: <https://science.orf.at/v2/stories/2986114/> (Stand: 30.8.2022); *Christine Watty*: Polyamorie – Weil Liebe nicht exklusiv ist. In: Deutschlandfunk Kultur, 3.9.2014. URL: <https://www.>

Die Möglichkeiten ›dabei‹ zu sein, teilnehmend zu beobachten, sowie die Chancen potenzielle Interviewpartner*innen treffen zu können, wären somit heute wohl um ein Vielfaches größer. Nicht nur im Digitalen, sondern auch in physisch-materialisierten Räumen. Zum einen gibt es heute weit mehr Veranstaltungen und Orte, an denen öffentliche Poly-Treffen stattfinden. Zum anderen ist von viel mehr Menschen erfahrbar, dass sie polyamor leben (zum Beispiel, indem sie in einer der vielen Poly-Gruppen auf Social Media agieren).

Inwieweit sich in Folge dieser vielschichtigen Veränderungen Diskurse innerhalb der ›Szene‹ gewandelt haben, wie polyamore Beziehungsalltage mittlerweile Gestalt annehmen und ausgehandelt werden, lässt sich von meinem heutigen Standpunkt aus schwer beurteilen. Ebenso, ob und wie sich Berührungspunkte zu anderen sexuell und emotional kodierten ›Szenen‹ verschoben haben und welche Wirkmacht die Mononormativität als Teilaspekt der Heteronormativität heute noch hat. Die Fragen wären eine neuerliche Untersuchung wert! Insbesondere auch, weil der – von mir theoretisch sorgsam entwickelte – Terminus der ›emotionalen und sexuellen Szene‹ in Bezug auf polyamore Lebensformen womöglich heute gar nicht mehr in gleicher Weise anwendbar ist und die Bedeutung der ›Szene‹ im Kontext einer fortschreitenden Pluralisierung der Lebensformen und der Normalisierung ihrer Diversität vielleicht überhaupt eine ganz andere ist – und und und ...

In jedem Fall erscheint mir die zunehmende Auseinandersetzung mit als deviant gedeuteten Formen von Begehren und Lebensweisen innerhalb der Europäischen Ethnologie/Empirischen Kulturwissenschaft lohnend und notwendig.

Wenn dieser Trend deviante emotional und sexuell kodierte Praktiken zu untersuchen – der meiner Ansicht nach von studentischem Forschen ausgeht – in der postgradualen Forschung und Lehre aufgenommen wird und sich fortsetzt, könnte sich hier eine irritierend beständige und große Lücke im Spektrum der fachlich etablierten Forschungsfelder schließen. Dies wäre wünschenswert, weil die spezifische methodenpluralistische und mikroanalytische Perspektive des ›Vielnamenfaches‹ eine sinnvolle Ergänzung zu Forschungen aus Psychologie oder Soziologie bildet, die die Themenfelder Beziehung, Liebe und Sexualität bislang stark besetzen. Das Forschungsfeld birgt viele Potenziale für europäisch-ethnologische Forschungen, besonders wenn analytische Konzepte, Perspektiven und differenzierte Termini der Gender-, Queer- und Postcolonial Studies hinzugezogen werden. Dadurch eröffnen sich zahlreiche erweiternde Zugänge, Gesellschaft zu beforschen, zu beschreiben und zu verstehen.

deutschlandfunkkultur.de/polyamorie-weil-liebe-nicht-exklusiv-ist-100.html (Stand: 30.8.2022).



Mag. Karoline Boehm
Museumsakademie Joanneum
Sackstr.16
A – 8010 Graz
karoline.boehm@museum-joanneum.at

MEHR SEX AN DER UNI – EIN PLÄDOYER

Michaela Koch

Die 33. Studierendentagung der *Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW)* (vormals: *Deutsche Gesellschaft für Volkskunde*) hat ein Thema in den Mittelpunkt gerückt, das viele Menschen anzieht, einige provoziert und andere fragend zurücklässt. Was hat denn Sex mit Universität zu tun? Gehört das nicht in das Schlafzimmer? Ja, für viele gehört Sexualität ins Schlafzimmer und was genau dort passiert, bleibt häufig im Dunkeln. Doch Sexualität auf intime Praktiken zwischen zwei Menschen in einem Schlafzimmer zu begrenzen, ist eine verklärende Romantisierung, die einer genaueren Betrachtung nicht standhält. Sexualität wird in diesem Verständnis reduziert und normiert – auf bestimmte Körper, bestimmte Orte und bestimmte Praktiken. Und diese Reduktionen und Normierungen gilt es, als solche sichtbar zu machen, kritisch zu befragen und weitere Dimensionen zu beleuchten.

Die Metapher von der Wissenschaft, die Licht in das Dunkle bringt, drängt sich hier förmlich auf. Doch mit diesem Licht ist eben nicht das sterile Leuchten einer medizinischen Untersuchungslampe oder der polizeilichen Taschenlampe bei einer Kontrolle gemeint. Kulturwissenschaftliche Sexualitätsforschung leuchtet auch im schwachen Schein einer Kerze oder eines Computerbildschirms, glitzert im schummerigen Licht der Abenddämmerung und blitzt stroboskopartig zu lauten Beats. Überhaupt scheinen Begriffe wie ›Zwielicht‹ und ›Halbdunkel‹ besser geeignet, um Sexualität bildlich ausdrücken zu können. Das liegt aber keineswegs daran, dass Sexualität etwas Schmutziges wäre oder etwas, das nicht genau zu erkennen sei. Vielmehr sind bei Sexualität die Grautöne, also Differenzierungen, wichtig. Es lohnt sich, genau hinzuschauen, denn der Untersuchungsgegenstand ist komplex und eine einfache – wenngleich nur metaphorische – Schwarz-Weiß-Malerei wird der Sache nicht gerecht.

Mit Medizin und Staat sind schon zwei große Agent*innen im Sexualitätsdiskurs angedeutet, die jeweils mit etlichen Regelungen in die Praktiken, die wir Sexualität nennen, eingreifen. Dabei geht es beispielsweise um Fortpflanzung oder um Sexarbeit. Es geht um (Liebes-)Beziehungen zwischen einer *bestimmten* Anzahl *bestimmter* Menschen mit *bestimmten* Ausweisdokumenten. Es geht um Geschlechtsidentität. Es geht um Familie. Es geht um (neue) Medien, Aufklärung und Selbstbestimmung. Es geht um (digitale oder medizinische) Technologien und um Zugang zu diesen. Es geht um Ökonomie, um Gesundheit, um Kriminalität, um Politik, um Religion. Es geht um Körper, um Moral, um Vergnügen und letztlich geht es auch um Macht – so zumindest Michel Foucault in seiner ›Geschichte der Sexualität‹.¹ Foucault

1 *Michel Foucault: Sexualität und Wahrheit 1: Der Wille zum Wissen.* Frankfurt am Main 1977.

hat gezeigt, dass der Diskurs von Sexualität als ›normal‹ und ›natürlich‹ eine normierende Konstruktion ist, die andere Konstruktionsprozesse verschleiert und unsichtbar macht. Und diese zahlreichen anderen Konstruktionsprozesse mit ihren vielseitigen Praktiken und Akteur*innen sind es, die die kulturwissenschaftliche Sexualitätsforschung ans Licht bringt.

Noch ein Absatz zum Thema Privatheit: Auch die moralisierende Rahmung von Sexualität als ›Privatsache‹ ist kein Grund, sich nicht wissenschaftlich mit Sexualität zu beschäftigen. Denn nicht nur die Frauenbewegung der 1970er-Jahre hat das Politische im Privaten erkannt und die Sphäre des Hauses/der Wohnung als einen Kampf- und Aushandlungsort sozio-politischer Verfasstheit identifiziert. Sara Ahmed hat in *Living a Feminist Life* (2017) den 70er-Jahre-Slogan weiterentwickelt und die Verbindung zwischen (Privat-) Leben und Theorieentwicklung hervorgehoben: »The personal is theoretical«², erklärt Ahmed und betont, dass das vermeintlich Abstrakte, das Theoretische immer im Alltagsleben verankert sein muss, um bedeutungsvoll zu bleiben.

Sexualität ist mit soziopolitischen, kulturellen, medizinisch-biologischen und juristischen Fragestellungen verschränkt und damit alles andere als ein akademisches Nischenthema. Und es ist gleichzeitig ein Thema, das sich auch für die große Bühne eignet, für quietschbunte Titelzeilen und für zweideutige Slogans – wie es das geile Tagungsheft spielerisch vormacht. In der zugespitzten Inszenierung der Tagung *Sex.Sex.Sex.* findet sich eine inhärente Antwort auf den moralischen Zeigefinger, der zuweilen erhoben wird: Denn kaum etwas zeigt den Konstruktionscharakter einer Sache so treffend, wie dessen Übertreibung. Beispielhaft genannt sei hier die Country Ikone Dolly Parton mit ihrer hyperfemininen öffentlichen Inszenierung. Parton kokettiert dabei gekonnt mit den gesellschaftlichen Anforderungen an Weiblichkeit, wenn sie anmerkt: »You'd be surprised how much it costs to look this cheap.«³ In der Übertreibung, in der ausgestellten Inszenierung, liegt die Entlarvung, wie wir auch aus Drag Performances wissen.

Beim Lesen des Tagungshefts (und sicherlich auch beim Lesen der Beiträge in diesem Band) wird deutlich, wie vielschichtig und komplex Sexualität als Gegenstand von Wissenschaft und Forschung ist. Am Zentrum Gender & Diversity (ZGD) stärken und fördern wir die interdisziplinäre, wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Geschlecht, Sexualität und weiteren Differenzkategorien in intersektionaler Perspektive. Ich bin also nicht zuletzt aus beruflichen Gründen für mehr Sex in der Uni und freue mich schon auf die große Bühne für die Book Launch Party.

2 Sara Ahmed: *Living a Feminist Life*. Durham/London 2017, S. 10.

3 Dolly Parton. In: twitter.com (30.1.2015). URL: <https://twitter.com/dollyparton/status/561292121135517696?lang=en> (30.5.2022).



Dr. Michaela Koch
Zentrum Gender & Diversity (ZGD)
Monetastraße 4
20146 Hamburg
michaela.koch@uni-hamburg.de

DIALOGE ÜBER SEXUALITÄTEN, KÖRPER UND GESCHLECHTER

K. C. Winterhalter und FSR EKW

Forschungszugänge zu Sexualitäten, Körper und Geschlechter

Lieben Dank für die Einladung zu diesem Gespräch. In ihm geht es um die Perspektive einer Studentin, die am Hamburger Institut für Empirische Kulturwissenschaft (vorher: Volkskunde/Kulturanthropologie) ihren Bachelor- und Masterabschluss gemacht hat. Es geht um meine persönlichen Erfahrungen hinsichtlich der Forschungszugänge zu den Themen dieses Tagungsbandes: Körper, Sexualitäten und Geschlecht. Dazu habt ihr – der Fachschaftsrat Empirische Kulturwissenschaft (FSR EKW)¹ der Universität Hamburg – mir einige Fragen gestellt. Diese beziehen sich auf die wissenschaftliche und disziplinäre Auseinandersetzung, aber auch auf den persönlichen Umgang mit den genannten Forschungszugängen und -feldern. Dabei spielen sowohl meine Erfahrungen während des Studiums meines Hauptfachs Empirische Kulturwissenschaft und meines Nebenfachs Geschichte, insbesondere thematische Lehrveranstaltungen, Studienprojekte und Hausarbeiten, aber auch die Organisation, Konzeption und Umsetzung der 33. Studierendentagung und des folgenden Redaktionsprozesses zu diesem Tagungsband eine maßgebliche Rolle.

Mir ist es sehr wichtig, dass ich versuche diese Fragen in niedrighschwelliger, inkludierender und zugänglicher Sprache zu beantworteten. Obwohl ich mir durchaus bewusst bin, dass (akademische) Begriffe immer auch ausschließend wirken. Außerdem weist dieser Beitrag einen eher essayistisch-reflektierenden Charakter auf. Ich greife auf ausgewählte kulturwissenschaftliche Konzepte zurück, die mir während meines Studiums begegnet sind. Ich versuche aber, sie möglichst durch Übersetzung in eine alltäglichere Sprache auch für Akteur*innen abseits des Faches greifbar zu machen.²

Ein Ziel dieses Beitrages ist es, meine studentischen Sichtweisen und persönlichen Eindrücke zu erläutern und aufzuzeigen, wie kulturwissenschaftliche Zugänge und Forschungsfelder zu Körper, Sexualitäten und Geschlecht im 21. Jahrhundert aussehen können. Gleichzeitig skizziere ich meine persönlichen Fähigkeiten, Interessen und Kompetenzen im Nachdenken und Sprechen über diese Themen. Der Ausgangspunkt meiner Sprecherinrolle und meiner Argumentation ist daher offengelegt: Es ist die Überlagerung von Studieninhalten und persönlichen Interessen und Fähigkeiten. Zudem weise ich darauf hin, dass ich hier bei dem Thema Geschlecht zwischen den

1 Das Interview mit Kim Chanel Winterhalter wurde vom FSR-Mitglied Manuel Bolz geführt.

2 Vgl. *Brigitta Schmidt-Lauber/Manuel Liebig* (Hg.): *Begriffe der Gegenwart. Ein kulturwissenschaftliches Glossar*. Wien 2022.

Begriffen ›sex‹ und ›gender‹ unterscheide – mit sex verweise ich auf das zugeschriebene Geschlecht, dass meist in naturwissenschaftliche Argumentationen eingebettet ist und mit gender meine ich das sozial konstruierte und historisch gewordene Geschlecht.³

Weiterhin spreche ich an dieser Stelle eine Content- und Triggerwarnung für die Interdependenzen von Gewaltformen aus, welche die Themenfelder durchdringen, auch um Betroffene von Diskriminierungsformen zu schützen. Dies ist mir ein Anliegen in diesen sensiblen Forschungsfeldern, da jene Formen für viele Akteur*innen deren Alltagswirklichkeit und Lebensrealität darstellen. Ich hoffe sehr, dass ich mit meinen Gedanken und Überlegungen zum Hinterfragen und Weiterdenken der genannten Forschungszugänge anrege, denn so soll dieser Beitrag auch verstanden werden – Viel Spaß beim Lesen!

Liebe Kim, was bedeutet Empirische Kulturwissenschaft (EKW) für dich? Welches Wissenschaftsverständnis, welche Fachlogiken und Arbeitsweisen verfolgt sie deiner Meinung nach? Was sind ihre Ziele und wieso ist sie relevant?

Das sogenannte ›Vielnamenfach‹ – denn EKW ist nur eine der möglichen Fachbezeichnungen – ist für mich zum einen ein an der Universität angesiedelter und institutionalisierter Studiengang, der mir die letzten Jahre viele bisher unbekannte und spannende Perspektiven auf die Komplexität von menschlichen Alltags eröffnet hat. Ich verstehe die Empirische Kulturwissenschaft als eine Disziplin und damit als einen spezifischen wissenschaftlichen Zugang, Menschen, ihre sinnstiftenden Zusammenhänge und ihre konstruierten Weltbilder zu untersuchen.⁴ Weiterhin ist es Kulturwissenschaftler*innen möglich, Menschen als Individuen zu begreifen und einzelne Sichtweisen in den wissenschaftlichen Diskurs einzubringen, gerade auch, um mögliche Leerstellen in ihrer Repräsentation zu füllen. Im Fokus steht dabei die Alltagskultur, in der Menschen ihrem Leben Sinn verleihen und durch kreative Handlungsstrategien soziale Ordnungen herstellen. Da diese Mechanismen und Strukturen oftmals unhinterfragt, habituell eingeschrieben sind und deshalb im Verborgenen bleiben, können kulturwissenschaftliche Forschungen diese an die Oberfläche bringen und sichtbar machen. Durch den Fokus auf empirisch-ethnographische und historisch-anthropologische Methoden kann oftmals unterrepräsentierten Perspektiven eine Stimme gegeben werden, was zugleich die Frage nach politischen, aktivistischen und engagierten Zugängen aufwirft.⁵ Ferner klingt hier bereits an,

3 Vgl. *Regine Gildemeister*: Soziale Konstruktion von Geschlecht: Fallen, Missverständnisse und Erträge einer Debatte. In: Claudia Rademacher/Peter Wiechens (Hg.): *Geschlecht – Ethnizität – Klasse. Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz*. Opladen 2001, S. 65–70, und *Anna Amelina/Helma Lutz*: *Gender and Migration. Transnational and Intersectional Prospects*. New York 2019, S. 1–5.

4 Vgl. *Rolf Lindner*: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 99 (2003), S. 177–188.

5 Vgl. *Karl H. Hörning/Julia Reuter*: *Doing Culture. Kultur als Praxis*. In: dies. (Hg.): *Doing Culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld 2004,

wie eigene Interessen und persönliche Stärken sich mit Forschungsfeldern und Fragestellungen kombinieren lassen und wie dies auch gewünscht ist.⁶

Wann, wo und wie sind dir die Themen wie Körper, Sexualitäten und Geschlechter während des Studiums begegnet?

Von Beginn meines Studiums an wurden mir die Forschungsfelder Körper und Gender als spezifische Forschungszugänge zu Akteur*innen und ihren Wirklichkeitskonstruktionen nähergebracht. So können sie bei den meisten Forschungen – natürlich je nach Forschungsdesign – eine wichtige Rolle spielen und das Erkenntnisinteresse leiten. Körper, Körperlichkeit, Körperbilder und -wahrnehmungen können also hinsichtlich der materiellen Dimensionen alltäglicher Lebenswelten⁷ als fruchtbare Perspektiven dienen. Es ist notwendig, diese Perspektiven relational zu sehen, also mit anderen Analysekatégorien in Beziehung zu setzen. Wir Menschen bewegen uns schließlich als sinnliche Körper auf dieser und durch diese Welt. Körper sind nicht von unseren Umwelten losgelöst.

In den kulturwissenschaftlich orientierten Gender Studies wird – wie der Name schon verrät – gender als sozial konstruierte und sex als zugeschriebene Geschlechterkategorie in den Fokus gerückt.⁸ In einem Seminar eingangs meines Studiums beschäftigten wir uns mit Paarbeziehungen. Auch das Thema Gender wurde in diesem Kontext aufgegriffen. Allerdings hätte hier, je nach Forschungsinteresse, auch ein Fokus auf Sexualitäten gelegt werden können. Zu diesem Zeitpunkt meines Studiums fühlte ich mich hinsichtlich meines inhaltlichen und methodischen Wissens in diesem Bereich allerdings selbst noch zu unsicher, weshalb ich mich auf andere Fragestellungen konzentrierte.⁹ An dieser Stelle ist es wichtig, auf die

S. 9–15, und *Stefan Beck*: Vergesst Kultur – wenigstens für einen Augenblick! Oder: Zur Vermeidbarkeit der kulturtheoretischen Engführung ethnologischen Forschens. In: Sonja Windmüller/Beate Binder/Thomas Hengartner (Hg.): Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkscundlichen Kulturwissenschaft. Berlin 2009 (= Studien zur Alltagskulturforschung, Bd. 6), S. 48–68.

6 Vgl. auch *Rolf Lindner*: Wer wird Ethnograph? Biographische Aspekte der Feldforschung. In: Ina Maria Greverus/Konrad Köstlin/Heinz Schilling (Hg.): Kulturkontakt – Kulturkonflikt. Tagungsband zum 26. Deutschen Volkskundekongress in Frankfurt 1986. 2 Bände, Frankfurt am Main 1988 (= Notizen, Bd. 28), hier Band 1, S. 99–107.

7 Vgl. *Gudrun M. König*: Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft. In: Kasper Maase/Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkscundlichen Kulturwissenschaft. Köln 2003, S. 95–118; *Hans Peter Hahn*: Dinge als Herausforderung. Einführung. In: ders./Friedemann Neumann (Hg.): Dinge als Herausforderung. Kontexte, Umgangsweisen und Umwertungen von Objekten. Bielefeld 2018, S. 9–32, und *Gudrun M. König/Zuzanna Papierz*: Plädoyer für eine qualitative Dinganalyse. In: Sabine Hess/Johannes Moser/Maria Schwertl (Hg.): Europäisches Ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin 2013, S. 283–307.

8 Vgl. *Gildemeister*, wie Anm. 3, S. 65–70, und *Amelina/Lutz*, wie Anm. 3, S. 1–5.

9 Ich belegte das Seminar zu Beginn meines Bachelorstudiums, weshalb mir davon abgeraten wurde, mich in den ersten Schritten meines Studiums solchen komplexen Themen zu widmen. Aus heutiger Perspektive finde ich es eher schade, dass mir bei Interesse an

Verknüpfungen unterschiedlicher Perspektiven zu verweisen, die sich vor allem in dem Konzept der Intersektionalität wiederfinden lassen, also den Fokus auf Formen der Mehrfachdiskriminierung wie Diskriminierungen aufgrund von Geschlechterkonstruktionen, sexueller Orientierung, Alter, *race*, sozioökonomischer Lebensbedingungen oder Religion lenken, um nur einige Verflechtungen zu nennen.¹⁰ So setzten wir uns im Seminar *Technik und Geschlecht* (Dozentin: S. Booz) im Wintersemester 2017/18 mit Interdependenzen, Schnittstellen und Überlappungen von lebensweltlichen Kategorien auseinander und stellten die so entstandenen Reibungsmomente in einen gemeinsamen Zusammenhang. Weiterführend wurden diese Perspektiven der Intersektionalität in Seminaren des Masterstudiums vertieft. Diese Sichtweisen stellen machtsensible Wirklichkeitszugänge dar und liefern wechselseitige Perspektiven in Bezug auf genderspezifische Fragestellungen. Komplexe Macht- und Herrschaftsverhältnisse werden damit in den Fokus gestellt, die sozial wirksame Kategorien miteinander verknüpfen und damit die Eindimensionalität von Genderperspektiven aufbrechen.¹¹

In meiner gesamten Studienlaufbahn hatte ich allerdings wenig Berührungspunkte mit der Thematik rund um Sexualitäten, was ich – rückblickend betrachtet – sehr schade finde. Im Allgemeinen wird über Diskurse des Sexuellen, sexuelle Praktiken und Materialitäten des Sexuellen nicht immer offen und selbstbewusst gesprochen. Dies spiegelte sich meiner Erfahrung nach während meiner Zeit an der Universität auch im Studienalltag wider. Ein Blick in diese Richtung könnte aber viele Potenziale bergen, wie es sich ja bei der seit 2019 geplanten Studierendentagung rund um das Thema *Anthropology of Sex, Bodies and Gender* zeigte.¹² Erst bei dieser Gelegenheit konnte das Thema Sexualitäten in meinem Studierenden-Dasein erneut ins Zentrum kulturwissenschaftlicher Auseinandersetzungen gestellt werden. Außerdem sind der letzte große Kongress und die letzte Studierendentagung zu den Themen schon mehrere Jahrzehnte her. Natürlich gibt es in fast jeder universitären Landschaft verschiedene Zentren und Institutionen, die

diesen Thematiken kein Mut zur Erkundung zugesprochen wurde. Was ich allerdings nachvollziehen kann, da es mit einem hohen Aufwand an eigenständiger Wissensaneignung verbunden gewesen wäre. Außerdem erfordert eine tiefergehende Auseinandersetzung ein vertieftes Methodenbewusstsein. Dies verweist vielleicht auf die Hürden während des Studiums, wenn es darum geht die Seminare und damit einhergehenden Leistungserbringungen pragmatisch zu gestalten.

- 10 Vgl. *Carolin Küppers*: Intersektionalität. In: *Gender Glossar*, 8.1.2014. URL: <https://www.gender-glossar.de/post/intersektionalitaet> (Stand: 2.10.2022).
- 11 Vgl. *Beate Binder/Sabine Hess*: Intersektionalität aus Perspektive der Europäischen Ethnologie. In: *Sabine Hess/Nikola Langreiter/Elisabeth Timm* (Hg.): *Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen*. Bielefeld 2011, S. 15–52, und *Amelina/Lutz*, wie Anm. 3, S. 6–11.
- 12 Am Institut für Sozial- und Kulturanthropologie der Freien Universität Berlin ist jüngst eine Arbeitsstelle für Gender-Body-Sexuality eingerichtet worden. URL: https://www.polsoz.fu-berlin.de/ethnologie/forschung/arbeitsstellen/gender_body/index.html (Stand: 11.2.2022).

sich mit den assoziierten Themenfeldern befassen. So gibt es in Hamburg zum Beispiel das *Zentrum Gender & Diversity* (vorher *Zentrum GenderWis-sen*) mitsamt der 1984 gegründeten Gender-Bibliothek. Dieses Zentrum bietet – neben Veranstaltungen und Zertifikaten – Lehrveranstaltungen zu den Themen Sexualität, Geschlechter und Diversity/Intersektionalität für Studierende verschiedener Hamburger Hochschulen an. Aktuell wurde die Leitung von Michaela Koch übernommen, welche auch einen Beitrag zu diesem Tagungsband beige-steuert hat (siehe *Mehr Sex an der Uni – Ein Plädoyer*). Es bringt unterschiedliche Disziplinen und Wissensbestände zusammen. So können Menschen mit Forschungsneugier, Interesse an diesen Themen oder anderen Beweggründen versuchen, die Leerstellen, die im Alltag entdeckt werden, zu schließen.

Wie können diese Themen deiner Meinung nach historisch und ethnographisch untersucht werden? Welche Rolle nehmen die kulturwissenschaftlichen Perspektiven und Forschungszugänge ein?

Grundsätzlich ist anzumerken, dass diese Themenfelder keinesfalls als ahistorisch oder statisch einzuordnen sind, sondern historischen Entwicklungen unterliegen. Diese Prozesshaftigkeit des Wissens anzuerkennen, ist in der wissenschaftlichen Re-Konstruktionen wichtig. So lassen sich zum Beispiel mit Hilfe von historischen Quellen diskursive Entwicklungen über eben solches Wissen formulieren und dadurch Aussagen über gesellschaftliche Normen- und Wertesysteme treffen. Denn diese sind hergestellt und befinden sich stetig im Wandel, sodass historische Forschungszugänge diese Entwicklungen sichtbar machen und in Kontext setzen können.¹³ Gerade wenn es um die Sichtbarmachung von Wissensordnungen und Macht geht, können Diskursanalysen aufschlussreich sein.¹⁴ Des Weiteren können sich diese Formen der Wissensproduktion und des -transfers von der überindividuellen und diskursiven Ebene in Alltagspraktiken niederschlagen.

Zudem bieten viele ethnographische Methoden Zugang zu diesen Feldern, worauf ich aufgrund des Umfangs nicht im Einzelnen eingehen werde, sondern vielmehr auf anschließende und ergänzende Perspektiven blicken möchte, die teilweise noch nicht so stark in der EKW etabliert sind, wie es

13 Vgl. *Jens Wietschorke*: Historische Kulturanalyse. In: Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern 2014, S. 160–176; *Sven Steinacker*: Historische Ethnographie. Der Forscher im Staub der Aktendeckel. In: Friederike Heinzel u. a. (Hg.): Auf unsicherem Terrain. Ethnographische Forschung im Kontext des Bildungs- und Sozialwesens. Wiesbaden 2010, S. 67–81, und *Astrid Möller*: »Die Gegenwart töten«. In: Hans-Joachim Gehrke/dies. (Hg.): Vergangenheit und Lebenswelt. Soziale Kommunikation, Traditionsbildung und historisches Bewußtsein. Tübingen 1996, S. 1–8.

14 Vgl. *Sabine Eggmann*: Diskursanalyse. Möglichkeiten für eine volkscundlich-ethnologische Kulturwissenschaft. In: Sabine Hess/Johannes Moser/Maria Schwertl (Hg.): Euro-päisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin 2013, S. 55–77, und *Oliver Kiefl*: Diskursanalyse. In: Bischoff/ Oehme-Jüngling/Leimgruber, wie Anm. 13, S. 431–444.

beispielsweise Interviews und teilnehmende Beobachtungen längst sind.¹⁵ Besondere Bedeutung könnte im Hinblick auf die Erforschung von Körpern und Sexualitäten der autoethnographische Zugang erfahren, da hier der eigene Körper fokussiert und als Erhebungsinstrument nutzbar gemacht werden kann. Denn Forscher*innen greifen ohnehin in das Forschungsfeld ein und konstituieren durch ihre materialisierten Körper das Feld stets mit, sodass es naheliegender scheint, die Autoethnographie als Zugang zu solchen Forschungsfeldern in Erwägung zu ziehen.¹⁶ Weiterführend sehe ich in diesem Zuge vor allem sensorische Forschungszugänge als äußerst fruchtbar an, denn das Spüren, Empfinden und Fühlen der Forschenden kann differenzierte Erkenntnisse über den Aufbau der sozialen Welt liefern, die in Zusammenhang mit eher ›klassisch‹ erhobenen Daten gesetzt werden können, ohne sie aber gegeneinander auszuspielen. Mit dem Fokus auf die Sensorik der Alltagswelt erschließen sich noch bisher unbekanntere Wissensdimensionen.¹⁷

Wieso ist es deiner Meinung nach wichtig, etwas über solche Themen (im Studium) zu wissen, aber vielleicht auch darüber hinaus?

Diese Themen betreffen uns als Menschen auf die ein oder andere Art und Weise alle, da wir uns als Körper auf dieser Welt manifestiert bewegen. Auch Sexualitäten, sexuelle Orientierungen und Geschlechtsidentitäten lassen sich in, mit und bei uns Menschen ganz individuell oder überindividuell wiederfinden, sodass es naheliegender scheint, sich dieser Themenfelder bewusst zu sein und sich damit kulturwissenschaftlich auseinanderzusetzen. Nicht unbemerkt sollten dabei aber cis-heteronormativ geprägte Vorstellungen in der Dominanzgesellschaft sein, die es stetig kritisch zu hinterfragen und zu dekonstruieren gilt. Hier sollten damit einhergehende (intersektionale) Diskriminierungsformen zur Sprache gebracht werden, um auf diese im ersten Schritt überhaupt erst einmal aufmerksam zu machen. Außerdem sind diese Bereiche ohnehin miteinander verknüpft, sodass sich die Forschungsperspektiven potenzieren, sobald mensch ein Auge darauf wirft. Als kulturelle und gesellschaftlich betrachtete Gegenstände sind sie darüber hinaus als

15 Vgl. *Miriam Cohn*: Teilnehmende Beobachtung. In: Bischoff/Oehme-Jüngling/Leimgruber, wie Anm. 13, S. 71–85; *Judith Schlehe*: Formen qualitativer ethnographischer Interviews. In: Bettina Beer (Hg.): *Methoden ethnologischer Forschung*. 2003 Berlin, S. 119–142, und *Marketa Spiritova*: Narrative Interviews. In: Bischoff/Oehme-Jüngling/Leimgruber, wie Anm. 13, S. 117–130.

16 Vgl. *Andrea Ploder/Johanna Stadtbauer*: Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählung für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 116 (2013), Heft 3–4, S. 373–404, hier S. 375, und *Carolyn Ellis/Tony E. Adams/Arthur P. Bochner*: Autoethnography. An Overview. In: *Qualitative Social Research* 12 (2011), Heft 1, S. 4. URL: <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1589/3096> (Stand: 2.7.2022).

17 Vgl. *Sebastian Mohr/Andreas Vetter*: Körpererfahrung in der Feldforschung. In: Bischoff/Oehme-Jüngling/Leimgruber, wie Anm. 13, S. 101–116, hier S. 101.

Teil des Geflechts oder Bedeutungsgewebes, was wir als Kultur betrachten, mit unseren Alltags- und Praktiken verwoben.¹⁸

Zugleich bedarf es weiterhin einer Enttabuisierung schambehafteter Thematiken wie Sexualität. Offen darüber zu sprechen, erscheint mir selbst in meinem persönlichen und privaten Umfeld eher als die Ausnahme. Unsere Studierendentagung soll genau hier ansetzen, intervenieren und zu der Erforschung solcher Felder ermutigen. Mir persönlich ist es wichtig, Diskussions-, Denk- und Erfahrungsräume zu eröffnen, in denen aufgeschlossener über diese Anliegen und Forschungsvorhaben gesprochen werden darf und kann – denn auch das, so scheint es mir, muss erst einmal erlernt werden. Die Thematiken können dabei sehr sensible Felder, Erfahrungen und Fragestellungen umfassen. Dies kann allerdings kulturwissenschaftlich-analytische Potenziale bieten, um Aufmerksamkeit auf solche Themen und ihren Stellenwert in menschlichen Alltags zu schaffen. Aber: Es ist Vorsicht geboten! Von besonderer Bedeutung sollte bei dieser hohen Sensibilität der Schutz von Betroffenen sein, die diskriminierende, gewaltvolle oder unangenehme Erfahrungen im Zusammenhang mit diesen Lebensbereichen machen mussten und immer noch müssen.¹⁹ Dahingehend kann Forschung auch aktivistische Schritte gehen. Dazu allerdings später mehr.

Gibt es konkrete Forschungsfelder, die dir während des Studiums begegnet sind? Wo lagen vielleicht Leerstellen, Potenziale und Herausforderungen?

In meinem Studium sind mir – wie bereits skizziert – einige Themenbereiche über den Weg gelaufen. Viele Felder werden interdisziplinär erforscht. So begegneten mir die Gender Studies nicht nur in meinem Hauptfach, der EKW (vorher Volkskunde/Kulturanthropologie), sondern ebenso in meinem Nebenfach, der Geschichtswissenschaft. Konkret behandelten wir die Technikgeschichte im Alltag zu Zeiten von einschlägigen technischen Entwicklungen. So war es mir möglich, die spezifische Perspektive der Gender Studies in meine Überlegungen und Ausarbeitungen einfließen zu lassen. Es handelte sich dabei um die Techniknutzung im Alltag, welche in dichotome, in diesem Falle spezifisch männlich und weiblich zugeschriebene, Sphären unterteilt war. Durch Zuschreibungen wurde in die private (eher weiblich gelesene) und öffentliche (eher männlich gelesene) Sphäre unterschieden, denen unterschiedliche Vorstellungen von Öffentlichkeit und Teilhabe zugrunde liegen. Die private Sphäre umfasste den weiblich zugeschriebenen Arbeitsbereich ›Haushalt‹ und damit auch all deren technische Errungenschaften, während die öffentliche Sphäre der vermeintlich technikaffinen Arbeitswelt den männlich gelesenen Personen angeheftet war. Auch hier

¹⁸ Vgl. Lindner, wie Anm. 4, S. 177–188.

¹⁹ Vgl. *Safe the Dance: Awareness Leitfaden*. URL: <https://safethedance.de/awareness-leitfaden/> (Stand: 9.1.2022); *Wir müssten mal reden: Awareness Glossar*. URL: <https://wir-muesstenreden.blogspot.com/p/woketionary.html> (Stand: 9.1.2022) und *Neue Deutsche Medienmacher*innen: Glossar*. URL: <https://glossar.neuemedienmacher.de/glossar/preview:a/> (Stand: 2.10.2022).

wird deutlich, wie sehr sich dichotome, starre, im Alltag manifestierte Zuschreibungen historisch und kulturell, sozial und politisch entwickeln und verankern.²⁰ In meinem Hauptfach standen des Öfteren die Gender Studies im Fokus. So auch in dem bereits erwähnten Seminar zu Technik und Geschlecht, das sich mit heteronormativen, dominanzgesellschaftlichen Zuschreibungen beschäftigte und durch kritisches Hinterfragen ein Aufbrechen dieser konstruierten Vorstellungen und Zuschreibungen zum Ziel hatte. Ganz unterschiedliche mikroanalytische Perspektiven konnten somit gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge aufdecken und soziale, politische und kulturelle Einflüsse kenntlich machen.²¹

In meinem Studium begegneten mir Forschungen zu Queer Studies allerdings nur punktuell. Ich kann sie also als eine Lücke in meinem Studienverlauf benennen, da ich aus den Seminarkontexten wenige bis gar keine Berührungspunkte in Erinnerung habe.²²

Im Zusammenhang mit den oben angeschnittenen Diskriminierungsformen und Mehrfachdiskriminierungen in diesen Forschungsfeldern, scheint mir eine weitere Leerstelle erwähnenswert. In meinem Studium wurde ich zwar über die Reflexion der Forscher*innenrolle und -position mit der Auseinandersetzung meiner eigenen Privilegien konfrontiert, dies allerdings nur oberflächlich. Gerade in diesen sensiblen Forschungsbereichen sollten tiefere Reflexionsprozesse stattfinden, um Reproduktionen von Diskriminierungsformen zu vermeiden.

Dass wir uns in unserem Fach bewusst sein müssen, dass es immer Leerstellen geben wird, ist nichts Neues. Wissen(schaft) und Wissenschaftsverständnisse unterliegen einem stetigen Wandel, sodass sich dementsprechend immer neue Perspektiven, Methodologien und theoretische Perspektiven und damit neue Forschungsthemen eröffnen werden. Um diesen Defiziten in der Sichtbarkeit und der Repräsentation von Akteur*innen entgegenzuwirken, gibt es am Hamburger Institut verschiedene Anknüpfungspunkte,

20 Vgl. *Kim Chanel Winterhalter*: Die Darstellung der Frau im Technisierungsprozess des Haushalts. Hausarbeit an der Universität Hamburg 2019, Mscr., S. 1–17.

21 Vgl. *Corinna Bath*: Wie kommt Geschlecht in technische Artefakte 'hinein'? Gender-skripte und Konfigurationen von NutzerInnen. In: dies.: De-Gendering informatischer Artefakte. Grundlagen einer kritisch-feministischen Technikgestaltung. Dissertation an der Universität Bremen (Open Access). Bremen 2009, S. 78–88. URL: <https://d-nb.info/1071993984/34> (Stand: 2.10.2022) und *Thomas Hengartner*: Technik – Kultur – Alltag. Technikforschung als Alltagskulturforschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108 (2012), Heft 1, S. 117–139.

22 Vgl. *Maria Castro Valera/Nikita Dhawan*: Normen, Subjekte, Gewalt. Mit Butlers Politik gegen hegemoniale Heteronormativität. In: Gerald Posselt/Tatjana Schönwälder-Kuntze/Sergej Seitz (Hg.): Judith Butlers Philosophie des Politischen. Kritische Lektüren. Bielefeld 2018, S. 125–150, hier S. 127; *Bettina Kleiner*: Heteronormativität. In: *Gender Glossar* 6 (2016), S. 96 f.; *Julia Hartmann/Christian Klesse*: Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Eine Einführung. In: Julia Hartmann u. a. (Hg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden 2007, S. 9–16, hier S. 9.

Forschungsprojekte und Initiativen. So zum Beispiel das Studio zum Thema *Social Inequality/Diversity*²³, von dem Lara Hansen und Hannah Rotthaus in ihrem Beitrag in diesem Sammelband berichten (siehe *Feministische Wissenschaftskritik und die Notwendigkeit von Allianzen im Forschungsalltag – ein Kommentar*). Nicht nur thematisch tun sich in diesen Forschungsbereichen Herausforderungen auf, die es zu händeln gilt. Auch disziplinspezifische und methodische Lücken fallen hier besonders ins Auge, wie es in dem Beitrag von Ina Kuhn (siehe *Sex zwischen Teilnahme und Beobachtung*) deutlich wird.

Ich sehe klare Herausforderungen in der eher sporadisch zu findenden Literatur zu diesen Forschungsbereichen und Methoden, die thematisiert, wie und zu was geforscht werden kann, welche Grenzen hinsichtlich der Nähe zum Feld gezogen werden und welcher Sprache sich Forscher*innen in diesem Zusammenhang bedienen können. Großes Potenzial kann ich jedoch in transdisziplinären Ansätzen finden, die unbekanntes Terrain eher explorativ erforschen und erste Schritte wagen, diese Leerstellen zu füllen. Sich über die Mikroperspektive Phänomene von bestimmten Forschungsfeldern anzuschauen, ohne diese Felder jahrelang studiert zu haben (wie es in einigen Methodenbüchern idealtypisch propagiert wird), ist ein Spezifikum der Empirischen Kulturwissenschaft. Diese Zugänge zu sensiblen Forschungsfeldern können andere Forscher*innen ermutigen und ihnen vielleicht die Angst vor diesen Feldern zumindest ein bisschen nehmen.²⁴ Außerdem kann vom Austausch und Netzwerken zu Themen wie Gender, Sexualitäten und Körper profitiert werden, wie es bei der Studierendentagung der Fall war. Forscher*innen und Interessierte kamen in direkten Austausch zu Unsicherheiten und Fragen, die sie während ihrer Forschungen beschäftigten.

Das verleiht den Lücken zunächst eine Sichtbarkeit, um anschließend darauf hinzuarbeiten, diese Leerstellen (gemeinsam) füllen zu können.

*Was würdest du Studierenden und Interessent*innen mit auf den Weg geben? Wo sollten sie anfangen, wo aufhören, vor allem wegen begrenzter finanzieller, personeller und zeitlicher Ressourcen?*

In erster Linie möchte ich alle ermutigen, (cis-)heteronormative und dominanzgesellschaftliche Konstruktionen und Vorstellungen stets kritisch zu hinterfragen und neugierig zu bleiben. Denn die Neugierde und die Diskussionsfreude treibt Menschen voran, Fragen zu stellen und den Horizont zu erweitern. Dabei ist es sehr wichtig, sensibel mit diesen Thematiken um-

23 Eine Übersicht der Studios ist zu finden unter URL: <https://www.kulturwissenschaften.uni-hamburg.de/ekw/forschung/studios.html> (Stand: 9. 1. 2022). Für die Auseinandersetzung mit historisch-archivalischen Quellen und Fragestellungen wurde die ›historisch-kulturwissenschaftliche Werkstatt (hkw)‹ geschaffen. URL: <https://www.kulturwissenschaften.uni-hamburg.de/ekw/forschung/historisch-kulturwissenschaftliche-werkstatt.html> (Stand: 13. 11. 2022).

24 Vgl. Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 51–66.

zugehen und in Anbetracht dessen zu kommunizieren und wohlwollend auf Menschen zuzugehen. Aktives Zuhören und Empathie sind hier vor allem zwei wichtige Stichworte. Hinzu kommt nachzufragen und eben diese Forschungsfelder ins Auge zu fassen. Weiterhin kann an den eigenen Universitäten und Institutionen auf Ansprechpersonen und Gruppierungen, die Expertise mitbringen, zugegangen werden, um sich Informationen einzuholen – wie das einige kollaborativ arbeitende Labore, Studios und Werkstätten anbieten (wie es Hannah Rotthaus und Lara Hansen in ihrem Beitrag *Feministische Wissenschaftskritik und die Notwendigkeit von Allianzen im Forschungsalltag – ein Kommentar beschreiben*). Dies gilt gleichfalls für externe Institutionen und Vereine. Nach Rat zu fragen, in Büchern zu schmökern, Konferenzen und Tagungen zu besuchen, sich zu vernetzen und auszutauschen, kann hilfreich sein, wenn Studierende Interesse an Themen wie Gender, Sexualitäten und Körper zeigen. Auf universitätspolitischer Ebene können Stabstellen für Gleichstellung²⁵ wertvolle Anlaufstellen darstellen und statusgruppenübergreifende Diskussionen anregen.²⁶

Bezüglich unterstützender Ressourcen möchte ich auf einige Kleinigkeiten aufmerksam machen, die hinsichtlich meines Umgangs mit diesen Themen aufgekommen sind. Persönlich betrachtet wurde ich oftmals mit meiner eigenen Emotionalität und eigenen Gefühlslagen im Forschungsprozess konfrontiert. Ich war dazu angehalten, auf der Ebene der Gefühle ausgewogen zu haushalten, indem ich mir Auszeiten nahm, Support suchte und in einen Reflexionsprozess meiner Erlebnisse eintauchte. Diese Form von Emotionsarbeit im (ethnographischen) Forschungsprozess zeigt sich ebenfalls, wenn ich auf die Vielfalt an sehr intimen, teils gewaltvollen Themen in diesem Sammelband hinweise.

Diese Reflexionen können für Forschungen fruchtbar gemacht werden und ertragreiche Erkenntnisse liefern.²⁷ Sich über aufkommende Gefühle mit anderen auszutauschen, kann ebenfalls als Stütze dienen, die eigenen persönlichen Ressourcen ausbalanciert nutzen zu können. Dies ist insbesondere dann hilfreich, wenn im Laufe des Studiums zeitliche, persönliche, emotionale und auch moralische Ressourcen kontinuierlich ausgeglichen werden müssen. Vor- und Nachbereitung von Studieninhalten, persönliche Hobbies, Arbeitstätigkeiten und das soziale Leben sind Bereiche, die aufeinander abgestimmt werden müssen. So möchte ich an dieser Stelle auch auf Burnouts und Erschöpfungszustände hinweisen, die in Studienbiographien und -ver-

25 Vgl. Universität Hamburg: Stabsstelle Gleichstellung. URL: <https://www.uni-hamburg.de/gleichstellung.html> (Stand: 9.1.2022).

26 Zum Beispiel das Projekt ›Collective Responsibility. Rassismus(kritik) an Hochschulen‹. URL: <https://www.uni-hamburg.de/gleichstellung/diversity/diversity-angebote/round-table-collective-responsibility.html> (Stand: 13.1.2022).

27 Vgl. *Wolff-Michael Roth: Auto/Ethnography and the Question of Ethics*. In: Forum: Qualitative Social Research 10 (2009), Heft 1, S. 6–9; *Christiane Kraft Alsop: Heimat und Fremde. Selbst-reflexive Auto-/Ethnografie*. In: Forum: Qualitative Sozialforschung 3 (2002), Heft 3, S. 1–20, und *Ploder/Stadtbauer* wie Anm. 16, S. 375, S. 391 und S. 395.

läufen unbedingt enttabuisiert werden müssen. Universitäten bieten häufig psychologische Beratungsangebote an, die gerade während der globalen Covid-19-Pandemie genutzt werden können.²⁸ Die mentale Gesundheit von Studierenden, gerade in Druck- und Belastungssituationen, sollte beim Konzipieren von fachspezifischen Bestimmungen, Prüfungs- und Studienleistungen stärker in den Fokus gerückt werden.

Zeitlich gesehen war es für mich von großer Bedeutung, mir vorab Schwerpunkte in meinen Interessen und einen Rahmen für den Forschungszeitraum zu setzen. Es kann zudem notwendig sein, sich zu Beginn einer Studie mit der Priorisierung forschungsbezogener Handlungsschritte auseinanderzusetzen. Abschließend zu diesem Thema noch ein paar Worte zu finanziellen Ressourcen: Es gestaltet sich ohnehin leider sehr schwierig, finanzielle Unterstützung für Forschungsprojekte im Laufe des Studiums einzuwerben. Hier kann ich nur auf Stipendien und offene Angebote zur Weiterbildung und Zertifikatsangebote verweisen.²⁹ Des Weiteren lohnt es sich, erste Erfahrungen in der Antragslogik und der Drittmittelakquise zu sammeln – häufig kann dies durch studentische Förderfonds oder den FSR motiviert sein. Das umfasst sowohl externe wie universitätsinterne Möglichkeiten wie Workshops, Diskussionsrunden oder das Weiterdenken hinsichtlich kollaborativer Forschungen und künstlerisch-ästhetischer Forschungsprojekte.³⁰ Außerdem besteht die Option, sich in Netzwerken (außer- wie innerhalb der Universität) über finanzielle Zuschüsse und Finanztöpfe schlau zu machen.

Eine Tagung zu diesem Thema auszurichten, ist mutig. Wie sah es aus mit Zustimmung und Widerständen? Wie geht mensch damit um?

Ja, das erscheint mir (immer noch – auch nach der Tagung) mutig, denn dieses Thema wirft neben neugierigem Nachfragen und Diskussionsbedarf Fragen danach auf, ob alle Facetten des Alltagslebens kulturwissenschaftlich zu durchdenken sind. Ich persönlich war von Anfang an von der Wahl des Themas überzeugt. Die Auswahl des Tagungsthemas stieß auf Seiten der Unterstützenden und Studierenden auf große Zustimmung, was uns sehr erfreute. Dies zeigte speziell eine große Anzahl an Einreichungen von Abstracts auf die Ausschreibung des ›Call for Papers‹. So erhielten wir über 60 Einreichungen. Teilnehmende und Vortragende untermauerten unseren Eindruck durch ermutigendes Feedback. Vielen Dank für den Zuspruch, sich aus kulturanthropologischen Perspektiven mit den Tagungsthemen ausein-

28 Vgl. *Universität Hamburg*: Psychologische Beratung. URL: <https://www.uni-hamburg.de/campuscenter/beratung/beratungsangebote/psychologische-beratung.html> (Stand: 13.1.2022).

29 Vgl. Die Studienzertifikate auf der Seite der Universität Hamburg. URL: <https://www.slm.uni-hamburg.de/astub/studium/zertifikate.html> (Stand: 13.1.2022).

30 Vgl. *Douglas R. Holmes/George E. Marcus*: Collaboration Today and Re-Imagination of the Classic Scene of Fieldwork Encounter. In: *Collaborative Anthropologies* 1 (2008), S. 81–101, und *Joanne Rappaport*: Beyond Participant Observation. *Collaborative Ethnography as Theoretical Innovation*. In: *Collaborative Anthropologies* 1 (2008), S. 1–31.

anderzusetzen und das Thema ›Sex‹ von verschiedenen Seiten zu beleuchten.

Zu Beginn der Tagung spiegelte sich diese beinahe euphorische und ein bisschen aktivistische Stimmung in den Ansprachen von geladenen Redner*innen wider, die die Wichtigkeit der Thematik durch Kommentare, Plädoyers und Performances unterstrichen. Allerdings ist anzumerken, dass solche sensiblen Bereiche viel Diskussionsbedarf zum Vorschein brachten, was retrospektiv ein großes Potenzial entwickelte, sich mit den verschiedenen Diskursen und Positionen auseinanderzusetzen. Explorative, experimentelle und aktivistische Forschungsansätze konnten so ihren Platz bei unserer Tagung finden, worüber wir sehr froh sind. Diese Ansätze sind für neue Erkenntnisse von großer Relevanz, um weiterhin den wissenschaftlichen Diskurs voranzutreiben und immer wieder Schlaufen zu neu entstehenden Phänomenen zu ziehen. Da wir im Tagungsteam selbst nur ein paar wenige Berührungspunkte mit dem Themenbereich hatten (insbesondere bei Forschungsfeldern rund um das Thema Sexualitäten), verstanden wir die Umsetzung dieser Tagung als fortlaufenden Lernprozess und Austausch. Grundlage hierfür war für uns zunächst die eigenständige Aneignung von weiterführendem und spezifischem Wissen und anschließend ein Austausch mit Menschen, die über Expertise in den Bereichen verfügen.

Uns war es im Redaktionsprozess besonders wichtig, inhaltlich genau zu arbeiten. Dazu zählt vor allem eine inkludierende Sprache, was viel Recherche zum anhaltenden und sich weiterentwickelnden Diskurs abverlangte. Auch Sascha Sistenich setzt sich in diesem Band mit vor allem geschlechtergerechter Sprache auseinander und verweist damit auf den wirklichkeitsschaffenden Charakter von Sprache (siehe *Geschlechtliche Vielfalt und Nichtbinarität in wissenschaftlichen Texten*). Dies hat uns alle sicherlich persönlich wachsen und weiterbilden lassen, wofür ich sehr dankbar bin. Dank sprechen wir besonders denjenigen Personen aus, die uns bei unseren internen Diskussionen aufschlussreiche Tipps und Hinweise gegeben haben. Dabei profitierte ich vor allem aus meinem Netzwerk im Bereich meiner ehrenamtlichen Festivalarbeit³¹, wenn es um das Thema Awareness ging. Ich empfinde es als sehr bedeutsam, den Raum für Diskussionen zu öffnen und dabei stets auf sensiblen und empathischen Umgang zu achten, da diese Thematiken oftmals emotionale Herausforderungen für alle Beteiligten und emotionale Trigger für Betroffene liefern.

In dem ganzen Prozess stießen wir auch auf Widerstand, der sich leider als üblich in diesen Themenfeldern erweist und er zeigt nur auf, wie relevant auszuhandelnde Debatten sind und diskutiert werden sollten. Einzelne studentische Stimmen erhoben sich gegen unser Vorhaben mit sprachlich gewaltvollen, diskriminierenden, genderdivers-feindlichen und strafrechtlich relevanten Aussagen zu unserem Tagungsthema, die uns über unser E-Mail-

31 Vgl. Fluid Festival. URL: <https://fluidfestival.de> (Stand: 9.1.2022) und den *fluid.festival*-Account. URL: <https://www.instagram.com/fluid.festival/> (Stand: 9.1.2022).

Postfach der Tagung erreichten. Aus deren Perspektive sollten die auf der Tagung besprochenen Forschungsfelder keinen Platz im wissenschaftlichen Diskurs finden. Diese Stimmen waren schon im universitären Kontext bekannt (was mich hat stutzen lassen), sodass wir aus institutionellen Kreisen Unterstützung bei dieser Angelegenheit bekamen, um weiteren solchen Aussagen und Vorfällen bewusst entgegenzuwirken. Das unterstreicht meiner Meinung nach den Diskussions-, Aufklärungs- und Forschungsbedarf an dieser Stelle. Letztlich bin ich davon überzeugt, dass genau an diesen Reibungspunkten neues Wissen und neue Erkenntnisse entstehen können, da etwas kreierte und diskutiert wird und damit Energie freigesetzt wird, die wir fruchtbar machen und nutzen können – wie es nun bei diesem Tagungsband der Fall ist. Jedoch spielt die Art und Weise, wie eine Diskussion geführt wird, eine entscheidende Rolle. Nur durch einen respektvollen Umgang und gegenseitige Anerkennung kann ein produktiver Austausch geschaffen werden.

Die Ergebnisse solcher Studien landen meist in den Schubladen oder in den unendlichen Weiten des Computerspeichers. Wie kann das produzierte Geschlechter-, Körper- und Sexualitätswissen aufbereitet, repräsentiert und zitierbar gemacht werden?

Wissen ist dazu da, gewusst zu werden. Darum sollte es meiner Meinung nach möglichst leicht zugänglich gemacht werden – nicht nur in wissenschaftlichen Kreisen, sondern vielmehr für die breite Öffentlichkeit, da Gender-, Körper- und Sexualitätswissen jeden Menschen betrifft. Durch den Tagungsband versuchen wir die Inhalte der Studierendentagung – die bereits einen Raum bot, um Forschung zu repräsentieren – und darüber hinausgehende Beiträge gebündelt, reflektiert und aufbereitet in Umlauf zu bringen. Dabei stellen sich Fragen wie: Für wen ist dieser Tagungsband gedacht? Wer darf hier für wen schreiben? Wer hatte und hat die Möglichkeit und das Privileg zu schreiben und sich schreibend zu beteiligen? Bei diesen Fragen werden Machtverhältnisse angesprochen, mit denen wir uns im Tagungs- und Redaktionsteams konfrontiert sahen. Wem bieten wir durch diesen Tagungsband eine Plattform? Wem verleihen wir dadurch eine Stimme? Denn auch wir haben Vorgaben, an denen wir uns orientieren müssen. Nicht zu vergessen ist zudem die schon geschaffene Barriere durch die Verschriftlichung der Forschung, was aber durchaus das gängigste Format der Repräsentation darstellt.³² Diese Fragen sollten bei Schreib- und Publikationsprozessen stets mitgedacht werden und können in Redaktionssitzungen viel Gesprächsstoff liefern. Dafür lohnt es sich, im Vorhinein Überlegungen in diese Richtung festzuhalten und relevante Ziele zu formulieren. Durch

32 Vgl. *Stefan Hirschauer*: Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. In: *Zeitschrift für Soziologie* 30 (2001), Heft 6, S. 429–451; *Paul Rabinow*: Representations Are Social Facts. Modernity and Post-Modernity in Anthropology. In: James Clifford/George E. Marcus (Hg.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley/Los Angeles/London 1986, S. 234–261, und *James Clifford*: Introduction. Partial Truths. In: ders./Marcus, wie zuvor, S. 1–26, hier S. 26.

die Vielfalt an thematischen Beiträgen, durch die Form und Art der Beiträge (wie z. B. eine digitalte Version) und durch die Sprache, die in den Beiträgen verwendet wird, können einige dieser Fragen beantwortet werden.

Andere Formate könnten eher audiovisuelle Möglichkeiten³³ ausschöpfen, wie es der Beitrag von Miriam Homer und Katharina Neumaier mit ihrem ethnographischen *Film* zeigt (siehe *Trans Intimitäten und ethnologischer Film im digitalen Raum*). Visuelle Formate wie die von Beate Absalon in diesem Sammelband thematisierten *Zines* (siehe *Einvernehmlicher Sex – selbstgemacht! Zines als einladende Medien der Reflexion von Konsenskonzepten*) sprechen ein Publikum an auch fernab von elitär-universitären Rezipient*innen. Weiterhin kann in digitalen Räumen und damit in sozialen Medien und Netzwerken auf Publikationen aufmerksam gemacht werden. Wir als Tagungsteam versuchten so zum Beispiel über unseren Account bei *Instagram*³⁴ mehr Reichweite zu generieren. Der digitale Raum bietet ohnehin einen immensen Umfang an Gelegenheiten – so seien hier Formate wie eigene Websites, Blogs und Open-Access-Archive genannt. Es wäre zudem denkbar, Kooperationen oder gar Kollaborationen mit Akteur*innen³⁵ und öffentlichen Institutionen wie Museen und anderen kulturellen Einrichtungen anzufragen und einzugehen. So können sich Forschungen im öffentlich-kulturellen Raum manifestieren. Viele Universitäten nutzen bereits bestehende Beziehungen zu umliegenden Museen, um solche Vorhaben zu realisieren. Aber auch andere Kulturinstitutionen wie Archive, Galerien und Bibliotheken bieten als Bildungsinstitutionen und -infrastrukturen Interventionspotenziale.

Auch wir hatten ursprünglich vor den Erfordernissen durch das Pandemiegeschehen geplant, unsere Tagung im Hamburger Gängeviertel³⁶, einem autonomen Kunst- und Kulturzentrum, stattfinden zu lassen und damit außerhalb des Uni-Campus Kooperationen einzugehen und Sichtbarkeit zu erlangen. Das Gängeviertel ist hierbei ein besonderer und historisch aufgeladener Ort in Hamburg, da sich dort politisch-aktivistisches Handeln und Leben bündelt, was wir als geeigneten und dynamischen Ort für diese Tagung beurteilten. Als Beispiel sei hier der politisch-aktivistisch queer-feministische Sexshop *Fuck Yeah*³⁷ im Gängeviertel genannt, der einen Workshop zum Thema Sex und Sprache anbot.

33 Vgl. Walter Leimgruber/Silke Andris/Christine Bischoff: Visuelle Anthropologie: Bilder machen, analysieren, deuten und präsentieren. In: Hess/Moser/Schwertl, wie Anm. 14, S. 247–283.

34 Vgl. *Organisation dgv-Studierendentagung*: Account dgvstuditagung2020. URL: <https://www.instagram.com/dgvstuditagung2020/> (Stand: 9.1.2022).

35 Vgl. Holmes/Marcus, wie Anm. 30, S. 81–101, und *Rappaport*, wie Anm. 30, S. 1–31.

36 Vgl. *Das Gängeviertel*: Komm in die Gänge. URL: <http://das-gaengeviertel.info> (Stand: 9.1.2022).

37 Vgl. *Fuck Yeah Sexshopkollektiv*: Fuck Yeah Sexshop. URL: <https://fuckyeah.shop> (Stand: 9.1.2022).

Welche Rolle hatten die Studierenden bei der Tagung?

Im Fokus dieser Tagung steht für mich der Aspekt, dass sie von Studierenden für Studierende beziehungsweise Nachwuchswissenschaftler*innen gestaltet wurde. Das macht sich in der Wahl des Tagungsthemas bemerkbar. Wie bereits erläutert, war uns die Dringlichkeit und Notwendigkeit der Bearbeitung dieser Thematiken ins Auge gefallen, da es schon eine längere Zeit her war, dass sich dieser Bereiche bei einer Studierendentagung angenommen wurde und sich seitdem einiges verändert und weiterentwickelt hatte. Wir als Studierende, ob als Teil des Tagungsteams, als Redner*innen oder Teilnehmende, bekamen dadurch die Möglichkeit, eine solche Tagung ganz nach unseren Vorstellungen (mit) zu gestalten. Dabei waren wir uns der Verantwortung, die mit der Ausrichtung solch einer Tagung einhergeht, bewusst und sahen großes Potenzial zur Wiederbelebung des notwendigen Fachdiskurses. So war es uns ebenfalls ein Anliegen, den Austausch auf Augenhöhe und die internationale Vernetzung an den Instituten zu fördern – insbesondere in Zeiten der Covid-19-Pandemie zu fördern. Wegen der pandemischen Lage mussten wir die Tagung auch um ein Jahr verschieben. Dennoch sollte es möglich sein, die Konnektivität zu fördern, die durch die gegebene Situation eher ins Stocken geraten war. Deshalb entschieden wir uns für ein digitales Format der Tagung, sodass wir dadurch den vielen Interessierten die Teilnahme an der Tagung überhaupt erst möglich machen konnten, da An-/Abreise sowie Aufenthaltskosten entfielen, um nochmal auf finanzielle Hürden zu sprechen zu kommen. Die hohe Zahl der Teilnehmenden erfreute uns dann sehr und zeigte wiederum, wie interessant und offenbar diese Forschungsgebiete für Studierende sind. Außerdem konnten Teilnehmende sich auf der Tagung über die Konditionen/Verhältnisse/Bedingungen des Studierens an den Instituten austauschen. Dabei spielten gerade Elemente wie Forschung im Studium, Lehre und mögliche Studierendenjobs eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Wir als Tagungs- und Redaktionsteam, das aus vielen Studierenden bestand und besteht, übernehmen bis heute relevante Rollen im Redaktionsprozess. Bei der Tagung selbst erstreckten sich diese Rollen von der Organisation und Koordination der Tagung über den technischen Support, die inhaltliche wie digitale Gestaltung bis hin zu Ansprechpersonen im Sinne von Awarenessarbeit und Vermittlung. Im redaktionellen Rahmen bilden die Studierenden unter anderem das Lektorat, kümmern sich um die Kommunikation zu Beitragenden, gestalten weiterhin Inhalte und lernen durch den intensiven Austausch kontinuierlich voneinander.

Die gesamte Redaktionsarbeit umfasst dabei verschiedene Aufgabenbereiche wie die inhaltliche Auseinandersetzung mit tagungsspezifischen Themen, die Korrektur der Texte, regelmäßige Treffen zum Austausch, die Kommunikation mit den Beitragenden (was durchaus emotionale Arbeit miteinschließt) und vieles Weitere. Ich persönlich empfinde diese ehrenamtliche Arbeit als großen Lernprozess und als Chance zur wissenschaftlichen und persönlichen Weiterentwicklung.

Welche Rolle spielt eine aktivistische oder engagierte Kulturanthropologie in den Kontexten des Studiums, der Tagung und der Publikation?

Aus eigener Erfahrung aus meinem Studium wurde mir zunächst ein eher zurückhaltender Umgang mit aktivistischer Kulturanthropologie ans Herz gelegt, da diese nicht immer Anklang findet und einer klaren Ausdifferenzierung der Positionen bedarf. Dies kann sehr umfangreich ausfallen. Dennoch kann ich betonen, dass je nach Forschungsgebiet, Fragestellung und Motivation eine aktivistische und engagierte Kulturanthropologie von besonderer Bedeutung ist, wie es auch im Beitrag zu diesem Sammelband von Lee Eisold deutlich gemacht wird (siehe *Intersektionale Normalisierungen und Diskriminierungen in lsb*t Kontexten in Bremen*). In der Forschung begleiten eine*n (hoffentlich) ohnehin stetig Fragen wie: Wie aktivistisch/engagiert kann oder darf Forschung sein? Ist Forschung per se nicht immer engagiert oder gar aktivistisch? Welche politischen Dimensionen nimmt meine Forschung ein? Wie nah und wie distanziert bin ich zu Akteur*innen im Feld?

Denn durch die Wahl eines Forschungsthemas und die Wahl bestimmter Fragestellungen widmen wir uns aktuellen alltagskulturellen Bereichen und insbesondere den Menschen in diesen Bereichen. Wir verleihen ihnen damit eine Stimme, verschaffen ihnen Gehör und bieten eine Plattform. Daraus schließe ich, dass Gegenwartsforschung ohnehin engagierte Aspekte zum Vorschein bringt. Ich bin davon überzeugt, dass es sinnvoll ist, sich diese Fragen rund um engagierte und aktivistische Kulturanthropologie als eine Art Reflexion der Forschung stets zu stellen, da großes Potenzial zur Aufklärung, Wissensvermittlung und Empathie darin liegen kann. So können auch Missstände, Diskriminierungsformen, Machtverhältnisse, Leerstellen etc. sichtbar und auf diese aufmerksam gemacht werden. Das ist, meines Erachtens, eine große Chance der empirisch-ethnographischen Forschung der Kulturwissenschaft, die sich so nah an den Menschen, ihren Sichtweisen, Perspektiven und Weltbildern bewegt.

Im Rahmen der Tagung und des Tagungsbandes scheint es sogar notwendig, in speziellen Forschungsfeldern aktivistische Forschung zu betreiben, da diese Felder politisch aufgeladen sind.³⁸ Diese und kollaborativ gestaltete Forschungsansätze haben die Möglichkeit, marginalisierten und diskriminierten Gruppen ein Sprachrohr zu sein, da diese Forschungen in Zusammenarbeit mit den Akteur*innen entstehen. Eine klare Positionierung und Platzierung durch die Inhalte und Ziele der Forschungen werden dadurch sichtbar. So fungieren wir Forschende manchmal geradezu als *Allies* von Betroffenen, was nicht unterschätzt werden sollte und sich teilweise unbewusst vollzieht. Das gleiche gilt für die Publikation des Tagungsbandes, da wir uns als Redaktionsteam mit der Ausrichtung der Themenfelder und der Wahl des Themas für die vorangegangene Tagung bereits positioniert haben. Unser

³⁸ Vgl. *Jens Adam/Asta Vonderau*: Formationen des Politischen. Überlegungen zu einer Anthropologie politischer Felder. In: dies. (Hg.): *Formationen des Politischen. Anthropologie politischer Felder*. Bielefeld 2014, S. 7–32.

Fokus untermauert die Relevanz und das Erfordernis, sich dieser Themen wissenschaftlich und öffentlich anzunehmen.

Abschluss und Ausblick

Ich bedanke mich an dieser Stelle bei allen Beteiligten, besonders aber beim Tagungs- und Redaktionsteam für die gemeinsame Arbeit und die vielen Diskussionen, die mich beeindruckt und selbst haben weiterdenken lassen. Ich habe während des ganzen Prozesses sehr viel lernen können und neue Denkanstöße bekommen, die ich versucht habe, in diesem Beitrag zu teilen und zu reflektieren. Ich wünsche mir sehr, dass an den Forschungsprojekten dieser Tagung angeknüpft werden kann und diesen sensiblen und sehr facettenreichen Themen weiterhin Aufmerksamkeit geschenkt wird. Denn sie erlauben bis dato unbekannte Einblicke in Mikroperspektiven auf und Schnittstellen zwischen Sexualitäten, Geschlechtern und Körpern, verhandeln gleichzeitig aber wichtige Fragen nach der menschlichen Bedingtheit in der Welt, der Auseinandersetzung mit Gefühlen des Begehrens sowie nach der sozialen Organisation von uns Menschen als sozialen und sexuellen Wesen.

Außerdem möchte ich Interessierte dazu ermutigen, sich Themen von individuellem Interesse anzunehmen, im Studium nachzufragen, kritisch zu hinterfragen und in den Austausch zu gehen. Seid mutig und meldet euch vielleicht bei der nächsten Studierendentagung dafür, selbst eine Veranstaltung auszurichten. Diese Erfahrungen sind – nicht nur für spätere Berufswege in Kultur- und Bildungsinstitutionen, in der Wissenschaft und in den Künsten – unglaublich hilfreich und wertvoll für die persönliche Weiterentwicklung und die fachlichen Kompetenzen.

Und forscht und tauscht euch (untereinander) aus, denn letztlich haben Forschungen, wie solche aus diesem Tagungsband, das Potenzial, die oben angesprochenen Leerstellen zu füllen und einen Raum für offene Diskurse und weitere Anknüpfungspunkte zu schaffen. Dabei steht für mich der Wunsch nach einem empathischen, Betroffene schützenden, aufmerksamen und respektvollen Miteinander im Mittelpunkt, ohne Stereotype und stigmatisierte aktive und passive Rollen oder gar Opfer-Täter*innen-Perspektiven zu (re-)produzieren, gerade bei Studien zu sexualisierter Gewalt. Damit verfolgen diese Zugänge den häufig artikulierten Anspruch, dass Forschungen nicht in den Schubladen verschwinden, sondern das kulturwissenschaftliche Wissen aufbereitet, repräsentiert und dadurch zitierbar gemacht wird. Dadurch können soziale Missstände, Diskriminierungen und zumindest gesellschaftliche Ungleichheiten sichtbar werden. Dies ist, meiner Meinung nach, ein Grundpfeiler von Wissenschaft und akademischer Wissensproduktion. Die Kulturwissenschaft ist als Schnittstellendisziplin ideal, um in diesen Dynamiken als Vermittlerin zu fungieren.



Kim Chanel Winterhalter, B. A.
Universität Hamburg
Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Edmund-Siemers-Allee 1 ESA W (Westflügel)
20146 Hamburg
kim.chanel.winterhalter@uni-hamburg.de



Fachchaftsrat Empirische Kulturwissenschaft (FSR EKW)
(i. V. Manuel Bolz, M. A.)
Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1 ESA W (Westflügel)
20146 Hamburg
fsr.ekw.uhh@gmail.com

FEMINISTISCHE WISSENSCHAFTSKRITIK UND DIE NOTWENDIGKEIT VON ALLIANZEN IM FORSCHUNGSALLTAG – EIN KOMMENTAR

Lara Hansen, Hannah Rotthaus

Bereits kurz nach der Studierendentagung, auf der wir über die Bedingungen einer feministischen Wissensproduktion gesprochen haben, trendet der Hashtag #ichbinhanna auf *Twitter*. Dieser entstand als Reaktion auf ein Erklärvideo des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) zum Wissenschaftszeitvertragsgesetz, in dem unter anderem Befristungspraktiken an Universitäten damit begründet werden, dass Wissenschaftler*innen ansonsten Stellen ›verstopfen‹ würden.¹ Seitdem thematisieren ›Nachwuchswissenschaftler*innen‹² unter dem Hashtag die prekären (Arbeits-) Bedingungen der akademischen Wissensproduktion und auch nach fünf Monaten sind unsere Timelines immer noch von ›Hanna‹ gezeichnet. Natürlich ist unser Sichtfeld auf Twitter durch Präferenzen und Algorithmen bestimmt, aber genau das ist Bestandteil unserer Realität und lässt eine Frage immer präsent sein: Wie halten Wissenschaftler*innen es aus, jeden Tag ›Hanna‹ zu sein? Oder: Wer ist eigentlich alles ›Hanna‹ – und wer nicht?

Die geteilte und dennoch sehr ungleiche Erfahrung der (arbeitsrechtlich) prekären akademischen Alltage ist für uns Anlass, einige Überlegungen zum breiten Themenfeld der feministischen Wissenschaftskritik – und in diesem Kommentar spezifischer der Kritik an den aktuellen Produktionsbedingungen von Wissenschaft – anzustellen, welche die Notwendigkeit von Allianzen im wissenschaftlichen Alltag in der Tradition der zentralen feministischen Denkerin Donna Haraway in den Fokus rücken. Dabei gehen wir der Frage nach, was es in unserem Alltag bedeutet, Forscherin zu sein, wie das unsere Forschung prägt, und wir konstatieren, dass solidarische Allianzen unerlässlich sind. Als Beispiel dient uns dabei das kollaborative Arbeiten und

1 Das Video wurde auf der Seite des BMBF mittlerweile gelöscht, ist aber zum Beispiel auf Youtube zu finden. Vgl. *Jörg Thomsen*: Ich bin Hanna (17.6.2021). URL: <https://www.youtube.com/watch?v=PIq5G1Y4h4E> (Stand: 16.11.2021). Im März 2022 veröffentlichten die Hauptinitiator*innen des Hashtags #ichbinhanna zudem eine Streitschrift zum Wissenschaftszeitvertragsgesetz. Vgl. *Amrei Bahr/Kristin Eichhorn/Sebastian Kubon*: #IchBinHanna. Prekäre Wissenschaft in Deutschland. Berlin 2022.

2 Das BMBF zählt hierzu »Doktorandinnen und Doktoranden, promovierte wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Nachwuchsgruppenleiterinnen sowie Junior- oder Tenure-Track-Professorinnen und -Professoren, die in Universitäten oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen tätig sind«. BMBF: Wissenschaftlicher Nachwuchs. URL: <https://www.bmbf.de/bmbf/de/forschung/wissenschaftlicher-nachwuchs/wissenschaftlicher-nachwuchs.html> (Stand: 14.4.2022).

Forschen im Studio *Soziale Ungleichheiten/Diversität*³ am Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Hamburg.

Das Hamburger Studio Soziale Ungleichheiten/Diversität – Wissen in Ko-Produktion

Status und praxisübergreifende Formate wie die forschenden ›Studios‹ in Hamburg,⁴ können Raum für eine kollaborative Wissenschaft bieten, da sie den Ansatz von Wissensproduktion als Ko-Produktion ernst nehmen und Allianzen sowohl innerhalb der Wissenschaft als auch teils an der Schnittstelle zur Zivilgesellschaft schaffen.

Die Studios des Hamburger Institut für Empirische Kulturwissenschaft, angelehnt an die Überlegungen zu den *Design Studios*⁵ von George Marcus und Paul Rabinow, fokussieren einen intergenerationalen, kollaborativen und praxisnahen Austausch und arbeiten unabhängig von Qualifizierungsstufen zu spezifischen Themenclustern, die sich an laufenden Forschungen orientieren und gleichwertig von den Mitgliedern in Bezug auf Inhalte und Formate mitgestaltet werden können.⁶ Aktuell gibt es drei Studios am Hamburger Institut zu den Themen ›Social Inequality/Diversity‹, ›Digitization & Mediality‹ und ›Cultural Heritage‹.⁷ Diese sind als dauerhafte Kollaborationen unabhängig von Semesterlaufzeiten angelegt, auch wenn die Interessenschwerpunkte und Formate prozesshaft sind.

Im Studio zum Themenschwerpunkt *Soziale Ungleichheit und Diversität* versuchen wir als Moderatorinnen⁸ des Studios gemeinsam mit allen Beteilig-

- 3 Das Studio wird von mehreren Personen getragen. Wir formulieren diesen sehr persönlichen Beitrag aufgrund unserer zum Zeitpunkt des mündlichen Kommentars auf der Tagung geteilten Positionierung als Mitarbeiterinnen des Hamburger Instituts für Empirische Kulturwissenschaft gemeinsam. Dieser Beitrag stellt dabei aber nicht die Meinung des Instituts dar, sondern beruht auf privaten Perspektiven.
- 4 Neben den hier diskutierten Studios existieren aktuell am Hamburger Institut noch die ›historisch-kulturwissenschaftliche Werkstatt‹ und ein ›Forschungslabor‹ als forschungspraktische Zusammenschlüsse. Vgl. *Universität Hamburg: Forschung. Forschungsschwerpunkte des Instituts*. URL: <https://www.kulturwissenschaften.uni-hamburg.de/ekw/forschung.html> (Stand: 30.11.2021).
- 5 Vgl. Paul Rabinow u. a.: *Designs for an Anthropology of the Contemporary*. Dialogue V: In Serach of (New) Norms and Forms. Durham 2008.
- 6 Zur Entwicklung des Studio-Konzeptes als Grundlage für die Hamburger Studios vgl. Lina Franken u. a.: *Inquiries into Epistemologies and Ethics. Collaborative Knowledge Production in Cross-Generational Research*. In: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 10 (2019), S. 79–97.
- 7 Eine Übersicht der Studios unter *Universität Hamburg: Studios*. Gemeinsam kulturwissenschaftliche Forschung gestalten. URL: <https://www.kulturwissenschaften.uni-hamburg.de/ekw/forschung/studios.html> (Stand: 13.6.2022).
- 8 Als ›Moderatorinnen‹ versuchen wir nicht, die Gespräche anzuleiten. Vielmehr braucht es unserer Erfahrung nach Personen, die sich dauerhaft verantwortlich fühlen, bestimmte organisatorische Aufgaben übernehmen und als Ansprechpartner*innen für Außenstehende oder Interessierte erreichbar sind.

ten, Räume für Forschungen im Prozess, für konstruktive, kollegiale Kritik und auch Widerspruch durch andere Forscher*innen zu schaffen und Wissenschaft als offenen, kollaborativen Prozess zu diskutieren und gemeinsam weiterzudenken. Kollaboration bezieht sich im Rahmen der Studios sowohl auf die Interaktion und das gemeinsame Erschaffen mit dem Feld und seinen Akteur*innen als Mitforschenden als auch auf die kollaborativen Prozesse zwischen den einzelnen Forschungsakteur*innen im Studio und hat dabei auch eine politisch-aktivistische Komponente. Janine Hauer, Friederike Faust und Beate Binder definieren Kollaboration in der Ausgabe der *Berliner Blätter* im Jahr 2021 zum Thema ›Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren. Positionsbestimmungen ethnografischer Praxis‹ als einen zentralen Modus der Zusammenarbeit in ethnographischen Forschungsprozessen und verorten sie unter Rückgriff auf frühere Arbeiten von Binder gemeinsam mit Sabine Hess⁹ oder auch Setha M. Low und Sally Engle Merry¹⁰ wie folgt:

»Unter dem Begriff des kollaborativen Forschens fassen wir engagierte, auch aktivistische und häufig forschungsethisch motivierte Modi der gemeinsamen Wissensproduktion, die auf unterschiedliche Weisen die ungleich verteilte Definitions- und Repräsentationsmacht zwischen Forscher*in und Feld auszugleichen suchen und/oder die politischen Potentiale der Kulturanthropologie ausloten.«¹¹

Durch die thematische Ausrichtung unseres Hamburger Studios auf soziale Ungleichheiten versuchen wir an dieses Verständnis anzuschließen. Dabei ist die empirisch-kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung in ihren diversen Ausrichtungen ein wichtiger Bezugsrahmen. Geschlecht ist dabei eine Kategorie von weiteren wie beispielsweise ›Klasse‹ oder *race* und muss in ihrer Wechselwirkung (Intersektionalität¹²) betrachtet werden, eignet sich

-
- 9 Vgl. *Beate Binder/Sabine Hess*: Eingreifen, kritisieren, verändern. Genealogien engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlechterforschung. In: Beate Binder u. a. (Hg.): *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Intervention ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster 2013, S. 22–54.
- 10 Vgl. *Setha M. Low/Sally Engle Merry*: *Engaged Anthropology: Diversity and Dilemmas: An Introduction to Supplement 2*. In: *Cultural Anthropology* 51 (2010), S. 203–226.
- 11 *Janine Hauer/Friederike Faust/Beate Binder*: *Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren. Zu Formen des Zusammenarbeitens in der ethnografischen Forschung*. In: Friederike Faust/Janine Hauer (Hg.): *Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren*. Unter Mitarbeit von Humboldt-Universität zu Berlin. In: *Berliner Blätter* 83 (2021), S. 3–17, hier S. 7.
- 12 Das Konzept der ›Intersektionalität‹ geht auf die Rechtstheoretikerin Kimberlé Crenshaw und ihre Analyse der US-amerikanischen Antidiskriminierungsrechtsprechung zurück und beschreibt die Verschränkung unterschiedlicher Diskriminierungskategorien. Vgl. *Kimberlé Crenshaw*: *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*. In: *University of Chicago Legal Forum* (1989), Heft 1, S. 139–167. Für eine differenzierte Diskussion der Intersektionalitätsdebatte, auch im Hinblick auf ihre Bedeutung und die Fruchtbarmachung für die empirisch-kulturwissenschaftliche Forschung, vgl. *Beate Binder/Sabine Hess*: *Intersektionalität aus der Perspektive der Europäischen Ethnologie*. In: Sabine Hess/Nikola Langreiter/Elisabeth Timm (Hg.): *Intersektionalität revisited. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen*. Bielefeld 2011, S. 15–52.

aber als ein Ausgangspunkt für die Erforschung von Machtprozessen. Wenn Prekarität nach Judith Butler die »ungleiche Verteilung von Gefährdetheit«¹³ ist, dann müssen wir uns in der Erforschung von Ungleichheiten auch mit prekären Geschlechterverhältnissen als Machtbeziehungen beschäftigen, etwa mit der Frage, wer im Alltag von gesellschaftlichen und rechtlichen Strukturen geschützt oder gefährdet wird und wer nicht.

Die empirische Kulturwissenschaft eignet sich durch ihre akteursnahen Methoden besonders, das alltägliche ›doing gender‹ in den Blick zu nehmen. Eine kritische Geschlechterforschung kann sich darüber hinaus mit weiteren Ansätzen produktiv verbinden. Beispielsweise mit post- beziehungsweise dekolonialer Kritik, mit queerer Anthropologie und dem Infragestellen normativer Vorstellungen von Geschlecht und Sexualitäten, mit Ansätzen der ›Dark Anthropology‹¹⁴ und deren Neoliberalisierungskritik oder mit den feministischen und transdisziplinären Science and Technology Studies (STS). Dabei können Fragen nach Ungleichheiten, Handlungsfähigkeiten, Widerständigkeiten sowie die Frage eines ›guten‹ Lebens thematisiert werden.

Feministische Wissensproduktion in Allianzen

Geschlecht kann auf der einen Seite als Ausgangspunkt und Querschnittsthema den Gegenstand und die Analyse unserer Felder bestimmen, auf der anderen Seite aber auch durch feministische Perspektivierungen unsere Epistemologie. Wir möchten daher an dieser Stelle feministische Wissensproduktion im Studio-Format anhand einiger Fragen näher beleuchten.

Aus welcher Perspektive blicken wir auf soziale Ungleichheiten? Was ist unsere Verantwortung?

Feministische Wissenschaftskritik und insbesondere das Konzept des ›situiereten Wissens‹ ist ein sinnvoller und notwendiger Ausgangspunkt für die Forschung über und mit Ungleichheiten und thematisiert dabei die Rolle der Verantwortung in unseren Forschungen.¹⁵ Der vielfach diskutierte und weitergedachte Ansatz von Donna Haraway fragt kritisch danach, was unter Objektivität, Wissen, Erkenntnis oder ›Wahrheit‹ verstanden werden kann.¹⁶ Wissen ist nach diesem Ansatz nie losgelöst von dem jeweiligen Entstehungskontext und der Situiertheit der Forscher*innen.

13 *Judith Butler*: Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung. Berlin 2016, hier S. 48.

14 Vgl. *Sherry B. Ortner*: Dark Anthropology and Its Others: Theory Since the Eighties. In: *Hau: Journal of Ethnographic Theory* 6 (2016), Heft 1, S. 47–73.

15 Besonderer Dank gilt an dieser Stelle Kyra Hardt und Quoc-Tan Tran für die gemeinsame Diskussion des Konzepts im Studio.

16 Vgl. *Donna Haraway*: Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies* 14 (1988), Heft 3, S. 575–599, hier S. 581.

Gerade weil wir nicht im Sinne eines »god trick«,¹⁷ wie Haraway es bezeichnet, aus einer vermeintlich neutralen Perspektive unser Feld ›von oben‹ und ›objektiv‹ überschauen können, müssen wir für unsere Forschungen Verantwortung übernehmen. Die in unserem Fach bereits tief verankerte Reflexion der eigenen (methodischen, theoretischen, individuellen) Position allein reicht nach dieser Lesart noch nicht aus, wir müssen uns auch mit den Positionen anderer auseinandersetzen – gerade im Angesicht gesellschaftlicher Ungleichheiten. Wir möchten betonen, dass diese ›feministische Objektivität‹ durch partiale Perspektiven nicht notgedrungen die eigene Meinung darstellt oder jegliche wissenschaftliche Erkenntnisse relativiert, sondern dass es darum geht, diesen Standpunkt durch wissenschaftliche Auseinandersetzung zu erarbeiten – in Selbstreflexion, im Austausch mit anderen, in Formaten wie beispielsweise einem Studio – und das immer wieder neu.

Auf diese Weise können wir dem Risiko entgegenwirken, dass das Benennen der eigenen Position – überspitzt gesagt – nur noch eine Floskel darstellt. Dazu gehört unseres Erachtens auch, die vielfältigen, manchmal unerwarteten, oder widerstreitenden Perspektiven aus dem Feld selbst und ihre unterschiedlichen Vernetzungen nicht aus den Augen zu verlieren. Vielversprechende Ansätze dafür bieten etwa auch Perspektivierungen der Science and Technology Studies (STS). Den Soziologen Mathieu Albert und Daniel Lee Kleinman zufolge können die STS zudem eine Bourdieusche Perspektive auf Machtkämpfe auf eine zeitgemäße Weise einbinden, um soziale Ungleichheiten und die hiermit verbundene ungleiche Verteilung eines »scientific capital«¹⁸ im Wissenschaftsbereich stärker zu berücksichtigen.¹⁹

Die Praxis des kritischen Hinterfragens und des Reflektierens findet in ganz unterschiedlichen Konstellationen und Räumen statt, doch wir erleben gerade den persönlichen und intergenerationalen Austausch dieser Perspektiven in Studio-Settings als fruchtbar, der teils auch Bindungen über das Studio hinaus vertieft, und im besten Fall den Raum schafft, offen mit Unsicherheiten, zum Beispiel bezüglich eigener Privilegien oder Diskriminierungen im Feld, umzugehen. Während der Corona-Situation im Homeoffice hat das Studio für uns die Möglichkeit geboten, den Austausch kontinuierlich aufrechtzuerhalten und über die Vereinzelung hinweg Allianzen zu schaffen, auch wenn sich nicht alles sofort ins Digitale übertragen ließ.

Wie verhält sich das gemeinsame Denken an Forschungsfragen und -settings in traditionell durch Machtstrukturen geprägten Räumen wie Universitäten?

Durch das angestrebte Aufbrechen und Rekonfigurieren von Hierarchien in den Studioformaten – es wäre falsch, hier von einem stets hierarchiefreien

17 Ebd.

18 *Mathieu Albert/Daniel Lee Kleinman: Bringing Pierre Bourdieu to Science and Technology Studies.* In: *Minerva* 49 (2011), Heft 3: Special Issue: Beyond the Canon: Pierre Bourdieu and Science and Technology Studies, S. 263–273, hier S. 268.

19 Ebd.

Raum auszugehen, da immer noch unterschiedliche Sprecher*innenpositionen aufgrund von Wissensständen oder auch Habitus bestehen – und durch die Anerkennung von Kompetenzen bereits in frühen Semestern wird die Rolle von (Forschungs-)Beziehungen in der Produktion von Wissen explizit thematisiert. Dies geschieht sowohl inneruniversitär unter Nachwuchswissenschaftler*innen und zwischen Studierenden und Lehrenden als auch außeruniversitär mit Akteur*innen aus dem Feld.

Der intergenerationale Aspekt der Studios ist umso relevanter, wenn man bedenkt, dass die sozialen und geschlechterspezifischen Ungleichheiten in der Wissenschaft bereits beim Hochschulzugang beginnen und sich im Studium fortsetzen: Bewege ich mich selbstbewusst und sicher im akademischen Raum und seiner spezifischen Sprache, weil ich es bereits aus meinem biographischen Umfeld kenne? Kenne ich die Möglichkeit von Stipendien und anderen Unterstützungen und stehen sie mir offen? Welche Netzwerke und zeitlichen Ressourcen stehen mir neben Lohn- und gegebenenfalls ›Care-Arbeit‹ zur Verfügung? Wie und mit welchen digitalen Kompetenzen und Ressourcen gestaltet sich im digitalen Studium während der Corona-Pandemie das Home-Learning? Welche räumlichen, technischen und zeitlichen Voraussetzungen haben Studierende hierfür?

Aber eigentlich ist die Forderung eine viel grundlegendere: Wir brauchen eine radikale Demokratisierung der Wissensproduktion und das steht zu dem System ›Universität‹, wie es heute ausgeprägt ist, im Widerspruch. In ihrem Beitrag »We have to restructure the way the educational system works from scratch«²⁰ benennen Abimbola Odugbesan und Steve Edward Stanley die nach wie vor wirkenden und prägenden, rassifizierenden und eurozentristischen Exklusionsmechanismen des deutschen Bildungsbetriebes. Zum einen haben Forschungspartner*innen im Feld selten die gleichen Zugänge zu den Endprodukten der gemeinsamen Wissensproduktion – sowohl auf struktureller Ebene in Form von Zugangsbeschränkungen der Sammlungs- und Archivierungsstätten des Wissens als auch auf sprachlicher Ebene durch Übersetzungsprozesse einer Alltagssprache in eine ›akademische Sprache‹: »Which means that if I don't read or write this language that they are writing in, I will never be able to access what I have said before. So in that sense what they are doing is to keep me at distance from myself, from the knowledge they have produced.«²¹ Darüber hinaus ist der aus dem BMBF-Video aufgegriffene Name ›Hanna‹ nicht beliebig, wie ein*e Twitter-User*in es formuliert. Darüber hinaus ist der aus dem BMBF-Video aufgegriffene Name ›Hanna‹ nicht beliebig. Dies wird etwa von den Hashtags #ichbinreyhan oder #ichbinjelena aufgegriffen.

20 Abimbola Odugbesan/Edward Stanley Steve/Leslie Carmel Gauditz: ›We have to restructure the way the educational system works from scratch.‹ In: Margrit E. Kaufmann u. a. (Hg.): *Forschen und Arbeiten im Kontext von Flucht*. Wiesbaden 2019, S. 171–190.

21 Ebd., S. 184.

Ein aktueller Versuch an der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Hamburg, das Thema seit Ende des Jahres 2021 zu diskutieren und Allianzen zu schaffen, ist das von Studiendekanat, Gleichstellungsbeauftragten und Stabsstelle Gleichstellung initiierte Projekt ›Collective Responsibility. Rassismus(kritik) an Hochschulen‹²², was mittels eines Round Table und Arbeitsgruppen-Strukturen Möglichkeiten zur Partizipation bietet.

Einen weiteren Einblick in die Reproduktion von Ungleichheiten und Ausschlüssen innerhalb der Wissenschaft bietet der Dokumentarfilm *Picture a Scientist*²³, welcher 2021 erschienen ist und die strukturelle Diskriminierung von Frauen im US-amerikanischen Wissenschaftsbetrieb thematisiert. Auch wenn der Film das Feld der Naturwissenschaften fokussiert, veranschaulicht er, wie relevant und notwendig eine kontinuierliche Auseinandersetzung und Vernetzung in Bezug mit diesem ›inneren‹ Aspekt feministischer Wissensproduktion ist. Auch wenn es auf der einen Seite erschreckend ist, welche Ungleichheiten und Diskriminierungen in das System Wissenschaft eingeschrieben sind, macht der Film gleichzeitig Mut, dass durch Vernetzung und das Bilden von Allianzen Wandel und die Stärkung feministischer Positionen an den Universitäten (weiter) möglich sind.

*Welche Rolle gestehen wir unseren Forschungspartner*innen zu?*

Die Frage nach dem Einfluss von Hierarchien und der eigenen Positioniertheit lässt sich zudem auf die Interaktion mit dem Feld ausweiten. Ethnographische Forschung ist immer durch eine gemeinsame Wissensproduktion mit dem Feld gekennzeichnet, selbst wenn letzteres vielleicht an mancher Stelle noch stärker sichtbar sein könnte, zum Beispiel durch Ko-Autor*innenschaft, sofern dies vom Feld erwünscht ist. Gertraud Koch und Bernd Jürgen Warneken verweisen etwa in Anschluss an George E. Marcus darauf, dass gerade das »›paraethnografische Wissen‹ der im Forschungsfeld tätigen Expert_innen und Alltagsexpert_innen [...] eine für die ethnografische Arbeit außerordentlich nützliche, aber viel zu wenig genutzte Ressource«²⁴ ist. Dennoch gibt es immer noch viele Schritte der Wissensproduktion, die – bedingt durch universitäre Rahmenbedingungen und Forschungsabläufe wie Abgabefristen, Semester- und (zumeist kurze) Vertragslaufzeiten, Antragslogiken und singuläre Autor*innenschaften, aber auch zeitlich begrenzte Ressourcen der Feldpartner*innen – doch häufig wieder alleine stattfinden. Dies betrifft zum Beispiel die Auswertung des erhobenen Materials am eigenen Schreibtisch. In einem zunehmend an Verwertbarkeit ausgerichtetem

22 Vgl. *Universität Hamburg*: Projekt ›Collective Responsibility. Rassismus(kritik) an Hochschulen‹. URL: <https://www.uni-hamburg.de/gleichstellung/diversity/diversity-angebote/round-table-collective-responsibility.html> (Stand: 30.11.2021).

23 Vgl. *The Uprising LLC*: *Picture A Scientist* (2020). URL: <https://www.pictureascientist.com/> (Stand: 6.2.2022).

24 *Gertraud Koch/Bernd Jürgen Warneken*: Sozialbeziehungen zwischen Arm und Reich. In: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 6 (2017), S. 3–10, hier S. 7.

und auf Drittmittel angewiesenen, schnelllebigem Wissenschaftsbetrieb erscheint es uns wichtig, durch Formate wie das Studio immer wieder Diskussionsräume abseits der modularisierten Curricula zu schaffen und überdauernde Allianzen zu ermöglichen.

Welche Involviertheit gestehen wir uns zu?

Schon Haraway formuliert, dass es eher um Politik und auch Ethik geht, denn um reine Epistemologie.²⁵ Wir können vom Feld lernen und müssen versuchen, diese Erkenntnisse und diversen Standpunkte in eine engagierte Wissenschaft zu übersetzen, wobei sich das Engagement nach Low und Merry in verschiedenen Formen von reiner Unterstützung bis hin zu Aktivismus bewegen kann.²⁶ Die unterschiedlichen Einschätzungen der angemessenen Positioniertheit von Forscher*innen, der ›Wissenschaftlichkeit‹ verschiedener Methoden (wie beispielsweise in der Debatten um aktivistisches Forschen²⁷) sowie das Ziel der Forschung differenzieren sich aktuell in Strömungen wie ›Engaged Anthropology‹ oder ›Public Anthropology‹ aus.²⁸

In welchem Verhältnis Involviertheit und Wissensproduktion im Kontext der empirischen Kulturwissenschaft stehen, war Ausgangsfrage des Institutskolloquiums *Engaged Anthropology? Grenzgänge an der Schnittstelle zwischen Engagement, Wissensproduktion und institutionellen Setzungen* im Wintersemester 2020/2021, aus dem viele Anregungen für die Auseinandersetzung mit engagierter Forschung und Positioniertheit im Rahmen des Studios und für diesen Text kamen. Überlegungen der Seminargruppe sowie die Beiträge der verschiedenen Referent*innen sind auf der Plattform für kollaborative und experimentelle Ethnographie (PECE) Hamburg zu finden.²⁹ Sie bietet die Möglichkeit, Ko-Forscher*innen von außerhalb der Universität zu integrieren, was ansonsten teilweise schon an den Restriktionen der jeweiligen Universitätssoftware scheitert. Kernstück der PECE Plattform ist aber die gemeinsame Annotationsmöglichkeit, über die Material kollaborativ bearbeitet werden kann.

Diese digitale Plattform verweist auf weitere wichtige Fragen im Kontext von Wissensproduktion: Wie zugänglich ist unser Wissen? Für wen wird es produziert? Welche Infrastrukturen braucht es, um feministische Wissensproduktion zu stärken und Allianzen schaffen zu können?

25 Vgl. Haraway, wie Anm. 16, S. 579.

26 Vgl. Low/Merry, wie Anm. 10.

27 Vgl. Charles Hale (Hg.): *Engaging Contradictions Theory, Politics, and Methods of Activist Scholarship*. Berkeley/Los Angeles/London 2008.

28 Vgl. Luke Eric Lassiter: *Collaborative Ethnography and Public Anthropology*. In: *Current Anthropology* 46 (2005), Heft 1, 83–106.

29 Vgl. Lara Hansen u. a.: *Institutskolloquium ›Engaged Anthropology?‹* (o.J.). URL: <https://www.pece.uni-hamburg.de/?q=content/institutskolloquium-engaged-anthropology/essay> (Stand: 20.10.2021).

Dabei ist für unsere Forschungsfelder, insbesondere wenn wir mit den Akteur*innen sympathisieren, die Frage leitend, welche Allianzen wir mit dem Feld eingehen wollen und können, um unsere Wissensproduktion kollaborativ zu gestalten und die Forschungsprozesse über soziale Ungleichheitsstrukturen für die Felder selbst wiederum nutzbar zu machen. Doch auch in Feldern, mit denen wir nicht sympathisieren, und die uns vielleicht ebenfalls kritisch gegenüberstehen, stellt sich die Frage nach einer engagierten Forschung als Intervention in gesellschaftliche Prozesse.³⁰ Denn selbst eine (emotionale) Distanzierung vom Feld entbindet uns nicht von einem Standpunkt beziehungsweise seiner Reflektion. Oftmals finden wir innerhalb der Felder selbst konflikthafte Akteur*innenkonstellationen, innerhalb derer wir uns bewegen und verorten müssen. Hier sollten wir jedoch nicht einfach dem Weg der größten Harmonie und Sympathie folgen. Wie Beate Binder für die politische und Rechtsanthropologie aufzeigt, kann ein ›studying through‹ beinhalten, »mit, gegen und jenseits eigener Überzeugungen forschen zu müssen – um auf diese Weise zu neuen – kritischen – Überzeugungen, Überlegungen und Positionen zu gelangen.«³¹ Darüber hinaus schlägt sie gemeinsam mit Friederike Faust und Todd Sekulär vor, Kollaborationsprozesse zwischen Wissenschaft und Zivilgesellschaft – in Anlehnung an das Konzept der ›friction‹ nach Tsing – als ›Reibungen‹ zu denken.³² Am Beispiel der kollaborativen Forschung mit HIV/Aids-Aktivist*innen zeigen sie, welches methodologische Potenzial gerade Konflikte, Unvorhersehbarkeit und Unerwartbarkeit entfalten können und wie sich in der Auseinandersetzung mit diesen bestenfalls neue Möglichkeitsräume eröffnen.³³

Passend erscheint uns mit Blick auf die Frage der Involviertheit der Begriff ›ForschungsHandeln‹, entnommen aus der Arbeit des gleichnamigen Arbeitskreises am Lehrstuhl für Gender und Sprachanalyse der Humboldt Universität zu Berlin. Dieser verdeutlicht die permanente Positioniertheit und Vermischung von Forschung und Engagement. In ihrem Band *InterdependenDenken!*³⁴ stellt das Autor*innenkollektiv heraus, wie verwoben jegliche

30 Siehe hierzu zum Beispiel die Vorträge von *Marion Näser-Lather* ›Geschlechterwissen_schaftlichkeit. Positionierungen und Strategien gegenüber anti-genderistischen Diskursen in der scientific community‹, und *Patrick Wielowiejski* ›Engaged Anthropology in feindlichen Feldern? Herausforderungen einer Ethnografie der radikalen Rechten‹, im Rahmen des Kolloquiums, beide als Videomitschnitt abrufbar unter *Hansen* u. a., wie Anm. 29.

31 *Beate Binder*: Rechtsmobilisierung. Zur Produktivität der Rechtsanthropologie für eine Kulturanthropologie des Politischen. In: Johanna Rolshoven/Ingo Schneider (Hg.): *Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft*. Berlin 2018, S. 50–60, hier S. 60.

32 Vgl. *Beate Binder/Friederike Faust/Todd Sekuler*: Reibung als Potential. Kollaboratives Forschen mit HIV/Aids-Aktivist*innen. In: *Berliner Blätter* 83 (2021), S. 49–64. Vgl. *Anna Lowenhaupt Tsing*: *Friction: An Ethnography of Global Connection*. Princeton 2005.

33 Vgl. *Binder/Faust/Sekule*, wie Anm. 32.

34 *AK Forschungshandeln*: *InterdependenDenken! Wie Positionierung und Intersektionalität forschend gestalten*. Berlin 2015.

Art der Wissensproduktion ist. Dabei nennen sie konkret die Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Diskriminierungserfahrungen und sozialen Ungleichheiten, wobei sie anstatt von ›Intersektionalität‹ von ›Interdependenz‹ sprechen, um die Bezogenheit und das ›InterdependenDenken‹ in der Forschungspraxis zu unterstreichen.³⁵ Diese Akzentuierung betont eine ›gemeinsame‹ feministische Wissensproduktion – zum einen wird ›akademisches Wissen‹ in dieser Perspektive immer wieder auf die Reproduktion von sozialer Ungleichheit und Diskriminierung hin beleuchtet und hinterfragt, woher wir unsere analytischen Konzepte beziehen. Zum anderen stellt ›InterdependenDenken‹ die gemeinsame Wissensproduktion in Allianzen in den Fokus. Gerade bei diesen Allianzen bleibt das Spannungsfeld in Bezug auf den Umgang mit unterschiedlichen Graden der (Nicht-)Privilegiertheit bestehen. Die feministische Forderung, den Standpunkt von marginalisierten Perspektiven aufrechtzuerhalten,³⁶ scheint dabei gerade durch das gemeinsame Denken in Kollektiven umsetzbar und kann die eigene Wissensproduktion bereichern, beispielsweise mit Blick auf die Frage, wie unser Anspruch hoher Involviertheit und ›authentischen‹ Engagements mit unserer Mehrfach-Privilegierung im Feld (z. B. *weiß*, akademisch) zusammen möglich ist.

Ausblick

Als Studierende und Mitarbeitende der Universität Hamburg zum Beginn des Wintersemesters 2021/22 nach drei Semestern Onlinelehre und Homeoffice wieder – für einige war es das erste Mal überhaupt – den Campus betreten, schlägt ihnen am Hörsaal im Fachbereich Sozialökonomie, einem zentralen Gebäude auf dem Campus, die Proklamation ›Besetzt!‹ auf einem großen Banner entgegen. Es ist eine Materialisierung des Aufrufes zum ›Streiksemester‹ von einer Selbstorganisation aus Studierenden und Beschäftigten. Sie forderten Verbesserungen der Arbeits- und Studienbedingungen und ernannten den Seminarraum zum Streikcafé. Dieses Beispiel illustriert die aktuell ansteigende Sichtbarkeit von Arbeitskämpfen von Mitarbeiter*innen und Studierenden der Universität Hamburg, um auf die finanzielle Notlage vieler Studierender, das Fehlen von Tarifverträgen für studentische Mitarbeiter*innen und die oftmals prekären Arbeitsbedingungen im wissenschaftlichen Mittelbau aufmerksam zu machen. Selbstorganisationen, beispielsweise die Mittelbau Initiative Hamburg und TVStud Hamburg, sind in unserer Wahrnehmung, unseren Räumen, in denen wir uns bewegen, und in unseren Timelines sichtbar geworden. Einerseits, da gerade, während

35 Dabei ist diese Schwerpunktsetzung nur eine unter vielen im Feld der »analytische[n] Netz-Metaphoriken, die die Verwobenheit, Verknüpfung, Verquickung und/oder Verschränkung von Kategorisierungen« fokussieren. *Binder/Hess*, wie Anm. 12, S. 16.

36 Vgl. *Mona Singer*: Feministische Wissenschaftskritik und Epistemologie: Voraussetzungen, Positionen, Perspektiven. In: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden und Empirie*. Wiesbaden 2010 (= *Geschlecht und Gesellschaft*, Bd. 35), S. 292–301, hier S. 262.

wir diese Zeilen schreiben, die neue Tarifverhandlung der Länder läuft und die Gewerkschaften als wichtige Kooperationspartner*innen aktiv werden. Zum anderen da der Hashtag #ichbinhanna Vorarbeit geleistet und eine weitere Möglichkeit der Sichtbarmachung, Bezugnahme und indirekten Vernetzung geschaffen hat.

Zentraler Grundbaustein für Vernetzung und Solidarität sind gemeinsame physische wie virtuelle Räume. Unserer Meinung nach können außercurriculare Räume die Möglichkeit bieten, Fragen von Situiertheit und Macht hierarchien, aber auch Unterstützungsstrukturen in einem neuen Kontext zu reflektieren und praktisch nachzudenken. Das Studio kann in diesem Sinn als einer dieser Räume dienen, feministische Wissensproduktion sowohl inhaltlich als auch sozial zu leben – mit ihrem Ansatz des situierten Wissens, mit ihrem kritischen Blick auf Machtgefälle und institutionelle Strukturen und mit ihrem Anspruch der Veränderung gesellschaftlicher Prozesse zum Besseren. Oder in Anlehnung an Haraway, »wir hätten unsere Science Fiction lieber etwas utopischer«. ³⁷

Wir möchten im Wissenschafts- und Forschungsalltag die eigene Situiertheit kontinuierlich in den Blick nehmen, hinterfragen und in den von uns angestrebten Allianzen weiterentwickeln. Solch einen Raum können auch nichtalltägliche Veranstaltungen wie die 33. dgv-Studierendentagung schaffen, bei denen sich im besten Fall neue, bisher unbekannte Allianzen bilden. Wir möchten dazu aufrufen, den Blick auch nach ›innen‹ zu richten. Wie jede Lebenswelt, die wir als Kulturanthropolog*innen betrachten, kann auch die Lebenswelt ›Universität‹ prinzipiell anders gedacht und können ihre vermeintlichen Selbstverständlichkeiten hinterfragt werden. Es braucht Initiativen aus den Hochschulen heraus, um die akademische Wissensproduktion nachhaltig zu verändern.



Lara Hansen, M. A.
Universität Hamburg
Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Edmund-Siemers-Allee 1 (Westflügel)
20146 Hamburg
lara.hansen@uni-hamburg.de

³⁷ Donna Haraway: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen. Frankfurt am Main/New York 1995, S. 77.



Hannah Rotthaus, M. A.
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Promotionsprogramm ›Gestalten der Zukunft.
Transformation der Gegenwart durch Szenarien der Digitalisierung‹
Ammerländer Heerstraße 114–118
26129 Oldenburg
hannah.rotthaus@uol.de

GESCHLECHTLICHE VIELFALT UND NICHTBINARITÄT IN WISSENSCHAFTLICHEN TEXTEN

Sascha Sistenich

»Ich glaub', es geht im Endeffekt darum, irgendwie sich zu zeigen und auch Geschichten von sich und voneinander zu erzählen. Und darüber wird es real und sichtbar, und das ist wichtig. Dass Menschen irgendwie sich gegenseitig sehen und dadurch selber finden und das ist schön, dass das passiert.«¹

Der Diskurs um geschlechtergerechte Sprache und eine gegenderte Schreibweise ist in den Sozial- und Kulturwissenschaften mittlerweile fest verankert – und auch die kulturalanthropologischen Fächer sehen Geschlechtlichkeit und geschlechtliche Vielfalt als alltagsweltliche Größen, denen es sich näher zu widmen gilt. Dennoch finden Forschungen weiterhin häufig innerhalb einer binären Zweigeschlechtlichkeit von männlich und weiblich statt und richten den Fokus nur selten auf gegenhegemoniale Geschlechtlichkeiten, also solchen die außerhalb der Zweigeschlechternorm liegen.

Seit Mitte der 1990er-Jahre werden nichtbinäre und genderqueere Geschlechtlichkeiten zunächst durch die englischsprachigen Kultur- und Sozialwissenschaften thematisiert und etwa 15 Jahre später auch in der deutschsprachigen Forschung berücksichtigt.² Die *Interministerielle Arbeitsgruppe zu Inter- und Transsexualität (IMAG)* des deutschen Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend erwähnt erstmalig 2015 »nicht binär normative Geschlechtsidentitäten und Körperlichkeiten«³ und »Menschen, die als *weder*noch**, (*gender-*)*queer*, *non-gender/nicht-geschlechtlich* u.Ä. jenseits der Geschlechterpolarität leben«.⁴

-
- 1 Interviewausschnitt mit Tris, vom 12. 2. 2020, Köln. Die in diesem Text vorkommenden Namen sind anonymisiert. Da der eigene Name oft einen wichtigen identifikatorischen Faktor im Leben der interviewten Personen darstellt, bezog ich sie in den Prozess der Pseudonymisierung mit ein. Die Problematik der wissenschaftlichen Anonymisierungspraxis wird im Abschnitt *Anonymisierung als politische Praxis* näher erläutert.
 - 2 *Kate Bornstein*: Gender Outlaw. On Men, Women, and the Rest of Us. New York/London 1994; *Judith Butler*: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main 1991 (= Gender Studies, 1722; Neue Folge, Bd. 722); *Jannik Franzen/Arn Thorben Sauer*: Benachteiligung von Trans*Personen, insbesondere im Arbeitsleben. Berlin 2010; *Uta Schürmer*: Geschlecht anders gestalten. Drag Kinging, geschlechtliche Selbstverhältnisse und Wirklichkeiten. Gender Studies. Bielefeld 2010.
 - 3 *Arn Thorben Sauer*: Gutachten: Begrifflichkeiten, Definitionen und disziplinäre Zugänge zu Trans- und Intergeschlechtlichkeiten. Berlin 2015 (= Begleitmaterial zur Interministeriellen Arbeitsgruppe Inter- & Transsexualität, Bd. 1), S. 119.
 - 4 Ebd., S. 121, Hervorhebung im Original.

Da in der deutschen Sprachpraxis die Benennung von trans*, nichtbinären und genderqueeren Personen oftmals an den Regeln der deutschen Grammatik scheitert, erfordert ein Schreiben in Feldern geschlechtlicher Vielfalt teils kreative, teils mittlerweile im wissenschaftlichen Kontext akzeptierte Lösungen. Um dennoch in angemessener Weise und entsprechend der Selbstbezeichnung von Interviewpartner:innen eine sprachliche Gleichstellung und einen angepassten Ausdruck zu erlangen, wird oft die Lesbarkeit der Texte auf die Probe gestellt.

Der Beitrag basiert auf meiner Forschung zu Erfahrungs- und Existenzweisen jenseits der hegemonialen Geschlechterdichotomie in Deutschland sowie den Repräsentationen und Konstruktionen von geschlechtlichen Identitäten und Geschlechterwissen außerhalb einer Dichotomie von ›Mann*‹ und ›Frau*‹. Er soll verdeutlichen, mit welchen forschungsethischen, methodischen sowie sprachlichen Mitteln in wissenschaftlichen Forschungen nichtbinäre und genderqueere Geschlechtlichkeit adäquat und sensibel dargestellt werden. Dadurch soll die Diskussion eröffnet werden, wie eine Konstruktion von Geschlecht außerhalb einer starren Zweigeschlechtlichkeit als verständlich, kohärent und kontinuierlich im Kontext narrativer Praktiken verqueert werden kann. So wird die Diskussion um Möglichkeiten der Sichtbarmachung normativ nichtintelligibler Geschlechtlichkeiten und einer Übersetzung jener in eine wissenschaftliche (sprachliche) Praxis eröffnet. Welche forschungsethischen Überlegungen sind in Feldern geschlechtlicher Vielfalt anzustellen und wie wird für Nichtsagbares eine Sprache gefunden, die sich in der Wissenschaftssprache verorten lässt?

Dabei werden Betrachtungen von Sprachmilieus und Aspekte von Zugänglichkeit und Ausgrenzung durch Wissenschaftssprache außer Acht gelassen, da mein Forschungsfeld einen akademischen Habitus oder zumindest akademische beziehungsweise akademisch-aktivistische Interessen aufweist.

Thema und Forschungsfeld

Nach Sabine Hark ist die Zweigeschlechtlichkeit auch heute noch »einer der wirklichkeitsmächtigsten Modi der (hierarchischen) Organisation des Sozialen« und fungiert in vielen Bereichen des Alltags als »wissens- und wirklichkeitskonstruierender Modus, als regulierende, Gesellschaft teilende und ordnende Konstruktion und [...] Schauplatz sich verschiebender Machtverhältnisse«. ⁵ Diese objektivierte Vergeschlechtlichung führe, so Hark, zu der Annahme, dass es universell sei, ein natürliches Geschlecht zu haben. Dadurch werden nichtbinäre Individuen ins Nichtsagbare, in eine Sphäre der Nichtintelligibilität gedrängt.

5 Sabine Hark: Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht. Geschlechterforschung als kritische Ontologie der Gegenwart. In: Irene Dölling u. a. (Hg.): Transformationen von Wissen, Mensch und Geschlecht. Transdisziplinäre Interventionen. Königstein im Taunus 2007, S. 9–24, hier S. 17.

Das bedeutet, dass durch die rigide Zweigeschlechtlichkeit von männlich und weiblich in der westlichen Gesellschaft eine bestimmte (Ein-)Ordnung und Machtverteilung der Geschlechter tief in der Gesellschaft verankert sind. Personen außerhalb dieser Geschlechterdichotomie, wie zum Beispiel trans*, inter* oder nichtbinäre und genderqueere Personen, fallen aus diesem Muster heraus und benötigen Bewältigungsstrategien, um in der Gesellschaft überhaupt wahrgenommen zu werden und ihrer Identität Ausdruck verleihen zu können.

Nichtbinäre und genderqueere Geschlechtlichkeiten repräsentieren Personen, die sich sowohl als männlich als auch weiblich, zwischen beiden Kategorien oder außerhalb dieser Zweigeschlechtlichkeit definieren.⁶ Sie werden meist in der Sammelbezeichnung von LGBTQIA*⁷-Personen eingeordnet, erhalten aber nur selten eine spezifische Benennung und Differenzierung.⁸ Als Gegenstand der Forschung dienen geschlechtliche Identitäten von Individuen, die sich als nichtbinär (non-binary), genderqueer, gender-nichtkonform oder gender-inkongruent definieren.⁹ Darunter sind Identitäten, die ihre Geschlechtlichkeit außerhalb der vorherrschenden Zweigeschlechterordnung (er-)leben, ohne dass zwingend eine Identifikation entgegen des bei Geburt festgelegten biologisch-anatomischen Geschlechts stattfindet. Nichtbinäre Menschen konstruieren also einen Raum der Uneindeutigkeiten, Ambiguitäten und Fluidität, indem sie weder der Geschlechterdichotomie vollkommen widersprechen noch sich damit identifizieren.

In meiner Forschung untersuche ich mithilfe von narrativen, biografischen Interviews die Möglichkeiten, Erfahrungs- und Existenzweisen nichtbinärer und genderqueerer Personen. Dies führt teils zu Erzählungen über die

6 Lisa M. Diamond: Gender Fluidity and Nonbinary Gender Identities Among Children and Adolescents. In: Child Development Perspectives 14 (2020), Heft 2, S. 110–115; Jennifer K. McGuire u. a.: The Genderqueer Identity (GQI) Scale: Measurement and Validation of Four Distinct Subscales with Trans and LGBQ Clinical and Community Samples in Two Countries. International Journal of Transgenderism 20 (2019), Heft 2–3, S. 289–304; Christina Richards/Walter Pierre Bouman/Meg-John Barker (Hg.): Genderqueer and Non-Binary Genders. Critical and Applied Approaches in Sexuality, Gender and Identity. London 2017.

7 Abkürzung aus dem Englischen: Lesbian Gay Bisexual Trans* Queer/Questioning Inter* Asexual. Manchmal auch nur LGBT* beziehungsweise im Deutschen LSBT* (Lesbisch, Schwul, Bisexuell, Trans*). Die Abkürzung ist ein Ausdruck der Allianzen/Unterstützung zwischen unterschiedlichen nichtheteronormativen Gruppen und Menschen. Welche Gruppen in der Abkürzung aufscheinen ist Ausdruck sich verschiebender Bündnisse, Bewegungen und Auseinandersetzungen innerhalb der Communities. Diese Abkürzung beinhaltet also sowohl sexuelle Orientierungen als auch Genderidentitäten, vgl. *quix – kollektiv für kritische bildungsarbeit*: Gender_Sexualitäten_Begehren in der machtkritischen und entwicklungspolitischen Bildungsarbeit. Wien 2016, S. 93.

8 Vgl. Sarah E. Conlin u. a.: Exploring Nonbinary Gender Identities: A Qualitative Content Analysis. Journal of LGBT Issues in Counseling 13 (2019), Heft 2, S. 114–133; McGuire wie Anm. 6, S. 289–304.

9 Die verschiedenen Termini ergeben sich durch die verschiedenen Selbstzuschreibungen der Interviewpartner:innen.

gesamte Biografie, von einem Gefühl des Andersseins über Selbstfindung und Outing bis hin zu einem neu geordneten und selbstbestimmten Alltag. Teils werden Gefühle und Gedanken oder spezifisches Wissen über die Geschlechtlichkeit geäußert. Dabei sind insbesondere die Erzählungen zur Bewältigung der Zweigeschlechterordnung von Interesse. Wie verstehen, gestalten und (er-)leben die Akteur:innen Geschlechtlichkeit und welche geschlechtlichen Selbstverständnisse und Selbstbildungsprozesse zeigen sie? Inwiefern konstruieren die hervorgebrachten geschlechtlichen Möglichkeiten eine intelligible geschlechtliche Wirklichkeit, die sich von einer strikt zweigeschlechtlich strukturierten Wirklichkeit unterscheidet und im Spannungsfeld verschiedener Regierungstechniken zu Prekarität und Kontingenzen bestehen kann?¹⁰

Der Fokus liegt auf den gesellschaftlichen und sozialen Bedingungen und Verhältnissen, die eine Intelligibilität unterschiedlicher Geschlechtlichkeiten ermöglichen oder verhindern. Ebenso zeigt die Forschung die Veruneindeutigungen und Flexibilisierungen von Geschlechtlichkeit als kontextuelle Praxis innerhalb gesellschaftlicher Machtverhältnisse auf.

Als übergeordnete Ziele der Forschung stehen: ein besseres Verständnis geschlechtlicher Vielfalt und einer möglichen grundlegenden Veränderung sowie Anfechtung hetero- und cisnormativer Zweigeschlechtlichkeit anzuregen.¹¹

Das Forschungsziel basiert demnach auf dem transformatorischen Potenzial, das außerhalb einer zweigeschlechtlichen und heteronormativen Ordnung liegt. Persson Perry Baumgartinger erhebt den Anspruch »an Transsexualität (1990er) bzw. Transgender (2000er) bzw. Trans* oder Trans_ (2010er) als subversive Subjekte [...] automatisch ein weltveränderndes Potenzial in sich zu tragen und allein durch das In-der-Welt-Sein als Katalysator für die Veränderung zweigeschlechtlicher und/oder heteronormativer Ordnung zu wirken«. ¹² Dieses Potenzial wird durch meine Forschung bei nichtbinären und genderqueeren Personen umso deutlicher, insofern dass hier ein noch dynamischerer Umgang mit Brüchen der Biografie und scheinbar inkohärenten oder diskontinuierlichen Identitäten sichtbar wird.

Forschungsethische Aspekte

Felder geschlechtlicher Vielfalt sind oft emotional und politisch aufgeladen, da in der westlichen Gesellschaft Geschlechtlichkeit ein tief verankerter und

10 Vgl. Schirmer, wie Anm. 2, S. 16.

11 Vgl. ebd.

12 Persson Perry Baumgartinger: *Trans Studies. Historische, begriffliche und aktivistische Aspekte*. Wien 2017 (= Challenge GENDER, Bd. 6), S. 224.

wichtiger Teil der Identität ist.¹³ Daher ist es für die ethischen Aspekte der Forschung bedeutend, verschiedene Kriterien für das Forschen in Feldern geschlechtlicher Vielfalt aufzustellen. Besonders sollte stets die hohe Vulnerabilität, die mit Geschlechtlichkeit verbunden ist, berücksichtigt werden. Diese Vulnerabilität erfordert eine besondere Sensibilität im Umgang mit Themen zu geschlechtlicher und sexueller Vielfalt und eine ständige Reflexion darüber, wie sich dem Thema angenähert werden kann, ohne zu marginalisieren oder zu diskriminieren.¹⁴

Aus diesem Grund schaffe ich Raum, die Personen sowohl als Individuen als auch als Kollektiv aus verschiedenen Perspektiven sprechen zu lassen, da die Selbstdefinition als Mittel identitärer Definitionsmacht ein ›Othering‹¹⁵ durch Begrifflichkeiten und Fremdzuschreibungen vermeiden kann. Ebenso lasse ich den interviewten Personen in Interviewsituationen durch offene, kurzgehaltene Erzählimpulse Freiraum, selbstbestimmt erzählen zu können und Grenzen zu setzen, wo es gewünscht ist. In den geführten Interviews zeigt sich, dass Erzähl- oder Erklärungszwänge feste Bestandteile gegenhegemonialer Geschlechtlichkeiten darstellen, da die Akteur:innen alltäglich mit gesellschaftlichen Forderungen nach Kohärenz, Kontinuität und Kongruenz des Geschlechts konfrontiert werden. Geschlechtlichkeiten außerhalb der hegemonialen Vorstellungen einer Zweigeschlechtlichkeit erzeugen diese jedoch auf nichtnormative Weise und sind daher zu häufigen Erklärungen und Subjektivierungen des Selbst und der eigenen Geschlechtlichkeit gezwungen. Aus diesem Grund vermeide ich unter forschungsethischer Betrachtung eben diese Zwänge nicht in den Interviews fortzuführen und halte den Erzählrahmen für jegliche (biografische) Wissensproduktionen offen.

Eine andere wichtige Frage, die sich Forschende diesbezüglich vorher stellen sollten, ist die, »ob nur Menschen, die selbst trans* oder inter* sind, das

13 Vgl. *Beate Binder*: Erkundungen in Feldern politischer Praxis von Geschlecht und Sexualität. Eine Einleitung. In: dies. (Hg.): *Geschlecht – Sexualität: Erkundungen in Feldern politischer Praxis*. Berliner Blätter (2013), Sonderheft 62, S. 7–12.

14 Vgl. *Persson Perry Baumgartinger*: Mittendrin: kritische Analyse im Spannungsfeld von Machtverhältnissen der staatlichen Regulierung von Trans* in Österreich. In: Hella von Unger/Petra Narimani/Rosaline M'Bayo (Hg.): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung: Reflexivität, Perspektiven, Positionen*. Wiesbaden 2014, S. 97–114; *Todd Sekuler*: Täuschung und Ent-Täuschung: zu Fragen der Selbstpräsentation in der ethnografischen Forschung. In: Unger/Narimani/M'Bayo, wie zuvor, S. 77–96.

15 ›Othering‹ bezeichnet die Wahrnehmung von etwas als machtlos dargestelltem ›Anderen‹ aus der Perspektive des mächtigen Eigenen. Vgl. dazu v. a. Simone de Beauvoir im Kontext ihrer Theorie der Subjektivierung von Männern und Frauen als »das Andere«. Dazu schreibt sie: »Das Subjekt setzt sich nur, indem es sich entgegen-setzt: es hat den Anspruch, sich als das Wesentliche zu behaupten und das Andere als das Unwesentliche, als Objekt zu konstituieren.« *Simone de Beauvoir*: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau* Reinbek bei Hamburg ¹⁰2009, S. 13; siehe auch *Edward W. Said*: *Orientalism*. New York ²1994; *Gayatri Chakravorty Spivak* u. a.: *Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation*. Wien 2008 (= Es kommt darauf an, Bd. 6).

Recht beziehungsweise die Fähigkeit haben, Aussagen im Forschungskontext zu treffen«.¹⁶ Robin Bauer gibt in Bezug auf Donna Haraways Konzept der ›Situieren Wissen‹ im Prozess der Wissensproduktion zu bedenken, dass »[e]in alltägliches Leben mit Cis*-Privilegien und ohne das Anecken an der Norm der Zweigeschlechtlichkeit [...] beispielsweise einen ganz anderen Blick auf die soziale Realität als die gesellschaftliche Positionierung als inter- oder transgeschlechtlich« ergibt.¹⁷ Diese »Einschränkung der Beweglichkeit des eigenen Standpunkts«¹⁸ ist für die Erkenntnismöglichkeiten von Forschungen in Feldern geschlechtlicher Vielfalt von hoher Bedeutung, insofern dass Objektivität letztendlich nur »partiale Subjektpositionen« in Relation zu anderen partialen Subjektpositionen sein kann.¹⁹ Es geht also weniger darum,

»dass Forschende sich unabhängig vom Kontext als inter*, trans* oder cis* ›outen‹ müssen oder sich gar eindeutigen Identitätskategorien zuordnen müssen [...]. Es geht [...] vielmehr um die Übernahme von Verantwortung für die eigene Verstrickung in gesellschaftliche Machtstrukturen und die Folgen dessen für die Wissen, die produziert werden, also um eine politisch-ethische Dimension in der Wissensproduktion.«²⁰

Demzufolge ist es für solche Forschungen von besonderer Relevanz, eine »fortlaufende Reflexion und Kritik und die Übernahme der Verantwortlichkeit für die selbst generierten Wissen«²¹ zu berücksichtigen. Nach Robin Bauer resultiert daraus eine »Art Verwundbarkeit der Forschenden«.²² So positioniert er sowohl die forschende Person als auch die Forschung am Rande einer »neutralen Wissenschaft«.²³ Neben der Gefahr der Annahme einer objektiven Wahrheit, weist Vivianne Namaste in diesem Kontext auf die objektifizierenden Tendenzen beispielsweise bei trans*-Forschung hin.

16 Arn Thorben Sauer: Einleitung und Methodologie. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.): Geschlechtliche Vielfalt: Begrifflichkeiten, Definitionen und disziplinäre Zugänge zu Trans- und Intergeschlechtlichkeiten. Begleitforschung zur Interministeriellen Arbeitsgruppe Inter- & Transsexualität. Berlin 2015, S. 7–11, hier S. 7.

17 Robin Bauer: Donna Haraways Konzept der Situieren Wissen. Wissensproduktion als verkörpert und verortet am Beispiel von Trans*Forschung. In: Josch Hoenes/Michaela Koch (Hg.): Transfer und Interaktion: Wissenschaft und Aktivismus an den Grenzen heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit. Oldenburg 2017 (= Oldenburger Beiträge zur Geschlechterforschung, Bd. 15), S. 23–42, hier S. 33.

18 Ebd., S. 34.

19 Ebd., S. 37. Siehe auch Donna Haraway: A Cyborg Manifesto: Science, Technology, and Socialist-Feminism in the Late Twentieth Century. In: Susan Stryker/Stephen Whittle (Hg.): The Transgender Studies Reader. New York 2006, S. 103–118.

20 Bauer, wie Anm. 17, S. 37 f.

21 Ebd., S. 39.

22 Ebd.

23 Ebd.

»Despite an investment in social inquiry, however, prevailing paradigms within the social sciences risk objectifying the issues, populations, and people they study. Within such a framework, a research problematic is defined by and for sociologists instead of the people who live in the milieu being studied.«²⁴

Im Forschungsprozess ist es daher essenziell, die Interviewpartner:innen nicht als ›beforschte Objekte‹ anzusehen, sondern vielmehr als ›Wissenssubjekte‹ in einem interaktiven Generierungsvorgang von Wissen. Daher kann es für das Aufrechterhalten von Subjektpositionen von Nutzen sein, den Ansätzen kollaborativen Forschens zu folgen und die erhobenen Daten und deren Analyse in verschiedenen Arbeitsphasen den Interviewpartner:innen zugänglich zu machen und auf Wunsch anzupassen. So ist ihnen stets die Möglichkeit gegeben, Subjektpositionen zu generieren und die verarbeiteten Daten mit ihren Lebenswelten abzugleichen.

Sprachliche Umsetzung

Im Folgenden werden einige Aspekte von geschlechtergerechtem Forschen und Schreiben im wissenschaftlichen Kontext anhand von Beispielen zur sprachlichen Umsetzung erläutert. Wichtig zu betonen ist hier, dass diese nur mögliche Lösungswege im Kontext meiner Forschung darstellen und aus den individuellen Selbstdefinitionen meiner Interviewpartner:innen entstanden. Gleichzeitig soll dies als Impuls für neue Lösungswege und sprachliche Verqueerungen dienen. Da die Sprachentwicklung und somit auch die entstehenden Varianten möglicher geschlechtergerechter Sprache aktuell sehr schnelllebig sind, halte ich es für empfehlenswert, sich an den aktuellen Entwicklungen in queer-feministischen und wissenschaftlichen Kontexten zu orientieren.

Biogramme & Sprechanteile

In vielen kulturanthropologischen Arbeiten finden sich Biogramme der einzelnen Interviewpartner:innen, um diese einzuführen und in der Forschung zu verorten. Hiermit werden zum einen die Personen sichtbar und es wird die Möglichkeit gegeben, sich selbst zu beschreiben. Meine Interviewpartner:innen schrieben ihre Biogramme selbst und konnten somit Selbstdefinitionen sowie selbst gewählte Pronomen erläutern.²⁵

Zudem lasse ich Interviewpartner:innen oder andere nichtbinäre Forscher:innen in besonderem Maße durch Zitate selbst zu Wort kommen, um ein ›Beforschen‹ und ›Othering‹ zu vermeiden. Dadurch werden sie nicht

24 Viviane K. Namaste: *Invisible Lives. The Erasure of Transsexual and Transgendered People*. Chicago 2007, S. 27.

25 Vgl. Carsten Balzer: *Gender – Outlaw – Triptychon. Eine ethnologische Studie zu Selbstbildern und Formen der Selbstorganisation in den Transgender-Subkulturen Rio de Janeiro, New Yorks und Berlins*. Berlin 2008.

als passive, sprachlose Forschungsobjekte dargestellt, sondern können sich selbst innerhalb der Arbeit als Subjekte positionieren und ihre Wissensbestände darlegen. Sie schaffen zudem ihre eigene Sprache und geben (sprachliche) Vorlagen für die Arbeit.²⁶

Pronomina

Einen klassischen Problemfall beim Schreiben ›über andere Personen‹ stellen Pronomina im Deutschen dar, da in der 3. Person Singular ›über ihn oder sie‹ geschrieben wird. Pronomina sind im Deutschen geschlechtermarkiert, treten also im Femininum, Maskulinum oder Neutrum auf. Aufgrund des themeninhärenten Umgangs mit verschiedenen Pronomina und den Selbstdefinitionen der Interviewpartner:innen ist eine Verwendung von sogenannten Neopronomen (z. B. ›mie‹) oder Mischformen (z. B. ›er_sie‹), die als sprachlicher Ausdruck der Identitäten außerhalb gesellschaftlicher Normen und somit auch außerhalb normierter Sprache gesehen werden können, unumgänglich.

Mischformen folgen meist der üblichen grammatischen Kongruenz, brechen allerdings die Textoberfläche auf und erfordern teils umständliche Doppelformen. Der Unterstrich in dem nachfolgenden Beispiel wurde explizit von der Person gewählt. Hierdurch kommt es zu uneinheitlichen Schreibweisen innerhalb der Forschungstexte, wie auch an diesem Beitrag deutlich wird. Für solche Uneinheitlichkeiten bietet es sich an, diese in einem Vorwort sowie in den Biogrammen zu erläutern. Hier wird der Blick in Zitatvignetten durch Kursivierungen auf die individuelle Sprachform gelenkt.

»In ähnlicher Weise gestaltet auch Rio *sein_ ihr* Outing und verlagert die Erklärung auf eine andere Kommunikationsebene. *Er_Sie* vereinfacht das Coming-out durch die Explizierung *seiner_ihrer* Pronomen in der E-Mail-Signatur, sodass zumindest auf schriftlicher Ebene, diese Konflikthaftigkeit nicht mehr bei *ihm_ihr* liegt.«²⁷

Neopronomen folgen der gleichen Logik, erfordern jedoch in der Regel eine gewisse Gewöhnung. Die Person Henri nutzt das Neopronomen ›mie‹, das heißt ein Wort, welches die Person selbst gewählt hat und welches wie ein Name flektiert wird. Hier ist ein starker Bruch mit dem Wissenschaftsdeutsch, da solche Formen unüblich sind. Neologismen werden jedoch in vielen Fachbereichen geschaffen, um das Ausdrucksvermögen und die Präzision der wissenschaftlichen Erkenntnisse zu erweitern, sodass auch Neopronomen als Mittel zur Präzision gesehen werden können. Die folgenden

26 An dieser Stelle sei nur auf *Spivak* u. a., wie Anm. 15, hingewiesen, welche die Sprachlosigkeit der Marginalisierten beschreibt.

27 Vignette 1 aus der eigenen Masterarbeit: *Sascha Sistenich: Verqueere Identitäten? Autobiografische Verhandlungen nichtbinärer Geschlechtlichkeit(en)*. Universität Bonn, Bonn 2021.

Sätze sind eine lose Aneinanderreihung, um die Nutzung des Neopronomens zu verdeutlichen, das heißt es entstehen inhaltliche Lücken.

»Henri akzeptiert *mies* Körper in gleicher Weise, in der *mie* das Geschlecht akzeptiert und kann dadurch beides subjektivieren. [...] *Mie* versucht, *mies* Subjektposition aufrechtzuerhalten, indem anderen Personen, in diesem Fall *die* Mutter, fehlende Kompetenzen zum Verständnis der Benutzung nichtbinärer Neopronomen zugesprochen werden. [...] Ähnliche Erfahrungen schildert auch Henri, *mie* vor allem die Namensänderung als Vorteil des Umzugs sieht.«²⁸

Neopronomen werden also, wie in dieser Vignette zu sehen ist, als Personal-, Possessiv- und Relativpronomen in der gleichen Form verwendet. Um Dopplungen in der Wortwahl zu vermeiden, verwende ich hier definite Artikel und Possessivpronomen abwechselnd.

Zu mehr Missverständnissen kommt es dann, wenn grammatische Pronomen des Neutrums verwendet werden, also ›es‹. Dadurch werden Bezüge unklar, da das Pronomen ›es‹ meist für Sachgegenstände, Diminutivformen oder Personen, deren Subjektpositionen gesellschaftlich (meist historisch bedingt) untergraben werden sollen, verwendet wird, zum Beispiel das Kind, das Opfer, das Weib et cetera.

Daher müssen in solchen Fällen besondere Lösungen gefunden werden, um die Verständlichkeit beizubehalten, wie zum Beispiel ein Wechsel zwischen dem Namen, neutralen sowie maskulinen Pronomen, die die Person für sich wählt.

»*Juli* ist nach eigener Erzählung nahezu in Vollzeit in einer Trans*-Organisation engagiert, während *es* ein Studium und ein Praktikum verfolgt. Der Aktivismus erhöht die Sichtbarkeit und somit auch Widerständigkeit gegen die Zweigeschlechtlichkeit, was *Juli* dazu dient als Subjekt wahrgenommen zu werden. *Es* nutzt ein Kunstprojekt, das queere Körper fotografiert, in erweiterter Form zur Subversion der Binarität durch Kontrastierung *seines* prä- und postoperativen Körpers.«²⁹

An anderer Stelle verzichten Interviewpartner:innen auf den Gebrauch von Pronomen, sodass Sätze mit ungenauen Bezügen möglich sind, wie beispielsweise: ›Sascha holt Saschas Buch aus Saschas Tasche.‹ Durch den möglichen Subjekt- und Objektbezug ist nicht klar, ob hier ein, zwei oder drei Personen involviert sind. Es sollte jedoch weiterhin höchste Verständlichkeit und Präzision angestrebt werden, was oftmals zusätzliche Erläuterungen oder Formulierungen benötigt. Die Nutzung von Vornamen als Pronomen klingt im Deutschen und vor allem in der Wissenschaftssprache zunächst ungewohnt. Daher muss für die Formulierung besonders auf Umschreibungen und Be-

28 *Sistenich*, wie Anm. 27, Vignette 2.

29 *Sistenich*, ebd., Vignette 3.

züge durch Possessivpronomen (sein:ihr Buch) geachtet werden. Außerdem ist eine Wiederholung des Vornamens meist unumgänglich, wodurch der wissenschaftliche Stil ausgereizt wird. Folgende Vignette soll dies verdeutlichen.

»Durch diese Bedeutungsverschiebung entsteht sowohl Unwohlsein für die Beteiligten als auch Erklärungszwang für *Tris*. *Tris* hat in der Situation keine andere Wahl, als *die* Geschlechtlichkeit zu thematisieren oder sich ein Geschlecht zuschreiben zu lassen, da die:der Interaktionspartner:in eine richtige Kategorisierung erwartet. Die andere Person nimmt also zunächst nur *das* Geschlecht wahr, ohne *Tris* zu involvieren, und spricht *Tris* somit *die* Subjektposition ab. In dem Moment ›hat‹ *Tris* also nicht nur ein Geschlecht, sondern ›ist‹ ein Geschlecht und dies sogar ausschließlich.«³⁰

Auch hier werden wieder definite Artikel und der Vorname anstelle des Possessivpronomens abwechselnd verwendet, um Doppelungen zu vermeiden.

Um Missverständnissen vorzubeugen, kann auf neutrale Substantive wie »die Person« oder »das Individuum« zurückgegriffen werden, um personenspezifische Pronomen zu vermeiden. Dabei kann einer rein grammatischen Kongruenz gefolgt werden, ohne zu misgendern.³¹ Gleiches gilt für Pluralformen, welche entweder in gegenderter Form mit Doppelpunkt oder Ähnliches oder als Partizipialformen (z. B. die Studierenden) verwendet werden. In manchen Fällen löst sich das Problem auch durch neutrale Plurale (die Befragten). Durch solche Umschreibungen entsteht gleichzeitig aber auch Abstraktion und Distanz, da sich auf Wortebene von den Interviewpartner:innen gelöst wird.

Typografische Zeichen

Das Gendersternchen, der Unterstrich, ein Doppelpunkt oder Pluszeichen sind aktuell nur einige Beispiele für die vielzähligen Schreibweisen für geschlechtergerechte Sprache. Es kann also nicht die Rede sein von ›der‹ korrekten Schreibweise, da auch je nach Zielpublikum vor allem hinsichtlich der Barrierefreiheit, beispielsweise bei der Verwendung von Sprachausgabeprogrammen, andere typografische Zeichen bevorzugt werden. Ebenso spielen die Lesbarkeit sowie zu einem gewissen Teil auch die eigene Vorliebe und Ästhetik entscheidende Rollen.

Im konkreten Fall meiner Forschung wird der Doppelpunkt für eine geschlechtergerechte Schreibweise gewählt (Bsp.: Lehrer:innen), da er in

30 *Sistenich*, ebd., Vignette 4.

31 Misgendering bezeichnet »the use of gendered language that does not match how people identify themselves, such as when people who identify as women are described as men«. *Y. Gavriel Ansara/Peter Hegarty: Methodologies of Misgendering: Recommendations for Reducing Cisgenderism in Psychological Research*. In: *Feminism & Psychology* 24 (2014), Heft 2, S. 259–270, hier S. 260.

aktuellen queer-feministischen sowie wissenschaftlichen Kontexten vermehrt auftritt. Ein anderer Grund für die Verwendung des Doppelpunkts wird dadurch bestimmt, dass das sogenannte ›Gendersternchen‹ oder auch ›Asterisk‹ in einem anderen Kontext verwendet wird. Und zwar wird der Asterisk * als ›Wildcard‹ für Begrifflichkeiten wie trans* und inter* benutzt, der gleichzeitig im Sinne einer Fußnotenreferenz an die Konstruiertheit von Geschlechtlichkeit und die Vielfalt innerhalb dieser Termini erinnern soll.³²

Dabei ist es wichtig, zu überlegen, ob und bei welchen Begriffen der Asterisk als Markierung verwendet wird. So ist nach oben genanntem Argument auch eine Verwendung für ›Mann*‹ und ›Frau*‹ oder ›männlich*‹ und ›weiblich*‹ möglich, um die gesellschaftliche Konstruiertheit solcher Geschlechterkategorien und -rollen zu markieren. Es sollte jedoch die Menge der typografischen Zeichen beachtet werden, um die damit einhergehenden Probleme der Lesbarkeit und Verständlichkeit vor allem für Menschen mit Lese- und Rechtschreibschwäche, Sehbehinderung oder kognitiven Beeinträchtigungen sowie solchen, die Deutsch als Fremd- und Zweitsprache lernen, nicht zu vernachlässigen.

Für eine einheitliche Schreibweise muss zudem festgelegt werden, ob Termini wie ›trans*‹ und ›inter*‹ adjektivisch oder als Kompositum verwendet werden. Stehen sie als Komposita im Text, ist es möglich, die beiden zusammengesetzten Wörter mit einem Bindestrich zu verknüpfen, wodurch weitere typografische Zeichen hinzukommen.

Anonymisierung als politische Praxis

Als abschließenden Aspekt widme ich mich dem Anonymisierungs- und Pseudonymisierungsprozess. Für viele trans* und nichtbinäre Personen sind selbstgewählte Namen ein wichtiger Bestandteil der Identität und auch für die Selbstermächtigung essenziell. Für alle von mir interviewten Personen ist die Wahl eines neuen Namens ein entscheidender Schritt im Transitionsprozess, sodass ich hier eine Anonymisierung oder Pseudonymisierung als »situierter, soziale und politische Praxis«³³ sehe. Der (selbstgewählte) Name trägt eine solche Symbol- und Subjektivierungsmacht für die eigene Geschlechtlichkeit, dass mit ihm auch eine hohe Vulnerabilität einhergeht. »Namensänderungen sind keine neutralen Handlungen, sondern politische und teilweise gewaltvolle Akte«³⁴. Aus diesem Grund überlasse ich es den Interviewpartner:innen, ihre Pseudonyme selbst zu wählen.

Zudem können sie selbst darüber entscheiden, ob sie ihre Namen überhaupt anonymisieren wollen. María do Mar Castro Varela beschreibt ›das Verschwinden‹ der Interviewpartner:innen im primär forschungsethischen

32 Vgl. Baumgartinger, wie Anm. 12, S. 63; Avery Tompkins: Asterisk. In: TSQ: Transgender Studies Quarterly 1 (2014), Heft 1–2, S. 26–27, hier S. 26 f.

33 Baumgartinger, wie Anm. 14, S. 106.

34 Ebd., S. 108.

Akt der Anonymisierung. Dies hebt die Machtkonfigurationen im Feld der Wissenschaft hervor. Denn die Anonymisierung dient nicht nur zum Schutz der Forschenden sowie der ›Beforschten‹, sondern verstärkt zudem die Interpretationshoheit der Forschenden. So entziehen Anonymisierungen unter anderem den Interviewpartner:innen die Möglichkeit des direkten Einspruchs.³⁵ Aus diesem Grund lasse ich die Interviewpartner:innen stets selbst darüber bestimmen, ob und wie das erhobene Material anonymisiert werden soll. In den Interviews erwähnte dritte Personen oder Orte werden hingegen weiterhin anonymisiert, da der Schutz jener in der Verantwortung der Forschenden liegt.³⁶

Reflexive Forschungsethik und Wissenschaftssprache in Feldern geschlechtlicher Vielfalt

Der Beitrag zeigt, wie geschlechtergerechte Sprache und Forschung unter forschungsethischen und linguistischen Aspekten in Forschungen geschlechtlicher Vielfalt ausgehandelt und exemplarisch angewendet werden kann. So stellt eine kritische Reflexion der Rolle der forschenden Person sowie der Verortung der Teilnehmenden und Interviewpartner:innen einen wichtigen Bestandteil für die Übernahme von Verantwortung im Rahmen der Forschung dar. Zwar bedeuten offene, kreative und partizipative Verfahrensweisen für die Forschenden häufig mehr Aufwand und stellen ein Risiko für die Forschungsprojekte dar, gleichzeitig produzieren sie jedoch mehr Möglichkeiten und eine möglichst breite Gewährleistung der Rechte und dem Erhalt von Subjektpositionen der in die Forschung involvierten Personen. Vor allem in Feldern geschlechtlicher Vielfalt und im Umgang mit Marginalisierung sollte dieser Mehraufwand zur kritischen Wissensproduktion und Hinterfragung gesellschaftlicher Machtstrukturen und der Naturalisierung von Geschlecht hingenommen und internalisiert werden.

Zudem zeige ich, dass es unterschiedliche Lösungen für geschlechtergerechte Sprache gibt und oft ein individueller Umgang je nach Personen und Thema gefragt ist. Nichts davon ist eindeutig richtig oder falsch. Es ist jedoch von höchster forschungsethischer Bedeutung, möglichst sensibel und reflektiert an Themen geschlechtlicher Vielfalt heranzutreten, um keine stereotype Darstellung oder sogar Diskriminierungen zu produzieren. Wichtig ist noch einmal zu betonen, dass der Beitrag meinen persönlichen Umgang und die sprachlichen Lösungswege meiner Interviewpartner:innen darstellt und dies je nach Forschungsfeld, Teilnehmenden und forschender Person unterschiedlich ausfallen kann.

Daher gilt es insbesondere auch in kulturanthropologischen Forschungen der Frage weiter nachzugehen, mit welchen erzählerischen und linguisti-

35 *Maria do Mar Castro Varela*: Unzeitgemäße Utopien. Migrantinnen zwischen Selbsterfindung und Gelehrter Hoffnung. Bielefeld 2007 (= Kultur und soziale Praxis), S. 108 f., dort besonders Fußnote 5.

36 Vgl. *Baumgartinger*, wie Anm. 14, S. 110.

schen Mitteln dieser Raum des Nichtsag- oder -schreibbaren und Nichthörbaren erweitert und letztendlich intelligibel gemacht werden kann. Denn besonders dadurch entstehen Chancen, das gesellschaftlich normierte Geschlechterwissen zu transformieren, die Geschlechterdichotomie zu dekonstruieren und neue geschlechtliche Existenzen zu rekonstruieren.



Sascha Sistenich, M. A.
Abteilung für Kulturanthropologie/ Volkskunde
Institut für Archäologie und Kulturanthropologie
Universität Bonn
Am Hofgarten 22
53113 Bonn
sascha.sistenich@uni-bonn.de

›YOUR QUEERNESS IS NOT THE SAME‹ INTERSEKTIONALE NORMALISIERUNGEN UND DISKRIMINIERUNGEN IN LSBT* KONTEXTEN IN BREMEN¹

Lee Eisold – in Kollaboration mit Alp, Baky, Laylla, Nadie, Pizzar Stanley Pierre und Sammar

›We should be a community that is connected. Community that respects.«² Mit diesen Worten beschreibt Baky, eine*r der Co-Forschenden im Forschungsprojekt, das Ideal einer queeren Community, wie es von vielen erhofft, erwartet und propagiert wird: ein regenbogen-bunter Zusammenschluss von Menschen, die ihre Sexualität und/oder ihr Geschlecht außerhalb der gesellschaftlichen Cis-Heteronormativität verorten, die respektvoll und liebevoll miteinander umgehen und alle willkommen heißen. Leider sind lsbt* Szenen und Räume in der Realität weit von diesem inklusiven, wertfreien Community-Ideal entfernt. Auch hier gelten Normen, denen Menschen entsprechen müssen, und Kategorien, in die sie eingeordnet werden. Personen, die diese Normen nicht erfüllen und/oder sich Kategorien und Logiken widersetzen, erfahren Diskriminierungen.

Ausgehend von rassistischen Angriffen beim Bremer Christopher Street Day (CSD) 2018³ habe ich mit *Queeraspora Bremen*, einer Selbstorganisation queerer Geflüchteter, Migrant*innen, Schwarzer Menschen und Menschen of Color (BPoC), Kontakt aufgenommen und Fokusgruppendifkussionen mit sechs interessierten Mitgliedern organisiert. Der Forschungsprozess verlief in engem Austausch und weitgehend kollaborativ, sodass dieser Artikel zwar von mir, Lee, geschrieben ist, das präsentierte Wissen aber gehört Alp, Baky, Laylla, Nadie, Pizzar Stanley Pierre und Sammar⁴ in gleichem Maße, wenn

-
- 1 Die Inhalte dieses Textes wurden am 16. 12. 2020 als Abschlussarbeit im Masterstudiengang Transkulturelle Studien an der Universität Bremen eingereicht. Einige Passagen wurden neu formuliert, andere übernommen.
 - 2 Fokusgruppendifkussion mit Alp, Baky, Laylla, Nadie, Pizzar Stanley Pierre und Sammar vom 13. 1. 2020, Zeilen 246–247 (Material liegt bei Lee Eisold).
 - 3 Vgl. *Queera Spora*: Stellungnahme NazNak goes Kanak, Queeraspora Bremen und Women of Color Bremen (27. 8. 2018). URL: https://www.facebook.com/magnus.diaspora.5/posts/150817072488586?_tn_=-K-R&_rdc=1&_rdr (Stand: 16. 6. 2021).
 - 4 Einige der Namen sind selbstgewählte Pseudonyme, die meisten aber real. Als häufigsten Grund gegen eine Anonymisierung nannten die Co-Forschenden, dass ihre Mitarbeit an der Forschung und dem produzierten Wissen anerkannt werden soll (vgl. *Hella von Unger*: Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis. Wiesbaden 2014, S. 92). Anonymität nicht zu erzwingen, kann der »hierarchy of a named author and the unnamed ›informant‹« entgegenwirken (*Ulrike Dahl*: Femme on Femme: Reflections on Collaborative Methods and Queer Femme-inist Ethnography. In: Kath Browne/Catherine

nicht sogar mehr als mir. Im Gegensatz zu den Co-Forschenden nehme ich als *weiße* dünne queere Person mit finanziellen Ressourcen innerhalb von lsbt* Kontexten eine privilegierte Position ein. Aus dieser ergaben sich die Fragestellungen der Forschung: Wie erleben queere BPoC lsbt* Szenen, Räume und Veranstaltungen? Wie werden strukturelle Diskriminierungen auch in diesen Kontexten reproduziert? Wie kann ich als *weiße*, privilegierte queere Person den Kampf der Betroffenen unterstützen und Diskriminierungen innerhalb von lsbt* Szenen sichtbar machen? Auch wenn die Diskriminierungserzählungen der Co-Forschenden einen wichtigen Bestandteil der Arbeit darstellen, gilt es, reine Opfernarrative zu verhindern. Statt mitleiderregende Erzählungen zu reproduzieren oder auf einen vermeintlich ›objektiven‹ Wahrheitsgehalt hin zu prüfen, lenke ich den Blick auf die dahinter liegenden Normen und Normalvorstellungen. Ziel ist es, Dynamiken von Normalisierungen und Diskriminierungen sichtbar zu machen, zu kritisieren und Ansätze für ihre Bekämpfung zu formulieren.

Um die von mir untersuchten Räume, Szenen und Kontexte mit ihren Hierarchien und Ausschlüssen klar vom antinormativen und machtkritischen Anspruch queertheoretischer Ansätze⁵ zu unterscheiden, bezeichne ich sie nicht als queer, sondern mit dem Akronym lsbt* für lesbisch, schwul, bisexuell, trans*. Ich versuche mit der Wahl der Buchstaben zudem deutlich zu machen, welche sexuellen und geschlechtlichen Positionierungen tatsächlich mitgedacht werden. Da asexuelle oder inter*geschlechtliche Menschen in lsbt* Szenen beispielsweise selten berücksichtigt werden, ergänze ich das Akronym lsbt* nicht um weitere Buchstaben. Ich verkürze es sogar, wenn ich vermute, dass sich eine Beobachtung nicht ohne Weiteres auf Räume übertragen lässt, die bi- oder trans*inklusiv sind.

Diskriminierungsformen lassen sich nicht strikt voneinander trennen, sondern müssen immer als intersektional miteinander verwoben und interagierend betrachtet werden. Folglich untersucht die vorliegende Forschung nicht nur Rassismen in lsbt* Kontexten, sondern auch Klassismen, Bodyismen, Sexismen und Heteronormativität. Bei all diesen Diskriminierungsformen handelt es sich nach Ansicht der Co-Forschenden um Abwertungen aufgrund äußerlich wahrnehmbarer und zuschreibbarer Merkmale einer Person, was sie vergleichbar und untrennbar mache.⁶ Dies soll allerdings keinesfalls bedeuten, dass die Einteilung von Menschen und Körpern entlang von Kategorien wie *race*, Gender oder Körperformen auf biologischen Unterschieden basiere. Vielmehr wurde strategisch festgelegt, welche kör-

J. Nash (Hg.): *Queer Methods and Methodologies. Intersecting Queer Theories and Social Science Research*. Farnham u. a. 2010, S. 143–166, hier S. 158).

- 5 Vgl. *Mike Laufenberg*: *Queer Theory. Identitäts- und machtkritische Perspektiven auf Sexualität und Geschlecht*. In: Beate Kortendiek/Birgit Riegraf/Katja Sabisch-Fechtelperter (Hg.): *Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung*. Wiesbaden 2019 (= *Geschlecht und Gesellschaft*, Bd. 65), S. 331–340.
- 6 Vgl. Fokusgruppendifkussion mit Alp, Baky, Laylla, Nadie, Pizzar Stanley Pierre und Sammar vom 20. 1. 2020, Zeilen 444–454 (Material liegt bei Lee Eisold).

perlichen Merkmale mit Bedeutung aufgeladen werden. Die Grenzen zwischen den so entstehenden Gruppen sind willkürlich, ignorieren fließende Übergänge und lassen sich nicht biologisch begründen.⁷ Da es unmöglich ist, alle gesellschaftlichen Kategorien und intersektionalen Verschränkungen gleichsam einzubeziehen, empfiehlt Katharina Walgenbach ein »analytische[s] Spotlight«, das »zeitweise bestimmte Aspekte hervor[hebt], während andere in den Hintergrund treten«.⁸ Welche Kategorien bei einer Betrachtung beleuchtet werden, sollte sowohl vom Erkenntnisinteresse als auch vom Untersuchungsgegenstand abhängen.⁹ Daher konzentriert sich diese Forschung ausschließlich auf jene Diskriminierungsformen, die von den Co-Forschenden angesprochen wurden. Andere Ebenen, insbesondere Alter und Behinderung, kamen nicht zur Sprache und sind in der Forschung ausgeklammert. Bei den beschriebenen rassistischen Diskriminierungen handelt es sich um antischwarze und antimuslimische Rassismen.

Im Laufe der Forschung habe ich gemeinsam mit den Co-Forschenden zwei Arten von Wissen generiert: Auf der einen Seite steht das inhaltliche Wissen zu Diskriminierungen in lsbt* Kontexten, das Antworten auf die Forschungsfragen liefert. Andererseits habe ich im kollaborativen Forschungsprozess mit seinen kontinuierlichen Aushandlungen, Improvisationen und Anpassungen gelernt, wie machtsensibles, kollaboratives Forschen zu einem gewissen Grad möglich sein kann, welche Reflexionen unverzichtbar und welche Hürden zu überwinden sind. Insbesondere im Kontext eines Forschungsprojekts, das das Sichtbarmachen und den Abbau von Diskriminierungen zum Ziel hat, verstehe ich diese forschungspraktischen Erkenntnisse nicht als reines Mittel zum Zweck, sondern als integralen Bestandteil der Forschungsergebnisse. Die »epistemische Partnerschaft«¹⁰ mit den Co-Forschenden setzt nicht nur den Rahmen für unsere inhaltlichen Erkenntnisse, sondern ist das Herz der Forschung, dessen Reflexion wichtige Informationen über Forschungsfeld und -gegenstand liefert.¹¹ Im Sinne einer Trans-

7 Vgl. zu Rassismen: *Paul Mecheril/Karin Scherschel*: Rassismus und »Rasse«. In: Claus Melter/Paul Mecheril (Hg.): *Rassismuskritik*. Schwalbach am Taunus 2009 (= Politik und Bildung, Bd. 47–48), S. 39–58, hier S. 42; *Mark Terkessidis*: Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive. Bielefeld 2004 (= Kultur und soziale Praxis), S. 75 und 97; vgl. zu Sexismen: *Judith Butler*: *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity* (zuerst 1990). New York 2006 (= Routledge classics), S. 9; *Friederike Kuster*: *Mann-Frau. Die konstitutive Differenz der Geschlechterforschung*. In: Kortendiek/Riegraf/Sabisch-Fechtelpeter, wie Anm. 5, S. 3–12; vgl. zu Bodyismen: *Deborah Lupton*: *Fat. Short cuts*. Milton Park u. a. 2013, S. 34–38.

8 *Katharina Walgenbach*: *Gender als interdependente Kategorie*. In: dies. u. a. (Hg.): *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen 2007, S. 23–64, hier S. 63.

9 Vgl. ebd., S. 63.

10 Vgl. *Douglas R. Holmes/George E. Marcus*: *How Do We Collaborate? An Updated Manifesto*. In: Dominic Boyer/George E. Marcus (Hg.): *Collaborative Anthropology Today. A Collection of Exceptions*. Ithaca 2020, S. 22–39.

11 Vgl. *Marion Hamm*: *Engagierte Wissenschaft zwischen partizipativer Forschung und reflexiver Ethnographie. Methodische Überlegungen zur Forschung in sozialen Bewegun-*

parenz von Methodologien und Methoden, die eine Forschung zu einem so sensiblen Thema legitim und nachvollziehbar macht,¹² beschreibe und reflektiere ich daher nach einer kurzen theoretischen Rahmung zunächst den Forschungsprozess. Anschließend zeige ich beispielhaft an Erzählungen der Co-Forschenden auf, welche Normen in lsbt* Kontexte und Verständnisse von lsbt*-Sein eingeschrieben sind. Ich schließe meinen Beitrag mit einer Liste von Handlungsempfehlungen für privilegiere Verbündete.

Theoretische Rahmung

In Anlehnung an Katharina Walgenbach verstehe ich Analysekategorien »in einem konstruktivistischen Sinne als heuristische Instrumente, die nicht essenziell oder ontologisch vorgegeben sind«¹³ und somit für meine Untersuchung strategisch gewählt werden können. Ich setze bewusst lsbt* als Kategorie, die nichtnormative Positionierungen im Hinblick auf Geschlecht und Sexualität zusammenführt. Dies erlaubt es mir einerseits, normative Verständnisse und Erfahrungen von Geschlecht und Sexualität aus meiner Analyse auszuschließen. Andererseits greife ich damit eine reale Kategorisierung des Forschungsfeldes auf: Ungeachtet der Tatsache, dass sich die Erfahrungen von trans* Personen nicht mit denen queerer cis Personen vergleichen lassen, werden in Alltagsdiskursen und aktivistischen Kontexten in der Regel alle queeren Menschen in einer Gruppe zusammengefasst.

Um die in Verständnissen von lsbt* eingeschriebenen, unsichtbaren Normen zu untersuchen, betrachte ich lsbt* als interdependente Kategorie. Das von Walgenbach entwickelte Konzept baut auf Intersektionalitätstheorien¹⁴ auf, indem es davon ausgeht, dass sich gesellschaftliche Kategorien und ihre Wirkungen weder strikt voneinander trennen noch einfach addieren lassen. Anders als intersektionale Ansätze schlägt Walgenbach jedoch vor, die einzelnen Kategorien bereits als »in sich heterogen strukturiert«¹⁵ zu betrachten, wodurch sich das Zusammenwirken einer Kategorie mit anderen gesellschaftlichen Machtverhältnissen »in das innere [sic!] der Kategorie

gen. In: Beate Binder u. a. (Hg.): *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch*. Münster 2013, S. 55–72, hier S. 64.

- 12 Bei unserer letzten gemeinsamen Analysesitzung fragte mich Laylla, ob ich keine Angst hätte, dass andere (vor allem BPoC) es verurteilen könnten, dass ich aus meiner privilegierten Position über ein solches Thema schreibe. Sie selbst vertraue mir, beteuerte Laylla, und sehe kein Problem darin. Wer aber nicht wisse, wie genau der Forschungsprozess abgelaufen ist, könnte falsche Schlüsse ziehen, befürchtet sie. Diese Anekdote macht deutlich, wie wichtig Transparenz und eine detaillierte Beschreibung meines Vorgehens für die ethische Bewertung der Forschung sind.
- 13 *Walgenbach*, wie Anm. 8, S. 62.
- 14 Vgl. *Kimberlé Crenshaw*: *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics*. In: *University of Chicago Legal Forum* (1989), Heft 1, S. 139–167.
- 15 *Walgenbach*, wie Anm. 8, S. 61.

verlagert«. ¹⁶ So werden Metaphern der Verschränkung und Überkreuzung vermieden, die laut Walgenbach »die Vorstellung eines ›genuinen Kerns‹ sozialer Kategorien« ¹⁷ aufrechterhalten und somit »spezifische Lebensformen, Subjektpositionen oder Diskurse privilegier[en] und zum theoretischen Zentrum erklär[en]«. ¹⁸ Wird dagegen die Interdependenz der Kategorien an sich betont, werden Privilegien sichtbarer und intersektional marginalisierte Positionierungen wirken nicht länger wie ein »Spezialinteresse« oder »Sonderfall«. ¹⁹ Sobald anerkannt wird, dass es sich bei privilegierten Positionen um gesellschaftlich relevante Einflussgrößen handelt und auch Menschen mit vielfachen Privilegien intersektional positioniert sind, ist es unmöglich, von einzelnen Kategorien zu sprechen, die sich nur in bestimmten Kontexten überschneiden. ²⁰ Vielmehr wird deutlich, dass bereits die Konstruktion einer Kategorie von allen anderen gesellschaftlichen Machtverhältnissen beeinflusst ist und Menschen innerhalb einer Kategorie »in einer multidimensionalen Machtmatrix unterschiedlich zueinander positioniert« ²¹ sind. Diese multidimensionale Machtmatrix innerhalb der Kategorie lsbt* und ihre Auswirkungen auf die Erfahrungen, die marginalisierte queere Menschen in lsbt* Kontexten machen, gilt es zu untersuchen.

Auch wenn es gemäß eines Foucault'schen Machtverständnisses ²² nicht ›die‹ Mächtigen gibt, die Normen von ›oben herab‹ festlegen und durchsetzen, lassen sich verschiedene Dimensionen von Machtbeziehungen mit jeweils vorwiegend privilegierten und vorwiegend diskriminierten Positionen benennen. Dazu gehören unter anderem Rassismen, Klassismen, Bodyismen, Sexismen und Heteronormativität. Diese naturalisierten und allgegenwärtigen Klassifizierungs- und Hierarchisierungssysteme sind oftmals mit einer langen Geschichte der gewaltsamen Unterdrückung verbunden, wirken sowohl auf individueller als auch auf institutioneller und struktureller Ebene und schaffen so ökonomische, politische, soziale und kulturelle Segregation sowie Ungleichheit. ²³ Damit von einer Form der Diskriminierung gesprochen werden kann, muss sich die Abwertung aus der gesamtgesellschaftlich privilegierteren Position gegen eine marginalisiertere Position richten. In Mark Terkessidis' Worten: Die diskriminierende Gruppe muss »über die Mittel verfügen, eine andere Gruppe sichtbar zu machen, zu unterdrücken etc.«. ²⁴

16 Ebd., S. 64.

17 Ebd., S. 23.

18 Ebd., S. 59–60.

19 Vgl. ebd., S. 63 und 39.

20 Vgl. ebd., S. 40.

21 Ebd., S. 62.

22 Vgl. Michel Foucault: Sexualität und Wahrheit 1: Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main 1977.

23 Vgl. zu Rassismen: Birgit Rommelspacher: Was ist eigentlich Rassismus? In: Melter/Mecheril, wie Anm. 7, S. 25–38, hier S. 30.

24 Terkessidis, wie Anm. 7, S. 100.

Methodik

Ange­si­chts der zen­tra­len Funk­tion, die Wis­sen­schaft und For­schung bei der Eta­blierung und (Re-)Pro­duk­tion ge­sell­schaf­flicher Hierar­chien und so­zia­ler Ungleichheiten seit dem 15. Jahr­hun­dert zu­kam und noch heu­te zu­kommt,²⁵ bin ich über­zeugt, dass eine For­schung zu den Le­bens­re­ali­täten mar­ginali­sierter Per­so­nen und Grup­pen im­mer für diese re­levant sein und sich für ihre In­ter­es­sen und Be­lan­ge en­ga­gieren sol­lte. Ich be­gann meine For­schung also mit dem klaren Ziel, zur Stö­rung dis­kri­mi­nierender, aus­schlie­ßender und nor­ma­lisierender Prak­ti­ken in lsbt* Räu­men und Kon­tex­ten beizutragen zu wol­len. Auf dem Bre­mer CSD 2019 rief Ali Naki Tutar, der Or­ga­ni­sa­tor von *Queeraspora Bremen*, wei­ße queere Men­schen zu mehr So­li­da­rität mit den An­lie­gen und Kämp­fen ihrer Schwarzen Ge­schwister und Ge­schwister of Colour auf. Meine For­schungs­ar­beit ist der Ver­such einer sol­chen So­li­da­ritätsbekun­dung aus meiner pri­vi­legierten Po­si­tion he­raus: Ich nutze die Pri­vi­legien, die mit meiner aka­de­mischen Aus­bil­dung und Ver­ortung in der Wis­sen­schaft ein­her­ge­hen – ins­be­son­dere Zeit für wis­sen­schaftliche For­schung zu ha­ben sowie die Glaubwür­digkeit, die aka­de­misch For­schenden zu­ge­spro­chen wird –, um mich um mehr Auf­merks­amkeit für dieses The­ma zu be­mühen. Die Co-For­schenden be­stätigten mir im Lau­fe der For­schung, dass sie hofften, dass ih­ren Er­fah­rungs­berichten im Kon­text einer wis­sen­schaftlichen Ar­beit mehr Auf­merks­amkeit und Glauben ge­schenkt wer­de. Gleich­zei­tig möch­te ich nicht ver­ken­nen, dass ich am un­mit­tel­barsten von dieser For­schung pro­fi­tiere, da ich mit ihr mein Mas­terstudium ab­ge­schlossen ha­be. Die Pla­nung eines all­tags­prak­ti­scheren Er­geb­nis­ses mit direk­terer Re­le­vanz für die Co-For­schenden – ein so­cial-media-tauglicher Kurz­film – mus­ste auf­grund be­grenzter zeitlicher Ka­pa­zi­täten der Co-For­schenden lei­der ab­ge­brochen wer­den.

Um die klas­si­sche Hierar­chie und Machtdy­namik zwi­schen For­schenden und Be­for­sch­ten aufzubre­chen und sie mög­lichst wenig zu re­pro­du­zieren, be­trachte ich die Men­schen, mit denen ich im For­schungs­pro­zess zu­sam­men­ge­ar­beitet und Wis­sen pro­duziert ha­be, als Co-For­schende. Sie wa­ren in alle For­schungs­schritte ent­sprechend ihrer je­weiligen zeitlichen Re­sour­cen und In­ter­es­sen ein­ge­bunden und hat­ten die Mög­lich­keit, den For­schungs­pro­zess ak­tiv mit­zu­ge­stal­ten. Meine er­sten Ideen be­sprach ich mit Ali, der mir die Legi­ti­mität meines Vor­habens be­stätigte, aber dar­auf be­stand, dass ich bei mei­nem er­sten Kon­takt mit Mit­gliedern von *Queeraspora* be­reits Da­ten im Ra­hmen for­ma­lisierter Ge­sprächssitua­tionen er­hob. Wir einigten uns auf Fo­kus­grup­pen­dis­kus­sio­nen²⁶ als pro­duk­tives For­mat, da diese zum ei­nen den Raum schufen, den Ab­lauf und Fo­kus der For­schung ge­mein­sam zu dis-

25 Vgl. Walter D. Mignolo: DELINKING. The Rhetoric of Modernity, the Logic of Coloniality and the Grammar of de-Coloniality. In: Cultural Studies 21 (2007), Heft 2–3, S. 449–514; Linda Tuhiwai Smith: Decolonizing Methodologies. Research and Indigenous Peoples. London 2012, S. 1–2.

26 Vgl. Pranee Liamputtong: Focus Group Methodology. Principles and Practices. Los Angeles 2011.

kutieren und somit die Relevanz der Themen und die Angemessenheit der Methodik sicherzustellen.²⁷ Zum anderen schuf diese Form der Wissensgenerierung – anders als Einzelinterviews – eine Atmosphäre des kollektiven Austausches und Lernprozesses zwischen allen Beteiligten, die die Aussagen anderer stützen oder hinterfragen und Ideen gemeinsam weiterdenken konnten.²⁸ Die Festlegung auf diese Methode – ohne die Beteiligung der späteren Co-Forschenden – ist durchaus kritisch zu betrachten. Ich akzeptierte dieses Vorgehen als Kompromiss, da Ali nicht nur ›gatekeeper‹, sondern als Organisator von *Queeraspora* auch selbst Teil der Gruppe aktivistisch engagierter queerer BPoC ist. Obwohl der Einstieg somit formeller verlief, als von mir gewünscht, denke ich, dass wir die Hierarchie zwischen uns schnell abbauen konnten. Die Co-Forschenden planten enthusiastisch die nächsten Diskussionsrunden und beantworteten sich gegenseitig sogar jene Fragen, die eigentlich an mich gerichtet waren. Am Ende eines jeden Treffens betonten sie, dass ihnen das gemeinsame Diskutieren Spaß gemacht habe.

Da ich die Co-Forschenden nicht im Vorhinein kennenlernen konnte, bereitete ich zwei spielerische Einstiegsfragen vor: Aus einer Auswahl an Postkarten sollte jede Person jeweils eine Karte aussuchen, die ihrer Meinung nach die Lsb* Szene in Bremen beziehungsweise *Queeraspora* am besten beschreibt. Unverhoffterweise animierte die Übung sie dazu, bereits sehr ausführlich Diskriminierungserfahrungen zu teilen und miteinander darüber ins Gespräch zu kommen. So wurden aus einer geplanten Fokusgruppendifkussion insgesamt drei jeweils anderthalbstündige Treffen. Die für mich zentralen Fragen kamen durch diese Eigendynamik erst am Ende ausdrücklich zur Sprache: Was sind die wichtigsten Aspekte intersektionaler Diskriminierungen in Lsb* Kontexten, die ich in der schriftlichen Arbeit thematisieren sollte?²⁹

Da die Auswertung generierter Daten ein sehr machtvoller Prozess ist³⁰, gab ich den Co-Forschenden die Möglichkeit, sich hierbei aktiv einzubringen, und schlug dafür verschiedene Vorgehensweisen mit unterschiedlich hohem Zeitaufwand vor. Obwohl lediglich eine Co-Forschende, Laylla, Interesse an und Zeit für einen kollaborativen Analyseprozess hatte, hat diese Zusammenarbeit den Schwerpunkt der Arbeit stark beeinflusst und somit hoffentlich dazu beigetragen, dass der Fokus die für die Co-Forschenden relevanten Aspekte widerspiegelt. Angelehnt an Suzanne Jacksons Ansatz für kollabo-

27 Vgl. ebd., S. 100.

28 Vgl. ebd., S. 3–5 und S. 109–112.

29 Diese offene Frage nach relevanten Themen ist inspiriert von Stoor u. a. Fokusgruppendifkussion mit Samí in Norwegen (vgl. hierzu *Jon Petter Stoor* u. a.: ›If You Do Not *Birget* [Manage] Then You Don't Belong Here: A Qualitative Focus Group Study on the Cultural Meanings of Suicide among Indigenous Sámi in Arctic Norway. In: *International Journal of Circumpolar Health* 78 (2019), Heft 1, S. 1–10, hier S. 3.

30 Vgl. *Suzanne F. Jackson*: A Participatory Group Process to Analyze Qualitative Data. In: *Progress in Community Health Partnerships. Research, Education, and Action* 2 (2008), Heft 2, S. 161–170, hier S. 162.

rative Auswertungen³¹, zerteilte ich die Transkripte der Fokusgruppendifkussionen in einzelne Aussagen und übersetzte auf Layllas Bitte hin alle englischsprachigen Passagen ins Deutsche. Anschließend gruppierte und verschlagwortete Laylla die Aussagen auf einem Online-Pad. Bei Fragen zu Verständnis oder Interpretation einzelner Aussagen rief Laylla mich an und wir diskutierten gemeinsam darüber. Insgesamt handelte es sich also um einen kollaborativen Analyseprozess, an dem wir beide aktiv beteiligt waren. Schnell wurde dabei deutlich, dass in Layllas Wahrnehmung die detaillierten Beschreibungen diskriminierender Erfahrungen und die klare Benennung verschiedener Diskriminierungsformen die zentralen Aspekte unserer Diskussionen darstellten. Diesen Fokus übernahm ich sowohl für meine Masterarbeit als auch für die folgenden Kapitel dieses Textes.

»Du kannst hier nicht rein« – bodyistisch-rassistisch-klassistische Ausschlüsse

»Last year, what happened was, it was three of us. So, I was the tallest and the biggest one, right? With a beard. And two other friends, one is Greek, and the other is Tunisian. So, it was a gay party, I was, like, you know, with my little lipstick, glitter, you know, I got myself on point. And I had like really huge earrings, right? I'm a fucking queer. I love it. You know? So, I'm going to a gay party, right? [...] So, we're in front and there the guy comes like – he pushes me. He is like: »Du kannst hier nicht rein.« I was like: »Why? Did you ask me for my ID?« He is like: »I don't need to see your ID. My boss told me not to let you in.« I was like: »Why?« »Do you know what kind of party that is?« I'm like: »Yeah. It's Gay Candy. Everybody knows it's Gay Candy, what the hell?« And then he is like: »No, sorry, you can't come in. Like, no. Hm-hm.« [...] We were not the only people. The other guys, who were not let in, were guys with beards! I swear to God. It was such a fucking discrimination. It was only guys. And only guys with beards. Those babyfaces guys without beards or anything, they were let in.«³² – Baky

Dieses Erlebnis ist beispielhaft für die Raumpolitiken und Zugangsbeschränkungen vieler Veranstaltungsorte, insbesondere vieler Diskotheken: Baky, nichtbinärem Rom und Bär³³, wird ohne Grund und auf aggressive Weise der Zutritt verwehrt. Obwohl sich Baky mit Lippenstift, Glitzer und großen Ohrringen dem Dresscode entsprechend zurechtgemacht hat, wird

31 Vgl. ebd.

32 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 2, Zeilen 888–914.

33 Als »Bär« werden in schwulen Szenen weiche, sanfte männlich gelesene Personen mit viel Körperbehaarung beschrieben. Oft wird Bär-Sein auch mit einer vermeintlichen Natürlichkeit assoziiert. Vgl. *Scott Beattie*: Bear Arts Naked: Queer Activism and the Fat Male Body. In: von Cat Pausé/Jackie Wykes/Samantha Murray (Hg.): *Queering Fat Embodiment*. Farnham, Surrey 2014, S. 115–129.

unterstellt, *sier*³⁴ wisse nicht, welche Party an diesem Abend stattfindet. Dies suggeriert, dass Baky nicht in diesen Raum gehöre und sich nur aus Versehen dort aufhalte. Baky wird also abgesprochen, queer zu sein und zur Zielgruppe einer ›Gay Candy‹-Party zu gehören.

Der Vergleich mit anderen, denen der Zugang verwehrt wird, führt Baky zu dem Schluss, der Vollbart sei das Ausschlusskriterium. Queerness und Zugehörigkeit zum erwünschten Publikum werden also aufgrund eines körperlichen Merkmals zu- oder abgesprochen. Auf solche körperbezogenen Auswahlmechanismen verweist auch Heinz-Jürgen Voß, wenn er beschreibt, dass »certain characteristics particularly attractive for the ›guests‹ and club operators, such as youth or desirable masculine or feminine features« den Zugang zu schwulen Diskotheken erleichtern können.³⁵ Ein (Voll-)Bart scheint in Bakys Fall nicht zu den begehrenswerten Kriterien zu gehören und Baky selbst wird nicht als Gast wahrgenommen, auf dessen Wünsche und Bedarfe Rücksicht zu nehmen wäre. Indem ›babyfaces guys without beards‹ als begehrenswert genug eingestuft werden, um eingelassen zu werden, wird ein spezifisches Schönheitsideal reproduziert und verfestigt, das bereits in den 1990er-Jahren in US-amerikanischen schwulen Szenen beobachtet wurde: Smoothness³⁶ und Jugendlichkeit³⁷.

Natürlich lassen sich Bakys Vollbart und das Schönheitsideal eines glatt rasierten Gesichts nicht getrennt von anderen körperlichen Aspekten und daraus resultierenden Zuschreibungen betrachten. Zu Beginn seines Berichts erwähnt Baky auch, »the tallest and the biggest« in der Gruppe zu sein. Wie Baky an anderer Stelle in unserer Diskussion erzählt, hat *sier* aufgrund seiner Körpergröße und -form oft Ablehnung erfahren. Insbesondere in *lsbt** Dating-Kontexten gelte: »If you are not skinny or muscular, you are not worth it«³⁸, so Baky. Eine männlich gelesene Person werde nur als interessant und als der Kontaktaufnahme ›wert‹ wahrgenommen, wenn sie entweder dünn oder muskulös ist, also gängigen Schönheitsidealen entspricht. Damit wird eine gesamtgesellschaftlich weit verbreitete bodyistische Wertung reproduziert: Nur ein schlanker und/oder trainierter Körper gilt als begehrenswer-

34 ›Sier‹ ist eines von vielen genderneutralen Personalpronomen, das verwendet wird, um die binär gegenderten Pronomen ›sie‹ und ›er‹ zu umgehen. Ich dekliniere es hier wie folgt: *sier* (Nom.), *sien/siene/siens* (Gen.), *siem* (Dat.), *sien* (Akk.), vgl. *Das Nichtbinär-Wiki*: Pronomen (o.J.). URL: <https://nibi.space/pronomen#sier> (Stand: 13.12.2020).

35 Heinz-Jürgen Voß: Queer and (Anti)Capitalism II. The Development of Capitalism and the Immediation of People. In: Christopher Sweetapple (Hg.): *The Queer Intersectional in Contemporary Germany: Essays on Racism, Capitalism and Sexual Politics*. Giessen 2018 (= *Angewandte Sexualwissenschaft*, Bd. 14), S. 67–140, hier S. 122.

36 Vgl. William J Mann: *Laws of Desire: Has Our Imagery Become Overidealized?* In: Dawn Atkins (Hg.): *Looking Queer: Body Image and Identity in Lesbian, Bisexual, Gay, and Transgender Communities*. New York 1998, S. 345–353, S. 346.

37 Vgl. Andrew J. Feraios: *If Only I Were Cute: Looksism and Internalized Homophobia in the Gay Male Community*. In: Atkins, wie Anm. 36, S. 415–420, hier S. 427.

38 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 2, Zeilen 372–737.

ter Körper.³⁹ Entspricht ein Körper diesen Idealen nicht, wird angenommen, dass die Person durch charakterliche Schwäche und eigenes Fehlverhalten, wie ungesunde Ernährung oder mangelnde Bewegung, für ihre Körperperform verantwortlich sei und aus diesem Grund verurteilt werden dürfe.⁴⁰ Diese Bewertung von Körpern sei in lsb Kontexten intensiver als außerhalb der Szene, meint Baky⁴¹ – eine Einschätzung, die sich in der wissenschaftlichen Literatur wiederfindet. So kritisierte beispielsweise Andrew J. Feraios bereits 1998, dass »a large part of that community of acceptance is contingent upon physical appearance«. ⁴² Auch noch gut 20 Jahre später macht Hannah R. Long die gleiche Beobachtung: Der starke Fokus auf Begehren und Anziehung begünstige den Ausschluss dicker queerer Menschen aus Szenen und Communities, da sie als nicht begehrenswert gelten.⁴³

Zudem ist das dominante Bild bärtiger männlich gelesener Personen of Color rassistisch aufgeladen. Es ist davon auszugehen, dass Baky genauso wie sien tunesischer Begleiter vom Wachpersonal muslimisch gelesen wird, was ihren Zugang zur Party zusätzlich einschränkt. Denn sowohl im allgemeinen Diskurs als auch in lsb* Kontexten wird oft eine Unvereinbarkeit von Muslimischsein mit Queersein angenommen.⁴⁴ Die beiden Identitäten werden als rivalisierende Gegensätze konstruiert: Muslimischsein wird mit Queerfeindlichkeit gleichgesetzt, während queere Menschen ausschließlich als *weiß* und nichtmuslimisch, wenn nicht gar nichtreligiös imaginiert werden. Das Bild einer angeblich spezifisch muslimischen Queerfeindlichkeit ist ein Narrativ, das insbesondere nach den Anschlägen vom 11. September 2001 an Prominenz gewonnen hat. Es unterfüttert die Vorstellung einer muslimischen Bedrohung und eignet sich bestens, um unter dem Vorwand der Verteidigung von Menschenrechten militärische Interventionen, eine Verschärfung europäischer Grenzregime und eine generelle Islamfeindlichkeit zu legitimieren.⁴⁵ *Weiß*e deutsche lsb* Organisationen wie der LSVD oder MANEO haben dieses Narrativ in der Vergangenheit vielfach reproduziert und damit befeuert.⁴⁶ Dabei ist das Bild angeblich queerfeindlicher Mus-

39 Vgl. *Lupton*, wie Anm. 7, S. 3.

40 Vgl. ebd., S. 9 und S. 50–51.

41 Vgl. Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 6, Zeilen 857–869.

42 *Feraios*, wie Anm. 37, S. 428.

43 Vgl. *Hannah R. Long*: »Fat is a Queer Issue, Too«: Complicating Queerness and Body Size in Women's Sexual Orientation and Identity. Albuquerque 2020, S. 99–100.

44 Vgl. *Jennifer Petzen*: Wer liegt oben? Türkische und deutsche Maskulinitäten in der schwulen Szene. In: Koray Yilmaz-Günay (Hg.): Karriere eines konstruierten Gegensatzes. Zehn Jahre »Muslime versus Schwule«. Sexualpolitiken seit dem 11. September 2001. Münster 2014, S. 25–45, hier S. 43; Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 2, Zeilen 952–955 und 984–990.

45 Vgl. *Petzen*, wie Anm. 44, S. 26; *Jin Haritaworn/Tamsila Tauqir/Esra Erdem*: Queer-Imperialismus. Eine Intervention in die Debatte über »muslimische Homophobie«. In: Koray, wie Anm. 44, S. 51–70, hier S. 55; *Georg Klauda*: Die Vertreibung aus dem Serail. Europa und die Heteronormalisierung der islamischen Welt. Hamburg 2008, S. 15.

46 Vgl. *Klauda*, wie Anm. 45, S. 111–113; *Petzen*, wie Anm. 44, S. 36 ff.

lim*innen ein sehr neues: Lange Zeit fungierte das Konstrukt des ›Orient‹ als »Projektionsfläche für die homoerotischen Wunschphantasien der europäischen Bohème«,⁴⁷ da intime Freundschaften, Zärtlichkeiten und sexuelle Anziehung unter Männern früher in vielen muslimischen Gesellschaften alltäglich waren. Zwar war die konkrete Handlung des analsexes im traditionellen islamischen Recht verboten, sie wurde aber laut Georg Klauda aufgrund »rigide[r] Anforderungen an die Beweisführung« nur sehr selten bestraft.⁴⁸ Eine Verfolgung schwuler Männer und anderer queerer Menschen begann erst mit der Übernahme des europäischen Konzepts von ›Homosexualität‹ als ›abnormaler‹ Identität.⁴⁹ Die Annahme, Queerfeindlichkeit sei eine zentrale Eigenschaft ›des Islam‹ ist somit nicht nur falsch, sondern steht im kompletten Gegensatz zu früheren Stereotypisierungen. Somit wird deutlich, dass muslimische Menschen und Gesellschaften immer je nach Selbstbild des *weißen* Globalen Nordens so stilisiert werden, dass sie als ›Andere‹ instrumentalisiert werden können. Ähnliches gilt für Schwarze Menschen: Sie werden mit Ländern und Weltregionen assoziiert, in denen heutige queerfeindliche Gesetze auf europäische Kolonialisierung zurückgehen und präkoloniale Traditionen jenseits von Heteronormativität und binären Geschlechtern unsichtbar gemacht werden.⁵⁰ Rassistische und islamfeindliche Ausgrenzungen in mehrheitlich *weißen* lsbt* Kontexten sind die Folge, da queere BPoC nicht als queer erkannt, sondern als Nichtzugehörige oder sogar als Bedrohung eingestuft werden.

Selbst wenn Schwarzen Personen und Personen of Colour ihr Queersein nicht generell abgesprochen wird, können rassistische Verallgemeinerungen und Projektionen verwoben mit Klassismus ihren Zugang zu lsbt* Räumen erschweren. So erzählt Pizzar Stanley Pierre:

»[W]enn wir zum Beispiel zum Zweiraum [Diskothek, L. E.] gehen, zum Beispiel ich. Der Mann, der Wach-, also der Security-Dings, er guckt mich an – er sieht nur meine Hautfarbe: ›Ah, er ist eine arme Person. Er ist nicht schwul. Vielleicht ist er auch schwul, aber er ist ein armer Schwuler.«⁵¹

BPoC werden von *weißen* Menschen oft mit Armut assoziiert⁵², was für den Zutritt zu lsbt* Veranstaltungsorten zum besonderen Problem wird, da es sich oft um stark konsumorientierte Räume handelt. Ein von Baky und Pizzar Stanley Pierre als unerreichbar teuer wahrgenommenes, extravagantes Auftreten ist vielfach Bedingung dafür, insbesondere in schwulen Szenen

47 Klauda, wie Anm. 45, S. 17.

48 Ebd., S. 9, 130.

49 Ebd., S. 9.

50 Vgl. *María do Mar Castro Varela/Nikita Dhawan*: Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung. Bielefeld 2015 (= Cultural Studies, Bd. 36), S. 115–116.

51 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 2, Zeilen 872–876.

52 Vgl. *bell hooks*: *Where We Stand. Class Matters*. Hoboken 2012, S. 2–4.

interessant zu wirken und ›dazuzugehören‹.⁵³ Wie Antke Engel beschreibt, werden gleichgeschlechtliche Paare oft als Paradebeispiel neoliberaler, eigenverantwortlicher Individuen inszeniert, die sich gegen alle Regulierungen selbst verwirklichen und gleichzeitig füreinander sorgen.⁵⁴ Menschen mit den notwendigen finanziellen Ressourcen für szenespezifische ›Konsumrituale‹ ist es möglich, diesem idealisierten Bild zu entsprechen und gewisse gesellschaftliche Anerkennung und Zugänge zu erhalten.⁵⁵ Elegante schwule Räume gelten als »positive outcomes and developments for all queers«.⁵⁶ Dabei gerät jedoch aus dem Blick, dass sie nur für sehr wenige, klassistisch (und rassistisch) Privilegierte zugänglich sind.⁵⁷ Queere Menschen mit weniger Privilegien werden ausgeschlossen, wenn sie sich ein extravagantes Auftreten nicht leisten können und/oder es nicht wünschen beziehungsweise ablehnen.

So beeinflussen neben Bodyismen und Rassismen auch Klassismen sowie die untrennbare Verwobenheit der verschiedenen Diskriminierungsebenen Zugänge zu lsbt* Räumen. Ein in diesen Räumen akzeptiertes und willkommenes Queersein ist geprägt von einer *weißen*, konsumorientierten und den gängigen Schönheitsidealen entsprechenden Norm. Ein *weiß* gelesener, normschöner Körper, der extravagant gekleidet ist, ist Voraussetzung dafür, als lsbt* (an)erkannt zu werden und dazugehören zu können.

»Normality is until here« – Heteronormativität und binäre Geschlechterdichotomie

»[I]t's a thing of until when we put the ideas of normality. Like the recognition of lesbian and gay was just to expand that idea of normality. [sounds of agreement from Baky] It's like not only heterosexual is normal but also being homosexual. But then, that doesn't mean that they are going to accept everything as normal, you know? It's not – that doesn't happen. So it's like: ›No, no, no, we're just saying that if you always like the person of the opposite sex, you can do the same on the other side.‹ And then appear things like bisexuality and it's like: ›No, no, no, no. Normality is until here. Either you like the one or the other.‹ [...] So then bisexuality, people who are bisexual want to expand that idea of normality. But at the same time, it's just: What are we going to consider normal? And it's not about accepting everybody. Because that doesn't happen. Not even here. Like, there is still a set

53 Vgl. Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 2, Zeilen 735–763, 829–830 und 905–908.

54 Vgl. Antke Engel: Ökonouqueer. Sexualität und Ökonomie im Neoliberalismus. In: AG Queer Studies (Hg.): Verqueerte Verhältnisse. Intersektionale, ökonomiekritische und strategische Interventionen. Hamburg 2009, S. 101–119, hier S. 106–108.

55 Vgl. Martin F. Manalansan: Race, Violence, and Neoliberal Spatial Politics in the Global City. In: Social Text 23 (2005), Heft 3–4, S. 141–155, hier S. 143–144 und 149.

56 Ebd., S. 151.

57 Vgl. ebd., S. 151.

of ideas about what we consider normal and things like non-binary, transgender, bisexual, asexual, it's like: ›Whuuuaat? What are you talking about?‹ It's just these ideas of what is normal and what we are going to define as normal. But still, there is a normal and an abnormal. So where does it end?«⁵⁸ – Nadie

Nadies Beschreibung macht deutlich, dass viele Räume, Veranstaltungen und Kontexte, die sich als queer oder lsbt*(qia+) bezeichnen, in Wahrheit oft schwul-lesbische Räume sind. Gesamtgesellschaftliche Normen für Begehren, Sexualität und Beziehungen werden lediglich um einen Aspekt erweitert: Sie dürfen auch zwischen zwei Menschen des gleichen (binär und biologistisch verstandenen) Geschlechts stattfinden. Dabei wird Monosexualität unhinterfragt vorausgesetzt. Es wird also angenommen, dass sich eine Person konstant nur zu Menschen eines bestimmten Geschlechts hingezogen fühlt. Das führt dazu, dass bisexuelle Menschen in ihrem Begehren und ihrer Selbstidentifikation oft nicht ernst genommen werden. So berichtet Alp beispielsweise, je nach aktuelle*r Partner*in als hetero- oder homosexuell eingeordnet worden zu sein.⁵⁹ Zudem wird bisexuellen Menschen oft vorgeworfen, sie seien verwirrt oder befänden sich in einer Übergangsphase und würden sich bald für Partner*innen eines Geschlechts entscheiden (müssen).⁶⁰ Die Existenz und Legitimität bisexuellen Begehrens werden negiert, indem Hetero- und Homosexualität als einzig mögliche Sexualitäten und sich ausschließende Gegensätze konstruiert werden. Dieses Pochen auf eine dichotome Ordnung hat laut Christian Klesse zur Folge, dass »Bisexualität nur als eine ›gemischte‹ Form von Sexualität gedacht werden [kann]«, also zu jeder Zeit ein akutes Begehren für verschiedene Geschlechter vorhanden sein muss, damit eine Person als bisexuell gelesen wird.⁶¹ Das wiederum führt zu Assoziationen von Promiskuität und Untreue.⁶² Klesse schlussfolgert, dass Bifeindlichkeit »in ihrem rigiden Bekenntnis zu einem ›Entweder – Oder‹ die Dualität heteronormativen Denkens« im weitesten Sinne reproduziert.⁶³

Ebenso implizit und selbstverständlich wird in vielen lsbt* Kontexten angenommen, dass alle Menschen allosexuell seien, also sexuelle Anziehung

58 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 6, Zeilen 1007–1024.

59 Vgl. ebd., Zeilen 976–981.

60 Vgl. *Kirsten McLean*: Inside, Outside, Nowhere. Bisexual Men and Women in the Gay and Lesbian Community. In: *Journal of Bisexuality* 8 (2008), Heft 1–2, S. 63–80, hier S. 67; *Jillian Todd Weiss*: GL vs. BT. The Archaeology of Biphobia and Transphobia Within the U.S. Gay and Lesbian Community. In: *Journal of Bisexuality* 3 (2003), Heft 3–4, S. 25–55, hier S. 45.

61 *Christian Klesse*: Weibliche bisexuelle Nicht-Monogamie, Biphobie und Promiskuitätsvorwürfe. In: Jutta Hartmann u. a. (Hg.): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*. Wiesbaden 2007 (= *Studien interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Bd. 10), S. 291–307, hier S. 293.

62 Vgl. ebd., S. 293 und *McLean*, wie Anm. 60, S. 67.

63 *Klesse*, wie Anm. 61, S. 303.

empfinden. Sexuelle Anziehung und Sex werden als so essenzieller Bestandteil des Lebens vorausgesetzt, dass eine Zeit ohne Sex »bloß eine Zwischenphase darstellen sollte«. ⁶⁴ Keine oder eingeschränkte, an bestimmte Bedingungen geknüpfte sexuelle Anziehung zu empfinden, ist in heteronormativen Vorstellungen von Begehren, Sexualität und Beziehungen nicht vorgesehen. Insbesondere lsbt* Kontexte sind oft stark sexualisiert, wodurch sie für asexuelle Menschen keine angenehmen und sicheren Räume darstellen. Die unhinterfragte Reproduktion von Allonormativität macht deutlich, wie viele Aspekte gesamtgesellschaftlicher Heteronormativität auch in lsbt* Kontexten reproduziert werden.

In Nadies Aufzählung nicht ernst genommener queerer Identitäten finden sich zudem trans* und nichtbinäre Menschen. Ihnen wird laut Alp ein ähnlicher Zustand der Verwirrung zugeschrieben wie bisexuellen Menschen. ⁶⁵ Pizzar Stanley Pierre berichtet sogar von queeren Freund*innen, die explizit aussprechen, dass sie keine trans* Personen mögen, und die ihren Sitzplatz in einer Bar verlassen, wenn sich eine trans* Person zu ihnen setzt. ⁶⁶ Diese Erfahrungen machen deutlich, dass ein Aufbrechen von Zweigeschlechtlichkeit und Cisnormativität – also der Annahme, dass sich alle Menschen mit dem ihnen bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren – nicht immer erwünscht ist. Trans* Personen, insbesondere wenn sie sich weder als männlich noch als weiblich identifizieren oder kein ›Passing‹ als Mann oder Frau haben, gelten oft als *zu* queer. ⁶⁷ Oder anders ausgedrückt: Sie stellen Normen in Frage, an denen viele queere cis Menschen (unbewusst) lieber festhalten möchten.

Wie weit das Beharren auf und die Reproduktion von vergeschlechtlichten Normen und binären Geschlechterstereotypen gehen kann, zeigt eine Erzählung von Baky:

»I was with a group of people, I knew a couple of them but not all of them. And I was super feminine. I was drunk and I was like: ›Girl! Oh my Good!‹ Nobody wanted to listen, and I felt discriminated and sexualised⁶⁸ and whatever you want. But when I manned up, right, everyone was like: ›Yeah, oh my God, haha, laughing at my jokes or

64 Katharina Aßmann u. a.: Wie schafft man Bewusstsein für eine Abwesenheit? Ursachen und Folgen der Stigmatisierung von Asexualität aus der Perspektive Betroffener. In: Diana Lindner/Anja Gregor (Hg.): Identitätsforschung in der Praxis, Berlin/Heidelberg 2018, S. 57–110, hier S. 84; vgl. auch Fokusgruppendifkussion mit Alp, Baky, Laylla, Nadie, Pizzar Stanley Pierre und Sammar vom 25.1.2020, Zeilen 800–803.

65 Vgl. Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 6, Zeilen 981–982.

66 Vgl. ebd., Zeilen 1036–1046.

67 Vgl. Weiss, wie Anm. 60, S. 50.

68 ›Sexualised‹ verstehe ich in diesem Kontext weniger im eigentlichen Wortsinn, sondern vielmehr als Pendant zu ›racialised‹ (rassifiziert), also als die Erfahrung, die in der Regel mit ›sexed‹ (sexuiert) oder vergeschlechtlicht beschrieben wird: Die eigene Genderperformativität wird von anderen bewertet, eingeordnet und festgeschrieben.

whatever. And I was like: ›I feel like shit.‹ Honestly, I felt so sexualised, to be honest. Like, wow! I think it's sad.«⁶⁹

Als nichtbinäre Person erlebt Baky, wie sich die Reaktionen queerer Freund*innen verändern, je nachdem ob Baky ein eher feminin oder maskulin kodiertes Verhalten zeigt. In dem Moment, in dem sich Baky feminin verhält, hat sie das Gefühl, dass sie nicht mehr zugehört und sie nicht mehr ernst genommen wird. Baky verliert damit ein gängiges männliches Privileg und merkt, wie sie eine nicht normkonforme, nach Judith Butler⁷⁰ nicht kohärente und intelligible Genderperformativität »zu einem weniger ernstzunehmenden Gegenüber [macht]«. ⁷¹ Hierin wird nicht nur die Reproduktion von Cisnormativität und Zweigeschlechtlichkeit sichtbar – vielmehr spiegelt der Vorfall auch eine Hierarchisierung von Feminität und Maskulinität bei männlich gelesenen Personen wider. Wie neben Baky auch Pizzar Stanley Pierre und Nadie bestätigen, wird feminin kodiertes Verhalten von männlich gelesenen Personen in lsbt* Kontexten oft abgewertet. Ein möglichst maskulin wahrgenommenes Auftreten gilt dagegen als erstrebenswert und wird positiv hervorgehoben.⁷² Diese Hierarchisierung entspricht zum einen gesamtgesellschaftlichen Sexismen, in denen alles, was mit Feminität oder Weiblichkeit assoziiert wird, weniger wertgeschätzt wird. Zum anderen wird die Norm aufrechterhalten, dass sowohl männlich gelesene Körper als auch männliche Identitäten mit einem Auftreten einhergehen müssen, das als maskulin interpretiert wird. Männliche oder männlich gelesene Personen, die diese Kohärenz durch ein feminines Verhalten stören, werden weniger ernst genommen. So wird ein streng dichotomes binäres Geschlechtersystem gestützt, in dem sich Männlichkeit/Maskulinität und Weiblichkeit/Feminität als in sich kohärente Gruppen konträr gegenüberstehen und nicht miteinander kombinierbar oder vereinbar sind.

Wie diese Beispiele zeigen, werden selbst in Bezug auf Ebenen und Aspekte, die in lsbt* Kontexten ausdrücklich thematisiert werden – Sexualität und Gender – Normen reproduziert und verteidigt. Von einem antinormativen Queering, das dominante Vorstellungen von Sexualität herausfordern, dichotome Kategorien aufbrechen und Sexualität, Begehren und Geschlecht als heterogen und wandelbar anerkennen möchte,⁷³ sind viele lsbt* Szenen damit weit entfernt. Vielmehr schaffen sie eine neue sexuelle und geschlechtliche Normalität, die sich an Cis-Heteronormativität und existierenden gesellschaftlichen Hierarchien orientiert. Für dieses Phänomen hat

69 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 6, Zeilen 1177–1183.

70 Vgl. Butler, wie Anm. 7, S. 23.

71 Carol Hagemann-White: Weiblichkeit, Leiblichkeit und die kulturelle Konstruktion der Geschlechterpolarität. In: Holger Brandes/Christa Franke (Hg.): Geschlechterverhältnisse in Gesellschaft und Therapie. Münster 1990, S. 31, hier zitiert nach: Irene Pimminger: Gleichheit-Differenz. Die Debatten um Geschlechtergerechtigkeit in der Geschlechterforschung. In: Kortendiek/Riegraf/Sabisch-Fechtelpeter, wie Anm. 5, S. 45–54, hier S. 50.

72 Vgl. Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 6, Zeilen 1329–1341.

73 Vgl. Annamarie Jagose: Queer Theory. An Introduction. New York 1996, S. 97–98.

Lisa Duggan den Begriff der Homonormativität geprägt.⁷⁴ Homonormative Politiken und Szenen versuchen nicht, Normen und Hierarchien zu verändern, sondern sie lediglich um sehr begrenzte Positionen zu erweitern, um an ihnen teilhaben zu können. Wie Nadie sagt: »there is still a normal and an abnormal.«⁷⁵ Während Menschen, die nur in wenigen Aspekten von Normen abweichen – beispielsweise *weiße* cis Menschen mit klassistischen Privilegien und normschönen Körpern, die monogame sexuelle und romantische Beziehungen mit anderen cis Personen des gleichen Geschlechts führen – durch die Erweiterung der Norm gesellschaftliche Anerkennung und eine deutliche Verbesserung ihrer Lebensqualität erfahren, ändert sich jedoch für viele andere queere Menschen wenig.

Erweiterte Normalitätsvorstellungen statt antinormativem Queering

»We should be a community that is connected. Community that respects.«⁷⁶ Die beispielhaften Erzählungen der Co-Forschenden haben gezeigt, wie weit lsbt* Szenen, Räume und Kontexte von einem queertheoretischen antinormativen und antikategorialen Ansatz an sexuelle und geschlechtliche Vielfalt entfernt sein können. Mit Hilfe von Fokusgruppendifkussionen und kollaborativer Auswertung habe ich gemeinsam mit den Co-Forschenden beschrieben, wie rassistische, klassistische, sexistische, Körper- und cisheterosexuelle Normen in das Verständnis von lsbt* eingeschrieben sind, das in Bremen vielerorts praktiziert wird. Nur wer bestimmte visuelle Merkmale aufweist, wird als queer (an-)erkannt und erhält Zugang zu lsbt* Räumen. Dabei spielen gängige Schönheitsideale und eine aus ihnen abgeleitete Begehrenswürdigkeit genauso eine Rolle wie finanzielle Ressourcen und klassistische Privilegien. Eine auf kolonialen Modernitäts- und Überlegenheitsdiskursen basierende angenommene Unvereinbarkeit von Queersein mit Schwarz- oder of-Color-Sein führt dazu, dass queeren BPoC ihr Queersein abgesprochen wird. Es kommt zu rassistischen Ausschluss- und Diskriminierungserfahrungen aufgrund einer *weißen* Norm. Auch wenn Räume ihrem Namen nach bi- und trans*-inklusiv oder queer sind, gilt häufig ein möglichst heteronormativ wirkendes, angepasstes Schwul- oder Lesbischsein als Standard. Dazu gehören eine Abwertung von Femität und ein Beharren auf genderkonformem Verhalten ebenso wie Forderungen nach eindeutigen, unveränderbaren binären Geschlechtern und unidirektionaler sexueller Anziehung. Die beschriebenen lsbt* Kontexte dekonstruieren Normen also keineswegs, sondern erweitern Normalitätsvorstellungen lediglich um ausgewählte *weiße*, genderkonforme und cisgeschlechtliche Positionierungen mit klassistischen Privilegien und normschönen Körpern.

74 Lisa Duggan: The New Homonormativity. In: Russ Castronovo/Dana D. Nelson (Hg.): Materializing Democracy. Toward a Revitalized Cultural Politics. Durham, N. C. 2002 (= New Americanists), S. 175–194.

75 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 6, Zeile 1024.

76 Fokusgruppendifkussion, wie Anm. 2, Zeilen 246–247.

Eine sensible Beschäftigung mit diesen Themen, zumal noch aus einer wissenschaftlichen Perspektive, ist nicht einfach. Es ist ein Prozess, der ein kontinuierliches Herantasten, Fehlermachen, Reflektieren und Dazulernen beinhaltet. Diese Forschung war eine Reise voller Aushandlungen, Geduldproben und Flexibilität, ohne die ein weitgehend kollaborativer Prozess der Wissensgenerierung nicht möglich gewesen wäre. Nur durch den ständigen Kontakt mit den Co-Forschenden und die Transparenz meiner Methoden in diesem Artikel kann ich meine Beschäftigung mit dem Thema rechtfertigen und zeigen, dass ich mich um maximale Reflexivität und Sensibilität bemüht habe. Eine vertrauensvolle Forschungsbeziehung, wie ich sie zu vielen der Co-Forschenden aufbauen konnte, ist unglaublich wertvoll. Ich hoffe, dass ich ihr gerecht werden kann, indem ich mich weiter für die Belange von Alp, Baky, Laylla, Nadie, Pizzar Stanley Pierre und Sammar einsetze.

Wie eingangs bereits erwähnt, haben wir uns auf Diskriminierungsebenen konzentriert, die die Co-Forschenden selbst oder in ihrem Umfeld erlebt haben. So sind beispielsweise Alter, Behinderung oder auch andere Formen von Rassismen als Analysekategorien außen vor geblieben. Für Untersuchungen zu diesen Themen bräuchte es Gespräche mit Expert*innen mit Erfahrungswissen auf diesen Gebieten, die den Rahmen dieser Forschungsarbeit gesprengt hätten. Hier besteht in Zukunft weiterer Forschungsbedarf.

Natürlich gelten die beschriebenen Ausschlüsse und Diskriminierungsdynamiken nicht immer und überall für alle lsbt* Räume. Doch die Tatsache, dass die Co-Forschenden sie erleben, macht deutlich, warum lsbt* Räume ohne explizite kritische und reflektierende Haltungen keine sicheren Orte für sie sein können. Es braucht geschütztere Räume für intersektional diskriminierte queere Menschen genauso wie eine eingehendere Reflexion der Privilegierteren. Wir müssen uns bewusst machen, dass uns eine marginalisierte Position im Hinblick auf Sexualität und/oder Geschlecht nicht von eigenem diskriminierendem Verhalten freispricht. In diesem Sinne möchte ich diesen Artikel schließen mit einer Liste von Handlungsempfehlungen für privilegiertere (queere) Menschen, die aus dem Austausch mit den Co-Forschenden zu ihren Wünschen und Strategien im Umgang mit Diskriminierung entstanden sind.

Handlungsempfehlungen für privilegiere (queere) Verbündete

- Reflektiere deine Privilegien und nimm deine eigene intersektionale Positionierung wahr. Betrachte die Bedarfe und Erfahrungen von intersektional marginalisierten queeren Menschen nicht als Sonderfälle oder Randinteressen, sondern als zentrale queere Anliegen.
- Reflektiere dein Verhalten sowie die Vorannahmen und Zuschreibungen, mit denen du anderen begegnest, und verändere sie aktiv. Um zu erkennen, welche strukturellen Diskriminierungsmechanismen du verinnerlicht hast, musst du diese zunächst verstehen. Beschäftige dich also bewusst mit Rassismen, Klassismen, Bodyismen, Sexismen, Heteronormativität sowie anderen hier nicht behandelten Diskriminierungsformen, ihren Merkmalen und Wirkweisen.
- Setze dich für geschütztere Räume ein, in denen intersektional marginalisierte Menschen unter sich sein, sich entspannen und gegenseitig empowern können. Wenn du Zugang zu Ressourcen (wie beispielsweise Räumlichkeiten) hast, stelle sie zur Verfügung. Dränge dich nicht selbst in diese Räume oder erwarte, dass entsprechende Gruppen Aufklärungsarbeit leisten.
- Mache lsbt* Räume zugänglicher und sicherer für intersektional diskriminierte Menschen, indem du fragst, »wer darin wovor geschützt werden soll.«⁷⁷ Ein Raum kann nicht sicher für alle sein, wenn privilegiere Menschen zu jeder Zeit auf ihr absolutes Wohlbefinden bestehen. Vielmehr muss es die Bereitschaft geben, »die eigene Komfortzone [zu] verlassen, um sich mit Differenzen und ungleicher Privilegienverteilung auseinander zu setzen.«⁷⁸.
- Schaffe Orte und Kontexte, in denen Begegnungen zwischen Menschen mit unterschiedlichen Privilegien und Diskriminierungserfahrungen mit einer gewissen Sicherheit stattfinden können. Das können beispielsweise diversitäts- und diskriminierungssensibel angeleitete Workshops oder Vernetzungstreffen sein, bei denen Reflexion und Selbstkritik im Vordergrund stehen. Begegnungen ohne entsprechende kritische Rahmung sind kein Garant für den Abbau von Diskriminierungen und Normen. Gestalte diese Veranstaltungen gemeinsam mit intersektional marginalisierten Menschen und lass sie selbst entscheiden, wie sie Themen ansprechen und was sie erzählen möchten. Achte dabei darauf, dass diese Menschen ausdrücklich dazu bereit sind, Bildungsarbeit zu leisten.
- Wenn sich intersektional marginalisierte Menschen dazu entscheiden, öffentlich über ihre (Diskriminierungs-)Erfahrungen zu sprechen, verstärke ihre Stimmen, indem du ihre Beiträge auf deinen Plattformen teilst und weiterleitest.

⁷⁷ Maya Joleen Kokits/Marion Thuswald: Gleich sicher? Sicher gleich? Konzeption (queer) feministischer Schutzräume. In: *Femina Politica – Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft* 24 (2015), Heft 1, S. 83–93, hier S. 90.

⁷⁸ Ebd., S. 89.



Lee Eisold, M. A.
Geography and Tourism – Division of Earth and Environmental Sciences
Katholieke Universiteit Leuven
Celestijnenlaan 200e
B – 3001 Leuven
lee.eisold@kuleuven.be

SEX ZWISCHEN TEILNAHME UND BEOBACHTUNG: »FORSCHST DU NOCH ODER GEHT DA WAS?«

Ina Kuhn

Mit dem Thema ›Sex‹ in der Feldforschung wurde ich nicht im Studium, sondern erstmals während meiner explorativen Feldforschungsphase für mein Promotionsprojekt konfrontiert. In dem Projekt, das ich heute unter dem Arbeitstitel ›Laboratorien des guten Lebens‹¹ verfolge, frage ich danach, wie in unterschiedlichen Gesellschaftskontexten und im populärkulturellen Setting ›Festival‹ Vorstellungen einer ›guten‹ Zukunft gemeinschaftlich entworfen und erprobt werden. Hierfür besuchte ich spezifische Festivals, darunter *Utopival*, *Move Utopia*, *Festival für Zukunftsforscher*innen* und *Tage der Utopie*, die für sich beanspruchen, eine alternative Zukunft im Hier und Jetzt temporär erfahrbar zu machen. Während der Festivalzeit experimentierten die Teilnehmer:innen unter anderem mit alternativen Ökonomien (einige Festivals werden zum Beispiel geld- und tauschlogikfrei organisiert), mit spirituellen und alternativ-therapeutischen Formaten, mit inklusiver und neologischer Sprache (z. B. »jemensch«, »Gegutverkehr«, »Stolzlippen«²) und genauso mit Sexualitäten. Eines der Festivals, das von einem Ökodorf in Deutschland ausgerichtet wurde, erklärte eine »befreite Sexualität« sogar zum Kern einer besseren Zukunft und lud dazu ein, die »Vision einer sexpositiven Welt« während des Festivals gemeinsam mit der Dorfgemeinschaft zu (er-)leben.³ Praktisch übersetzt wurde diese Vision für die rund vierhundert Teilnehmer:innen in unterschiedlichen Workshops zu Themen wie Polyamorie, kreative Beziehungsformen, Körperbewusstsein oder orgasmische Meditation. Materialisiert wurde die Idee unter anderem in sogenannten ›Liebeshütten‹ – kleine hölzerne Rückzugsorte im waldigen Randgelände – und thematischen Jurten wie zum Beispiel einem Massagezelt oder einem ›Mondzelt‹ für Frauen.⁴

Der Festivalalltag wurde durch tägliche Workshopsitzungen strukturiert, für die sich die Akteur:innen im Vorhinein anmelden sollten. Im Sinne meines Forschungsinteresses hatte ich den Workshop »Liebe(s)leben« gewählt, der in der Workshopbeschreibung ankündigte, »spielerisch Beziehungsmodelle

1 Das Projekt ist Teilprojekt des DFG-Projekts ›Zukunft leben oder überleben? Zukunftslaboratorien als Möglichkeitsräume für ein gutes Leben jenseits der Gegenwartsgesellschaft‹ (o.J.). URL: <https://www.kaee.uni-freiburg.de/forschung/zukunftslaboratorien> (Stand: 27.8.2021).

2 Feldtagebuch der Autorin von 2018 (Material liegt bei der Autorin).

3 Ebd.

4 Angesprochen wurden hier Menschen, die sich mit ›Frau‹ als Geschlechtsidentität identifizieren.

und Utopien«⁵ zu umkreisen. Aus forschungsethischen Gründen und weil es der intime Zuschnitt des Festivals für mich zweifellos verlangte, offenbarte ich meiner Workshopgruppe an Tag eins meine Doppelrolle als promovierende, notierende Kulturanthropologin und interessierte Erstteilnehmerin. Möglichst dicht⁶ nahm ich am Festivalgeschehen teil: Ich sprach mit anderen Teilnehmer:innen über Sex. Eine Teilnehmerin teilte mit mir, dass sie hier erstmals »in Verbindung« mit einer Frau gegangen sei, bei einem Tischgespräch mit einer Gruppe ›Polys‹ (Menschen in polyamourösen Beziehungen) diskutierten wir über Sexualität in nichtmonogamen Konstellationen, mit einem Gesprächspartner in einer offenen Beziehung sprach ich darüber, dass sich seine Frau hier auf dem Festival nun erstmals außerhalb ihrer Beziehung verliebt und sexuell ausprobiert habe.⁷ Ich beobachtete Sex, zum Beispiel während einer Workshopübung, in der es darum ging, die eigenen Bedürfnisse eindeutiger zu kommunizieren. Hierfür fanden sich die Teilnehmer:innen in Kleingruppen auf im Workshopraum ausgelegten Matten zusammen. Eine Gruppe experimentierte und penetrierte auf unterschiedliche Weisen zu dritt, andere formulierten sich abwechselnd konkrete Aufträge, wie sie gerne intim und genital liebkost werden wollten und setzten dies unter anderem mit dem sogenannten ›Ampelsystem‹ – etwa: grün für ›mehr‹, gelb für ›innehalten‹ und rot für ›Stopp‹ – möglichst aufmerksam um. Ich ließ mir wenige Meter weiter den Rücken massieren und revanchierte mich gleichermaßen. Ich ging die Wege zu den genannten Liebeshütten und Jurten mit meinem Feldtagebuch in der Hand bis zu dem Punkt ab, an dem mich jemand hätte sehen und hereinbitten können. Und ich lehnte sympathische Anfragen bei Tischgesprächen, ob ich nicht mal eine der besagten Hütten von innen sehen wolle, nervös und freundlich ab. Sex wurde omnipräsent und ein dominanter Aspekt der von mir zu erforschenden Festivalbeziehungsweise temporären Lebenswelt. Geteilte sexuelle Erfahrung wurde etwas, das ich körperlich, sinnlich und emotional mit gezogener Methodenhandbremse miterlebte und das mich forschungstechnisch und offen gesagt persönlich aber zunehmend interessierte und gleichsam irritierte. Das Gefühl spitzte sich zur Mitte des Festivals zu.

»Tag drei des Festivals. Seit heute Morgen dominiert ein Thema in den Pausengesprächen: der ›sinnliche Abend im blauen Salon‹ – so steht es im Festivalprogramm. Der blaue Salon ist baulich betrachtet erstmal ein im Dorf mittig gelegenes, zweistöckiges Haus, das sich optisch nicht wirklich von den anderen Wohnhäusern unterscheidet. Funktional gesehen ist er ein Veranstaltungsort oder ein ›Begegnungsraum‹, um im Feldsprech zu bleiben. Sinnbildlich wiederum soll sich im Salon praktisch zuspitzen, worum es die letzten Tage ging: außeralltägliche,

5 Ebd.

6 Vgl. *Gerd Spittler*: Teilnehmende Beobachtung als Dichte Teilnahme. In: Zeitschrift für Ethnologie/Journal of Social and Cultural Anthropology 126 (2001), Heft 1, S. 1–25. URL: <http://www.jstor.org/stable/25842798> (Stand: 23.12.2021).

7 Feldtagebuch der Autorin, wie Anm. 2.

sexpositive, gemeinschaftliche Erfahrungen zu machen, Sexualität angst- und schambefreit ›eingebettet in Gemeinschaft‹ zu (er-)leben. Und das in einem ›geschützten Raum‹, wie viele Teilnehmer:innen es formulieren. In einem Infogespräch für Interessierte erklärt uns eine Dorfbewohnerin, dass es heute Abend verschiedene Räume mit verschiedenen Möglichkeiten im Salon geben würde: Einen bekleideten Tanzbereich an der alkoholfreien Bar, einen Nackttanzraum, einen intimeren Begegnungsraum und die zweite Etage, die mehrere Zimmer bietet, in die Menschen sich in unterschiedlichen Konstellationen zurückziehen könnten. Heißt: um Sex zu haben. Es ginge hierbei, dem Festivaltenor getreu, um ›Begegnung‹ oder darum ›in Kontakt zu gehen‹. Die anderen Teilnehmer:innen versichern mir kontinuierlich, dass es eine lohnenswerte, wenn nicht essenzielle Festivalerfahrung sei, den Salon einmal von innen gesehen und erlebt zu haben. Das Event wird wie eine Art ›peak experience‹ des Festivals besprochen. Mir schießen nach dem Infogespräch die folgenden Gedanken durch den Kopf: Da diesem Event solch ein Erfahrungswert nachgesagt wird, ist meine Forschungsneugierde geweckt. Gleichzeitig werde ich schon bei dem Gedanken nervös, mit fremden Menschen, die ich später noch interviewen möchte, nackt zu tanzen – oder mehr. Auch werde ich das Gefühl nicht los, dass die anderen Teilnehmer:innen meine ›sexlose‹ Teilnahme beinahe kritisch beäugen, ich fühle mich irgendwie geradezu herausgefordert an diesem Abend teilzunehmen. Sexualität wird hier so gnadenlos offen besprochen, verallgegenwärtigt und dementsprechend normalisiert, dass ich es mittlerweile fast absurd finde, dass ich mit niemandem ›rummache‹. Oder ist das nur meine Rechtfertigung dafür, dass ich den Abend persönlich reizvoll finde und als Forscherin eher ablehne? [...] Ich werde aus meinen Gedanken gerissen, als sich ein anderer Festivalerstring, Ronny, neben mich ins Gras setzt. Ronny ist mit seiner Freundin hier. Sie versuchen sich in freier Liebe. Wir hatten uns die letzten Tage mehrfach dazu unterhalten. ›Trauen wir uns zusammen in den blauen Salon?‹, fragt er und die Frage kommt nur halb überraschend. Und doch weiß ich nicht, was ich antworten soll. ›Überleg's dir und sag mir Bescheid‹, ergänzt er und steht wieder auf. Da dreht sich eine Teilnehmerin aus meiner Workshopgruppe um, die ein paar Meter weiter auf der Wiese sitzt und fragt mich verschmitzt lächelnd mit triumphierend-provokativem Unterton: ›Forschst du noch oder geht da was?‹⁸

Teilnehmen, beobachten, fragen ... Sex haben?

Die deutschsprachige Methodenliteratur lässt die Antwort auf diese Frage – darf/sollte beim Forschen was gehen (dürfen)? – mehrheitlich aus und damit offen. Sex wird selten angedeutet, umso häufiger umschifft und noch öfter

8 Ebd. Die Feldnotiz wurde im Sinne der Leserlichkeit sprachlich geglättet.

und paradoxerweise ausgespart. Paradox, weil die textliche Unsichtbarkeit von Sex den methodischen Imperativen widerspricht: In einer insbesondere unter Promovierenden viel rezipierten ›Ethnographie-Bibel‹ erklären Georg Breidenstein und seine Co-Autoren teilnehmende Beobachtung im Kern als die »Nutzung der kompletten Körpersensorik des Forschenden«.⁹ Es folgt eine Reihe von Beispielen, in denen trotz des hier eingeforderten Einsatzes aller fünf Sinne sexuelle Intimität in ihren diversen Ausdrucksformen nicht auftaucht. In dem oft an Studierende empfohlenen Band »Methoden der Kulturanthropologie«¹⁰ werden in dem Beitrag zur »Körpererfahrung in der Feldforschung«¹¹ körperlich-sinnliche Erfahrungen als zentrales Element von Feldforschung identifiziert und die Erwartung an Feldforschende formuliert, »mittels einer totalen Immersion zu erfahren und verstehen zu lernen«.¹² Es wird anfänglich darauf aufmerksam gemacht, dass »Interviewpartner_innen [...] auch langweilig, unausstehlich oder gar sexuell anziehend«¹³ sein können, körperliche Intimität oder ›gar‹ Sexualität wird jedoch erneut in keinem der herangezogenen empirischen Beispiele veranschaulicht oder besprochen. Eine Infobox wirft die Frage auf: »Welche Grenzen muss ich, welche will ich bei meiner Forschung definieren? Beispiele für solche Grenzen sind die körperliche Leistungsfähigkeit [...], oder körperliche Aktivitäten, die ich nur mit bestimmten Menschen teilen möchte (z. B. Sexualität).«¹⁴ Ob hier eine Grenzziehung zu Sexualität im Feld suggeriert wird, kommt auf die Lesart an. Der Band »Kulturen der Sinne«,¹⁵ der wiederum im Untertitel bereits kulturwissenschaftliche »Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt« verspricht, fasst einen weiteren Beitrag von Sebastian Mohr und Andrea Vetter mit dem doppeldeutigen und vielversprechenden Titel »Eindringliche Begegnungen. Von körperlichem Erleben und Feldforschung«.¹⁶ Sie bekräftigen erneut die »zentrale Bedeutung körperlich-emotioneller Erfahrung für ethnographisches Verstehen«¹⁷ und ziehen eine Feldanekdote Mohrs heran, der in einer Praxis zur Samenspende forschte. Trotz der mehrfachen Betonung, »wie das körperliche Erleben von Feldforscherinnen Erkenntnisse ermöglicht«¹⁸, wird später von einer »Übertragung

9 Georg Breidenstein u. a.: *Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung*. München 2015, S. 71.

10 Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014.

11 Sebastian Mohr/Andrea Vetter: *Körpererfahrung in der Feldforschung*. In: Bischoff/Oehme-Jüngling/Leimgruber, wie Anm. 10, S. 101–116.

12 Ebd., S. 105.

13 Ebd., S. 101.

14 Ebd., S. 106.

15 Karl Braun u. a. (Hg.): *Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt*. Würzburg 2017.

16 Sebastian Mohr/Andrea Vetter: *Eindringliche Begegnungen. Von körperlichem Erleben und Feldforschung*. In: Bischoff/Oehme-Jüngling/Leimgruber, wie Anm. 10, S. 191–198.

17 Ebd., S. 193.

18 Ebd.

affektiver Zustände von Protagonisten auf den Forscher« gesprochen.¹⁹ Ob Mohr selbst spendete, bleibt unklar.

Zusammengefasst sollte ich mich nach diesen drei exemplarischen Methodenhilfen also körperlich bewusst und gänzlich auf mein immersives Feld einlassen, dabei reflektiert mitdenken, dass bei Sexualität eventuell eher Grenzen zu ziehen sind, und wenn es dahingehend heikel wird, mich möglichst aus dem Text nehmen? Um meinen zynischen Unterton an der Stelle zu erklären: Die deutsche Methoden- und Fachliteratur hat in puncto Sexualität noch immer einen blinden Fleck. Doch Sexualität ist maximal lebensweltlich und ihre Unterrepräsentation lebens- und oftmals feldfremd. Ob und warum die Teilnahme von Forschenden an Sex im Feld als unethisch oder illegitim gilt, steht nirgends geschrieben. Über spontane (oder: erkenntnisbereichernde, zufällige, übergriffige, einschränkende, feldöffnende, ...) sexuelle Erfahrungen von Forscher:innen im Feld aber eben auch nichts.

In der englischsprachigen Literatur gilt Esther Newtons Aufsatz *My Best Informant's Dress. The Erotic Equation in Fieldwork*²⁰ von 1993 bis heute als zentral. Er wird in den *Methoden der Kulturanthropologie* immerhin als Literaturtipp »zur Bedeutung körperlicher Zuneigung, Liebe und Hingabe in der Feldforschung«²¹ aufgeführt – die Erotik verschwindet in der deutschsprachigen Beschreibung jedoch. Newton schreibt offen über ihre Felderfahrung als lesbische Frau und noch detaillier über ihre Beziehung zur einer »gatekeeper«, welche sogar in einem veranschaulichenden, innigen Bild der beiden im Aufsatz gezeigt wird.²² Sie macht den nach wie vor kritisch diskutierten Vorschlag, (erotische) Gefühle gegenüber Informant:innen anzuerkennen und offenzulegen, um ehrlich informierte Analysen und Texte zu gewährleisten.²³ Zwei Jahre später veröffentlicht, macht der Sammelband *Taboo. Sex, Identity, and Erotic Subjectivity in Anthropological Fieldwork*²⁴ des schwedischen Anthropologen Don Kulick und der amerikanischen Ethnologin Margaret Wilson erstmals empirisch breiter aufgestellte Vorschläge, Sexualität in der Feldforschung methodologisch und erkenntnistheoretisch produktiv zu machen. Der Sammelband wird bis heute als Durch- und erster Tabubruch angeführt und zitiert, genauso in der jüngsten schriftlichen Auseinandersetzung mit Berührungspunkten zwischen Sex und ethnogra-

19 Ebd., S. 194.

20 *Esther Newton: My Best Informant's Dress. The Erotic Equation in Fieldwork*. In: *Cultural Anthropology* 8 (1993), Heft 1, S. 3–23; siehe hierzu aktuell auch: *Sebastian Mohr: Just an Anthropologist? An Interview with Esther Newton* (7.12.2016). URL: <https://culanth.org/fieldsights/series/just-an-anthropologist-an-interview-with-esther-newton> (Stand: 29.10.2021).

21 *Mohr/Vetter*, wie Anm. 11, S. 115.

22 *Newton*, wie Anm. 20, S. 11.

23 Vgl. ebd., S. 16.

24 *Don Kulick/Margaret Wilson* (Hg.): *Taboo: Sex, Identity, and Erotic Subjectivity in Anthropological Fieldwork*. London 1995.

phischer Praxis in »Sex. Ethnographic Encounters« aus dem Jahr 2019.²⁵ Dieser internationale Sammelband ist zu großen Teilen eine Sammlung von Felderzählungen, für die in diesem Format erstmals Platz geschaffen wurde, die in Aufsätzen und Qualifikationsarbeiten aus Unsicherheit weggelassen oder von Betreuer:innen als zu persönlich eingeschätzt und abgelehnt wurden, wie auch Sebastian Mohr es in dieser englischsprachigen Publikation transparent macht.²⁶ Könnten das nicht genau die Feldanekdoten sein, die als empirische Beispiele in den Methodenbüchern fehlen? Die Beiträge versammeln sich in dem Appell, die ethnographische Frage »what encounters with sex can tell us«²⁷ endlich in den wissenschaftlichen Diskurs aufzunehmen und die Schiefelage zwischen empirischen Erfahrungen und entsexualisierten Verschriftlichungen zu begradigen. Was mich zurück zu Tag drei des Festivals führt und zu der platten, aber alliterarisch reizvollen Frage:

Von der Ko-Präsenz zum Koitus?

Sexualität war nicht mein deklariertes Forschungsfeld und Sexpraktiken standen nicht im Fokus meiner Untersuchung. Sex hatte sich im Feld als prominenter Aspekt der von mir zu erforschenden Lebenswelt offenbart. Im Sinne einer ergebnisoffenen Feldforschung und damit einer methodisch verlangten Offenheit für sämtliche Phänomene im Feld²⁸ musste ich damit spontan umgehen – wissenschaftlich und persönlich, wie es als Ethnograph:in üblich ist. Eine ähnliche Situation mit unerwarteten forschersischen wie zwischenmenschlichen Orientierungsschwierigkeiten beschreibt die US-amerikanische Kulturanthropologin Kate Altorck, als sie das rurale Leben eines Bergdorfes in Idaho erforscht, dort im Sommer verheerende Waldbrände ausbrechen und sie sich unverhofft in einem Camp von Feuerwehrmännern wiederfindet:

»What is it about the fieldwork setting that might foster an opening to erotic possibilities? [...] [I]t certainly isn't the academic preparation for the field, where the prevailing protocol still seems to involve the twist that one has to be in the field in order to learn about how to be in the field [...] And [...] advice about sex is not part of the preparatory package for one embarking upon field research.«²⁹

Diese von Altorck angedeutete Prozesshaftigkeit – im Sinne von nicht vorab planbar – von Felderfahrung, die Forschenden kontinuierlich persönliche und methodische Entscheidungen abverlangt, forderte auch mich auf bis dato unbekannte Weise heraus. Selbstverständlich gehört der innere Mono-

25 Richard Joseph Martin/Dieter Haller (Hg.): *Sex. Ethnographic Encounters*. New York 2019.

26 Sebastian Mohr: *When Bodies Talk: Indulging Ethnography*. In: ebd., S. 15–26, hier S. 23 f.

27 Martin/Haller, wie Anm. 25, S. xvii, Hervorhebung im Original.

28 Z. B. Roland Girtler: *Methoden der Feldforschung*. Wien 2001; *Esther Gajek*: *Lernen vom Feld*. In: Bischoff/Oehme-Jüngling/Leimgruber, wie Anm. 10, S. 53–68.

29 Kate Altorck: *Walking the Fire Line. The Erotic Dimension of the Fieldwork Experience*. In: Kulick/Wilson, wie Anm. 24, S. 110.

log, ob sich Forscher:innen gerade zu viel oder zu wenig beteiligen, ob sie das Feld zu sehr beeinflussen oder sich die Frage nach der eigenen sozialen Rolle zur Feldforschung stellen, dazu.³⁰ Und doch war es die explizite Konfrontation mit Sexualität, die diesen Monolog um die Frage erweiterte, ob ich etwas grundlegend falsch machte, ob die Forschungsbrillengläser hier milchig werden könnten. Doch warum an genau diesem Punkt? Woher kommen und wie begründen sich diese moralischen Fragezeichen? Ist der Umgang mit Sexualität im Feld in gesteigertem Maße zu hinterfragen? Gilt die Herausforderung, zwischen Nähe und Distanz im Feld zu balancieren oder öfter eher im Zickzack zu rennen, nicht für sämtliche lebensweltlichen, mit Emotionen und Bedeutung behafteten Themen und Erfahrungen? Was sprach aus forschungspraktischer oder forschungsethischer Perspektive *wirklich* dagegen?

Die von mir stichprobenartig gesichtete Literatur zur Forschungsethik in qualitativer Forschung spricht genauso selten über Intimität oder gar Sexualität wie die Methodenliteratur, schon gar nicht zwischen Forschenden und Beforschten. In wenigen Texten wird bereits das Sprechen über Sexualität problematisiert.³¹ Die Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie verweist in ihren »Ethikleitlinien«³² auf bekannte Prämissen wie die »kontinuierliche Reflektion der eigenen Rolle während der Feldforschung«³³ oder einen »durch Kontextsensibilität geprägten Feldzugang«.³⁴ Der »Risikobewertungsbogen«³⁵ für Feldforschung erinnert daran, sich möglicher Vorurteile gegenüber der *eigenen* Sexualität im Feld bewusst zu machen, warnt vor möglichen Stigmatisierungen oder gar sexueller Gewalt und schlägt Forschenden vor, über Möglichkeiten nachzudenken, sich vor Ort vor se-

30 Hierzu z. B. *Sanna Schondelmayer*: Die Kultur der Forscherin im Feld. In: Alois Moosmüller (Hg.): *Konzepte kultureller Differenz*. Münster 2009, S. 253–265; *Brigitta Schmidt-Lauber*: Die Lust des Forschers auf das Feld – und: Wer wird nicht Ethnograf? Ein Plädoyer. In: Beate Binder u. a. (Hg.): *Orte – Situationen – Atmosphären: kulturalanalytische Skizzen*. Frankfurt am Main 2010, S. 33–44; *Victoria Hegner*: Vom Feld verführt. Methodische Gratwanderungen in der Ethnografie. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 14 (2013), Heft 3, Artikel 19. URL: <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1957/3596> (Stand: 31.1.2022).

31 Z. B. *Phil C. Langer*: Zum Umgang mit Intimität im Forschungsprozess: forschungsethische Implikationen des Sprechens über Sexualität in Peer Research. In: Hella von Unger u. a. (Hg.): *Forschungsethik in der qualitativen Forschung. Reflexivität, Perspektiven, Positionen*. Wiesbaden 2014, S. 169–190; *Sam Miles*: 'I've Never Told Anyone this Before'. Co-Constructing Intimacy in Sex and Sexualities Research. In: *Area* 52 (2019), S. 73–80.

32 *Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie*: Grundlagen und Verfahren für die ethische Begutachtung ethnologischer Forschungen [»Ethikleitlinien«]. URL: https://www.dgska.de/wp-content/uploads/2020/02/DGSKA_Ethik-Leitlinie.pdf (Stand: 31.8.2021).

33 Ebd., S. 2.

34 Ebd., S. 4.

35 *Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie*: Risikobewertungsbogen (o. J.). URL: www.dgska.de/wp-content/uploads/2020/02/DGSKA_Risikobewertungsbogen.pdf (Stand: 31.8.2021).

xueller Belästigung zu schützen.³⁶ Mit Bedacht auf Forschungspartner:innen wird an anderer Stelle die allgemeingültigere Frage gestellt: »Haben Sie sich über die möglichen emotionalen Auswirkungen Ihrer Forschung auf sich selbst [...] sowie auf Ihre Forschungsteilnehmer_innen/Forschungspartner_innen ausreichend Gedanken gemacht?«³⁷ Trotz der berechtigten Frage meine ich, dass sich emotionale Auswirkungen meist genauso wenig abschätzen und vorhersagen lassen wie ergebnisoffene Feldforschungen: Ich entschied, mich auf den besagten »twist [...] to be in the field in order to learn about how to be in the field«³⁸ einzulassen. Ich machte mir bewusst, dass ich diesen blauen Salon jederzeit verlassen konnte, überprüfte, was ich überhaupt an Unterwäsche eingepackt hatte, und sagte Ronny zu.

»Die mit den kalten Füßen«

Der Morgen nach dem Abend im blauen Salon fühlte sich an wie der Morgen danach. Im Nachdenken und Schreiben über meine Felderfahrung gibt es für mich retrospektiv die Forschungsphase vor dem blauen Salon und die danach. Die Phasen unterscheiden sich bei genauerem Reinfühlen und Anschauen auf verschiedenen Ebenen: felddynamisch, erkenntnistheoretisch und dabei stets persönlich, was ich anhand einer weiteren Feldnotiz verdeutlichen möchte:

»Heute Morgen sind einige von uns wie immer beim Frühstück zusammengekommen. Ich war müde, verunsichert und vor allem gespannt, wie mir die anderen an diesem Morgen begegnen würden – und ich ihnen. Ich hatte das Gefühl, meine Rolle als Wissenschaftlerin, die ich seit Tag 1 immer wieder mal mehr, mal weniger bewusst vertreten hatte, gesprengt zu haben. Und was ich jetzt war, war mir an diesem Morgen absolut unklar. Als ich mich den Tischen vor der Waldküche näherte, wurde mir bereits groß entgegen gelächelt. Karl, ein späterer Interviewpartner, winkte mich zu sich und einigen anderen herüber, die gestern Abend dabei waren. Ich setzte mich an den Tisch, eine Frau um die fünfzig schaute von ihrem Teller auf und begrüßte mich grinsend mit den Worten: ›Du bist doch die mit den kalten Füßen.‹ Die anderen lachten und es wurde sich weiter zu Ereignissen des gestrigen Abends ausgetauscht.«³⁹

Worauf die Teilnehmerin anspielte, war eine Situation im sogenannten ›Begegnungsraum‹ des blauen Salons: Hier kamen zu einem fortgeschrittenen Zeitpunkt des Abends Menschen größtenteils nackt auf Matratzen zusammen, um zu kuscheln, sich zu küssen, zu berühren und zu liebkosen. Das Szenario sollte nicht als Orgie verstanden werden, sondern als im Grunde

36 Vgl. ebd., S. 6.

37 Ebd., S. 5.

38 *Altork*, wie Anm. 29, S. 110.

39 Feldtagebuch der Autorin, wie Anm. 2.

buchstäbliche Übersetzung der Idee, Sexualität »eingebettet in Gemeinschaft«⁴⁰ zu erfahren. Penetrativer Sex und Oralverkehr sollten im ersten Stock stattfinden, wobei die Grenzen zwischen sexuellen Handlungen hier zum Teil fließend waren. Der Raum füllte sich mit der Zeit und die Anwesenden, geschlechtlich durchmischt und im Alter von etwa Mitte zwanzig bis Mitte sechzig, rückten immer näher zusammen. Es war abgedunkelt, meditative Musik lief im Hintergrund, es wurde nur wenig und leise miteinander gesprochen – zum Beispiel als sich besagte Teilnehmerin am Frühstückstisch, die Beine angewinkelt in die Luft gestreckt, händisch verwöhnen ließ und sich dabei kurz zu mir umdrehte, um mich amüsiert auf meine kalten Füße hinzuweisen. Der Kommentar am Frühstückstisch verbalisierte eine direkt spürbare Verschiebung in der Perzeption der anderen Teilnehmer:innen: Ich war nicht mehr die Wissenschaftlerin, ich war die mit den kalten Füßen. Die Kommentare und Fragen von Gesprächspartner:innen drehten sich von »Schreibst du das jetzt auf?« oder »Gehört das dann auch zu deiner Forschung?« bis zu »Du warst doch auch dabei gestern, oder? Wie war das für dich?«.⁴¹ Weiterführende Fragen wie »Wie hast du das erlebt?« und »Kannst du dir das für die Zukunft vorstellen?« waren jetzt keine asymmetrischen Forschungsfragen mehr, sondern Dialoge. Ich konnte jetzt mitreden. Die Teilnahme und -habe an Sex und damit an einem für die Akteur:innen offensichtlich ausschlaggebenden Aspekt der intersubjektiven Lebenswelt ermöglichte mir hier auf drei Arten einen immersiven Feldzugang: Erstens, meine Teilnahme an Sex verkomplizierte meine Teilnahme nicht, sie normalisierte sie. Ich war nicht länger um gemeinschaftliche, sexuelle Erfahrungen »herum« gekommen, ich war Teil davon. Zweitens, Sex verzerrte meine Beziehung zum Feld nicht, Sex egalisierte sie. Ich war nicht länger mehr Beobachterin als Teilnehmerin beziehungsweise selektive Teilnehmerin, sondern Insiderin. Denn drittens: Das Mehr an geteilter, intimer Erfahrung hatte einen stark vergemeinschaftenden Effekt und unterstützte Kollektivierungsprozesse. Meine entgrenzte Teilnahme repositionierte mich von der – meinem Gefühl nach – zuweilen voyeuristischen Beobachterin zur verwundbaren Beobachterin, »the vulnerable observer«⁴², wie es die Anthropologin Ruth Behar bezeichnete und prägte. Indem ich mich nervös, neugierig und unweigerlich verletzlich zeigte, baute sich ein anderes Vertrauen von Seiten der Akteur:innen auf. Denn wie viele andere Teilnehmer:innen während des Festivals, musste – und ganz wichtig: wollte – ich aus meiner Komfortzone gehen. Und außerhalb der Komfortzone gehörte ich hier dazu.

Ist Sex im Feld nun wissenschaftlich?

Dazuzugehören erwies sich in diesem Feld – wie in vielen sensiblen im Sinne von kleinräumigeren, intimen Feldern – sowohl für den Feldzugang als

40 Ebd.

41 Ebd.

42 Ruth Behar: *The Vulnerable Observer. Anthropology that Breaks Your Heart*. Boston 1996.

auch für das Feldverständnis als ausschlaggebend. Das Festival mit seiner ›familiären‹ Festivalgemeinschaft offenbarte sich als eines jener Felder, in dem Dazugehören eben dazu gehörte, in dem *teilnehmen* mit *teilgeben* einherging. Was *teilgeben*⁴³ heißen kann und wie viel Frau als Forscherin, Teilnehmerin und dabei stets Privatperson teil- oder preisgibt, ist feldspezifisch und subjektiv auszuloten. Wie weit man sich auf Felddynamiken einlässt, mit Feldpraktiken mitgeht, wie sehr man sich, mit Victoria Hegner formuliert, vom Feld verführen lässt⁴⁴, ist »eine Frage des Kontexts und vor allem der ständigen Aushandlung«.⁴⁵ In diesem speziellen Feld hieß *teilgeben* für mich, mich auf die Idee und das praktische Experiment einzulassen, Sexualität und Intimität auf mir bis hierhin unbekannte Weise (mit-)zuerleben. Doch was lässt sich aus dieser Erfahrung ableiten? Lässt sich diese körperliche und emotionale Nähe zum Feld (noch) verwissenschaftlichen? Muss diese Frage in Bezug auf Sexualität überhaupt gesondert gestellt werden? Oder kann die Teilnahme an Sex im Feld genauso analytisch produktiv gemacht werden wie alle anderen empirischen Daten? Im Folgenden einige appellative und fragende Gedanken:

Forschungsmethodisch: Sex als Feldzugang

Zur Feldforschung gehört der empirische Kompass, mit dem wir vor Ort oft spontan feldspezifische Zugänge zu unterschiedlichen sozialen Räumen und Situationen ausloten. Eine genauso oft kritisierte, wie applaudierte Vorgehensweise ist die Verschiebung der eigenen Rolle im Feld von teilnehmender Beobachtung zur radikalen Teilnahme. Mein sozialer Rollenwechsel von der Wissenschaftlerin zu der mit den kalten Füßen war eine direkte Konsequenz einer solchen Verschiebung: kaum noch bewusste Beobachterin, maximal körperlich und emotional involvierte Teilnehmerin. Die Grounded Theory⁴⁶ benennt Feldphasen und -situationen wie diese, in denen »der Anteil der engagierten *Teilnahme* auf ein Maximum geht« in Anlehnung an Peter Berger als »emotionale Schlüssel-Episoden«:

»Sie sind dazu geeignet, Veränderungen im Verhältnis des Feldes zum Forschenden auszulösen: Kontakte/Beziehungen werden abgebrochen oder im Gegenteil, soziale Bindungen werden vertieft; es findet eine Veränderung von Eigenschafts-Zuschreibungen statt. Dabei kommen bestimmte Feld-Strukturen und -Relevanzen zum Vorschein. Aufgrund des so selbst initiierten und am eigenen Leib gespürten

43 Das Verb ›teilgeben‹ möchte ich hier vorschlagen, um zu versprachlichen, dass Feldbeziehungen in vielen Feldsituationen vorrangig zwischenmenschliche Beziehungen sind (in Abgrenzung zu der Vorstellung einer Forscher:innen-Informant:innen-Beziehung), die nicht einseitig oder unausgeglichen sind, zum Beispiel in Bezug auf Redeanteile oder persönliche Informationen und Hingabe, die sich auch körperlich ausdrücken kann.

44 Hegner, wie Anm. 30.

45 Ebd., Absatz 26.

46 Franz Breuer/Petra Muckel/Barbara Dieris: Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis. Wiesbaden 2018.

Wandels in der Positionierung im Feld können – in der retrospektiven Analyse des Ereignisses – bestimmte Entdeckungen über dort herrschende Sichtweisen, Werthaltungen und Regeln möglich werden.⁴⁷

Die veränderten Zuschreibungen durch die Akteur:innen drückten sich in meiner neu gewonnenen Zugehörigkeit nach dem Abend im blauen Salon aus. Mehrfach wurde mir danach Anerkennung für mein Aus-der-Rolle-Fallen ausgesprochen und damit einhergehend eine authentischere, ehrlichere Teilnahme und ein ›tieferes‹ Verständnis zugeschrieben: »Du hast dich ja nun auch getraut gestern Abend« oder »Jetzt weißt du ja, wie sich das anfühlt«.⁴⁸ Über die feldeigenen Werthaltungen und Eigenlogiken habe ich so verstanden, dass dem Festival die Funktion zugeschrieben wird, emotional etwas bei den Teilnehmer:innen auszulösen. Und wer sich dem nicht versperrt, sondern öffnet, gewinnt Vertrauen und erlangt Zugehörigkeit. Was ich vor Ort eher als Methode-des-überforderten-Hineinstolperns-und-spontan-drauf-Einlassens beschrieben hätte, lässt sich retrospektiv überraschend lehrbuchartig der von Jone Salomonsen vorgeschlagenen »Method of Compassion«⁴⁹ zuschreiben, »ein Forscherinnen-Modus der Aufrichtigkeit, des kognitiven und emotionalen Ernstnehmens des Themas und Feldes«.⁵⁰ Ich war aufrichtig überfordert und nahm das Angebot, Sexualität in Gemeinschaft zu erleben, an und ernst, teilte mich in emotional aufgeladenen Gesprächen dazu mit und wurde so von meinen Forschungspartner:innen auf Augenhöhe wahrgenommen. Teilnehmen und teilgeben. Was ich als Teilgabe empfunden und benannt habe, bezeichnet die Grounded Theory herausfordernder als Selbstexposition: »Von einigen Forschenden wird mit Formen der Mitgliedschaft im Forschungsfeld, mit gewissen selbst- und körper-expositorischen Praktiken ›experimentiert‹, die den Zugang zu einem Phänomen bzw. Kontext in das eigene leiblich-körperliche Erleben verlagern«.⁵¹ Auch wenn das Vokabular hier eigentlich danach schreit, bleibt sexuelle Intimität von Forscher:innen im Feld auch unter der Überschrift selbst- und körper-expositorischer Forschungspraktiken undiskutiert. Dabei könnten Feldmomente intersubjektiver Intimität, insbesondere sexueller Art, Paradebeispiele für Formen der Selbstexposition sowie für emotionale Schlüsselmomente sein. Damit schlage ich nicht vor, Sexualität gezielt forschungsstrategisch einzusetzen, sondern sie nicht kategorisch nach einem ungeschriebenen Gesetz auszuschließen: Was spricht gegen die (spontane) Teilnahme an Sexualität als feldspezifischer (Kann ich durch Teilnahme an Sex etwas Neues über mein Feld erfahren?), kontextsensibler (Fühlt sich meine Teilnahme passend oder störend an?), wie gewohnt zu reflektieren-

47 Ebd., S. 106, Hervorhebungen im Original.

48 Feldtagebuch der Autorin, wie Anm. 2.

49 *Jone Salomonsen: Enchanted Feminism: Rituals, Gender and Divinity among the Reclaiming Witches of San Francisco.* London 2002.

50 *Breuer/Muckel/Dieris*, wie Anm. 46, S. 102.

51 Ebd., S. 101. Hervorhebung im Original.

der (Welche Macht-/Hierarchie-/Genderverhältnisse muss ich beachten?), aber eben validen und in der Literatur sichtbaren Feldzugang?

Erkenntnistheoretisch: Sex als Erfahrungsinstrument und Perspektive

Feldzugänge und Forschungsmethoden machen keine Momentaufnahmen, sie choreographieren die Forschung. Sie ermöglichen und verunmöglichen bestimmte Felderfahrungen und bestimmen oder umgrenzen so das empirische Datenmaterial und die daraus generierbaren Erkenntnisse. Was Forschende über welche Methode – klassisch: Teilnahme, Beobachtung, informelle Gespräche und narrative Interviews – über das Feld erfahren können, ist prozessual auszutesten und bleibt zu reflektieren. Dass die Teilnahme von Forschenden an Sexualität im Feld und mit Akteur:innen nicht zum verschriftlichten und damit standardisierten Erfahrungs- und Erkenntnisrepertoire gehört, ist eine weiterhin aktuelle Diagnose, die auch die jüngste Publikation zum Thema *Sex. Ethnographic Encounters*⁵² festhält:

»[W]hile the silence about ›sex‹ has been broken, the ›taboo‹ on writing ethnography on sex from the standpoint of an observing *participant* in many ways persists. [...] [T]he use of intimate encounters as a basis for anthropological knowledge remains underdeveloped; [...] Yet, [...] encounters with sex in the field shape ethnographic knowledge in diffuse and important ways [...]«⁵³

Die Beiträge des Bandes sammeln empirisch basierte – und ungewohnt unzensuriert formulierte – Argumente und Vorschläge, diese diffusen, aber eben potenziell erkenntnisbereichernden Erfahrungen mit Sexualität im Feld zu identifizieren und produktiv zu machen, zum Beispiel »to learn to read and navigate [...] knotted constellations of desire and power«⁵⁴, »to understand the values and ethics of the [...] community«⁵⁵ oder »to live and experience that which cannot be said«.⁵⁶ Das, was in bestimmten sozialen Kontexten über Sexualität oder in sexuellen Situationen beziehungsweise bei sexuellen Handlungen eben nicht gesagt wird oder gesagt werden kann, lohnt sich also zu identifizieren. Im Folgenden möchte ich skizzenhaft durchdenken und aufzeigen, welche Einblicke meiner Erfahrung nach der aktiven Teilnahme an Sexualität eigen, wenn nicht sogar vorbehalten sind.

Gespräche zum Thema Sexualität ergaben sich in dem erforschten Feld organisch: Ob im direkten Anschluss an eine Workshopsitzung, während der zum

52 *Martin/Haller*, wie Anm. 25.

53 Ebd., S. xix, Hervorhebung im Original.

54 *Heath Cabot*: ›She Goes with the Refugees‹: Desire and Power Amid the Politics of Asylum in Greece. In: *Martin/Haller*, wie Anm. 25, S. 27–44, hier S. 28.

55 *Susan Harper*: All Acts of Love and Pleasure are My Rituals. Fieldwork and Erotic Subjectivity in an American NeoPagan Community. In: *Martin/Haller*, wie Anm. 25, S. 101–114, hier S. 106.

56 *Mohr*, wie Anm. 26, S. 21.

Beispiel mit intimen Massagetechniken experimentiert wurde, bei Tischgesprächen, die sich oft zu Austausch- und Reflexionsrunden zu den Workshopthemen (z.B. ›freie‹ Liebe, Eifersucht) entwickelten, oder in spontanen Gesprächsrunden auf der Festivalwiese, die nach Vorträgen (u. a. zu ›Sex & Heilung‹ oder ›Sex & Gemeinschaft‹) entstanden. Über das Mithören und Mitreden konnte ich erfahren, über welche Themen wie gesprochen wurde: Was verdichtet sich in welchen sozialen Konstellationen (z.B. in ›Frauenrunden‹), welche Themen werden nicht besprochen (z.B. Geschlechtskrankheiten), über was wird unter anderem skandalisierend, abwertend, zustimmend oder emotional aufgeladen diskutiert? Gesprächspartner:innen teilten Unsicherheiten bezüglich ihrer eigenen Sexualität mit mir, berichteten mir stolz davon, welche sexuellen Praktiken sie auf dem Festival nun erstmals oder »endlich mal«⁵⁷ ausprobiert hatten, oder beichteten mir Gefühle von Eifersucht und Überforderung, Liebeskummer und Liebesglück. Was ich über Gespräche und anschließende Interviews gelernt habe zu verstehen, ist, welche Bedeutungen meine Forschungspartner:innen Sexualität zuschreiben und mit Sexualität assoziieren (z. B. Sexualität als nonverbale Sprache, Sexualität als Ausdruck von Machtverhältnissen), welches Verständnis von Sexualität (z.B. als etwas Ehrbares und Vordergründiges) und welchen gesellschaftlichen Umgang mit Sexualität sie sich wünschen (z.B. Enttabuisierung von Sexualität, Normalisierung von nichtmonogamer Sexualität). Was diese Verbalisierungen in der praktischen und materiellen Umsetzung im Rahmen des Festivals bedeuteten, konnte ich ergänzend beobachten, zum Beispiel wie sich Teilnehmer:innen zu gemeinsamer Zeit in Liebeshütten verabredeten, wie ein Ehepaar einen anderen Teilnehmer in seine Beziehung integrierte, indem sie »Händchen halten zu dritt« auf dem Festivalgelände »übten«⁵⁸ und sich öffentlich in verschiedenen Konstellationen liebkosten, welche unterschiedlichen Umgangsformen sich zwischen den Partner:innen dabei erkennen ließen und wie andere Teilnehmer:innen auf sie reagierten.

Was sich durch Gespräche und Beobachtung nur bedingt nachvollziehen ließ, war die sinnlich-emotional Ebene: Wie fühlt es sich etwa an, mit mehreren Menschen gleichzeitig sexuell zu interagieren? Wie fühlt es sich an, mit jemandem intim zu sein, deren und dessen Partner:in im selben Raum ist? Wie fühlt es sich an, wenn diese Person am nächsten Tag mit jemand anderem intim wird? Darüber hinaus ergab sich retrospektiv eine überraschend breite Palette an Feldmomenten und Mikropraktiken, die sich mir nur als Teilnehmerin an Sexualität und emotionaler Intimität im Feld zu erkennen gaben: Mit welchen Worten und auf welche Weisen Akteur:innen sich einander in diesem speziellen Setting (sexuell) annähern, wie Konsens kommuniziert und praktiziert wird, welche legitimen und ›unangebrachten‹ – also eigenlogischen – Arten es in diesem sozialen Kontext zu flirten gibt, welche Blicke und Reaktionen einem zukommen, wenn man aus einer Liebeshütte kommt, welche Fragen gestellt werden, wie mit unterschiedli-

57 Feldtagebuch der Autorin, wie Anm. 2.

58 Ebd.

chen Körpern unterschiedlichen Alters umgegangen wird oder wie Ronnys Freundin am Morgen nach dem blauen Salon auf mich reagiert. Eben das ganze »hidden sexual script«,⁵⁹ das je nach Feld mal mehr, mal weniger prominenter und erkenntnisbereichernder, aber nicht zu unterschätzender und zu vernachlässigender Teil des sozialen und kulturellen Skripts ist, das wir als Kulturanthropolog:innen zu lesen versuchen. Was die französische Soziologin Isabella Clair in Anlehnung an den us-amerikanischen Soziologen (und Sexologen) John H. Gagnon⁶⁰ als versteckte sexuelle Skripte benennt, beschreibt der Anthropologe Timothy Hall als »cultural repertoire that exists mostly in interactions between sexual partners«.⁶¹ In seinem Plädoyer »Towards an Intimately ›Impure‹ Ethnography« elaboriert er: »[T]here is a type of sexual culture comprising culturally shared understandings and practices that are usually not explicitly taught, but are apparently learned in interaction with sexual partners.«⁶² Zugänge zu kultur- und kontextspezifischen Verständnissen und Praktiken wie diesen, zu dem was – zum Beispiel in Interviews – nicht (dazu) gesagt wird oder gesagt werden kann, kategorisch auszuschließen, weil sie nicht zum ethnographischen Standardrepertoire gehören, kritisiert Hall:

»To ignore insights from chance interactions because they did not come from formal interviews would be disingenuous and irresponsible.«⁶³

»All of these insights need [...] to be tested against systematic observation or interviewing but excluding some merely because they occurred in a romantic context would be misguided.«⁶⁴

Um ›romantisch kontextualisierte‹, ›romantisch zu deutende‹, ›intim zu verortende‹ oder doch ›sexuelle‹ Interaktionen zwischen Forscher:innen und Forschungspartner:innen produktiv zu machen und weiter zu legitimieren, müssen sie sichtbar werden. Sie müssen weiter und deutlicher auf die methodische Frontscheibe kulturanthropologischer Betrachtungen rücken, bis sie dort kein blinder oder störender Fleck mehr sind: »When anthropologists are silent about the sexual issues of the groups they are studying [...],

59 *Isabella Clair*: Sexuality in Researcher-Informant Fieldwork Study Relations. Deciphering a Methodological Taboo. In: *Revue française de sociologie* (English Edition) 57 (2016), Heft 1, S. 27. URL: <https://www.jstor.org/stable/26567185> (Stand: 23.8.2021).

60 *John H. Gagnon*: L'utilisation explicite et implicite de la perspective des scripts dans les recherches sur la sexualité. In: ders. (Hg.): *Les scripts de la sexualité. Essais sur les origines culturelles du désir*. Paris 2008, S. 69–136. Erstveröffentlicht als: *The Explicit and Implicit Use of the Scripting Perspective in Sex Research*. In: *Annual Review of Sex Research* 1 (1991), S. 1–43.

61 *Timothy M. Hall*: Towards an Intimately ›Impure‹ Ethnography. Considering the Limits of Non-Participant Observation. In: *Martin/Haller*, wie Anm. 25, S. 3–14, hier S. 6.

62 Ebd., S. 6–7.

63 Ebd., S. 8.

64 Ebd., S. 14.

they are not taking a neutral stance because silence is also a position.«⁶⁵ Und Sichtbarkeit bedeutet in der (Geistes-)Wissenschaft nun mal weiterhin maßgeblich Versprachlichung und Verschriftlichung, was die eben dagewesenen unhandlichen Adjektivkomposita und den folgenden Diskussionspunkt erklärt.

Sprachlich: »Let's talk about sex (and discuss it from anthropological perspectives), baby!«⁶⁶

Der Versuch, Sex dezidiert kulturanthropologisch und deutschsprachig zu besprechen, löste beim Schreiben dieses Aufsatzes einen schwereren Fall wissenschaftlicher Wortfindungsstörung aus. Das Textdokument auf meinem Bildschirm rahmte stets ein Internet-Tab: duden.de/synonyme. Da es in der deutschen Sprache zu den Nomen Sex(ualität) kein adäquates Verb – etwa ›sexeln‹? – gibt, befragte ich die offizielle deutsche Rechtschreibung nach Synonymen zu ›Sex haben‹. Die ersten zwei Vorschläge brachten meine ethnographischen Ausdrucksschwierigkeiten auf den Punkt: erstens ›kopulieren‹, zweitens ›vernaschen‹.⁶⁷ Also einerseits das medizinisch-biologische Vokabular, das sich für mich künstlich distanzierend anfühlt und damit für qualitativ-empirische Forschung ›falsch übersetzt‹ klingt, und andererseits umgangssprachliche Formulierungen, die wiederum analytisch unzulänglich beziehungsweise ›nicht übersetzt‹ scheinen.

Der sprachliche Mittelweg zwischen naturwissenschaftlich-abstrahierendem Vokabular und oftmals romantisierender oder vulgarisierender Umgangssprache ist schmal, was sowohl in der englischsprachigen als auch in der deutschsprachigen Literatur als ein weiterer Grund für entsexualisierte Verschriftlichungen in den Sozial- und Kulturwissenschaften identifiziert wird. Angelehnt an James Davies und Dimitrina Spencers *Emotions in the field*⁶⁸ konstatiert Timothy Hall weiterhin, dass »intimate relationships – whether sexual, romantic, or friendly – are de-emphasized in the writing and dissemination of ethnographic knowledge [...]. Data that cannot be presented in a scientifically ›clean‹ way are generally omitted from the literature«.⁶⁹ In der deutschsprachigen Literatur machte zuletzt der Soziologe Tobias Boll in seiner *Autopornografie mediatisierter Körper*⁷⁰ auf die »sprachliche Un-

65 Jose Antonio Langarita Adiego: On Sex in Fieldwork: Notes on the Methodology Involved in the Ethnographic Study of Anonymous Sex. In: *Sexualities* 22 (2019), Heft 7/8, S. 1253–1267, hier S. 1257.

66 33. Studierendentagung der *Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv)*: SEX.SEX. SEX. Kulturwissenschaftliche Höhepunkte und Abgründe, 13.–16. Mai 2021. URL: <https://666studitagung2020.wordpress.com/> (Stand: 27.10.2021).

67 *Duden Online* (Synonyme): (Suche) sex haben. URL: www.duden.de/suchen/synonyme/sex%20haben%20 (Stand: 27.10.2021).

68 James Davies/Dimitrina Spencer: *Emotions in the Field: The Psychology and Anthropology of Fieldwork Experience*. Stanford 2010.

69 Hall, wie Anm. 61, S. 4.

70 Tobias Boll: *Autopornografie. Eine Autoethnografie mediatisierter Körper*. Berlin 2019.

erreichbarkeit«⁷¹ von Sex beim Ethnographieren, also beim Beschreiben von sexuellen Praktiken, aufmerksam. Boll reflektiert in seiner zuweilen auto-ethnographischen Forschung in pornographischen Online-Foren, in denen er sich auch selbst zur Schau stellte, dass er beim Reflektieren und Schreiben über seine eigene Sexualität schnell in »therapeutische Selbsterzählungen«⁷² verfiel und sich so bewusst für das eher naturwissenschaftlich anmutende Vokabular entschied. Auch für mich bleibt die Übersetzungsarbeit zwischen Feld(sprech) und kulturalanthropologischer Interpretation und Analyse eine noch zu bespielende B-Seite der Kassette: etwas zwischen emischen und wissenschaftlichen Begriffen, zwischen ›in Verbindung gehen‹ und ›penetrieren‹, zwischen ›Stolzlippen‹ und ›Vulva‹, zwischen ›Gegutverkehr‹ und ›Koitus‹.

Fragender Ausblick

Es ist und bleibt die methodische und immer auch persönliche Aufgabe eines jeden Forschenden, einzuschätzen und zu entscheiden, wie (nah) Forscher:innen sich einem bestimmten Feld und damit Akteur:innen wie zum Beispiel Menschen annähern möchten, wie dicht sie im Feld teilnehmen können und wollen und welche Zugänge und Herangehensweisen sich dafür anbieten. Die dichotome Eingangsfrage »Forschst du noch oder geht da was?« würde ich rückblickend eindeutig mit »Beides!« beantworten: Was spricht gegen die persönliche, emotionale und gleichzeitig professionell-wissenschaftliche Teilnahme an Sex im Feld als valide Möglichkeit unseres vielfältigen Feldforschungsrepertoires, die sowohl in der Analyse als auch in der Reflexion produktiv und sichtbar gemacht wird? Bringen geteilte sexuelle Erfahrungen zwischen Forscher:innen und Forschungspartner:innen öfter oder unweigerlich zwischenmenschliche Fallstricke und Distanzierungsschwierigkeiten mit sich? Heißt ›going naked‹ gleich ›going native‹? Oder ist diese oft mitgedachte Annahme eine paternalistische Unterstellung, die es sich zu hinterfragen lohnt? Ist bei Sexualität gesonderte Vorsicht beziehungsweise, wie von der DGSKA⁷³ suggeriert, besonderes Risikomanagement zu leisten oder kann Sexualität als gegebene, mitwirkende und gewöhnliche Komponente sozialer Beziehungen und damit als »just another methodological issue«⁷⁴ gehandhabt werden? Riskieren wir damit, Sexualität lebensweltanalytisch zu überhöhen, oder überhöhen wir sie, indem wir sie marginalisieren?

Die 33. dgv-Studierendentagung, die im Mai 2021 als erste dgv-Tagung auf Hochschul-, Doktorierenden-, und Studierendenebene Sex – dafür auch gleich dreimal! – in den Titel und in den deutschsprachigen Fachdiskurs ge-

71 Ebd., S. 64.

72 Ebd., S. 62.

73 *Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturalanthropologie*: Ethikpapiere (o.J.). URL: <https://www.dgska.de/dgska/ethik/> (Stand: 31.8.2021).

74 *Clair*, wie Anm. 59, S. 27.

holt hat, hat den zahlreichen (Anschluss-)Diskussionen zufolge bereits Pionierarbeit im vielfältigeren und offeneren Austausch zum Thema geleistet. Ich schließe mich dem mit dieser Tagung hörbar lauter gewordenen Appell an, den deutschsprachigen Fachdiskurs um mehr sexuelle ›Höhepunkte und Abgründe‹ und alles, was uns dazwischen in der Feldforschung begegnet, zu erweitern und zu bereichern. Ich freue mich auf zahlreiche weitere Forschungen und Texte, die sich trauen, mit Sexualität im Feld methodisch zu experimentieren⁷⁵ und forschungsethisch und erkenntnistheoretisch zu navigieren. Ich bleibe gespannt auf Diskussionen, die Sexualität mit Forschungspartner:innen nicht verheimlichen oder skandalisieren. Und auf Beiträge, die methodisch und analytisch zeigen, dass Sexualität im Feld weder ein Foucaultsches Sexgeständnis noch eine Angst von Forscher:innen vor dem Feld⁷⁶ sein muss, und die die Lust der Forscher:innen auf das Feld⁷⁷ als solche ernstnehmen. Es bleibt eine kollektive Aufgabe, kulturwissenschaftliches Vokabular zum ungeniert(er)en Schreiben von ›sexy‹ – was wäre hier eine adäquate deutsche Formulierung? – Feldanekdoten zu finden und so den Sex aus den Flurgesprächen und privaten Berichten nach Feldforschungsaufenthalten in die wissenschaftliche Diskussion und aufs Papier zu holen.



Ina Kuhn, M. A.
Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Maximilianstraße 15
79100 Freiburg
ina.kuhn@kaee.uni-freiburg.de

75 Warum nicht zum Beispiel Tinder als methodisches Werkzeug nutzbar machen? Vgl. Anya Evans: Tinder as a Methodological Tool. #EmergingDigitalPractices. In: Allegralab (2017). URL: <https://allegralaboratory.net/tinder-as-a-methodological-tool/> (Stand: 23.8.2021) und *dies.*: Follow up: #Tinder as a Research Method. In: Allegralab (2017). URL: <https://allegralaboratory.net/follow-up-tinder-as-a-research-method/> (Stand: 23.8.2021).

76 Vgl. Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 51–66.

77 Vgl. Schmidt-Lauber, wie Anm. 30.

WOOF! SEXUALITÄT, GESCHLECHT UND FETISCH IN DER PUP-PLAY-COMMUNITY¹

Konstantin Mack

Die jährlich stattfindenden Pride- beziehungsweise Christopher-Street-Day (CSD)-Veranstaltungen werden nicht nur immer größer, sondern auch vielfältiger und bunter: Besonders Teilnehmer:innen mit Hundemasken, Ledergeschirren und Leinen erregen dabei zuweilen die Aufmerksamkeit von Außenstehenden wie Teilen der LGBTI²-Community selbst.³ Bei diesem Phänomen handelt es sich um ›Pup Play‹, ein Rollenspiel, das Ähnlichkeiten mit Praktiken des BDSM aufweist, und bei dem es darum geht, einen jungen Hund zu spielen. Als ›Pups‹ oder ›Puppies‹ mimen sie stilisiert ›hündisches Verhalten‹, indem sie sich etwa auf allen Vieren bewegen und bellen. Sie spielen beispielsweise mit Hundespielzeug und adaptieren charakterliche Eigenschaften, die gemeinhin mit Hunden assoziiert werden: Eine kurze Aufmerksamkeitsspanne, Neugierde und Loyalität. Gerne greifen Puppies dazu auf bestimmte Ausrüstung zurück, um den Übergang in die Rolle des Hundes für sich, aber auch nach außen hin zu markieren, insbesondere durch Masken, Halsbänder und Leinen. Aber auch Knieschoner und Handschuhe sind beliebte Accessoires. Einige Akteur:innen tragen Latex- oder Lederkleidung, um ihre Zugehörigkeit zu diesen selbsternannten Fetisch⁴-Szenen auszudrücken.⁵ Pup Play wird in der Regel nicht alleine, sondern in Interaktion mit anderen Puppies gespielt – bei Veranstaltungen rauft man gemeinsam auf allen Vieren oder jagt einem Ball hinterher. Dabei sind sie Teil einer immer größer werdenden Community, die weltweit vernetzt ist und sich zumeist in regionalen Gruppen organisiert, um gemeinsam zu spielen. ›Halter:innen‹ (im Englischen ›handler‹) gehören ebenfalls zur Community, allerdings nicht in der Rolle des Hundes, sondern sie übernehmen –

1 Dieser Beitrag basiert auf meiner Masterthesis *Hund müsste man sein – Kulturanthropologische Perspektiven auf Pup Play*, die ich zwischen dem 16. September 2020 und 22. April 2021 am Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Julius-Maximilians-Universität Würzburg unter der Leitung von Prof. Dr. Michaela Fenske angefertigt habe. Diese Forschung ist in der Schriftenreihe ›Würzburger Studien zur Europäischen Ethnologie‹ (ISSN 2511-9486) als Open-Access-Publikation veröffentlicht worden: *Konstantin Mack: Hund müsste man sein. Kulturanthropologische Perspektiven auf Pup Play* (Würzburger Studien. Zur Europäischen Ethnologie, Bd. 12). URL: <https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/frontdoor/index/index/searchtype/series/id/21/docId/25972/start/0/rows/10> (Stand: 10.6.2022).

2 Akronym für Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Intersexual.

3 Vgl. *Anonym*: Puppy Play? Was verbirgt sich dahinter? In: *Schwulissimo*, 9.3.2019. URL: <https://schwulissimo.de/ausgequetscht/puppy-play-was-verbirgt-sich-dahinter> (Stand: 14.4.2020).

4 Zum Konzept des Fetisches vgl. unten den Abschnitt *Locating the Fetish in Pup Play*.

5 Vgl. *Mark McCormack/Liam Wignall: An Exploratory Study of a New Kink Activity: Pup Play*. In: *Archives of Sexual Behavior* 46 (2017), S. 801–811, hier S. 805, 808.

analog zu einer Mensch-Haustier-Beziehung – die Verantwortung für einen oder mehrere Puppies und gehen insofern auch eine gewisse längerfristige Verbindlichkeit ein, sich um die:den andere:n zu kümmern.⁶

Trotz seiner zunehmenden Popularität gibt es bislang wenige wissenschaftliche Arbeiten, die sich dezidiert mit den Praktiken des Pup Plays auseinandersetzen. Die vorhandenen Forschungen, etwa von Mark McCormack und Liam Wignall⁷ sowie Darren Langdridge und Jamie Lawson⁸, beschäftigen sich ausschließlich mit US-amerikanischen und britischen Puppies. Kontinentaleuropa beziehungsweise Deutschland sind gewissermaßen blinde Flecken. Zudem stammen diese Untersuchungen aus sexualwissenschaftlichen, soziologischen und psychologischen Kontexten. Dezidiert kulturwissenschaftliche Forschungen zu Pup Play liegen bislang nicht vor. In den genannten Arbeiten wird Pup Play unter anderem als »kinky sexual activity«⁹ oder »postmodern-subculture«¹⁰ bezeichnet. Bereits diese beiden Charakterisierungen deuten die Komplexität des Phänomens an: Auffällig ist einerseits der Fokus auf (sexuelle) Praktiken, also darauf, was die Akteur:innen tun. Die Einordnung als Subkultur, also die zweite Bezeichnung – die gleichzeitig aus der jüngsten Forschung stammt – orientiert sich stärker am gemeinsamen Interesse derjenigen, die Pup Play betreiben.¹¹ Für die deutschsprachige Forschung hat sich zwar noch keine Begrifflichkeit etablieren können, ich schlage vor, in Anlehnung an Ronald Hitzler und Arne Niederbacher¹² auf den Terminus ›Szene‹ zurückzugreifen. Anne Deremetz argumentiert in ihrer Studie zur BDSM-Szene ähnlich und entscheidet sich schließlich für Szene und gegen die Bezeichnung der ›Subkultur‹, da mit

6 Das Verhältnis zwischen Mensch und (domestiziertem) Tier stellt einen weiteren möglichen Zugang zum Pup Play dar, wurde aber im Rahmen dieser Forschung bewusst ausgespart. Für zukünftige Studien bietet sich eine solche Akzentuierung durchaus an, zumal der kulturwissenschaftliche Fächerkanon mit seiner Expertise im Bereich der Human Animal Studies beziehungsweise der Multispecies Ethnography passende Konzepte und Methoden vorweisen kann. Zur Einführung vgl. *Michaela Fenske*: Wenn aus Tieren Personen werden. Ein Einblick in die deutschsprachigen ›Human Animal Studies‹. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 109 (2013), S. 115–132; *dies.*: Andere Tiere, andere Menschen, andere Welt? Human-Animal Studies als Chance für neue Perspektiven, erweiterte Methoden und fruchtbare interdisziplinäre Zusammenarbeit. In: *Forschungsschwerpunkt ›Mensch-Tier-Gesellschaft‹* (Hg.): Den Fährten folgen. Methoden interdisziplinärer Tierforschung. Bielefeld 2016, S. 293–309.

7 *McCormack/Wignall*, wie Anm. 5, S. 805, 808.

8 *Jamie Lawson/Darren Langdridge*: History, Culture and Practice of Puppy Play. In: *Sexualities* 23 (2020), Heft 4, S. 574–591; *dies.*: The Psychology of Puppy Play. A Phenomenological Investigation. In: *Archives of Sexual Behavior* 48 (2019), S. 2201–2215.

9 *McCormack/Wignall*, wie Anm. 5, S. 801.

10 *Lawson/Langdridge*, wie Anm. 8, S. 574.

11 *Ebd.*, S. 575–576.

12 Vgl. *Ronald Hitzler/Arne Niederbacher*: Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute. 3., vollständig überarbeitete Auflage, Wiesbaden 2010 (= Erlebniswelten, Bd. 3), S. 15–16.

dieser Rahmung kleinteilige Gemeinsamkeiten nicht ausreichend beschrieben werden könnten.¹³

Auf den folgenden Seiten möchte ich herausarbeiten, was Pup Play auszeichnet. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage nach dem, was für die Akteur:innen von Bedeutung ist. Ausführlich soll zudem beleuchtet werden, welche gesellschaftlichen Diskurse von Sexualität auf die Szene und deren Selbstverständnis einwirken. Abschließend skizziere ich einige weiterführende Überlegungen zur Relevanz von Forschungen über sexuelle Praktiken, insbesondere innerhalb des Vielnamenfachs der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie/Volkskunde, um einen Ausblick auf Chancen und Herausforderungen für ethnographisch Forschende in diesen Feldern zu geben.

Vorstellung des Forschungsfelds

Im Rahmen meiner Master-Thesis am Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde in Würzburg habe ich einige der Akteur:innen über mehrere Monate begleitet, mit ihnen gesprochen und ihnen zugehört, um ihr Spiel besser zu verstehen. An mehreren Gelegenheiten war ich teilnehmend beobachtend im Feld unterwegs: So durfte ich zwei Forschungspartner beim Gassigehen begleiten und habe an einem regionalen Pup-Play-Stammtisch teilgenommen. Auch meine virtuelle Anwesenheit in Chatgruppen und sozialen Netzwerken zähle ich zur teilnehmenden Beobachtung durchaus dazu, insbesondere angesichts dessen, dass sich die Pup-Play-Community ganz entscheidend in diesen digitalen Räumen trifft und dort entsprechend relevante Praktiken und Diskurse offenbart werden.¹⁴ Letztendlich führte ich vier informelle Gespräche sowie neun Interviews und sprach insgesamt mit 17 verschiedenen Personen, die sich selbst als Teil der Pup-Play-Community sehen. Unter diesen 17 Individuen sind zwei Frauen sowie mehrere Paare. Abgesehen von zwei Personen sind alle homosexuell. Der jüngste Interviewpartner ist Laszlo¹⁵ mit 21 Jahren, der älteste ist Vinzenz mit 53 Jahren. Die meisten leben in Süd- oder Westdeutschland und befinden sich in einer festen Beziehung. Unter ihnen gibt es drei Studierende, eine Person auf Ausbildungssuche und 13 Berufstätige – unter anderem einen Facharbeiter, zwei Steuerfachangestellte und zwei Juristen.

Bereits diese soziodemographische Zusammensetzung der Forschungspartner:innen weist deutlich auf ein Charakteristikum des Pup Play hin: Obwohl die Community sich selbst als offen für alle Geschlechter und Sexualitäten versteht, besteht die Szene zu einem großen Teil aus weißen, cisgeschlechtlichen, schwulen Männern.

13 Vgl. *Anne Deremetz*: Die BDSM-Szene. Eine ethnografische Feldstudie. Gießen 2018 (= Angewandte Sexualwissenschaft, Bd. 13), S. 52–61.

14 Vgl. *Liam Wignall*: The Sexual Use of a Social Networking Site. The Case of Pup Twitter. In: *Sociological Research online* 22 (2017), Heft 3, S. 21–37.

15 Die Namen aller in diesem Text genannten Personen wurden pseudonymisiert.

Dieser Umstand ist eng mit der historischen Entwicklung des Pup Play verknüpft: Die Anfänge des Pup Play werden auf die 1940er und 1950er Jahre in den USA datiert, als sich die ersten Schwulen-Communities um US-Militärbasen entwickelten. Recht früh, so rekonstruieren Lawson und Langdridge, konnten sich dort (sexuelle) Vorlieben für Lederbekleidung und -accessoires durchsetzen. Parallel dazu gewann ein anderer Fetisch an Popularität: BDSM. Unter dem Akronym BDSM werden unterschiedliche Teilaspekte und Praktiken zusammengefasst: Fesselung und Disziplin (bondage and discipline – B/D), Dominanz und Unterwerfung (dominance and submission – D/S) sowie Sadismus und Masochismus (sadism and masochism – S/M).¹⁶ Ihnen ist gemein, dass sie im Rahmen eines (erotischen) Rollenspiels mit ungleichen Machtverhältnissen und (kontrollierten) Gewaltformen spielen. Innerhalb der schwulen Lederszene entwickelte sich schließlich die Spielvariante, dass der devote Part die Rolle eines Hundes einnimmt, um den Aspekt der Unterwürfigkeit und des Gehorsams gegenüber dem dominanten Partner noch stärker einzubeziehen.¹⁷ Dieses Rollenspiel scheint in historischer Verbindung zum modernen Pup Play zu stehen, wenngleich ein wichtiger Unterschied zwischen beiden Spielarten festzustellen ist: Bei ›Doggies‹ liegt die Betonung auf der (sexuellen) Lust an Erniedrigung, wohingegen im Pup Play das Spiel und die Community stärker im Vordergrund stehen. So schreibt auch St. Clair, dass Puppies keine Unterkategorie der Lederszene und deren Doggies seien, sondern »a separate community that shares spaces with leather community«¹⁸. Nichtsdestotrotz sind es bis heute hauptsächlich weiße, cisgeschlechtliche, schwule Männer, welche die Praxis des Pup Plays betreiben – was sich auch in der Zusammensetzung meiner Forschungspartner:innen widerspiegelt.

Locating the Fetish in Pup Play

Im Rahmen dieser Forschung werden unter den Begriff ›Fetisch‹ unterschiedliche sinnliche, erotische oder sexuelle Praktiken subsumiert, ohne dabei eine normative Aussage zu treffen. Im angloamerikanischen Raum hat sich dafür die Bezeichnung ›kink‹ etablieren können. Die Soziologin Jennifer Rehor nennt unter anderem »BDSM-related behaviors (physical and psychological stimuli including bondage, discipline, dominance, submission, sadism and masochism), exhibitionistic behaviors (arousal by being observed by others), voyeuristic behaviors (arousal by observing others), fetishistic behaviors (arousal by objects)«¹⁹ als Beispiele für solche Praktiken. Hervorzuheben ist dabei, dass es den Akteur:innen nicht zwangsläufig um ›arousal‹

16 Vgl. *Eva Jozifkova*: Consensual Sadomasochistic Sex (BDSM). The Roots, the Risks, and the Distinctions Between BDSM and Violence. In: *Current Psychiatry Reports* 15 (2013), Heft 9, S. 1–8, hier S. 1.

17 Vgl. *Lawson/Langdridge*, wie Anm. 8, S. 581.

18 *Justin St. Clair*: Bark! Las Vegas 2015, S. 11–12. Hervorhebung im Original.

19 *Jenniver Eve Rehor*: Sensual, Erotic, and Sexual Behaviors of Women from the ›Kink‹ Community. In: *Archives of Sexual Behavior* 44 (2015), S. 825–836, hier S. 826.

im Sinne von sexueller Erregung geht, sondern vielmehr um »*psychological, emotional, or sensory pleasure*«²⁰. Die sinnlich-körperliche Dimension spielt dabei insbesondere, aber nicht ausschließlich, bei Vorlieben für Leder, Latex, Neopren oder andere Materialitäten eine Rolle. Sie werden für ihre jeweiligen stofflichen Eigenschaften geschätzt – beim Latex ist es etwa der charakteristische Gummigeruch, das enge Gefühl auf der nackten Haut und die glänzende Oberfläche.

Ein derart offenes Verständnis von psychischer, emotionaler und sinnlich-körperlicher Erregung ist Grundlage für meine Forschung. Sowohl alltags-sprachlich als auch im Rahmen von wissenschaftlicher Beschäftigung fällt die enge Verbindung von Fetisch im Allgemeinen und speziellen Praktiken des BDSM auf – und im vorigen Abschnitt wurde bereits auf die gemeinsame Historie von Pup Play und BDSM verwiesen. Daneben lassen sich zudem strukturelle und personelle Verbindungen ausmachen: Ein Forschungspartner, Nathan (44 Jahre alt), war mehrere Jahre lang im »doch etwas härteren SM-Bereich« aktiv gewesen, bis er dadurch schließlich auf Pup Play aufmerksam wurde.²¹ Er berichtet, die sadomasochistischen Praktiken hätten für ihn nach einiger Zeit ihren Reiz verloren, denn »[w]enn du das aber eine Zeit lang gemacht hast, dann ist das für den Kopf nicht mehr wirklich reizvoll«²². Nathan meint, der Ablauf von BDSM-Rollenspielen würde irgendwann vorhersehbar werden: Als dominanter Part kann er sich sicher sein, früher oder später seinen Willen zu erreichen, er habe lediglich die Wahl, mit welchen Hilfsmitteln oder Praktiken dies geschieht. Anders jedoch beim Pup Play:

»[Hier] ist für mich der Reiz: Ich würde ein realistisches Tier niemals schlagen, ist einfach so. Wenn der Puppy gut in der Rolle ist, dann schafft er es, mich so weit mitzureißen, dass ich nicht mehr einen Menschen mit einer Maske auf dem Kopf sehe, sondern, dass ich vor meinem geistigen Auge, in meiner Fantasie, quasi einen felligen Hund, ein Tier, sehe. Dementsprechend ist für mich jetzt der Anreiz: Wie kriege ich diesen Puppy, diesen Hund, dazu, dass er jetzt gerade Sitz macht, dass er eben am Straßenrand stehen bleibt und so weiter? Das kann ich ja nicht wie im SM-Bereich über Gewalt machen, also muss ich mir irgendwas anderes einfallen lassen. Das heißt, für mich gibt es ganz andere Reize und der Ausgang ist nicht immer ganz so gewiss wie im SM.«²³

Weil die Rolle des Puppys eben beinhaltet, auch mal bewusst nicht auf Befehle zu hören, sondern Grenzen auszutesten und einen eigenen Willen zu zeigen, bleibt das gemeinsame Spiel zwischen Nathan und seinem Puppy

20 *Staci Newmahr*: *Playing on the Edge. Sadomasochism, Risk, and Intimacy*. Indiana 2011, S. 18. Hervorhebung im Original.

21 Interview mit Nathan vom 2. 12. 2020.

22 Ebd.

23 Ebd.

kontingent und jederzeit offen für Überraschungen. Diese ›agency‹²⁴, die ›echte‹ Hundehalter:innen ihren (Jung-)Tieren zuschreiben, wird auch dem Puppy zugeschrieben beziehungsweise sogar von diesem erwartet. Zwar gibt es im BDSM-Kontext durchaus die Möglichkeit, dass der devote Part seinen:ihren Gehorsam verweigert, um das Rollenspiel zu variieren. Jedoch scheint diese Ungewissheit dem Pup Play so immanent zu sein, dass dieses Nathan mehr Erfüllung bietet als es das BDSM konnte. Daneben betont er einen weiteren Unterschied: Die Nähe zwischen den involvierten Personen sei im Pup Play »deutlich intensiver«, denn man verbringe mehr Zeit damit, dass »einfach gekrault, gekuschelt wird«.²⁵

Aus seinen Erfahrungen verweist Nathan auch auf Parallelen zwischen der Rolle des dominanten Parts innerhalb eines BDSM-Spiels und seiner Rolle als ›Herrchen‹ im Pup Play: Er trage eine umso größere Verantwortung für das Wohlbefinden der anderen Person(en), da beide Spiele eine asymmetrische Machtverteilung auszeichne. Innerhalb der BDSM-Szene wird daher darauf geachtet, dass potenziell gefährliche Praktiken wie Fesseln oder Auspeitschen sicher beherrscht werden und die Akteur:innen wissen, wie weit sie gehen können. Unter dem Motto ›Safe, Sane, and Consensual‹ (SSC)²⁶ werden die Voraussetzungen für jegliche BDSM-Praktiken zusammengefasst. Dies soll verdeutlichen, dass die bewusste Einwilligung in sichere und mit gesundem Menschenverstand ausgeführte Handlungen die zwingende Voraussetzung für BDSM ist.²⁷ Die eigenen sowie die Grenzen des Gegenübers zu kennen, ist auch für Nathan von Bedeutung. Er berichtet, dass er sich im Vorfeld des gemeinsamen BDSM-Spiels »mit den Leuten auf ganz neutralem Boden in irgendeinem Café getroffen habe und wir erst einmal Grundpfeiler, Ecksäulen und dergleichen abgesteckt haben.« Ähnlich fasse er seine Rolle als Herrchen im Pup Play auf, denn auch hier sei es wichtig, »relativ sensibel auf den anderen Part eingehen [zu] können, damit nicht die beiden völlig aneinander vorbei agieren«.²⁸ Zugleich macht Nathan auf einen wesentlichen Unterschied zwischen seinem Verständnis von BDSM und von Pup Play aufmerksam. Sexuelle Praktiken haben im Spiel von Puppy und Herrchen keinen Platz, für Puppies untereinander wird dies allerdings nicht ausgeschlossen. In dieser Hinsicht beharre er strikt auf der Rol-

24 Vgl. *Mustafa Emirbayev/Ann Mische*: What is Agency? In: *American Journal of Sociology* 103 (1998), Heft 4, S. 962–1023.

25 Interview mit Nathan, wie Anm. 21.

26 Das Konzept des SSC ist eines von mehreren Leitmotiven der BDSM-Szene, die über die letzten Jahrzehnte intern ausgehandelt wurden. SSC, RACK (Risk-Aware Consensual Kink), PRICK (Personal Responsibility, Informed, Consensual Kink) und 4C (Caring, Communication, Consent, Caution) ist gemein, dass sie die bewusste Zustimmung aller Beteiligten sowie individuelle Grenzen in den Mittelpunkt stellen. Vgl. *Alexandra Gold*: A Guide to Community Mottos of Consent. Veröffentlicht am 15.12.2020, URL: <https://www.tashra.org/post/a-guide-to-community-mottos-of-consent> (Stand: 20.9.2021).

27 Vgl. *Elisabeth Wagner*: Grenzbewusster Sadomasochismus. SM-Sexualität zwischen Normbruch und Normbestätigung. Bielefeld 2014 (= Körperkulturen), hier S. 99.

28 Interview mit Nathan, wie Anm. 21.

lenverteilung. Denn »[g]enausowenig wie du Sex mit deinem Haustier haben würdest, habe ich Sex mit meinem Wuffel. Ich kann Sex mit dem Menschen haben, aber nicht mit dem Wuffel«. Entsprechend ärgere er sich auch, wenn Pup Play auf Sex reduziert wird. Vielmehr gehe es ihm um nichtsexuelle Aspekte von emotionaler und körperlicher Nähe. Seine Arbeitskolleg:innen wissen zwar, dass er »irgendwie im Pet-Play-Bereich unterwegs [ist], aber [die] finden das auch alles sehr diffus und merkwürdig«. Er habe mehrmals versucht, ihnen sein Hobby zu erklären, jedoch »ist das für die immer nur eine sexuelle Variante und es läuft immer nur auf Sex hinaus«. Nathan kritisiert hier ein als eingeschränkt empfundenes Verständnis von Pup Play und führt dieses auf den Unwillen von »Ottonormal-Heten« zurück, über das eigene sexuelle Selbstverständnis nachzudenken.²⁹

Der Weg vom Bereich des BDSM zur Praxis des Pup Play findet ebenso umgekehrt statt: Ein anderer Interviewpartner, Christian (23 Jahre alt), bezeichnet Pup Play als »Softeinstieg in den Fetisch generell.«³⁰ Pup Play sei anschlussfähig an viele weitere Spielarten. Naheliegend sei die Kombination mit einem Latex- oder Lederfetisch, aber grundsätzlich sei alles möglich, was gefällt. Gerade die populären Hundemasken, die ihren Träger:innen Anonymität bieten, trügen dazu bei, dass Pup Play einen verhältnismäßig niedrigschwelligen Zugang zu allerlei Fetischen darstellen kann. Dies zeigen auch (Selbst-)Darstellungen des Pup Plays in sozialen Netzwerken oder bei öffentlichen Veranstaltungen: Neben den charakteristischen Masken – meist aus Neopren oder Leder gefertigt – werden Halsbänder und sogenannte »Harness«³¹ getragen, die auch abseits vom Pup Play mit verschiedenen Fetischen assoziiert werden.

Gerade weil die Pup-Play-Masken Rückschlüsse auf die jeweiligen Personen deutlich erschweren, sind sie so beliebte Accessoires. Denn, auch davon berichten die Gesprächspartner:innen, Sexualität und Fetisch sind mit Stigmata besetzt und werden in der Öffentlichkeit noch allzu oft tabuisiert. Daher braucht es teilweise sogar einige Zeit, bis die Personen diese Interessen überhaupt selbst akzeptieren oder schließlich offen darüber reden können. Christian vergleicht diesen Prozess gar mit seinem Coming-out als »schwul«: Obwohl er bereits in jungen Jahren wusste, dass er nicht heterosexuell sei, habe er sich erst während des Studiums getraut, seine Sexualität nicht länger zu »unterdrücken« und zu verstecken, sondern auch auszulieben.³² Ähnlich befreiend erlebte er es schließlich, seine Vorliebe für Latex benennen zu können. Für beide dieser Coming-outs war es wichtig, dass

29 Ebd.

30 Interview mit Leo und Christian vom 6.8.2020.

31 Ein Harness ist ein Accessoire beziehungsweise Kleidungsstück, das zumeist am Oberkörper über Brust und Schultern getragen wird. Häufig ist es mit Ösen oder Metallringen versehen, sodass es im Rahmen von Fesselungsspielen genutzt werden kann. Während es also durchaus eine gewisse Funktionalität aufweist, wird es auch aus rein ästhetischen Gründen getragen, etwa auf Partys.

32 Interview mit Leo und Christian, wie Anm. 30.



Abb.1: Puppies auf dem Christopher Street Day in Paris am 26.6.2021, Quelle: Norbu Gyachung (Public Domain).

Christian andere Menschen gefunden hat, die seine Erfahrungen teilen und die ihm gezeigt haben, dass er nicht allein ist. Dies motiviert ihn und seinen Partner Leo (23 Jahre alt), sich aktiv für das Pup Play einzusetzen, indem sie etwa einen regionalen Stammtisch leiten, interne Chatgruppen verwalten und Öffentlichkeitsarbeit betreiben:

»Es hilft einfach, wenn jemand die Leute an die Hand nimmt und dann dorthin geht. Weil, es hat mir so geholfen, dass einer in [Großstadt X] gesagt hat, ›ach komm, wir können uns morgen treffen, ich zeig dir mal die Stadt.« Ein anderer hat gesagt, ›komm, wir gehen mal in die Fetisch-Läden zum Einkaufen.« Das fand ich so schön. [...] Ich will das einfach anderen zurückgeben, weil ich freue mich, wenn ich anderen helfen kann und wenn ich sehe, wie die dann darin aufgehen.«³³

Dies verdeutlicht, warum es aus kulturwissenschaftlicher Sicht fruchtbar ist, vom Pup Play sowohl als Szene als auch von sozialer Praxis zu sprechen: Um das gemeinsame Hobby gruppiert sich eine Vielzahl an Menschen, die sich sozial organisieren und Strukturen etablieren, um Vorurteile abzubauen und Interessierten eine Anlaufstelle zu bieten.

Auf der anderen Seite birgt das Verhältnis zwischen Pup Play und BDSM auch Konfliktpotenzial innerhalb der Szene: Kontrovers diskutiert wird etwa die Frage danach, ob das Ausleben von Fetisch(en) dem privaten Bereich vorbehalten sein soll oder auch im öffentlichen Raum einen Platz hat. Chris-

33 Ebd.

tian und Leo unterscheiden dabei strikt zwischen privater und öffentlicher Sphäre. Sie vertreten einerseits die Meinung, dass es grundsätzlich niemanden interessieren solle, was »man so im Schlafzimmer treibt«³⁴. Andererseits ist es ihnen wichtig, verschiedenen Lebensentwürfen und Spielweisen Sichtbarkeit zu verschaffen. Daher seien Veranstaltungen wie der Christopher Street Day (CSD) notwendig, um Vorurteile abzubauen und die Akzeptanz für gesellschaftliche Vielfalt zu erhöhen. Christian verweist jedoch darauf, dass es innerhalb der LGBTI-Community umstritten sei, ob Fetisch »auf den CSD [gehört]«³⁵. Er und sein Partner bejahen diese Frage ausdrücklich, denn man müsse »den CSD auch weiter öffnen und nicht nur sagen, ›Ja, es gibt Homosexualität.‹ Nein – es gibt mehr als nur Homosexualität! Es gibt *sehr* viel mehr!«³⁶ Gerade weil Fetische historisch so eng mit der LGBTI-Community verknüpft sind, seien die CSD-Veranstaltungen passende Gelegenheiten, um auf diese Spielarten aufmerksam zu machen. Das Paar betont jedoch zugleich, dass man sich durchaus überlegen solle, auf welche Weise Akteur:innen ihren Fetisch repräsentieren möchten. Zu viel nackte Haut oder sexualisierte Darstellungen seien unangemessen und kontraproduktiv für das öffentliche Image des Pup Plays.³⁷

Beispielsweise ist im Juli 2021, als größere CSD-Veranstaltungen unter entsprechenden Infektionsschutzmaßnahmen wegen der Corona-Pandemie wieder möglich waren, dieser Konflikt abseits von Fetischplattformen sogar in die Öffentlichkeit vorgedrungen. Bereits im November 2020 veröffentlichte der CSD Bremen auf seiner Homepage eigene programmatische »Grundsätze«, darunter neben Schlagworten wie »Gegen Diskriminierung« und »Gegen Gewalt« auch den Punkt »Keine Fetischdarstellung«. Begründet wurde diese Ablehnung damit, dass die lokale Gruppe das öffentliche Darstellen von Fetischen »nicht hilfreich« finde, wenn Akteur:innen doch »bei der gleichen Demonstration und Kundgebung über Themen wie Asylrecht, Trans*Recht oder queere Krankenversorgung sprechen möchte[n]«. Zudem stelle sich das Problem, »dass das Publikum [in das Anschauen von Fetischen] nicht einwilligen kann«.³⁸ Als dann im Juli 2021 diese Passagen öffentlich kritisiert werden, revidiert der Verein seine Position und schreibt in einer Pressemitteilung, dass dieser Beitrag »missverstanden« wurde und die Veranstalter:innen sich »über die Teilnahme von Menschen in Fetischkleidung freue[n]«.³⁹ Selbst in der Bremer Landespolitik kam die Debatte

34 Ebd.

35 Ebd.

36 Ebd.

37 Vgl. ebd.

38 *Sven Meyer* für CSD Bremen: Unsere Visionen und unsere Grundsätze (15. 11. 2020). URL: <https://web.archive.org/web/20201126071901/https://www.csd-bremen.org/2020/unsere-grundsätze/> (Stand: 14. 8. 2021, Zugriff auf die Version vom 26. 11. 2020 über Wayback Machine).

39 *Robert Martin Dadanski* für CSD Bremen: PM #38. Fetisch beim CSD Bremen (18. 7. 2021). URL: <https://www.csd-bremen.org/2021/pressemitteilung-38/> (Stand: 14. 8. 2021).

schließlich an: So kritisierten Abgeordnete der Fraktionen von Bündnis 90/Die Grünen und Die Linke die ursprüngliche Position des Bremer CSD.⁴⁰

Der Diskurs über Pup Play oszilliert also zwischen der Forderung nach Anpassung und dem Streben nach Selbstverwirklichung. Anpassung an cis-heteronormative Erwartungen auf der einen Seite, um überhaupt eine Chance auf Akzeptanz zu haben, und andererseits werden durch die kreative Form der Selbstverwirklichung genau diese Vorgaben hinterfragt und kritisiert. Bei näherer Betrachtung betrifft dieser Konflikt weder ausschließlich das Pup Play noch die LGBTI-Community. Vielmehr berührt er die gesellschaftliche Frage, wie und wo wir über Sexualität und Erotik sprechen und welchen Raum eine freie, spielerische Entfaltung dieser persönlichen und intimen Bereiche im Alltag einnimmt.

Auch mein Interviewpartner Laszlo (21 Jahre alt) spricht diese Gratwanderung von sich aus an und kritisiert, dass dieser Diskurs zu Ausgrenzung innerhalb der LGBTI-Community führe. Manche meinten, »wir wollen einen familienfreundlichen CSD, wollen keinen CSD, wo Leute in Hundemasken und an der Leine herumrennen«, er hingegen finde diese Ansicht »doof«.⁴¹ Als eine psychologisierende Ursache für diesen Konflikt benennt er eine internalisierte Diskriminierung, also Normierungen einer mehrheitlich heterosexuellen, cisgeschlechtlichen Gesellschaft, die Sexualität tabuisiert. Laszlo selbst meint dazu:

»Ich glaube, wir müssen uns mehr unabhängig machen von Gedanken, was Heteros von uns erwarten und wie sie auf Sachen reagieren könnten, und einfach an uns denken und welche Bedürfnisse unsere Community hat. [...] Ich denke, Gear⁴² hat seinen Platz bei der Pride. Aber ich denke, man muss sich benehmen und manches hat da keinen Platz. Man sollte auf der Straße keine Szenen machen oder so.«⁴³

Zugleich berührt dieses Zitat eine weitere Ebene der internen Aushandlung, nämlich konkret die Frage, wie inklusiv die Szene sein kann oder sein soll. Denn: Was genau bedeutet, »man muss sich benehmen«? Wer legt fest, welche Fetischspielarten oder -accessoires auf dem CSD vertreten sein dürfen und welche »da keinen Platz [haben]«? Laszlo und andere Gesprächspartner:innen scheinen eine Ablehnung durch Außenstehende zu befürchten, wenn sie sich in einer bestimmten Weise präsentieren. Angesichts der Diskriminierungserfahrungen, die viele von ihnen in den Gesprächen schildern, sind diese Ängste auch für mich als Forscher verständlich. Sicherlich wirkt sich dabei erschwerend aus, dass sie sich in doppelter Weise marginalisiert fühlen: Aufgrund ihrer sexuellen Orientierung und aufgrund ihres

40 Eiken Bruhn: Wie explizit darf's sein? Streit um die CSD-Parade in Bremen. In: taz vom 20.7.2021. URL: <https://taz.de/Streit-um-die-CSD-Parade-in-Bremen/!5781658/> (Stand: 14.8.2021).

41 Interview mit Laszlo vom 4.11.2020.

42 Gemeint sind hier Accessoires wie Halsbänder, Leinen, Masken oder Ähnliches.

43 Private Nachricht von Laszlo vom 8.11.2020.

Fetisches. Und doch klingt die oben zitierte Aussage von Laszlo ambivalent – er fordert ein, sich von möglichen Erwartungen der »Heteros« zu lösen und zieht gleichzeitig neue Grenzen, innerhalb derer sich die Pup-Play-Szene seiner Meinung nach bewegen solle. Auch im Gespräch mit Raff und Atos, die beide seit mehreren Jahren Pup Play betreiben, werden solche Ein- und Ausschlüsse thematisiert. So kritisieren sie, dass prominente Vertreter:innen der Szene in den sozialen Netzwerken aufreizend posieren und dadurch ein »falsches Bild« vermitteln.⁴⁴ Ihnen hingegen ist es wichtig, diesen sexualisierenden »Stempel« zurückzuweisen. Sie selbst haben ein anderes Verständnis von Pup Play. Atos meint, man könne es »als eine Art eines extravaganen Freundeskreises« betrachten.⁴⁵

Zumindest in diesem Aspekt sind sich alle meiner Gesprächspartner:innen einig: Der Zusammenhalt innerhalb der Szene nimmt eine bedeutende Rolle ein. Denn oftmals ist das verbindende Interesse am Rollenspiel der gemeinsame Nenner, welcher überhaupt dazu führt, dass sich Akteur:innen kennenlernen. Häufig entstehen daraus intensive Freundschaften, romantische oder sexuelle Beziehungen, die den Alltag auch über das Spiel hinaus prägen.

Von Streunern, Rudeln und Menschen

Manche Puppies schließen sich zu einem sogenannten ›Rudel‹ zusammen, ein verbindlicher Zusammenschluss einer beliebig großen Anzahl an Personen, die somit ein Netzwerk innerhalb der größeren Pup-Play-Community bilden und dabei auf naturwissenschaftliche Konzepte von Gruppenbildungsprozessen verweisen. Auch Atos und Raff sind in einem Rudel organisiert und vergleichen dieses mit einer Familie, die einander schützt und Geborgenheit bietet.⁴⁶ Diese Idee einer gewählten Familie wurde 1991 mit Kath Westons Studie *Families We Choose. Lesbians, Gays, Kinship* unter dem Begriff der »chosen familiy« in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Diskurs eingeführt. Familie wird dabei abseits biologischer oder rechtlicher Beziehungen definiert, um Erfahrungen queerer Menschen zu beschreiben, die neben oder statt ihrer biologischen Familie auf ein Netzwerk selbst gewählter Vertrauenspersonen zurückgreifen können. Prägend für diese Beziehungen seien tiefes Vertrauen und gegenseitige Unterstützung – insbesondere in psychischen und physischen Notlagen.⁴⁷ Die Parallelen zu den gewählten Familien im Pup Play sind bezeichnend. Atos weist darauf hin, dass das Rudel für manche Puppies »die einzige Familie [ist], die sie tatsächlich noch haben«.⁴⁸ Gleichzeitig wird aber betont, dass die Zugehö-

44 Interview mit Raff und Atos vom 18.7.2020.

45 Ebd.

46 Vgl. ebd.

47 Kath Weston: *Families We Choose. Lesbians, Gays, Kinship*. Revised Edition With a New Preface, New York 1997, S. 180–188.

48 Interview mit Raff und Atos, wie Anm. 44.

rigkeit zu einem Rudel nicht notwendig für das Spiel sei. Ganz bewusst verzichten manche Akteur:innen darauf, solche Verbindlichkeiten einzugehen und bezeichnen sich als »Streuner«.⁴⁹

Familiäre Beziehungen, die sich nicht aus biologischer Verwandtschaft begründen, gibt es nicht nur zwischen Puppies, sondern ebenso mit anderen Mitspieler:innen, nämlich den Halter:innen, die im gemeinsamen Spiel die menschliche Rolle einnehmen. In fast allen der durchgeführten Interviews werden die Begriffe Herrchen:Frauchen synonym zum englischen Begriff ›Handler‹ verwendet. Jedoch erklärt ein Gesprächspartner, Nathan, diese Termini hätten unterschiedliche Bedeutungen und verwiesen auf zwei unterschiedliche Rollen:

»Die Bindung zwischen Herrchen und Wuffel ist sehr intensiv, ungefähr so wie zwischen einem tatsächlichen Hund und seinem Herrchen. Der Handler ist – ich kann Herrchen von jemandem sein und gleichzeitig Handler von jemandem, weil der Handler ist wie so eine Art Trainer anzusehen. Sprich, du hast auch ein gewisses Vertrauensverhältnis, aber es ist deutlich mehr auf Distanz. Es ist halt nicht *dein* Wuffel, sondern *ein* Wuffel. [...] Als Handler kannst du einen anderen Wuffel trainieren und erziehen und mit dem spielen und all sowas. Aber das, was eben viele auch suchen, brauchen und wollen – diese Geborgenheit –, das hast du eher zwischen Herrchen und Wuffel oder Frauchen und Wuffel.«⁵⁰

Die Beziehungen zwischen Halter:innen und ihren Puppies basieren auf der verbindlichen Zusage, füreinander da zu sein. Insbesondere der menschlichen Rolle kommt dabei die Verantwortung zu, für die andere Person in der Rolle des Hundes mitzudenken und sensibel auf deren Körpersprache zu achten. Denn da während des Spiels in aller Regel nicht gesprochen wird, braucht es alternative, also auch non-verbale, Wege der Kommunikation. Nathan berichtet, mit seinem Puppy Ajax mehrere Handzeichen vereinbart zu haben. Um zudem auch nach außen die gemeinsame Verbindung zu markieren, haben die beiden eine »Puppy-Taufe« veranstaltet – eine Zeremonie im engsten Freund:innenkreis, bei der sie die festgelegten Handzeichen zeigten und Nathan Ajax eine Hundemarke an sein Halsband steckte.⁵¹ Halsband und Marke sind dabei stark symbolisch aufgeladen und von großer ideeller Bedeutung für beide Männer. Trotz dieser engen Verbindung führen sie keine romantische Beziehung miteinander. Nathan betont dies immer wieder und wiederholt den Vergleich mit einem »echten« Hund. Dennoch räumt er ein, dass diese Konstellation bei der Partnersuche Konflikte verursachen kann – potenzielle Partner reagierten teilweise mit Eifersucht oder Unverständnis.⁵² Derlei enge Beziehungen zwischen Männern haben keinen

49 Vgl. Interview mit Laszlo, wie Anm. 41.

50 Interview mit Nathan, wie Anm. 21. Hervorhebung im Original.

51 Vgl. ebd.

52 Vgl. ebd.

leichten Stand: Männlichkeit ist allzu oft mit tradierten Rollenbildern und Vorstellungen verknüpft, die Männern in patriarchal geprägten Gesellschaften eine Überlegenheit gegenüber Frauen zuschreiben. In »homosozialen Männergemeinschaften«, so Michael Meuser, »[können] sich Männer wechselseitig der Normalität und Angemessenheit der eigenen Weltsicht und des eigenen Gesellschaftsverständnisses vergewissern«.⁵³ Solche Räume verstärken aufgrund ihrer geschlechtlichen Exklusivität die Konstruktion von Differenz zwischen den Geschlechtern und folgen eigenen Logiken, unter anderem der des »doing masculinity«⁵⁴, also der Darstellung idealtypischer (Hyper-)Männlichkeit. Diese honoriert physische Kraft und wertet Eigenschaften, die als vermeintlich weiblich gelten, ab. Verletzlichkeit oder andere Gefühle zu zeigen, widerspricht diesem Bild von Männlichkeit und bis heute entfaltet dieses laut Meuser seine Wirkung. Insofern können die körperliche und emotionale Nähe innerhalb des Pup Play durchaus als Herausforderung für patriarchale Vorstellungen verstanden werden: Für Nathan und seinen Puppy ist es zwar selbstverständlich, offen über eigene Gefühle zu sprechen. Für Außenstehende hingegen scheint es bisweilen durchaus schwer zu akzeptieren, dass diese Freundschaft keine Konkurrenz für eine (romantisch-sexuelle) Partnerschaft darstellt.

All diese sozialen Dynamiken innerhalb der Pup-Play-Community zeugen schließlich vom schöpferischen Potenzial des Spiels: Denn neben dem kreativen Prozess der Ausgestaltung der eigenen Puppy-Identität werden spezifische Wertvorstellungen verhandelt, Rollen entwickelt und Familien geschaffen. Verantwortungsbewusstsein scheint der zentrale Wert der Gemeinschaft zu sein, der sich durch viele Bereiche zieht. Darüber hinaus ebenso die Verantwortung für sich selbst, indem die eigenen Bedürfnisse respektiert werden und einen Raum bekommen. Der Akt, individuelle Vorlieben anzuerkennen, auch wenn diese gesellschaftlich tabuisiert werden, zeugt von Selbstermächtigung. In der Retrospektive betrachten viele Akteur:innen ihre Entdeckung des Pup Play als Selbsterkenntnis. So meint etwa Aras (37 Jahre alt), Pup Play sei das, »was ich mein ganzes Leben lang vermisst habe«.⁵⁵ Aber auch die Akzeptanz menschlicher Diversität wird in den Gesprächen als wichtiger Wert identifiziert. Pup Play soll idealerweise jedem Menschen offenstehen und möchte sich dabei ganz bewusst politischen oder sozialen Ungerechtigkeiten der Gesellschaft entziehen. Dass die Community trotz dieses Ideals nicht frei von Diskriminierung ist, wird kritisch reflektiert.⁵⁶ In den eigenen Rudeln tritt schließlich der Aspekt des Rollenspiels nochmal deutlich hervor. Bewusst wird das tierliche Rudel zum

53 *Michael Meuser: Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit.* Essen 2001 (= Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung, Bd. 1), S. 14.

54 Ebd., S. 21.

55 Interview mit Aras vom 20.11.2020.

56 Vgl. Interview mit Laszlo, wie Anm. 41.

Vorbild genommen, das eine stabile Gruppe darstellen und somit Verlässlichkeit bieten sollte.

Fetisch erforschen?

Im Rahmen meiner Forschungen in und mit der Pup-Play-Community begegnete mir erstmals Strukturen, die Janice Irvine als »deep cultural anxieties«⁵⁷ beschreibt: Wissenschaftler:innen, die sich mit Sexualität auseinandersetzen, müssen die wissenschaftliche Relevanz ihres Forschungsgebiets regelmäßig vor Kolleg:innen oder akademischen Gremien rechtfertigen. Anhand eigens erhobenen empirischen Materials innerhalb der US-amerikanischen Soziologie berichtet Irvine von unterschiedlichen Mechanismen der universitären Welt, um die Wissensproduktion über Sexualität zu beeinträchtigen:

»Tenure is a particular source of anxiety for sexuality researchers who fear uncomprehending or trivializing evaluators. Moreover, sociologists who study sexuality report challenges to their professional and personal identities. These take the form of snide comments, jokes, assumptions about their sexuality, and challenges to the legitimacy of sexuality research overall.«⁵⁸

Sicherlich können diese Ergebnisse nicht ohne Weiteres auf die deutschsprachigen Kultur- und Sozialwissenschaften übertragen werden. Zumindest im Rahmen meiner eigenen Forschungen lässt sich jedoch eine grundsätzlich ähnliche Tendenz durchaus feststellen – so wies mich meine Professorin in unseren gemeinsamen Gesprächen zu meinem Forschungsvorhaben darauf hin, etwaige Risiken einer solchen Themenwahl für eine mögliche universitäre Laufbahn abzuwägen. Wir erörterten dies, letztendlich entschied ich mich dennoch dafür, an meinem Vorhaben festzuhalten – in der Annahme und dem Vertrauen darauf, dass die Befürchtungen sich nicht bewahrheiten würden. Ähnliche Erfahrungen schildert der Kulturanthropologe Sebastian Mohr: In seiner Feldforschung zu homosexuellen Männern und Frauen in Bulgarien hatte er sexuelle Kontakte mit einigen Interviewpartnern, wobei er diese intimen Begegnungen für wesentlich hält, um das im Interview Gesagte einzuordnen. So sei er an einen Punkt gelangt, »where I realized that writing about my interviewees' life stories would be impossible without including our shared sexual experience«.⁵⁹ Und weiter:

»Yet imagining the review board of the journal where my article was supposed to be published, I abstained from delivering a written piece

57 *Janice M. Irvine*: Is Sexuality Research »Dirty Work«? Institutionalized Stigma in the Production of Sexual Knowledge. In: *Sexualities* 17 (2014), Heft 5–6, S. 632–656, hier S. 653.

58 Ebd., S. 639.

59 *Sebastian Mohr*: When Bodies Talk. Indulging Ethnography. In: Richard Joseph Martin/Dieter Haller (Hg.): *Sex. Ethnographic Encounters*. London/New York 2019, S. 15–25, hier S. 19.

of work, finding myself unable to transform bodily experience into academic literature. I was held back by the limited frame of reference academic literacy supplied me with. [...] Academic literature sets clear boundaries as to what counts as knowledge and what does not: an interview transcript is acceptable; an orgasm is not.«⁶⁰

Obwohl die Kulturanthropologie den eigenen Körper als Forschungsinstrument und als Quelle für Forschungsdaten durchaus ernstnimmt⁶¹, scheint es eine Hierarchisierung zu geben, welche Formen der Körperlichkeit in einer ethnographischen Forschungsraum finden können. Mohr weist zugleich auf fehlende akademische Literatur hin, die für ihn und andere Wissenschaftler:innen als Referenz gelten könnte.

Angesichts dieses blinden Flecks der Empirischen Kulturwissenschaft, sexuelle Praktiken und Fetische zu erforschen und dabei auch körperlich-sinnliche Wahrnehmung zu reflektieren, sowie einer nur langsam voranschreitenden Aufarbeitung dieses Forschungsbereiches, scheinen Irvines Schlussfolgerungen nachvollziehbar und auf die Disziplin Volkskunde und ihre Nachfolgefächer übertragbar. So wirke sich die institutionelle Beeinträchtigung des Sexuality Research⁶² nicht nur auf die individuellen Forscher:innen aus, sondern bewirke eine Diskursverschiebung über Sexualität im Allgemeinen:

»While university practices shape the careers of scholars and teachers, they also shape and constrain *what* knowledge can be produced about sex. [...] Therefore, the production of sexuality research as dirty work affects not only the researchers themselves but shapes the broad production of sexual knowledge.«⁶³

In der Fachgeschichte des kulturwissenschaftlichen Fächerkanons wird die Bedeutung von Sprache und Verschriftlichung durchaus kontrovers diskutiert. Irvines Schlussfolgerung, dass eine institutionelle Abwertung von Sexuality Research zwangsläufig Auswirkungen auf das Wissen über Sexualität habe, passt insofern zu dem, was Autor:innen wie James Clifford und George Marcus im Rahmen der Writing-Culture-Debatte in den 1970er-Jahren äußerten: Ethnographische Texte seien keine ›objektive‹ Repräsentation von etwas und wichen somit vom positivistischen Wissenschaftsideal ab. Denn

60 Ebd.

61 Vgl. *Sarah Pink: Doing Sensory Ethnography*. Los Angeles u. a. 2015; *Barbara Siefertle: Teilnehmen – Erfahren – Verstehen. Ein methodischer Zugang zur Körperlichkeit soziokultureller Wirklichkeiten*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 115 (2019), S. 27–49.

62 Der Originaltext von Irvine unterscheidet die Begriffe ›Sexuality Research‹ beziehungsweise ›Sexology‹, um letztere, die sich aus einer physiologisch-humanmedizinischen Perspektive der Sexualität widmet, von der sozialwissenschaftlichen Sexuality Research abzugrenzen. Für den deutschsprachigen Kontext fehlt eine solche sprachliche Differenzierung, daher wird im Folgenden – wenn nicht anders gekennzeichnet – von Sexualwissenschaft im Sinne der Sexuality Research geschrieben.

63 *Irvine*, wie Anm. 57, S. 654. Hervorhebung durch den Autor.

Ethnograph:innen beschrieben nicht bloß, sondern trügen durch ihr Schreiben selbst dazu bei, kulturelle Phänomene zu erzeugen.⁶⁴ Somit betont die Writing-Culture-Debatte, dass Forschende in gesellschaftliche Verhältnisse verflochten sind und sich nicht vollständig von ihrem individuellen sozialen oder historischen Kontext, von Machtverhältnissen und anderen Bedingungen abkoppeln können: »[t]he writing and reading of ethnography are overdetermined by forces ultimately beyond the control of either an author or an interpretive community.«⁶⁵

Was diese Verflechtung von wissenschaftlichen Erkenntnissen mit gesellschaftlichen Bedingungen im konkreten Forschungsfeld bedeutet, soll nachfolgend am Beispiel des Sadomasochismus skizziert werden: Sadomasochistische Praktiken galten in der psychiatrischen Literatur lange Zeit als pathologisch, so etwa bei Richard Krafft-Ebbing, der Sadismus und Masochismus als »abnormes Sexualverhalten« neben Nekrophilie und Miss-handlung nannte.⁶⁶ Obwohl diese Einschätzungen von heutigen Sexualforscher:innen und Psycholog:innen zurückgewiesen werden⁶⁷, hält sich die Pathologisierung bis heute hartnäckig: Im ICD-10, der International Classification of Diseases, gelten Sadismus und Masochismus als »Störung[en] der Sexualpräferenz«.⁶⁸ Solche medizinischen Klassifizierungen entfalten wiederum eine Wirkung auf gesellschaftliche Diskurse und auf Individuen in ihrer Selbst- und Fremdwahrnehmung.

Dies stellt (ethnographische) Forschungen vor besondere Herausforderungen: Als ich im Juli 2020 einen virtuellen Aufruf in einer Pup-Play-Chatgruppe teilte, um Interviewpartner:innen zu finden, erreichen mich zunächst skeptische Reaktionen. So lautet etwa der Kommentar eines Users: »Uhum ... immerhin mal nicht Psychologen, die da komischen Kram erzählen.«⁶⁹ Obwohl meine Nachricht von mehreren Hundert Menschen gelesen wird, melden sich schließlich nur zwei mit einer persönlichen Nachricht und Interesse an der Forschung bei mir. Der eben zitierte Kommentar offenbart Argwohn gegenüber Fremden, Angst vor Bevormundung und vor Stigmatisierung. Insbesondere der Verweis auf ›Psychologen‹ deutet darauf-

64 Vgl. *James Clifford*: Introduction. Partial Truths. In: ders./George E. Marcus (Hg.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley/Los Angeles/London 1986, S. 1–26.

65 Ebd., S. 25.

66 Vgl. *Richard von Krafft-Ebbing*: *Psychopathia Sexualis*: mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung. Eine medizinisch-gerichtliche Studie für Ärzte und Juristen (zuerst 1886). Stuttgart ¹³1907, S. 66.

67 Vgl. *Charles Moser/Peggy J. Kleinplatz*: Introduction. The State of Our Knowledge on SM. In: *Journal of Homosexuality* 50 (2006), Heft 2/3, S. 1–15.

68 Vgl. *Bundesinstitut für Arzneimittel und Medizinprodukte im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit unter Beteiligung der Arbeitsgruppe ICD des Kuratoriums für Fragen der Klassifikation im Gesundheitswesen* (Hg.): *ICD-10-GM Version 2021. Systematisches Verzeichnis. Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme. 10. Revision, Stand: 18. September 2020*. Köln 2020, § F65.

69 Nachricht in einer Telegram-Gruppe vom 6.7.2020.

hin, aufgrund möglicher Psychopathologisierung besorgt zu sein oder in der Vergangenheit gar entsprechend negative Erfahrungen gemacht zu haben. Angesichts der genannten medizin-wissenschaftlichen Klassifizierungen ist dieses Unbehagen durchaus nachvollziehbar.

Insbesondere der Fachzusammenhang Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie zeichnet sich dadurch aus, (vermeintlich) Fremdes zu untersuchen, um dessen Sinnbezüge zu verstehen.⁷⁰ Dabei ist die von Rolf Lindner erstmalig so formulierte »Angst des Forschers vor dem Feld«⁷¹ sicherlich ein regelmäßiger Begleiter. In meinem Feld, das über viele Jahre negative Erfahrungen mit Forscher:innen gemacht hat, stand hingegen der Umgang mit der »Angst des Felds vor dem Forscher« im Vordergrund. Diese Angst wird nicht in jedem Fall offen kommuniziert und es ist fraglich, ob sie im Verlauf der Forschung überhaupt vollständig abgebaut werden kann – liegen doch Rezeption und Interpretation der Forschung nicht mehr in den Händen der Interviewten. Als hilfreich für die Vertrauensbildung und den Zugang zum Feld erwies sich für mich eine langjährige Freundschaft mit einem Akteur, der selbst in der Pup-Play-Szene aktiv und vernetzt ist und der mir als Experte und »gatekeeper«⁷² während der Forschung beiseite stand. Durch ihn konnte ich vor den ersten Interviews wertvolle Einblicke in die Szene erhalten, wovon ich wiederum auch in den Gesprächen mit anderen Puppies profitierte, da ich bereits mit einigen szen-internen Debatten, Events und Begrifflichkeiten vertraut war.

Ausblick: Fetisch erforschen!

Die Gespräche mit meinen Forschungspartner:innen offenbaren einen Zwiespalt hinsichtlich der Frage, ob und wie Fetisch beziehungsweise damit assoziierte Praktiken öffentlich thematisiert werden sollen. Der Kontakt mit Aras, einem langjährigen und gut vernetzten Pup Player, ist dafür exemplarisch. Während ich äußerst dankbar für seine ausführlichen und reflektierten Schilderungen bin, für sein Engagement, mir weitere Gesprächspartner:innen zu vermitteln, und für die Bereitschaft, mir auch über private Chatnachrichten weiter Rede und Antwort zu stehen, betont er immer wieder, wie wichtig meine Forschung für die Pup-Play-Community sei. Er sagt, »ich danke dir auch sehr, dass du uns mal die Möglichkeit gibst, im Rahmen einer wirklich wissenschaftlichen Untersuchung beleuchtet zu werden.«⁷³ Obgleich also solchen »wirklich wissenschaftlichen Untersuchung[en]« in

70 Vgl. Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt am Main 1983, S. 9–12.

71 Vgl. Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 51–66.

72 Vgl. Florian von Dobeneck/Sabine Zinn-Thomas: Statusunterschiede im Forschungsprozess. In: Christine Bischoff/Walter Leimgruber/Karoline Oehme-Jüngling (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Stuttgart 2014, S. 86–100, hier S. 88 ff.

73 Interview mit Aras, wie Anm. 55.

der Breite der Community mit Skepsis begegnet wird, ist es aus der Sicht derjenigen, die zentrale Positionen im Pup Play innehaben und gewissermaßen als »Organisationselite«⁷⁴ fungieren, äußerst wichtig, mehr Sichtbarkeit zu schaffen. Davon erhofft man sich einerseits den Abbau von Ressentiments gegenüber dem eigenen Hobby, andererseits einen gesamtgesellschaftlichen Bewusstseinswandel hin zu einem akzeptierenden Umgang mit verschiedenen Lebensentwürfen.⁷⁵ Eine sich explizit als Engaged Anthropology verstehende Forschung greift genau diese Hoffnung auf und versteht sie als Motivation, das jeweilige Feld überhaupt erst zu definieren. In ihrem Werk »Toward Engaged Anthropology« plädieren Sam Beck und Carl A. Maida für eine solche, titelgebende Forschungshaltung:

»What if we use theory and method to benefit the people we study by partnering with them to move towards a just world, one where inequities are reduced and there is greater access to knowledge gained from anthropological research? [...] We must participate in generating and bringing about change. We must be engaged in protecting the most vulnerable from oppression and exploitation and support the empowerment of communities to improve people's lives. This is a role not comfortably taken by traditionbound anthropologists; however, an engaged stance moves the application of anthropological theory, methods and practice further along towards action and activism.«⁷⁶

Diese hier skizzierte Haltung scheint für viele der jüngeren kulturanthropologischen Forschungen über und mit marginalisierten Gruppen selbstverständlich zu sein. Darüber hinaus liegt die Chance eines dezidiert kulturanthropologischen Zugangs zu diesen Feldern darin, dass aufgezeigt werden kann, was die jeweiligen sozialen Praktiken über unsere Gesellschaft aussagen. Im Fall des Pup Play ging es mir daher nicht nur darum, das Spiel und dessen Akteur:innen überhaupt zu verstehen. Vielmehr ging ich der Frage nach, welcher Stellenwert dem (scheinbar) zweckfreien Spiel zwischen Erwachsenen in der Gesellschaft zukommt und wie sich dieses organisiert. Ich fragte daher nach dem ›Wie?‹ und weniger nach dem ›Warum?‹. Diese Fragestellung war durch ein exploratives Forschungsdesign möglich und wurde letztlich von den Interviewpartner:innen selbst angeregt: Das Pup Play wird im schieren Gegensatz zum Arbeitsalltag verstanden. Phasen des Spielens scheinen denen des Alltags diametral entgegengesetzt zu sein, ein Gesprächspartner spricht gar von zwei verschiedenen Welten.⁷⁷ Auch die in den Gesprächen geschilderten Erfahrungen weisen darauf hin, dass insbesondere das Moment der Unproduktivität das freie Spiel auszeichnet, denn es ermöglicht »eine Zeit, wo man nicht dauernd entscheiden muss«⁷⁸, son-

74 Vgl. Hitzler/Niederbacher, wie Anm. 12, S. 22–24.

75 Vgl. Interview mit Aras, wie Anm. 55.

76 Sam Beck/Carl A. Maida: *Toward Engaged Anthropology*. New York 2013, S. 1.

77 Interview mit Leander vom 30.10.2020.

78 Interview mit Leo und Christian, wie Anm. 30.

dem sich dem Leistungsdruck des Alltags zumindest temporär entziehen kann.

Insofern möchte ich abschließend dafür plädieren, sexuelle und nichtsexuelle Praktiken, die gemeinhin mit Fetischen assoziiert werden, (endlich) als legitime Forschungsfelder anzusehen. Wie die hier vorgestellten Aspekte des Pup Play zeigen, sind nicht nur die jeweils eigenen Logiken und komplexen Dynamiken dieser Spielarten für sich genommen von (kultur-)wissenschaftlichem Interesse. Vielmehr offenbaren sich in diesen Feldern gesellschaftlich wirkmächtige Diskurse, etwa zu Sexualität und der Frage nach deren Status im öffentlichen Raum, sowie zu geschlechtlichen Normierungen oder Tier-Mensch-Beziehungen. Und nicht zuletzt können uns als Forschenden diese Felder helfen, einen Perspektivwechsel vorzunehmen – denn auf allen Vieren sieht die Welt bedeutend anders aus!



Konstantin Mack, M. A.
Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde
Julius-Maximilians-Universität Würzburg
Am Hubland
97074 Würzburg
konstantin.mack@uni-wuerzburg.de

NORMALISIERUNGSSTRATEGIEN IM KONTEXT VON KINKY SEXUALITÄTEN

Tillmann Schorstein

Kinky Sexualitäten in der ›Gegenwartsmoderne‹

Die sich in der ›Gegenwartsmoderne‹ vollziehende Liberalisierung und Pluralisierung des sexuellen Begehrens hat einer ganzen Reihe von zuvor als ›Perversionen‹ verhandelter Sexualitäten zu neuen Freiräumen verholfen, in denen diese nun als »Neosexualitäten«¹ sichtbar und lebbar werden.² Dazu zählen unter anderem Begehrensweisen aus dem Bereich BDSM³ und Fetischismus⁴. Freilich sind macht- und schmerzerotische Begehrensweisen keineswegs Erfindungen des 21. Jahrhunderts. Ihre Neuartigkeit rührt vielmehr daher, dass das Begehren zum zentralen Bezugs- und Initiationspunkt für die Entstehung einer international vernetzten Gemeinschaft mit eigener Sprache und Symbolik, digitalen und analogen Kommunikationsforen, eigenen Events sowie politischen Vertretungen (zum Beispiel die *Bundesvereinigung Sadomasochismus (BVSM) e.V.*), geworden ist. Eine spezifische Ästhetik, der Rückgriff auf kulturell tief verwurzelte Symboliken und Narrative sowie ein ihnen weiterhin anhaftendes Image des Mysteriösen, haben kinky⁵ Sexualitäten längst zu einem attraktiven Gegenstand kultureller Bearbeitungen in Kunst, Mode sowie den populären Medien werden lassen. In Anbetracht dieser Entwicklungen drängt sich die Frage auf, ob BDSM und Fetischismus überhaupt noch als tabuisierte oder gar stigmatisierte Sexualitäten gelten (können), scheinen sie doch mittlerweile von der ›Hinterbühne‹

1 Volkmar Sigusch: Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion. Frankfurt am Main/New York 2005.

2 Vgl. Rüdiger Lautmann: Die Pluralisierung des Begehrens. In: Heide Funk/Karl Lenz (Hg.): Sexualitäten. Diskurse und Handlungsmuster im Wandel. Weinheim/München 2005, S. 69–88.

3 Das Akronym BDSM steht für Bondage/Discipline, Dominance/Submission, Sadomasochismus und bezeichnet macht- und schmerzerotische Begehrensweisen. Der Begriff BDSM ist eine aus community-internen Diskursen hervorgegangene Selbstbezeichnung. Ich verwende diese anstelle der aus pathologisierenden Diskursen entstammende Fremdbezeichnung ›SM‹. Der soziale Rahmen von BDSM-Interaktionen wird häufig als ›Session‹ oder ›Spiel‹ bezeichnet.

4 Sexueller Fetischismus bezeichnet eine sexuell-erotische Anziehung zu belebten oder unbelebten Objekten. Der Lustgewinn speist sich zu großen Teilen oder vollständig aus dem jeweiligen Fetischobjekt.

5 Da sich macht- und schmerzerotisches sowie fetischistisches Begehren nicht immer trennscharf voneinander abgrenzen lassen, teilweise sogar miteinander einhergehen können, verwende ich nachfolgend ›Kink/kinky‹ als Sammelbegriff für BDSM-assoziierte und fetischistische Begehrensweisen.

sexueller Spielarten ins öffentliche Rampenlicht getreten zu sein, wo sie sich als verfügbares »Lifestyle-Element«⁶ erweisen.

Der vorliegende Beitrag widmet sich dieser Frage, indem er die Subjektebene in den Blick nimmt. Anhand autobiographischer Erzählungen von sich selbst als kinky identifizierenden Personen wird die Bedeutung öffentlicher Bearbeitungen sexuellen Begehrens⁷ für die Selbstwahrnehmung und diskursive Selbstpositionierung rekonstruiert. Der Fokus der Analyse richtet sich darauf, wie im Diskurs zirkulierende Vorstellungen von sexuellem Begehren durch die Akteur:innen aufgegriffen und bearbeitet werden. Herausgestellt werden Handlungs- und Deutungsstrategien, mit denen die Akteur:innen sich und das, was sie in intimen Kontexten tun, in Bezug zu normativen Vorstellungen von Sexualität setzen. Es zeigt sich, dass ambivalente mediale Repräsentationen von BDSM und Fetischismus durch die Befragten vielfach aufgegriffen werden und sich wiederum in ambivalenten Strategien der Selbstpositionierung äußern.

Zur Theoretisierung der empirischen Daten, greift dieser Beitrag Ausarbeitungen des Soziologen Erving Goffman, zum Informations- und Stigmatisierungsmanagement von Individuen, auf.⁸ Anhand empirischer Fallbeispiele rekonstruiert Goffman kommunikative Techniken und Strategien, mit denen Individuen das Offenbaren oder Zurückhalten von Informationen um ihre Person steuern und ihr Selbstbild vor dem Hintergrund äußerlicher Fremdzuschreibungen und Erwartungen verhandeln. Der Beitrag untersucht die Erzählungen der Befragten jedoch nicht als objektive Berichte, sondern versteht sie vielmehr als Prozesse einer Konstruktionsarbeit, über die sich die Personen als »intelligible Subjekte« im Sinne sexueller Normen entwerfen. Wie zu zeigen sein wird, zielen die von den Protagonist:innen verfolgten Deutungs- und Handlungsstrategien auf die Hervorbringung von Subjektivität, die sich damit in Anschluss an den Literaturwissenschaftler Jürgen Link als Strategien der »Selbstnormalisierung«⁹ verstehen lassen. Zwei solcher Normalisierungsstrategien rekonstruiert der Beitrag anhand des empirischen Materials: Das Enthüllen/Coming-out und das Kuvrieren. Zunächst wird jedoch der öffentliche Diskurs um BDSM und Fetischismus schlaglichtartig dargestellt.

6 *Matthias Meitzler*: Ist das Sex? Gesellschaftliche Anerkennung, Kommodifizierungen und Grenzformen von SM. In: Thorsten Benkel/Sven Lewandowski (Hg.): *Kampffplatz Sexualität. Normalisierung – Widerstand – Anerkennung*. Bielefeld 2021, S. 179–242, hier S. 198.

7 Ich spreche von »intim« statt »sexuell«, um auszudrücken, dass Begehren sexuell konnotiert sein kann, aber nicht muss. Es beschreibt zunächst einmal eine Praxis körperlich-affektiver Bezugnahme. Siehe vergleichend: *Sigusch*, wie Anm. 1, hier S. 40.

8 Vgl. *Erving Goffman*: *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt am Main 1975.

9 *Jürgen Link*: *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Göttingen 2013, hier S. 58.

Öffentliche Bearbeitungen von BDSM zwischen Normalisierung und Pathologisierung

Nach jahrzehntelangen Bemühungen von Szenemitgliedern und Interessensverbänden wurden Sadomasochismus und Fetischismus im Jahr 2019, mit der elften Revision des medizinischen Diagnosemanuals der Weltgesundheitsorganisation, der ICD (*International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems*), als diagnostizierbare Krankheitsbilder gestrichen.¹⁰ Die Streichung aus dem weltweit verwendeten Manual stellt in medizinischer Hinsicht eine Entpathologisierung von kinky Sexualitäten dar. Darin spiegelt sich eine die ›Gegenwartsmoderne‹ kennzeichnende Transformation des Sexualitätsdiskurses wieder, in deren Folge sich die Grenzen des ›Normalen‹ zunehmend flexibilisieren. Dieser »flexible Normalismus«¹¹ bringt keine harten Aus- beziehungsweise Einschlüsse mehr hervor, mit denen soziale Phänomene zwischen Normalität und Abweichung positioniert werden, sondern schafft diskursive Grenzbereiche. Diese seien Link zufolge verschiebbar und damit »zukunftsoffen«¹². Galt die Unterscheidung zwischen ›normal‹ und ›nichtnormal‹ im Zusammenhang mit sexuellen Praktiken zuvor als eine zwischen gesund = richtig und krankhaft = falsch, so differenziert der flexible Normalismus vielmehr hinsichtlich statistischer Verteilungen. Die dadurch hergestellten Mehrheiten und Minderheiten sexueller Begehrensweisen werden nicht anhand normativer Grenzlinien sortiert, sondern positionieren sich gleichsam auf einem diskursiven Feld der Sexualität.

Als Beleg dafür, dass BDSM in der Dominanzgesellschaft mittlerweile akzeptiert sei, wurde wiederholt auf den Erfolg der Romantrilogie *Fifty Shades*¹³ und deren gleichnamige Verfilmungen verwiesen.¹⁴ Die mediale Sichtbarkeit von BDSM hat mit der Veröffentlichung der Reihe einen enormen Aufschwung erfahren und zu einer wachsenden Neugierde am Thema geführt.¹⁵ Die Popularität von *Fifty Shades of Grey* erklärt die Emotionssoziologin Eva Illouz unter anderem damit, dass das dargestellte vertragsartige Aushandeln

10 Vgl. *Who.int*: WHO releases new International Classification of Diseases (ICD 11) (18.6.2018). URL: [https://www.who.int/news/item/18-06-2018-who-releases-new-international-classification-of-diseases-\(icd-11\)](https://www.who.int/news/item/18-06-2018-who-releases-new-international-classification-of-diseases-(icd-11)) (Stand: 8.11.2021). Vgl. auch Verena Klein u. a.: Diagnoseleitlinien sexueller Störungen in der International Classification of Diseases and Related Health Problems (ICD)-11 – Dokumentation des Revisionsprozesses. In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 28 (2015), Heft 4, S. 363–373.

11 Link, wie Anm. 9, hier S. 51 ff.

12 Ebd.

13 Erika Leonard James: *Fifty Shades Trilogy: Fifty Shades of Grey, Fifty Shades Darker, Fifty Shades Freed*. New York 2012.

14 Vgl. Eva Illouz: *Die neue Liebesordnung. Frauen, Männer und Shades of Grey*. Berlin 2013.

15 Vgl. Sybille Schulz: *Hausse für Peitschensex und Fesselliebe. Sadomasochismus 2014 – von der Subkultur zum Mainstream?* In: Josef Christian Aigner u. a. (Hg.) *Medialisierung und Sexualisierung. Vom Umgang mit Körperlichkeit und Verkörperungsprozessen im Zuge der Digitalisierung*. Wiesbaden 2015, S. 207–222.

und die klare Rollenverteilung im BDSM Sicherheiten und Verbindlichkeiten für die instabil gewordenen intimen und romantischen Beziehungen der ›Gegenwartsmoderne‹ generieren würden. Damit präsentiere sich BDSM als »neue Liebesordnung«¹⁶. Illouz' Feststellung scheint in Hinblick auf die vielfach kritisierte Darstellung von BDSM in *Fifty Shades* zumindest fragwürdig. So hat die Soziologin Elisabeth Wagner an anderer Stelle aufgezeigt, dass die romantische Beziehung der beiden Hauptcharaktere Christian Grey und Anastasia Steele trotz ihrer BDSM Komponente einer »hegemoniale[n] Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit«¹⁷ entspricht, die durch Heterosexualität und ein Gebot der Monogamie gekennzeichnet ist. Dies wird schließlich durch die Hochzeit der beiden Charaktere am Ende der Romanreihe betont.¹⁸ Zudem werden traumatische Erlebnisse in der Kindheit Christian Greys als legitimierende Ursache für sein sadistisches Begehren bemüht, wodurch BDSM-Praktiken in pathologisierender Manier als krankhaftes Persönlichkeitsmerkmal thematisiert werden, welches der Protagonist am Ende der Romanreihe zugunsten einer »Liebesbeziehung und der ›Heilung‹ aufgibt«.¹⁹ Diese Darstellungsweise folgt einer Anerkennungsstrategie, welche die Kulturwissenschaftlerin Margot Weiss »understanding via pathologizing«²⁰ nennt. BDSM assoziierte Praktiken werden dann akzeptierbar, wenn sie als Merkmal eines bestimmten Persönlichkeitstypus präsentiert werden, bei dem das Begehren zum Beispiel Ausdruck von Missbrauchserfahrungen in der Kindheit oder Symptom einer Persönlichkeitsstörung ist.

Darüber hinaus lässt sich an den in *Fifty Shades* präsentierten Praktiken eine Strategie der »acceptance via normalization«²¹ rekonstruieren. Demnach erscheint BDSM dann als legitim, wenn es sich um vergleichsweise ›sanfte‹ Spielweisen handelt, die sich unter der Rubrik anerkannter Sexualität einsortieren lassen (zum Beispiel Augenverbinden, leichtes Fesseln oder leichte Schläge auf den Hintern).

Beide Strategien können zwar mehr Sichtbarkeit für BDSM produzieren, stehen jedoch einer politisch progressiven Form der Normalisierung entgegen.²² Sie stellen Möglichkeiten für einen »distanzierten Konsum« bereit, bei dem Repräsentationen von BDSM einen spannenden Einblick auf das als »sexy, exotisch, kinky« markierte »Andere« gewähren sollen.²³ Solche medialen Repräsentationen changieren oftmals zwischen überhöhter Ero-

16 Illouz, wie Anm. 14, hier S. 63–70.

17 Elisabeth Wagner: Arbeit an Grenzen. SM-Praktiken im Konflikt mit Normalitätstsvorstellungen. In: Ada Borkenhagen/Elmar Brähler (Hg.): Wer liebt, der strafft? SM- und BDSM-Erotik zwischen Pathologisierung und Anerkennung. Gießen 2016, S. 45–62, hier S. 46.

18 Vgl. James, wie Anm. 13, hier *Fifty Shades Freed*.

19 Wagner, wie Anm. 17.

20 Ebd., hier S. 119 ff.

21 Margot Weiss: Mainstreaming Kink. The Politics of BDSM Representation in U. S. Popular Media. In: *Journal of Homosexuality* 50 (2006), S. 103–132, hier S. 111 ff.

22 Vgl. ebd., hier S. 105.

23 Ebd., hier S. 120.

tisierung und Darbietungen eines krankhaft Perversen oder sogar Kriminellen.²⁴ *Fifty Shades* reiht sich damit in eine Serie medialer Artefakte ein, welche BDSM-assoziierte Handlungen als filmisches und literarisches Stilmittel verwenden, um Spannung, Witz oder Ekel zu erzeugen und vornehmlich voyeuristische Bedürfnisse zu befriedigen.

Auch wenn die angeführten Beispiele nur einen Ausschnitt des öffentlichen Diskurses um kink-assoziierte Begehrensweisen wiedergeben, verdeutlicht sich bereits das diskursive Spannungsfeld zwischen normalisierenden und pathologisierenden Zugriffen. Vor diesem Hintergrund richtet der Beitrag nun den Blick auf Personen, die sich selber als kinky positionieren.

Vorgehensweise im Forschungsprozess

Die nachfolgend präsentierten Ergebnisse basieren auf empirischen Daten aus einer Untersuchung, die im Rahmen meiner Masterthesis zum Thema Informations- und Stigmatisierungsmanagement im Kontext der lebensgeschichtlichen Gestaltung von kinky Sexualitäten, am Institut für Soziologie der Universität Gießen, entstand.²⁵ Dafür wurden elf Personen aus der deutschsprachigen BDSM-Community mittels leitfadengestützter Online-Interviews befragt. Der Kontakt zu den Interviewpartner:innen wurde über persönliche Kontakte und Forumsgesuche auf der weltweit meistgenutzten BDSM-Plattform *Fetlife* hergestellt. Der vorliegende Beitrag bezieht fünf zur Bearbeitung der Fragestellung relevante Interviews in die Analyse ein. Die Interviews wurden über ein Videokonferenztool geführt, aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Es muss kritisch angemerkt werden, dass sich das Sample ausschließlich aus *weißen* Personen zusammensetzt, weshalb Erfahrungen von BIPoC²⁶ in diesem Text leider unsichtbar bleiben.²⁷

Die erhobenen Daten wurden mit Hilfe des integrativen Basisverfahrens²⁸ des Soziologen Jan Kruse ausgewertet. Nach einer anfänglichen Segmentierung der Transkripte wurden inhaltliche Konzepte und Thematisierungsregeln herausgearbeitet. Diese Zweiteilung ermöglicht es, sowohl Inhalt als auch Art und Weise des Gesagten gezielt zu analysieren und in ihrer Zusammenführung den »sprachlich-kommunikativen Sinn« zu rekonstruieren.

24 Demgegenüber lassen sich auch Produktionen ausfindig machen, die alternative Erzählweisen verfolgen, zum Beispiel Episode 1 der dokumentarischen Netflix-Serie *Explained Sex* (2020) ›Sexuelle Fantasien‹.

25 Vgl. *Tillmann Schorstein*: Kink. Lebensgeschichtliche Gestaltung und Stigmatisierungsmanagement von kinky Sexualitäten am Beispiel von Fetischismus und BDSM. Masterarbeit, Gießen 2020.

26 BIPoC ist die Abkürzung von Black, Indigenous und People of Colour.

27 Vgl. *Ariana Cruz*: Not a Moment too Soon: A Juncture of BDSM and Race. In: *Sexualities* 24 (2021), Heft 5–6, S. 819–824.

28 Vgl. *Jan Kruse*: Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim 2015 (= Grundlagentexte Methoden).

ren.²⁹ Die Verlangsamung des Analyseprozesses zielt darauf ab, vorschnelle Deutungen zu vermeiden und möglichst nah am Relevanzsystem des Gesagten zu bleiben. Anschließend galt es, den dokumentarischen Sinn herauszuarbeiten, welcher auf die Bedeutung (das ›Warum‹) des Gesagten verweist. Die Ergebnisse aus den einzelnen Interviews wurden schließlich textübergreifend miteinander verknüpft und zwecks Theoretisierung abstrahiert.

Die Datenerhebung und Auswertung erfolgte gemäß dem Paradigma der Grounded Theory³⁰ nicht in abgetrennten Phasen nacheinander, sondern zirkulär und teilweise parallel. Vorläufige Erkenntnisse aus der Datenanalyse flossen immer wieder in die Datenerhebung ein, mit dem Ziel, den Analyseprozess aufzubrechen und dadurch neue Aspekte im Material zu entdecken.

Der vorliegende Artikel knüpft an die Ergebnisse der Ausgangsuntersuchung³¹ an und geht vertiefend auf Strategien der Normalisierung ein.³² Nachfolgend werden in sich abwechselnden Fokussierungen die empirischen Ergebnisse vorgestellt und mit theoretischen Überlegungen verknüpft, um so zu Abstrahierungen zu gelangen.

Begehren im Kontext öffentlicher Deutungsweisen

Alle Befragten machten in ihren Erzählungen sowohl implizit als auch explizit ein Bewusstsein um die Ambivalenz öffentlicher Thematisierungen von BDSM deutlich. Leonie³³ hat seit ihrer Jugend ein Interesse an BDSM, welchem die 22-Jährige erst in der jetzigen monogamen Paarbeziehung mit ihrem Partner nachkommen kann. Im Interview erklärt sie, sich lange Zeit nicht getraut zu haben, ihrem Bedürfnis nach machterotischen Handlungen nachzugehen. Dies führt sie unter anderem auf ihre Wahrnehmung medialer BDSM-Darstellungen zurück:

»Und das wurde halt immer so dargestellt, wie, wir sind halt alle so offen, probieren jetzt neue Sachen aus. *Aber* im Endeffekt, was halt mir immer vermittelt wurde, man hat so normal – ne normale Sexualität und dann is man ja ganz wild und jung und deshalb probieren wir halt Dinge aus, aber eigentlich sind wir halt normal. Und für mich is das ja aber so gewesen – also ich kann mit diesem Normalen halt gar nichts anfangen in dem Sinne und meine normale Sexualität war ja auch überhaupt nicht befriedigend und deshalb halt dieses Bild so, wenn man das so *wirklich* machen will, so dieses BDSM, wenn man das halt

29 Ebd., S. 386.

30 Vgl. *Anselm L. Strauss/Juliet M. Corbin: Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung.* Weinheim 2010.

31 Vgl. *Schorstein*, wie Anm. 25.

32 Teile der Ergebnisse waren Inhalt eines Vortrages, den ich auf der 33. dgv-Studierenden-tagung *Sex.Sex.Sex.* im Frühjahr 2021 gehalten habe.

33 Die Namen aller Interviewpartner:innen wurden anonymisiert.

wirklich braucht und nich das nur so als zum Ausprobieren oder so ne spaßige Sache macht, dann is es eigentlich doch komisch.«³⁴

Im Interviewausschnitt verweist Leonie auf ein öffentliches Bild von BDSM, demzufolge damit assoziierte Handlungsweisen nur dann als legitim erscheinen, wenn sie in einen funktionalen Deutungsrahmen eingebettet werden. Das Ausleben von BDSM wird vertretbar, wenn es nicht als Selbstzweck dient, sondern auf eine ›experimentelle‹ Lebensphase verweist oder eine bestimmte Funktion erfüllen soll (zum Beispiel das (fad gewordene) ›Liebesleben‹ wiederzuerwecken und somit die Bindung innerhalb der gemeinsamen Paarbeziehung zu stärken). Demgegenüber steht ein ›echtes‹, weil unfreiwilliges und intrinsisch motiviertes Interesse an BDSM, deren Ausleben Leonie als essenziellen Bestandteil ihrer eigenen sexuellen Bedürfnisse beschreibt. In ihren Schilderungen greift sie eine Diskursivierung von BDSM auf, der zufolge macht- und schmerzzerotisches Begehren mit der individuellen Persönlichkeit verknüpft und darüber abgewertet wird. Anders als beim funktional gerahmten »Ausprobieren«, gelten macht- und schmerzzerotische Praktiken dann als »komisch«, wenn diese als Bedingung sexueller Lust erscheinen beziehungsweise keine sexuelle Lust ohne sie erfahren werden kann. Leonie verweist damit implizit auf eine normative Einhegung sexuellen Begehrens, die für ihr Handeln Relevanz bekommt: Ihr In-Beziehung-Setzen zu diesen Normen beschreibt sie als konflikthaft, indem sie betont, dass sie »mit diesem Normalen halt gar nichts anfangen kann.«³⁵

In Leonies Schilderungen deutet sich eine hegemoniale Begehrensstruktur an, die den zweigeschlechtlichen, heterosexuellen, in der Regel penetrativen und auf den orgasmischen Höhepunkt zielenden Geschlechtsverkehr als Norm sexueller Interaktion festschreibt. Als hegemonial erscheint diese deshalb, weil sie – im Gegensatz zu davon abweichenden Begehrensformen – keiner Legitimation bedarf.³⁶ Was als »guter Sex«³⁷ gilt, übersetzt sich als vermeintlich ›natürlich(st)e‹ Interaktionsform sexuellen Begehrens. Genau hier scheinen jedoch die begrifflichen Grenzlinien zu verschwimmen. An einer späteren Stelle im Interview versucht Leonie das, was sie mit ihrem Partner während der gemeinsamen BDSM-Session macht zu definieren. Zwar empfindet sie das Spielen als sexuell, dennoch grenzt sie es explizit von sexuellem Geschlechtsverkehr ab:

»Und es is halt nicht, ähm man hat dann keinen Sex in dem Sinne, also nich wie die normale Definition wäre, nur is es trotzdem sehr sexuell. *Aber* man, man muss halt trotzdem, also es halt nich, die nor-

34 Interview mit Leonie vom 24.2.2020, Betonungen im Original (Material liegt beim Autor).

35 Ebd.

36 Vgl. *Gayle S. Rubin: Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality*. In: Richard Parker/Peter Aggleton (Hg.): *Culture, Society and Sexuality. A Reader*. London/New York 2007 (= *Sexuality, Culture and Health*), S. 143–179.

37 Ebd., hier S. 152.

male Definition, wie man Sex hätte, aber für mich isses halt trotzdem soo sexuell.«³⁸

Im Interviewausschnitt bringt Leonie ein Wissen zum Ausdruck, welches eine vermeintliche Definition dessen umfasst, was allgemein unter ›Sex‹ zu verstehen ist und, noch wichtiger, was nicht. Es lässt sich vermuten, dass mit Sex hier Geschlechtsverkehr gemeint ist. In jedem Fall scheinen die definitivischen Grenzen von Sex so eng gefasst, dass es Leonie sichtlich schwerfällt, das, was sie mit ihrem Partner tut, darin zu verorten. Wenn es nicht Sex ist, was ist es dann? Ihre Schilderungen lassen sich als Bearbeitungen sexueller Normen verstehen, mit denen sie versucht die Grenzen des Sexuellen neu auszuloten. Sichtbar wird eine Suchbewegung, die sich an festgeschriebenen Kategorien des Sexuellen abarbeitet und dabei die Bedeutung des individuellen Begehrens betont: »für mich isses halt trotzdem soo sexuell«³⁹. Mit dem »trotzdem« unterstreicht Leonie zugleich ihre (Selbst-)Positionierung, mit der sie sich normativer Deutungsweisen von Sex zu entziehen versucht.

Die an die Subjekte gerichtete Forderung, sich innerhalb romantischer Paararrangements gegenseitig sexuell zu befriedigen – und im Falle monogamer Beziehungen, sich auch sexuell genügen zu können beziehungsweise zu müssen – hat das sexuelle Begehren in der ›Gegenwartsmoderne‹ zu einer scheinbaren Grundvoraussetzung für das Gelingen romantischer Paar- und Intimbeziehungen werden lassen. Infolgedessen stellt sich der ›gute Sex‹ als erstrebenswertes, oder mit der feministischen Autorin Sara Ahmed gesprochen, »glückliches Objekt«⁴⁰ dar. Der ›glückliche Sex‹ innerhalb der romantischen Paarbeziehung, so ließe sich argumentieren, trägt ein Versprechen auf »Glück/lichsein«⁴¹ für die Subjekte und für die gemeinsame Paarbeziehung in sich – als Teil hedonistisch motivierter Suchbewegungen nach dem »life-changing-sex«.⁴² Die Orientierung an der Norm (guten) Sex haben zu müssen, wird somit gefühlsbedingt funktionalisiert und verspricht die Sicherung von »Glück/lichsein«^{43,44} Annäherungen, Berührungen und Überschreitun-

38 Interview mit Leonie, wie Anm. 34. Betonung im Original.

39 Ebd.

40 Sara Ahmed: Das Glücksversprechen. Eine feministische Kulturkritik. Münster 2018, S. 35–78. Als »Objekte« versteht Ahmed nicht nur Gegenstände, sondern auch Strukturen menschlichen Zusammenlebens und Institution wie zum Beispiel die Ehe. Daran anknüpfend fasse ich Sex als eine mit Erwartungen und Deutungen versehene soziale Praxis, die als solche auch zum Objekt werden kann.

41 Ebd. S. 7–34.

42 Daniela Klimke: Genieße und tue niemandem weh. Der Grenzgang des Sadomasochismus. In: Stephan Lessenich (Hg.): Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg 2016. URL: https://publikationen.sozioologie.de/index.php/kongressband_2016/article/view/58828 (Stand: 4.5.2022), S. 1–10, hier S. 2.

43 Ahmed, wie Anm. 40, hier S. 7–34.

44 Vgl. Andrea Newerla: Love Struggles: Intime Beziehungen in Zeiten mobilen Datings. In: Michael Wutzler/Jacqueline Klesse (Hg.): Paarbeziehungen heute: Kontinuität und Wandel. Weinheim 2021, S. 46–72, hier S. 51.

gen dieser Norm sind hierbei zeitweise möglich, sofern sie innerhalb eines legitimierbaren Deutungsrahmens stattfinden. Beim Spiel mit der Grenzüberschreitung präsentiert sich BDSM als ein »gesuchter und gefundener neuer Baustein zur Aufwertung der bereits erlangten erotischen Erfahrungen.«⁴⁵ Ein Experimentieren mit Handlungsweisen aus dem Bereich BDSM und Fetischismus ist möglich, ohne dass den Subjekten rechtliche oder soziale Sanktionierungen drohen.⁴⁶ In Leonies Schilderungen klingt dies an, wenn sie mit etwas überdrüssigem Unterton eine Trendhaftigkeit von BDSM auszumachen meint, in der BDSM als die ›neue Sache‹ präsentiert wird und das Ausleben machterotischer Fantasien als Beweis dafür dienen soll, dass »alle so offen«⁴⁷ sind.

Normative Durchdringungen von Sexualität

Das Wissen der Gesprächspartner:innen über Sexualität stellt sich vor allem als ein aufgeschichtetes Norm- und Erfahrungswissen dar, welches durch wiederholte Erlebnisse an Bedeutung und Legitimität gewinnt. Fast alle Befragten merken an, bereits in der Kindheit erste Indizien für ihre Affinität zu schmerz- oder machterotischen Handlungsweisen oder ihrem Fetisch verspürt zu haben. Diese schienen zunächst verwirrend und wurden erst im späteren Lebensverlauf in einen für sie konsistenten Erklärungszusammenhang gerückt. Manche Befragten erklären, etwaige Empfindungen und Regungen schon gespürt zu haben, bevor sie überhaupt aktiv sexuell fantasierten. So erinnert sich die 20-jährige Ruby, in ihrer Kindheit Schmerzen nicht als unangenehm empfunden zu haben. Im Gegenteil habe sie es »nicht gestört, wenn ich irgendwelche Schmerzen hatte oder ich irgendwas gemacht hatte, was dann wehtun könnte.«⁴⁸ Im Verlauf des Gesprächs wird ersichtlich, dass sie ihr Begehren erst dann als konflikthaft wahrnahm, als das Thema Sexualität im sozialen Umfeld an Bedeutung gewann.

Leonie beschreibt an einer Stelle im Gespräch, dass sie als Jugendliche über Fernsehsendungen ihre Neugierde am Thema Sexualität entdeckte. Die dort gesehenen, vielfältigen Sexualitäten bewertete sie zunächst als ganz ›normal‹:

»[...] so Sachen hab ich halt gerne angeguckt und fand das eigentlich recht normal. Also, ich hab mir halt jetzt nie gedacht, *ohh* das is jetzt BDSM und das is komisch, das is normaler Sex und das is irgendwie Swinger Club oder so und das is auch komisch und was anderes, sondern das is halt alles, halt einfach Sex, und das is doch alles irgendwie ein Topf, dachte ich halt immer, noch am Anfang.«⁴⁹

45 Meitzler, wie Anm. 6, hier S. 186.

46 Vgl. Link, wie Anm. 9.

47 Interview mit Leonie, wie Anm. 34.

48 Interview mit Ruby vom 24.7.2020, Betonung im Original (Material liegt beim Autor).

49 Interview mit Leonie, wie Anm. 34.

Im Interviewausschnitt thematisiert Leonie die Kategorisierung sexueller Praktiken (Swinger Sex, BDSM, Sex) entlang normativer Orientierungen (›komisch‹ und ›normal‹). Sie verdeutlicht, dass derartige Unterscheidungen erst später für sie an Bedeutung gewannen. Der hier geschilderte Rezeptionsprozess sexuellen Bildmaterials deutet auf ein ›undoing differences‹ sexueller Praktiken hin.⁵⁰ Wie, wo, wann und mit wem sexuell interagiert wird, spielt demnach keine Rolle zur Unterscheidung sexuellen Handelns, was Leonie mit der Metapher ›das ist doch alles irgendwie ein Topf‹⁵¹ versinnbildlicht. Erst in einer späteren Paarbeziehung habe sie sich durch ihren damaligen ›sehr konservativen‹⁵² Partner mit restriktiven Vorstellungen von Sexualität konfrontiert gesehen, welche sie retrospektiv als homophob bewertet. Leonie erklärt, dass sie sich dadurch in ihrem eigenen Begehren eingeschränkt gefühlt habe:

»Und das war halt, das hat dann so meine Sexualität dann so n bisschen unterdrückt – also ich hab dann das so weggeschoben. [...] und hab das immer als so Fantasien abgetan, ja das is halt nichts, was man in der Realität macht, einfach.«⁵³

Ähnliches schildert der 31-jährige Emil, der in seiner frühen Jugend entdeckte, dass er eine (erotische) Anziehung zu Stiefeln besitzt. Darüber hinaus versteht sich Emil als ›Cross Dresser‹⁵⁴, der in seiner Freizeit gerne ›Frauenkleidung‹⁵⁵ trägt. Mit seinem Fetisch ›rauszukommen‹, sich also vor anderen Menschen zu offenbaren, erscheint zum Zeitpunkt des Interviews für ihn unmöglich, da er fürchtet, dass die Reaktionen ›sehr negativ‹ ausfallen würden.⁵⁶ Er äußert Bedenken als homosexuell gelesen werden zu können:

»Schwuler is ja immer ne Bezeichnung, bin wie gesagt nich schwul, aber is ja trotzdem ne Bezeichnung. Schwuchtel is ne Beleidigung, das kommt ja irgendwoher, [...] das sind dann schon eher so Punkte die mich stutzig machen, ob das dann wirklich positiv angenommen werden würde.«⁵⁷

50 Vgl. *Stefan Hirschauer/Tobias Boll*: Un/Doing Differences. Zur Theorie und Empirie eines Forschungsprogramms. In: *Stefan Hirschauer* (Hg.): *Un/Doing Differences*. Praktiken der Humandifferenzierung. Weilerswist 2017, S. 7–16.

51 Interview mit Leonie, wie Anm. 34.

52 Ebd.

53 Ebd.

54 Beim ›Cross Dressing‹ tragen Personen – unabhängig von ihrer Geschlechtsidentität oder sexueller Orientierung – Kleidung, die nach traditionellen Geschlechtervorstellungen nicht ihrem Gender entspricht. Siehe auch: *Arn Sauer*: *LSBTIQ-Lexikon*. Grundständig überarbeitete Lizenzausgabe des Glossars des Netzwerkes *Trans*Inter*Sektionalität*. Bonn 2018. URL: <https://www.bpb.de/themen/gender-diversitaet/ge-schlechtliche-vielfalt-trans/500911/cross-dressing-cross-dresser/> (Stand: 5.5.2022).

55 Interview mit Emil vom 21.7.2020 (Material liegt beim Autor).

56 Ebd.

57 Ebd.

Im Interviewausschnitt zeigt sich die Sorge vor vermeintlichen sozialen Sanktionierungen, die mit Homosexualität in Verbindung gebracht werden. Diese lassen sich auf homosexualitätsfeindliche Einstellungen zurückführen, mit denen Emil in seinem sozialen Umfeld konfrontiert worden ist. Die imaginierten Sanktionsandrohungen sind für ihn relevant, obwohl er sich selbst als heterosexuell identifiziert. Gleichzeitig, so ließe sich interpretieren, wird mit der reflexhaften Betonung seiner eigenen Heterosexualität (»bin wie gesagt nich schwul«⁵⁸) und der damit verbundenen Distanzierung von einem vermeintlichen Homosexualitätsverdacht, die Gültigkeit ebendieser Heterosexualitätsnorm unterstrichen.

Sowohl in Emils als auch Leonies Fall scheinen Erfahrungen, Erlebnisse sowie mediale Rezeptionen im Zusammenhang mit homosexualitäts- oder BDSM-feindlichen Vorstellungen und abwertenden Kommentaren im persönlichen Umfeld eine Rolle für die Deutung ihrer eigenen fetischistischen sowie macht- und schmerzerotischen Begehrensweisen zu spielen. Dies deutet auf eine Diskursivierung von Sexualität hin, über die sämtliche Begehrensformen und -praktiken mittels sozialer Differenzierungen kategorisiert, bewertet und in einen hierarchischen Zusammenhang gestellt werden, den die feministische Anthropologin Gayle Rubin an anderer Stelle bereits eindrücklich herausgearbeitet hat.⁵⁹ Demzufolge gilt der heterosexuelle, penetrative und reproduktive Geschlechtsverkehr, welcher vorzugsweise zwischen monogamen (ggf. verheirateten) Partner:innen im Privaten stattfindet, als legitim(st)e Form von Sex. Diese dient allen anderen Begehrensweisen als Vergleichsfolie. Homosexualität wird über diese Hierarchisierung in ähnlicher Weise wie kinky Praktiken dem heteronormativen Geschlechtsverkehr untergeordnet. Leonies und Emils Darlegungen zeigen exemplarisch auf, wie sich normierende Zuschreibungen von Sexualität nicht nur auf einzelne intime und sexuelle Begehrensweisen allein richten, sondern zwischen unterschiedlichen Begehrensformen hin und her fließen und in einem gemeinsamen System der Be- und Abwertung miteinander verbinden. Die Angst vor einem Outing speist sich für Emil weniger aus der Praxis des ›Cross Dressing‹ an sich, als vielmehr daraus, als homosexuell gelesen zu werden, obwohl ›Cross Dressing Performances‹ als solche keinen Hinweis für die sexuelle Orientierung einer Person liefern.

Die angeführten Beispiele stützen die These, wonach ein Wissen um Sexualität und Begehren durch normierende Vorstellungen strukturiert ist, die sich im subjektiven Erfahrungshintergrund internalisieren und die Grundlage bilden, mit denen die Subjekte einerseits sexuelle Begehrensweisen aus ihrer Perspektive bewerten und andererseits sich selbst im Sexualitätsdiskurs positionieren. Nachfolgend werden Handlungsstrategien rekonstruiert, mit denen auf als konflikthaft erlebte Normen reagiert wird. In Anlehnung an den von der Soziologin Barbara Meili herausgearbeiteten Strategiebe-

58 Ebd.

59 Vgl. Rubin, wie Anm. 36.

griff verweise ich auf den impliziten oder bewussten Versuch der Subjekte, ihr Handeln als »sinnhaft und anerkennungswürdig«⁶⁰ darzustellen. Im Folgenden geht es also darum zu verstehen, wie die Protagonist:innen für sich einen Sinnzusammenhang herstellen, in dem ihnen ihr Handeln als legitim und angemessen erscheint.

Strategien des Enthüllens – Coming-out

In einem fortdauernden Prozess der Auseinandersetzung mit (ihrer) Sexualität entwickeln die Protagonist:innen eine Sensibilität für die eigenen intimen Bedürfnisse und Wünsche. Die vielfältigen Aktionen, mit denen sie ihr sexuelles und intimes Begehren erkunden, verhandeln und ausformen, stellen Suchbewegungen dar, die sich als ein ›inneres Coming-out‹, in Analogie zu queeren Coming-out-Prozessen⁶¹, interpretieren lassen. Von manchen Personen wird dieser Lern- und Reflexionsprozess daher auch metaphorisch als »Reise«⁶² bezeichnet. In diesem Zusammenhang spielen insbesondere Erfahrungen im partner:innenschaftlichen Beziehungsarrangement, dem sozialen Umfeld, sowie Self-Sex-Praktiken und der Konsum von Pornographie eine wichtige Rolle. Der 30-jährige Theo erinnert diesen Prozess wie folgt:

»Hauptsächlich lief das damals sagen wir mal, oder so das Entdecken des Ganzen so, lief hauptsächlich über Webseiten wie Pornhub und so ab, und ähm mit Masturbation, dass man dann mal so schaut, was gibt's alles und dann fällt einem da so auf, hey ähm irgendwo das sieht ganz anregend aus, da guckt man mal rein und dann is man geschockt, auf was für seltsame Dinge man steht, aber irgendwo is es dann auch geil, und ja, und am Anfang traut man sich das net so, aber irgendwann stellt man halt fest, hey ich find das doch geiler als jetzt irgendwelche Vanilla-Geschichten und, ja, und das war so wie ich's rausgefunden hab.«⁶³

Das kinky Begehren wird im Interviewausschnitt als essenzieller Bestandteil der persönlichen Identität konstruiert. Dieses ist zwar schon immer vorhanden, muss aber in einem Prozess des inneren Coming-outs ›rausgefunden‹ werden. Pornographie fungiert als probates Mittel, um sich der sexuellen Fantasien im geschützten Rahmen zu vergewissern. Theo beschreibt, wie er

60 *Barbara Meili*: Experten der Grenzziehung – Eine empirische Annäherung an Legitimationsstrategien von Schönheitschirurgen zwischen Medizin und Lifestyle. In: Paula-Irena Villa (Hg.): Schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld 2008 (= KörperKulturen), S. 119–142, hier S. 125.

61 Vgl. *Monika Schamschula*: Wer bin ich nach einem Coming-out? Das Coming-out als Subjektivierungsmechanismus. In: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft (13) 2021, S. 96–110, hier S. 98.

62 *Antje Behr/Marie Villette*: Psycho – Ich, begehrend. In: Arte – Psycho, 2020. URL: <https://www.arte.tv/de/videos/096291-000-A/psycho/> (Stand: 8.11.2021), hier Min. 22:34.

63 Interview mit Theo vom 27.7.2020 (Material liegt beim Autor).

aus dem anfänglichen »Schock« eine Neugier an den online betrachteten Bildinhalten entwickelte. Das Gesehene scheint seinen Vorstellungen sexuell erregender Inhalte zunächst zu widersprechen, weshalb er sich nicht »traut«, diese als erregenden Stimulus zu nutzen.⁶⁴ Das Unbehagen resultiert nicht zuletzt daher, dass er das Bildmaterial überhaupt als erregend empfinden kann. Gefühle der Scham können in diesem Zusammenhang auch als internalisierte Form eines heteronormen »Kink Shaming«⁶⁵ verstanden werden.⁶⁶ Das »Shaming«, ein oft massiv pejoratives Urteil über ein solches kinky Empfinden, also das »beschämt« Werden aufgrund des Kinks oder Fetischs, kann von Personen internalisiert und gegen sich selbst gerichtet sein, was sich beispielsweise in negativen Gefühlen der Schuld oder der Abwehr des eigenen Lustempfindens äußert. Die Akzeptanz des eigenen Kinks kann infolgedessen als Moment der Selbstermächtigung fungieren. So betont Theo am Ende des Ausschnitts, dass er das Gesehene doch »geiler« findet als die vermeintlich langweiligeren »Vanilla-Geschichten«⁶⁷, welche ihm wiederum als Vergleichsfolie dienen, gegen die er sein eigenes Begehren affizierend abgrenzt.⁶⁸

Das innere Coming-out bildet oftmals die Voraussetzung für ein äußeres Coming-out. Vielmehr als ein einmaliges Ereignis, stellt das äußere Coming-out jedoch einen Prozess aus sich wiederholenden Momenten dar, in denen die Akteur:innen situationsbedingt über ihren Kink sprechen. Leonie empfindet es etwa als Erleichterung, im Gespräch mit ihrer Schwester, nicht geheim halten zu müssen, dass sie zu einer BDSM-Messe fahren möchte oder bei einem BDSM-Stammtischtreffen war:

»[...] und dann dacht ich mir halt, ich will halt auch nich das so verheimlichen müssen, so krass und hab das dann auch zum Beispiel meiner Schwester so erzählt, einfach nur so »Ja, nur dass du's weißt, ich bin so in der BDSM-Community, oder ich würde das gerne machen«, und dann kann man da auch mal drüber reden, einfach so erzählen, »ja wir wollen dahin fahren, kann ich dein Navi ausleihen« oder so, oder dass man halt sagt »Ja, ich geh so zu dem Stammtisch« und dann kann man so erzählen, »ja ich war jetzt bei nem Pärchen zu

64 Ebd.

65 Elyssa Helfer: Kink Shaming: How Did We Get Here?. In: Psychology Today, 24.8.2020. URL: <https://www.psychologytoday.com/intl/blog/kink-outside-the-box/202008/kink-shaming-how-did-we-get-here> (Stand: 8.11.2021).

66 Vgl. RO Kwon: It's Time to Talk More about Kink – and Take the Shame Away from It. In: The Guardian, 9.2.2021. URL: <https://www.theguardian.com/lifeandstyle/2021/feb/09/kink-anthology-book-fear-shame> (Stand: 8.11.2021).

67 Mit dem Ausdruck »Vanilla« wird innerhalb der BDSM-Szene metaphorisch Sex ohne BDSM-Elemente bezeichnet. Der Ausdruck rührt von der Annahme, dass die mehrheitlich präferierte Geschmacksorte in westlichen Gesellschaften Vanille sei. Theo nutzt den Begriff hier gezielt, um sich selbst von ebendieser imaginierten Mehrheit abzugrenzen.

68 Interview mit Theo, wie Anm. 63.

Hause, die kenn ich vom Stammtisch, so. Einfach, dass man das halt irgendwie erzählen kann in der Uni und so [...]«. ⁶⁹

In dem Interviewausschnitt wird BDSM als identitätsstiftendes Merkmal dargestellt, welches Leonie in ihr Selbstbild integriert. Dies erlaubt ihr, »einfach nur so« mit vertrauten Personen über ihre Affinität zu BDSM sprechen zu können. Gleichzeitig, so lässt sich die Formulierung »oder ich würde das gerne machen«⁷⁰ interpretieren, scheint das Selbstbild und die Zugehörigkeit zur Community noch nicht so sehr gefestigt zu sein und benötigt vielleicht gerade deswegen ebendieser Offenbarung. Darin spiegelt sich eine Konstruktionsarbeit wider, über die das sexuelle Begehren im Alltag thematisierbar und (er-)lebbar gemacht wird und somit subjektivierend wirkt.

Das Offenbaren wurde – biographisch früher oder später – von fast allen Akteur:innen begangen. In ihrem Sprechen navigieren die Befragten sehr genau zwischen Fragen des wann, wo, wie und mit wem, worin ein Spannungsverhältnis des »Nicht-Zeigens und Nicht-Versteckens«⁷¹ andeutet. Der folgende Abschnitt fokussiert noch genauer eine auf das Enthüllen folgende Bearbeitungsstrategie: das Kuvrieren.

Strategien des Kuvrierens

Laut Goffman zeichnet sich das Kuvrieren dadurch aus, dass Personen zwar bereitwillig eine potenziell diskreditierbare Information offenbaren, gleichzeitig aber darum bemüht sind, dass sich diese nicht zu sehr auf die soziale Interaktion auswirkt.⁷² Die Strategie des Kuvrierens wird nachfolgend anhand der Paarbeziehung von Emma und Theo rekonstruiert. Beide leben seit ein paar Jahren gemeinsam in einer sogenannten »24/7-Beziehung«⁷³, in der sie vierundzwanzig Stunden, sieben Tage die Woche ein Machtgefälle aufrechterhalten, in dem sich Emma Theo unterordnet. Die von beiden Seiten erwünschte Machthierarchie ist ein essenzieller Bestandteil ihrer Beziehung und durch stetige Aushandlungen konsensuell legitimiert. Für ihren Alltag haben sie bestimmte Interaktions- und Kommunikationsregeln vereinbart,⁷⁴ deren Missachten eine Sanktionierung durch Theo erfordert. Beide betonen im Interview jeweils das Bedürfnis, ihre Beziehung nicht geheim halten zu müssen. Die Anwesenheit der Eltern stellt jedoch eine Besonderheit dar:

69 Interview mit Leonie, wie Anm. 34, Betonungen im Original.

70 Ebd.

71 *Elisabeth Wagner*: Nicht zeigen und nicht verstecken. Metaphern des Going-public von BDSM. In: Benkel/Lewandowski, wie Anm. 6, S. 243–268, hier S. 247.

72 Vgl. *Goffman*, wie Anm. 8, S. 128 ff.

73 In sogenannten 24/7-Beziehungen (auch als »Total Power Exchange« bekannt) ordnet sich eine Person der anderen dauerhaft unter.

74 Dazu zählen zum Beispiel Anredeformen (»Ihr« oder »Herr«) mit denen Emma Theo ansprechen muss, oder eine Sitzordnung, wonach Emma nur nach Theos Erlaubnis auf der Couch sitzen darf.

»Bei Eltern is es dann etwas, dass man schaut, dass zumindest sie, irgendwie, hab ich das Gefühl schaut, dass sie mich jetzt nicht zu direkt anredet oder dann immer ein bisschen drum herum manövriert, da is jetzt so grade bei meinen Eltern das zwar oft überhören oder weghören, aber da jetzt nicht der ganz große Fan von sind, aber jetzt zum Beispiel, ja, wenn jetzt irgendwie unsere Eltern zu Besuch sind, dann versucht man so, oder dann drückt man auch mal ein Auge zu.«⁷⁵

Im Beisammensein der Eltern können die Beziehungsregeln zeitweise übergangen werden. So erklärt Theo im Ausschnitt, in derartigen Situationen schon mal auf seine zugewiesene Sanktionsmacht zu verzichten, um den erahnten Bewertungen der Eltern zu entgehen (»dann drückt man auch mal ein Auge zu«⁷⁶). Sichtbar wird die Bedeutung des sozialen Settings für das Er- und Ausleben des Beziehungsarrangements. Zwar versuchen Emma und Theo in Anwesenheit der Eltern das Machtgefälle etwas zu kaschieren, allerdings lösen sie es nie vollständig auf. Das Kuvrieren stellt ein Manöver dar, mit dem sich Emma und Theo äußerlichen Zuschreibungen und Bewertungen entziehen (wollen). Zwar konstatieren beide, dass sich ihre Art des Paararrangements für sie selbst mittlerweile »ziemlich normal«⁷⁷ anfühlt, gleichzeitig seien sie durch das soziale Umfeld immer wieder mit Kommentierungen und neugierigen Nachfragen konfrontiert, denen sie mal mehr mal weniger gut, entgegenen könnten.

Das sexuelle und intime Begehren innerhalb der Paarbeziehung verbleibt somit nicht im vermeintlich Privaten einer ›trauten Zweisamkeit‹, sondern bewegt sich »innerhalb gesellschaftlicher Verhältnisse und sozialer Möglichkeitsbedingungen«, aus denen »lebensweltliche Konsequenzen«⁷⁸ für die Akteur:innen hervorgehen. Mit dem Offenbaren wird das Begehren und die mit ihm verbundene intime Bezugnahme in einen situativen Rahmen aus Erwartungen und Bewertungen eingeeht, welcher beeinflusst, wie die Akteur:innen miteinander interagieren. Die von den Interviewpartner:innen geleistete »Integrationsarbeit«, mit denen sie »ihre Wünsche und Praktiken in Sexualität, Beziehung und in ein Selbstbild integrieren«,⁷⁹ findet hier also immer auch in Bezug zum unmittelbaren sozialen Umfeld statt. Das Kuvrieren ermöglicht den Akteur:innen, ihre eigene ›Normalität‹, also ihren Sinnzusammenhang innerhalb des sozialen Umfelds zu konstruieren und aufrechtzuerhalten, indem sie ihnen äußerliche Subjektpositionen (zum Beispiel Freund:innen und Eltern) mitberücksichtigen beziehungsweise berücksichtigen müssen. Die so hergestellte Beziehungsnormalität läuft jedoch stets Gefahr brüchig zu werden, beispielsweise dadurch, dass das gemeinsame Paararrangement doch durch Dritte kommentiert, bewertet oder

75 Interview mit Theo, wie Anm. 63.

76 Ebd.

77 Ebd.

78 Michael Wutzler: Einleitung: Paarbeziehungen heute. In: ders./Klesse, wie Anm. 44, S. 7–45, hier S. 7.

79 Wagner, wie Anm. 17, hier S. 50.

überhaupt thematisiert wird und somit eine Form der Reaktion von den Akteur:innen verlangt. So muss sich die Paarbeziehung von Theo und Emma in sozialen Interaktionen immer wieder gegen eine hegemoniale Beziehungs- und Sexualitätsnorm behaupten.

An anderer Stelle im Interview bemerkt Theo, dass er und Emma aufgrund ihrer Beziehung im Freund:innenkreis »mehr oder weniger die Exoten«⁸⁰ seien. Interessant ist die dialektische Bedeutung des Wortes ›Exoten‹, die an dieser Stelle im Interview zum Tragen kommt und der hier mit einer metaphorischen Betrachtungsweise exemplarisch nachgegangen werden soll. Das Wort ›exotisch‹ stammt vom Griechischen ›exōtikós‹, was so viel bedeutet wie ›fremd‹ oder ›ausländisch‹, also auf ein ›Äußerliches‹ verweist, das im Alltagsverständnis mit symbolischen und materiellen Grenzziehungen assoziiert ist.⁸¹ Es fungiert demnach als Marker, der ein bestimmtes Attribut (in diesem Fall das Beziehungsarrangement) zur Vorlage einer Identitätskonstruktion nutzt und in dieser festsetzt. Die Bewertung von einer Sache als exotisch, speist sich somit aus der Konstruktion einer Binarität, in der das Exotische vom Nichtexotischen, als dem ›Gewöhnlichen‹, ›Heimischen‹ oder ›Internen‹ abgegrenzt wird.⁸² Mit der Verwendung des Begriffs vollzieht Theo eine Differenzierung entlang der Dimension ›Beziehungsarrangement‹. In einer negativen Ausdeutung des Begriffes exotisch, spiegeln sich jedoch auch Abgrenzungsmechanismen wider, die Theo in seinem sozialen Umfeld über sensationsneugierige Kommentare erlebt:

»[...] ab und zu wird das dann praktisch, wird unsere Beziehung mit einigem Sensationsneugier, wird dann eben halt zum Thema des Abends, was da schon wieder entstanden ist und was wir da treiben, wo's mir teilweise dann auch etwas unangenehm ist [...].«⁸³

Ogleich Theo betont, dass derartige Situationen für ihn die Ausnahme seien, empfindet er die »Sensationsneugier«, mit der seine Beziehung im Freund:innenkreis zuweilen seziert werde, als »unangenehm«.⁸⁴ Aushandlungen innerhalb der Paarbeziehung (»was da schon wieder entstanden ist«⁸⁵) können in solchen Settings aus dem vermeintlich privaten Rahmen der Paarbeziehung hervortreten und eine unerwünschte soziale Aufmerksamkeit generieren. Die zugeschriebene Andersartigkeit der Beziehung wird dadurch immer wieder neu bestätigt. Auffällig ist, dass die Paarbeziehung scheinbar nicht nichtthematisiert werden kann. Gerade dadurch, dass die

80 Interview mit Theo, wie Anm. 63.

81 Vgl. *Wortschatz Leipzig*: exotisch (2011). URL: https://corpora.uni-leipzig.de/de/res?corpusId=deu_newscrawl_2011&word=exotisch (Stand: 13.11.2021). Siehe auch *Duden*: exotisch (o.J.). URL: <https://www.duden.de/node/138557/revision/633776> (Stand: 13.11.2021).

82 Diesbezüglich sei nochmals auf die im Beitrag eingangs beschriebenen medialen Repräsentationen von BDSM als exotisch zu verweisen, vgl. *Weiss*, wie Anm. 21, S. 120.

83 Interview mit Theo, wie Anm. 63.

84 Ebd.

85 Ebd.

Beziehung der Akzeptierungswürdigkeit bedarf (»die meisten akzeptieren's«⁸⁶), bleibt ihr abweichender Charakter bestehen.

Demgegenüber verbindet sich mit dem Wort ›exotisch‹ ein Moment der Selbstermächtigung, dessen Ursprung in der bewussten Positionierung außerhalb normativer Grenzbereiche besteht. Äußerliche Fremdzuschreibungen können somit angeeignet und in euphemisierender Weise umgedeutet werden. Emma bringt dies zum Ausdruck, als sie konstatiert, dass sie »irgendwie die interessanteste Beziehung im Freundeskreis«⁸⁷ führen. Das Ungewöhnliche ist hier gerade nicht negativ konnotiert, sondern wird als ›interessant‹ (um)gedeutet. In dieser Lesart wird der BDSM-Charakter des Paararrangements nicht als Abweichung, sondern als eine Art Alleinstellungsmerkmal herausgestellt, über das ein in der ›Gegenwartsmoderne‹ begehrter Wert der Einzigartigkeit produziert wird.⁸⁸

Kinky Subjektivitäten – vorläufiges Fazit

Anhand von fünf autobiographischen Erzählungen von Kink-Praktizierenden und unter Rückgriff auf theoretische Bezüge zum Informations- und Stigmatisierungsmanagement sowie subjektivierungstheoretische Überlegungen hat der vorliegende Beitrag Normalisierungs- und Handlungsstrategien herausgearbeitet. Es wurden Strategien des Enthüllens und Kuvrieren rekonstruiert und damit verbundene Herausforderungen für die Subjekte sichtbar gemacht.

Aufgezeigt werden konnte, dass fetischistische und macht- und schmerz-erotische Begehrensweisen über die unmittelbaren intimen Interaktionen hinaus Bedeutung für die Hervorbringung von Subjektivität besitzen. Sichtbar wurde dies in den Erzählungen, wenn von einem ›Entdecken‹ oder vollständigen ›Akzeptieren‹ des Begehrens die Rede ist. Erst das Aus- und Erleben derartiger Praktiken ermöglicht es den Befragten, vollständig sie selbst sein zu können, sich also als intelligible Subjekte wahrzunehmen. Damit einhergehende Subjektivierungsprozesse scheinen jedoch nie abgeschlossen, sondern vollziehen sich fortlaufend und vor dem Hintergrund situationspezifischer Interaktionskontexte sowie sich wandelnder kultureller Diskursivierungen. Der Beitrag liefert damit Belege für die These, wonach das Sexuelle in der ›Gegenwartsmoderne‹, trotz anhaltender Liberalisierungsprozesse und dem Aufweichen normativer Grenzziehungen, bis in den Lebensbereich der Subjekte hinein gesellschaftlichen Regulierungen und Mechanismen der Differenzierung unterworfen ist. Das individuelle Begehren der Befragten wird sowohl zum Ergebnis als auch Antrieb andauernder Prozesse des Erkundens, Experimentierens sowie des Aus- und Verhandelns mit sich selbst und anderen.

86 Ebd.

87 Interview mit Emma vom 28.7.2020 (Material liegt beim Autor).

88 Vgl. *Andreas Reckwitz*: Die Gesellschaft der Singularitäten. Berlin 2017.

Anhand des empirischen Materials konnte aufgezeigt werden, wie die Interviewpartner:innen diskursive Vorstellungen von Sexualität und Begehren aufgriffen und sich in unterschiedlicher Weise dazu positionierten. Zwei dieser Selbstpositionierungen scheinen besonders bedeutsam:

Zum einen zeigt sich, dass an die im öffentlich-medialen Diskurs zirkulierenden Vorstellungen von BDSM als alternierender Sexualität angeknüpft wird und diese in euphemisierender Weise umgedeutet werden. Abwertende Zuschreibungen können dabei entkräftet und in ihrer Bedeutung transformiert werden. So wird der Begriff ›pervers‹, welcher lange Zeit als abwertende Bezeichnung fungierte, von BDSMer:innen vielfach als Selbstbezeichnung angeeignet. Solche Strategien der Aneignung können mit Freiheitsgewinnen für einzelne Personen verbunden sein, die ihr Begehren dadurch offener und selbstbewusster (aus-)leben können. Zugleich lassen sich damit sexuelle Differenzkategorien problemlos reproduzieren, welche wiederum zum Einfallstor für normative Zuschreibungen werden können.

Des Weiteren ließ sich aus dem empirischen Material eine Deutungsstrategie rekonstruieren, mit der nicht das subjektive Handeln als normbrüchig markiert, sondern die Norm an sich in Frage gestellt wird. Ins Zentrum der individuellen Auseinandersetzung rückt die Suche nach neuen Erzählungen, Deutungsweisen sowie einer neuen Sprache des Begehrens. Dabei handelt es sich um Grenz-Verschiebungen und -Durchdringungen, mit denen die Akteur:innen versuchen, Kategorien des Begehrens und des Sexuellen und Intimen (neu) zu verhandeln und zu dekonstruieren. Die Suche nach immer neuen intimen (Grenz-)Erfahrungen, das Ausprobieren von und Experimentieren mit macht- und schmerzzerotischen Spielweisen wird somit richtungsweisend für das subjektive Begehren und zum integralen Bestandteil von Subjektivierungsprozessen.

Nicht zuletzt möchte der Beitrag darauf aufmerksam machen, dass es inklusive und wertschätzende Darstellungen und Bearbeitungen von Kink in Medien und öffentlichen Debatten braucht, um zu einer allgemeinen Normalisierung von Sexualität und Begehren zu gelangen. Dies ist von enormer Bedeutung, damit Menschen ihr Begehren angst- und schamfrei erkunden und ausleben können.

Anmerkung

Ich möchte mich herzlich bei allen Interviewpartner:innen für ihr entgegengebrachtes Vertrauen und die bereichernden Gespräche bedanken. Mein Dank gilt zudem der Redaktion des Tagungsbandes für die ausdauernde Unterstützung, für kritische Kommentare und hilfreiche Denkanstöße sowie die wertschätzende Kommunikation im gesamten Überarbeitungsprozess.



Tillmann Schorstein, M. A.
Institut für Ethnologie Hamburg
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1 ESA W (Westflügel)
20146 Hamburg
t.schorstein@gmx.com

ABTREIBUNG IN DEUTSCHLAND ALS KULTURELLE PRAXIS – ERSTE ZUGÄNGE

Pauline Nissen

Abtreibungen in Deutschland – illegal, aber straffrei?

»Das Amtsgericht Coesfeld hat den Gynäkologen Detlef Merchel nach Paragraf 219a verurteilt. Der Richter verhängte eine Geldstrafe von 3.000 Euro gegen den 63jährigen Mediziner. Das Vergehen: ›Werbung zum Abbruch der Schwangerschaft‹.«¹

Zuletzt berichteten die Populärmedien im Mai 2021 über einen nach § 219a verurteilten Gynäkologen, welcher sachlich über die medizinischen Optionen zur Abtreibung, die er als Facharzt durchführt, auf seiner Homepage sowie in Form von Merkblättern informierte.² Merchels Verurteilung zu einer Geldstrafe wegen ›Werbung zum Schwangerschaftsabbruch‹ stellt inzwischen längst keinen Einzelfall mehr dar.³ Doch wie kann es möglich sein, dass Gynäkolog:innen nach wie vor strafrechtlich verfolgt werden, wenn diese sachlich angemessen die medizinisch notwendigen Informationen öffentlich zugänglich machen?

Es steht gesetzlich in Deutschland fest, dass die Darstellung sachlicher Informationen seitens der Gynäkolog:innen legal ist, allerdings sogenannte Werbung jedoch nicht (§ 219a).⁴ Grund für das Werbeverbot ist, dass sich Mediziner:innen, die Abtreibungen durchführen, keinen ›Vermögensvorteil‹ verschaffen sollen.⁵ Hier eröffnet sich die Frage, was im Kontext von streng geregelten, medizinischen Abläufen und Vorgehensweisen als ›Werbung‹ zu verstehen sei.

Gesetzlich sind unter Werbung alle weiterführenden Informationen gefasst, die Aufschluss über die konkrete Durchführung einer Abtreibung geben könnten, sodass zum Beispiel die Worte ›narkosefrei‹ oder ›medikamentös‹ bereits strafrechtlich geahndet werden können.⁶ Wo exakt die Grenze liegt zwischen Beschreibung und Werbung ist nicht definiert etwa in einer

1 Gaby Mayr: Vermeintliche Werbung für Abtreibung. Arzt wegen 219a verurteilt. In: TAZ, 20.5.2021. URL: <https://taz.de/Vermeintliche-Werbung-fuer-Abtreibung/15767844/> (Stand: 9.7.2021).

2 Vgl. ebd.

3 Vgl. ebd.

4 Vgl. Brigitte Theißl: Klassenkampf im Uterus. Heinrich-Böll-Stiftung (11.5.2021). URL: <https://www.gwi-boell.de/index.php/de/2021/05/06/klassenkampf-im-uterus> (Stand: 12.7.2021).

5 Vgl. Heike Zafar: Abtreibung beworben: Frauenarzt aus Nottuln muss Strafe zahlen. In: wdr.de, 20.5.2021. URL: <https://www1.wdr.de/nachrichten/westfalen-lippe/abtreibung-frauenarzt-anklage-nottuln-100.html> (Stand: 9.7.2021).

6 Vgl. Mayr, wie Anm. 1.

Go-/No-go-Liste. Eine Folge davon ist, dass viele Gynäkolog:innen befürchten, den schmalen Grat zwischen Information und Werbung zu überschreiten und dann – vor allem von Abtreibungsgegner:innen – angeklagt zu werden.⁷

Von medizinischer Seite sowie von Sexualberatungsstellen, die die gesetzlich verpflichtende Schwangerschaftskonfliktberatungen durchführen müssen,⁸ wird deshalb inzwischen gefordert, dieses im § 219a festgelegte ›Werbeverbot‹ zu streichen. Schwierig ist hierbei, dass in pluralistischen Gesellschaften⁹ wie in Deutschland Gesetze auch einen ethisch-moralischen Standpunkt auf Basis des Grundgesetzes einnehmen, sodass das höchst emotional aufgeladene Feld Abtreibungen stets von kontroversen Positionen geprägt war und ist.¹⁰

Die letzte politische Reform zum gesetzlich geregelten, selbstbestimmten Schwangerschaftsabbruch hat im Jahr 2019 stattgefunden und erstmalig die Art der Information, *ob* die jeweiligen Gynäkolog:innen eine Abtreibung durchführen, legalisiert.¹¹ Es herrschen zwar seit der Reform von 2019 aktivistische Bestrebungen, das Werbeverbot zu streichen. Die Tatsache, dass die bundesrepublikanische Politik jedoch insbesondere in Lebensfragen von humanistisch-christlichen Werten getragen wird,¹² lassen keine absehbaren, gesetzlichen Änderungen prognostizieren.¹³

Es drängt sich daraus ableitend die Frage auf, welche Auswirkungen die grundsätzliche Illegalität einer Abtreibung beziehungsweise der enge gesetzliche Rahmen einer möglichen berechtigten Abtreibung nach § 218 in Deutschland sowie die in diesem Kontext festgehaltenen Verbote auf gebärfähige Personen haben, die sich über eine potenzielle Abtreibung informieren möchten oder diese auch durchführen lassen wollen. In dem vorliegenden Exposé soll eine Forschung beschrieben werden, die die Frage umreißt, wie gebärfähige Menschen in Deutschland Abtreibungen unter den Bedingungen der Paragraphen 218 und 219a erleben und erlebt haben. Weiterführende Fragen sind hierbei, wie eine Abtreibung mit all ihren impliziten und expliziten (Zwischen-)Stationen, die abtreibende Personen besuchen müs-

7 Vgl. *Zafar*, wie Anm. 5.

8 Vgl. *Jutta Franz*: Beratung nach § 219 StGB. Hintergründe, Herausforderungen und Anregungen. In: Ulrike Busch/Daphne Hahn (Hg.): *Abtreibung. Diskurse und Tendenzen*. Bielefeld 2015, S. 257–278, hier S. 258.

9 Ich beziehe mich auf folgende Definition: »Eine pluralistische Gesellschaft ist gekennzeichnet von einer Vielzahl parallel existierender Werte und Weltanschauungen und daraus resultierender Standpunkte.« *Emma T. Budde*: *Abtreibungspolitik in Deutschland*. Ein Überblick. Wiesbaden 2015, S. 3.

10 Vgl. ebd.

11 Vgl. *Mayr*, wie Anm. 1.

12 Diese Aussage ist im Kontext des Untersuchungszeitraumes 2020 zu lesen, da diese These vor der Bundestagswahl 2021 und der daraus gegründeten, politischen Koalition, getroffen wurde.

13 Vgl. *Budde*, wie Anm. 9, S. 6.

sen, im Kontext der Illegalität und des Werbeverbots empfunden und erfahren wird. Dabei werden Dispositive und Narrative von professioneller Seite genannt, mit denen Betroffene konfrontiert werden.

Forschungsstand in der Kulturanthropologie

Im folgenden Kapitel soll der kulturwissenschaftliche Forschungsstand im Feld Abtreibung dargestellt werden. Der gesellschaftliche sowie der wissenschaftliche Diskurs weiterer Disziplinen wie zum Beispiel der Gender Studies, Sozialwissenschaften und Politikwissenschaften haben wertvolle Beiträge produziert, die für die Fragestellung in dieser Arbeit relevant sind.

Die Abtreibungsdebatte im deutschsprachigen Raum gewann mit der sogenannten zweiten Welle der feministischen Bewegung Anfang der 1960er- und in den 1970er-Jahren durch die feministisch-aktivistische Forderung nach körperlicher Selbstbestimmung der Frau an Bedeutung. Die Frauenbewegung öffnete mit ihrer »Kritik an den patriarchalen Strukturen der Gesellschaft auch die stereotypen Vorstellungen von Mütterlichkeit und Weiblichkeit«.¹⁴

Zugleich wurde ein populärer sowie interdisziplinärer, wissenschaftlicher Diskurs über Abtreibung angeregt sowie eine hoch polarisierende und dennoch tabuisierte, kulturelle Praktik zentraler Forschungsgegenstand. Auch die sozialwissenschaftlichen Untersuchungen behandelten Abtreibungen bis 1976 als kriminelle Tat. Das erschwerte mitunter den Zugang zu Akteur:innen für die damalige qualitative Forschung.¹⁵ Mit der Reform des § 218 im Jahr 1976, der die Fristenregelung und Beratungspflicht einführte, wandte sich die sozialwissenschaftliche Forschung den Perspektiven von Frauen, die abgetrieben hatten, zu.¹⁶ Hierbei standen zunächst psychologisch-psychiatrische Aspekte von Frauen und ihre inneren Gründe, abzutreiben, im Vordergrund.¹⁷ Hierdurch eröffnete sich zwar ein wissenschaftlicher Deutungsrahmen, gleichzeitig fand jedoch eine Pathologisierung von Abtreibungen statt, indem beispielsweise eine gewollte Kinderlosigkeit im Leben abnormalisiert wurde. Infolgedessen wurde auch Abtreibung – abseits von alltäglichen Erfahrungen – erneut mit Tabus belegt. Somit lagen die kulturwissenschaftlichen beziehungsweise soziologischen Forschungen und

14 *Daphne Hahn*: Diskurse zum Schwangerschaftsabbruch nach 1945. Wie gesellschaftlich relevante (Be-)Deutungen entstehen und sich verändern. In: Busch/Hahn, wie Anm. 8, S. 41–60, hier S. 55 f.

15 Vgl. *Cornelia Helfferich*: Schwangerschaftsabbruch und empirische Forschung. Zur gesellschaftlichen Konstruktion eines Forschungsgegenstands im Schatten moralischer Diskurse. In: Busch/Hahn, wie Anm. 8, S. 61–82, hier S. 62.

16 Vgl. ebd.

17 Vgl. *Ortrun Jürgensen*: Schwangerschaftsabbruch unter dem Aspekt von unbewältigten Trennungskonflikten – eine tiefenpsychologische Untersuchung. In: Herwig Poettgen (Hg.): Die ungewollte Schwangerschaft. Eine Anthropologische Synopsis. Köln 1982, S. 119–124, zitiert nach *Helfferich*, wie Anm. 15, S. 67 f.

deren Ergebnisse im Spannungsfeld zwischen dem Umgang mit Abtreibung als einer Normwidrigkeit, welche gleichzeitig durch die Forschungen enttabuisiert werden sollte.¹⁸

In einem weiteren, sich parallel dazu entwickelndem Forschungszugang wurde nach den äußeren Gründen, also den gesellschaftlichen Bedingungen, die dazu führten, dass gebärfähige Menschen eine Schwangerschaft abbrechen, gefragt. Zu nennen ist in diesem Kontext eine Studie der Soziologin Helge Pross,¹⁹ welche der deutschsprachigen, wissenschaftlichen, feministischen Bewegung der 1970er-Jahre zuzuordnen ist. Grundsätzliche Ergebnisse aus dieser Forschungstradition sind, dass eine Frau, die abgetrieben hat, sich in sozial sowie meist auch finanziell prekären Verhältnissen befinden musste, sodass die Abreibung als ›pragmatischer Ausweg‹ zum psychischen und sozialen Wohle der Abtreibenden konstituiert und gesellschaftlich legitimiert werden konnte.²⁰ Weiterhin wurde empirisch nach der Rolle von Verhütung und in diesem Kontext vor allem nach ›verantwortungsvoller Verhütung‹ ab den 1970er-Jahren gefragt. Grundlegend für die neu eröffnete Perspektive war die allgemeine Zugänglichkeit zu Verhütungsmitteln wie der ›Pille‹. Dadurch wurde jedoch im wissenschaftlichen Kontext das Narrativ der ›richtig verhütenden‹²¹ Frauen als ›verantwortungsvolle‹ Personen konstruiert und somit gesellschaftliche Rollenerwartungen insbesondere für weiblich gelesene Personen mit einem vermeintlichen Zuständigkeitsbereich für Familiengründung in sogenannten ›sozial-gesicherten Verhältnissen‹ reproduziert.²²

Anfang der 1980er-Jahre verschwand aufgrund der Neuregelung des § 218 im Jahr 1976 das Thema Abtreibung wieder aus dem breiten öffentlichen Diskurs und ab Mitte der 1980er-Jahre stagnierte dann auch die empirische, sozialwissenschaftliche Forschung auf dem Gebiet.²³

Mit der vor allem im englischsprachigen Raum formulierten feministischen Kritik in Judith Butlers *Gender Trouble*²⁴ und der wissenschaftlichen Dekonstruktion der natürlichen Gegebenheit der Geschlechter, treibt die Philosophin auch die Diskussionen um geschlechtsspezifische Akte in Deutschland voran. Das zentrale Argument der Philosophin ist die normative Konstruktion von Geschlecht, indem sie feststellt, inwiefern das soziale Geschlecht habituell vermittelt und kulturell performiert wird. Demzufolge sei die vermeintliche ›gender identity‹ und die daran geknüpften geschlechtsspezifischen

18 Vgl. ebd.

19 Vgl. Helge Pross: Abtreibung. Motive und Bedenken. Stuttgart 1971 (= Kohlhammer-Urban-Taschenbücher, Bd. 823), zitiert nach Helfferich, wie Anm. 15, S. 69 f.

20 Vgl. ebd.

21 Gemeint war hiermit, dass keine Schwangerschaft eintrat, solange dies nicht beabsichtigt wurde.

22 Vgl. Helfferich, wie Anm. 15, S. 72 f.

23 Vgl. ebd., S. 63.

24 Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main 1991.

schen Rollenerwartungen (insbesondere an weiblich gelesene Personen und die normative Vorstellung von ›Frau-Sein‹ und die historisch daran gebundene Vorstellung von Mütterlichkeit) diskursiv konstituiert und (re-)produziert.²⁵

Gleichzeitig eröffneten diese feministischen Theorien erneut Perspektiven in der Abtreibungsforschung, sodass Abtreibungen nun als biografische Prozesse behandelt wurden, bei denen nach komplexen Vorgeschennissen sowie Vorbeziehungen von Frauen gefragt wurde. Hierbei wurde erstmals deutlich, wie unterschiedlich die Gründe sowie auch Umstände, aufgrund derer Frauen in Deutschland abtreiben, sein können und so konnte etwa eine Stigmatisierung von Frauen, die zum Beispiel einen Lebensentwurf ohne Kinder verfolgten, aufgebrochen werden.²⁶

Als kurzes Zwischenfazit kann festgehalten werden, dass der wissenschaftliche Diskurs teils in enger Beziehung zum gesellschaftlichen Diskurs steht, sodass es nicht verwunderlich ist, dass gesellschaftswissenschaftlich lange und intensiv nach den Gründen für Abtreibungen, wenn auch auf verschiedenen Ebenen, darunter zum Beispiel durch psychosoziale und biografische Zugänge, gefragt wurde.²⁷ Dabei sind allerdings stets normative Vorstellungen von Weiblichkeit, weiblicher Sexualität und weiblicher Verantwortung beim Sexualakt reproduziert worden. Bis heute sind diskursanalytische Forschungen in den Sozialwissenschaften dominant, die ebenfalls die binäre Geschlechterordnung reproduzieren und in denen moralische Fragen zentral sind.²⁸ In wissenschaftlichen Diskursanalysen wird festgehalten, dass der öffentliche Diskurs stets von politischen Akteur:innen dominiert werde. Gleichzeitig seien Personen, die abgetrieben haben, oder etwa Organisationen aktivistischer Bewegungen im Diskurs kaum legitime Diskursprecher:innen oder gar deutungsmächtige Akteur:innen.²⁹

25 Vgl. *Renate Schumak*: Die Theorie Judith Butlers. In: *Feministische Theorie in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts. Rund um den ›Butler-Boom‹* (= Materialien zu Fortbildungen der SPSH ›Feminismus‹ im Juli 2000). URL: <https://www.spsch.de/texte/butler.html> (Stand: 10.7.2021).

26 Vgl. *Helfferich*, wie Anm. 15, S. 75.

27 Vgl. *Karl Oeter/Anke Nohke*: Der Schwangerschaftsabbruch. Gründe, Legitimationen, Alternativen. Stuttgart 1982 (= Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Bd. 123); *Anneliese Hendel-Kramer/Jürgen von Troschke/Ekkehard Werner*: Erfahrungen von Frauen mit dem Abbruch einer Schwangerschaft nach der Reform des Paragraphen 218 StGB. Stuttgart 1982 (= Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Bd. 92; Materialien zum Bericht der Kommission zur Auswertung der Erfahrungen mit dem reformierten 218 StGB, Bd. 3); *Herwig Poettgen* (Hg.): Die ungewollte Schwangerschaft. Eine anthropologische Synopsi. Köln 1982.

28 Vgl. *Luc Boltanski*: Soziologie der Abtreibung. Zur Lage des fötalen Lebens. Frankfurt am Main 2007; *Poettgen*, wie Anm. 27.

29 Vgl. *Hahn*, wie Anm. 14, S. 57.

Eine bedeutende interdisziplinäre Publikation zu diesem Themenfeld erschien zuletzt 2015 unter dem Titel ›Abtreibung, Diskurse und Tendenzen‹,³⁰ die sich der öffentlichen Debatte aus unterschiedlichen Fachrichtungen, zum Beispiel den Sprach- oder Sexualwissenschaften, widmet. In dem Sammelband werden dem wissenschaftlichen Diskurs mithilfe unterschiedlicher Akzente und Zugänge neue Erkenntnisse beigegeben, darunter etwa die Darstellung historischer Perspektiven oder auch Kritik an den bisherigen empirischen Forschungen. Auffällig ist jedoch, dass stets Gynäkolog:innen oder Mitarbeitende in Beratungsstellen zu Wort kommen und das grundsätzliche Erleben einer Abtreibung unter den gesetzlichen Regelungen nicht aus der Sicht der betroffenen und handelnden Akteur:innen ausreichend beleuchtet wird. Vor allem moralische Aspekte pro Illegalität oder aktivistische Bestrebungen gegen die Illegalität von Abtreibungen werden behandelt. Solange sich jedoch die politischen Rahmenbedingungen sowie Gesetze nicht in absehbarer Zeit ändern, bleibt die folgende Forschungsfrage unbeantwortet: Inwiefern, wo beziehungsweise in welchen Medien schwangere Personen, die eine Abtreibung in Betracht ziehen, sich einen Zugang zu den Informationen über diese verschaffen. Sowie die Folgefrage: Mit welchen normativen Vorstellungen sie vonseiten der Feldakteur:innen, wie zum Beispiel Berater:innen und Gynäkolog:innen, konfrontiert sind. Diese Fragestellungen sind eng mit dem Konzept der Selbstbestimmung für die interviewten Menschen verwoben, denn nur, wenn sich die Betroffenen die Informationen im Kontext von Abtreibungen den abtreibungsorientierten beziehungsweise abtreibenden Personen vollständig und niedrigschwellig erschließen (können), können sie selbstbestimmt eine Entscheidung treffen.

Schließlich ist festzuhalten, dass die wissenschaftlichen Erkenntnisse der letzten Jahre Grundlage für diese Arbeit sind und die hier verfolgten Fragen nicht allein dastehen können. Da Wissenschaft stets in den gesellschaftlichen Kontext eingebunden ist, können die hier formulierten Forschungsfragen als Reaktion auf einen weiteren öffentlichen Diskursstrang, nämlich der Kriminalisierung von Ärzt:innen, betrachtet werden. Der Fokus meiner Forschung soll jedoch, anders als im öffentlichen Diskurs, auf den Auswirkungen der Werbungs(verbots)diskurse für Menschen, die abtreiben wollen, liegen. Mein Ziel ist, die Perspektive stets bei den betroffenen Interview-Partnerinnen zu halten. Die kulturanthropologische Forschung scheint mit ihren qualitativen Methoden geeignet, um diesen Perspektivwechsel herzustellen und vermeintliche Geschlechterrollen und moralische Debatten nicht unreflektiert zu reproduzieren.

Potenziale des praxistheoretischen Zugangs

In den Perspektiven der Praxistheorie bildet die ›Praxis‹ die kleinste soziale Einheit, da sich in ihr verschiedene Bündel von kleineren Praktiken von Gesagtem und Getanem sowie materiellen Arrangements konzentrieren

30 Busch/Hahn, wie Anm. 8.

und in der Interaktion empirisch sichtbar machen lassen.³¹ Dabei wird die körperliche Verankerung sowie der Umgang mit materiellen Artefakten und ihre soziale Bedeutung in der Praxis sichtbar, wodurch wiederum soziale Ordnungen erkennbar und analysierbar werden.³² In diesem Verständnis kommen beispielsweise in der Gesprächspraxis verschiedene Aspekte wie das körperlich internalisierte und performierte oder das kulturelle Wissen zum Ausdruck.

Der Soziologe Andreas Reckwitz hält in seiner Praxistheorie ergänzend fest, inwiefern sich soziale Praktiken und Ordnungen wechselseitig bedingen. Auch wenn sie routiniert ausgeführt werden, sind sie sowie ihre Affekte stets offen und veränderbar.³³ Die Praxistheorie weitet die Perspektive für ein relationales Verständnis von Praktiken, Körper, Wissen und der Handlungsmacht. Dabei wird zudem beachtet, inwiefern sich Praktiken und soziale Strukturen gegenseitig bedingen und somit ständig weiterentwickeln. Die Praxistheorie eignet sich dazu, die wechselwirkenden Beziehungen im komplexen Geflecht verschiedener kleinerer und größerer Bündel (z. B. kleinere Praktiken, Körperlichkeit, Wissen und Narrative) zu erforschen.

Das Potenzial der Praxistheorie liegt insbesondere darin, gerade Brüche in den Routinen im Kontext von Abtreibungen (z. B. die Praktik des Informierens über Abtreibungen und die Interaktion zwischen Gynäkolog:innen und Patient:innen) zu erforschen. Der praxistheoretische Zugang in das Feld der Abtreibungen bietet hier eine sinnvolle Perspektive, da Praktiken nicht von Regeln (wie z. B. dem § 219a) determiniert werden, sondern durch die Handlungsmacht der Akteur:innen Regeln und Normen auch gedehnt oder umgangen werden können. Gleichzeitig zeigt die Praxistheorie noch Schwächen, da bisher Aspekte wie die Intentionen und Emotionen von Praktiken nicht ausreichend beachtet wurden. Dies ist im moralisch aufgeladenen Feld im Kontext von Abtreibungen jedoch nicht auszuklammern.

Das Forschungsfeld der Abtreibungen und erste Berührungspunkte

Die Praxis der Abtreibung wird als Schnittstelle verschiedener Disziplinen, darunter der Medizin, Politikwissenschaft, Ethnologie, Philosophie, aus unterschiedlichen Perspektiven verhandelt. Innerhalb der Kulturwissenschaft lässt sich das Forschungsfeld in der Medizinanthropologie verorten, welche sich im deutschsprachigen Raum seit den 1990er-Jahren als Forschungszweig der Disziplin herausbildete. Dabei sind zentrale Erkenntnisse, dass Medizin und Kultur, darunter Aspekte wie Geschlecht, Ethnizität und soziale

31 Vgl. *Theodore R. Schatzki*: The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change. University Park, PA 2002, S. 71.

32 Vgl. ebd., S. 72.

33 Vgl. *Andreas Reckwitz*: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32 (2003), Heft 4, S. 282–301, hier S. 295.

Herkunft, wechselwirkend in enger Beziehung zueinanderstehen.³⁴ Da diese Arbeit aber an der Informationszugänglichkeit für Abtreibende interessiert ist, sind Aspekte der digitalen Ethnografie von ebenso großer Bedeutung.

Mein Forschungsinteresse wurde zunächst über Berührungspunkte mit dem Feld der Schwangerschaftsabbrüche in Form von Erzählungen abtreibender Personen im privaten Umfeld geweckt. Dabei haben sich bereits Fragen im Hinblick auf die assoziierten bürokratischen und medizinischen Institutionen entwickelt, welche konkret an einer Abtreibung beteiligt sind. In einer Online-Recherche habe ich erstmalig von der grundsätzlichen Illegalität von Abtreibungen in Deutschland erfahren. Durch die neu gewonnene Erkenntnis, dass Abtreibungen nur unter gewissen gesetzlich-festgelegten Bedingungen stattfinden,³⁵ entwickelten sich Fragen rund um das Erleben einer Abtreibung in Deutschland.

Nach einer ersten Lektüre der bisherigen wissenschaftlichen Publikationen aus der Kulturanthropologie sowie Nachbardisziplinen, fragte ich mich, inwiefern und welche Informationen über Abtreibungen zugänglich gemacht werden. Hinzu haben sich die Fragen entwickelt, wie sich für abtreibende Personen dieser Prozess im Hinblick auf bürokratische, medizinische sowie persönliche Umstände gestaltet. Spezifischer wird gefragt, welche Narrative vorherrschen und inwieweit Strategien von Abtreibenden entwickelt werden, um mit der gesetzlichen sowie auch persönlichen Situation umzugehen. Diese Themenwahl wurde im Sommer 2020 im Rahmen des Master-Forschungsseminars der Empirischen Kulturwissenschaft an der Universität Hamburg getroffen.

In dem Bewusstsein, dass die soeben dargestellten Fragen sehr umfassend und offen formuliert sind und dass es sich um ein stark emotional aufgeladenes Forschungsfeld handelt, habe ich erste Zugänge ins Feld gesucht. Hierbei war insbesondere die Perspektive von Personen, die bereits abgetrieben haben, für meine Forschung von Bedeutung. Die Sensibilität des Feldes erschwerte mir zunächst den Zugang zu solchen Interviews. Im Herbst 2020 eröffneten sich jedoch Forschungszugänge durch einen Aufruf im privaten und akademischen Bekanntenkreis.

Zur Darstellung der akteur:innennahen Erfahrung wurde die Herangehensweise der qualitativen, narrativen Form des Interviews gewählt. Dies hatte jeweils in seiner Durchführung stets biografisch beziehungsweise episodischen Charakter,³⁶ da alle der drei Interviewpartnerinnen dies als lebensge-

34 Vgl. *Stefan Beck*: Medicalizing Culture(s) or Culturalizing Medicine(s). In: Regula Valérie Burri/Joseph Dumit (Hg.): *Biomedicine as Culture. Instrumental Practices, Technoscientific Knowledge, and New Modes of Life*. London 2007 (= Routledge Studies in Science, Technology and Society, Bd. 6), S. 17–33, hier S. 17 f.

35 Wie zum Beispiel dem zeitlichen Fortschritt der Schwangerschaft oder der verpflichtenden Schwangerschaftskonfliktberatung.

36 Vgl. *Judith Schlehe*: Formen qualitativer ethnographischer Interviews. In: Bettina Beer (Hg.): *Methoden ethnologischer Feldforschung*. Berlin 2008, S. 119–142, hier S. 127 f.

schichtliche Erfahrung einstufen. So wurden auch die sozialen Umstände, in denen sie sich befanden, ohne gesonderte Erzählaufforderung genannt.

Nach kurzer Kontaktaufnahme mit allen Interviewpartnerinnen und einer schriftlichen, transparenten Schilderung meines Forschungsvorhabens wurden zwei Treffen und aufgrund der pandemischen Situation ein digitales Treffen vereinbart. Hierbei war es wichtig, meinen Interviewpartnerinnen nach der ersten schriftlichen Darstellung meiner Forschungsfrage Zeit zu geben, sich zu entscheiden, ob sie an dem Interview teilnehmen möchten. Bei einer Zusage wurde ihnen die Wahl des Treffpunktes überlassen. Damit beabsichtigte ich, meinen Forschungspartnerinnen zu vermitteln, dass sie möglichst selbstbestimmt über ihre persönlichen Erfahrungen mit mir reden können und auch ein Umfeld und eine Atmosphäre wählen sollen, in der sie sich wohlfühlen. Somit fanden die beiden vor Ort stattgefundenen Interviews und auch das digital geführte Interview auf Wunsch meiner Interviewpartnerinnen in ihren jeweiligen Wohnräumen statt.

In Vorbereitung auf die Interviews wurde ein schriftlicher Erklärungsbogen zur Einwilligung der Audioaufnahme konzipiert, bei dem auch die Anonymität gewährleistet wurde. Für die Durchführung des Interviews wurden Leitfragen entwickelt, welche jedoch sehr offen konzipiert waren, sodass der Akzent des Erlebten zunächst von den Interviewten in der Erzählung selbst gelegt wurde. Darüber hinaus wurde ein Feldtagebuch geführt, in welchem persönliche Erwartungen und Ängste, Unsicherheiten und atmosphärische Eindrücke jeweils vor und nach den Interviews dokumentiert wurden. Dies soll vor allem die Reflexion der eigenen Forscherinnenrolle im Feld erleichtern.

Die drei Interviews wurden im November und Dezember 2020 geführt. Das Alter der Interviewpartnerinnen lag zum Zeitpunkt ihrer Abtreibungen zwischen 17 und 34 Jahren. Das empirische Material besteht aus diesen drei Interviews, da sich der Feldzugang recht schwierig gestaltete und die Bereitschaft dreier Frauen³⁷ für ein Interview bereits positiv überraschend war. Gleichzeitig können durch die Unterschiedlichkeit im Alter verschiedene Perspektiven im Hinblick der sozialen Lebensumstände dargelegt werden.

Begrifflichkeiten im Feld

Vorbereitend auf die Interviews traf ich durch die Sichtung wissenschaftlicher Lektüre zunächst die Wahl für die Nutzung des Begriffs ›Schwangerschaftsabbruch‹, da mir dieser zu dem Zeitpunkt neutral schien. In allen Interviews wurde dennoch meinerseits vorab nach dem bevorzugten Begriff gefragt. Aufgrund der Rückmeldungen meiner Interviewpartnerinnen entschied ich mich im Laufe des Forschungsprozesses von ›Abtreibung‹ und nicht ›Schwangerschaftsabbruch‹ zu sprechen sowie zu schreiben. Einerseits empfinden die Interviewpartnerinnen selbst den Begriff ›Abtreibung‹

37 Hiermit sind Personen gemeint, die sich als Frauen identifizieren.

wertfrei, andererseits haben auch Recherchen gezeigt, dass der Begriff zur Erforschung der Fragestellung geeignet ist: Bis Mitte des 20. Jahrhunderts diente der Begriff als neutrale Beschreibung für den willentlichen Abbruch einer Schwangerschaft.³⁸ Erst nach der Aneignung vonseiten der Boulevardpresse im Kontext von moralisch negativ behafteten beziehungsweise tabuisierten Berichterstattungen und daraufhin der Aneignung des Begriffes von Abtreibungsgegner:innen, hat das Wort eine negative Konnotation bekommen.³⁹ Eine von vielen Folgen ist, dass bei der digitalen Stichwortsuche zu ›Abtreibungen‹ vorrangig Websites und Beiträge erscheinen, die keine sachlichen Informationen enthalten, sondern stigmatisierende oder traumatisierende Beiträge, oft konzipiert von Abtreibungsgegner:innen. Es wird dennoch von ›Abtreibung‹ sowohl im Forschungsfeld sowie dieser Forschungsarbeit gesprochen, auch um einen tabuisierenden Charakter nicht weiter zu reproduzieren und eine positive Aneignung herzustellen.

Interviewauswertung und erste Erkenntnisse

Die bis zum jetzigen Zeitpunkt durchgeführten Interviews weisen jeweils eine Gesprächsdauer von ungefähr einer Stunde auf. Das Transkript wurde im Verfahren der Grounded Theorie⁴⁰ codiert, um gegenstandsbezogene Konzepte und Strategien aus dem empirischen Material herauszuarbeiten. Somit wurden im ersten Schritt einer offenen und axialen Codierung vorläufige Codes entwickelt.

Die daraus entwickelten, spezifischeren Fragestellungen lauten, welche Informationen über Schwangerschaftsabbrüche gebärfähige Menschen, die potenziell abtreiben wollen, vor der Reform des § 219a im Jahr 2019 und danach erhalten haben. Daran anschließend drängte sich die Frage auf, auf welcher Informationsgrundlage die Interviewpartnerinnen eine Entscheidung getroffen haben, und ob dies überhaupt in ihrer eigenen Deutung unter den vorherrschenden Bedingungen selbstbestimmt war beziehungsweise welche Strategien der Informationsbeschaffung womöglich entwickelt wurden.

Schließlich bleibt festzuhalten, dass die Sensibilität des Feldes in der wissenschaftlichen Erforschung nicht unbemerkt bleibt, sodass stets ausreichend Distanz zum Feld und den Interviewpartnerinnen herzustellen ist. Dies erfordert eine stetige Reflexion der eigenen Emotionen, welche mittels eines Forschungstagebuches erleichtert werden soll. Meine Positionierung im Feld findet jedoch unweigerlich als Frau mit teilweise ähnlichen habi-

38 Vgl. *Franz Kabisch*: Hä, was heißt denn Abtreibung? In: *Missy Magazin*. Magazin für Pop, Politik und Feminismus, 21.1.2021. URL: <https://missy-magazine.de/blog/2021/01/21/hae-was-heisst-denn-abtreibung/> (Stand: 10.7.2021).

39 Vgl. ebd.

40 Vgl. *Monika Götzö*: Theoriebildung nach Grounded Theorie. In: *Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber* (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 444–458, hier S. 445 f.

tuellen und diskursiv vermittelten und somit internalisierten Vorstellungen von Geschlecht und Körper statt.

Dekonstruktion: Abtreibung als Dienstleistung?!

Vorläufig ist festzustellen, dass die erste Sichtung der Literatur sowie die ersten empirischen Erhebungen im Feld Abtreibungen in Deutschland verschiedene Anknüpfungspunkte für die Masterthesis eröffnet haben. Dabei soll die Frage zentral bleiben, unter welchen Bedingungen sich gebärfähige Personen in Deutschland in Anbetracht der restriktiven Gesetzgebung über Abtreibungen informieren und welche Strategien sie dabei entwickeln. Weiterführend sollen dabei die kleineren Bündel von Praktiken innerhalb des Feldes Abtreibung auf ihre sozialen Strukturen und Ordnungen sowie Narrative und Wahrheitsregime hin untersucht werden. Der Einblick in den Stand der kulturwissenschaftlichen Forschung hat ergeben, dass der Schwerpunkt in den letzten Jahren oftmals auf der Analyse des öffentlichen Diskurses lag. Vor allem existieren Forschungslücken im Hinblick auf die bestehenden Praktiken und Strategien von abtreibenden Personen, die in Deutschland abtreiben. Somit erscheint es im weiteren Vorgehen sinnvoll, mit qualitativen Methoden akteurszentriert zu arbeiten.

Den zentralen Zugang der Arbeit sollen somit die Praxistheorien nach dem Soziologen Theodore R. Schatzki und Andreas Reckwitz darstellen,⁴¹ wobei theoretische Perspektiven zu Macht und Biopolitiken vom Philosophen Michel Foucault⁴² sowie Zugänge zu Geschlechterkonstruktionen von Judith Butler⁴³ eine wichtige Ergänzung bilden werden.

In der ersten empirischen Erhebung sowie Auswertung der qualitativen, narrativen Interviews konnten mögliche Schwerpunkte im Verfahren der Grounded Theorie herausgearbeitet werden. Hierbei soll im weiteren, induktiven Vorgehen durch die wechselseitige Bearbeitung von empirischem Material sowie Lektüre wissenschaftlicher Publikationen die Fragestellung präzisiert werden, um einen Forschungsschwerpunkt erarbeiten zu können. Dabei muss stets die eigene Rolle im Feld reflektiert werden.

In den Interviews sind vor allem die gesetzlich geregelte Informationsvergabe sowie auch grenzüberschreitende Gespräche mit Personen in der professionellen Wissensvermittlung zum Thema Abtreibung (z.B. Gynäkolog:innen, Berater:innen sowie Versicherungsmitarbeitende) von den interviewten Frauen kritisiert worden. Diese Perspektive soll nun im nächsten Forschungsschritt bearbeitet werden, gerade auch vor dem Hintergrund der begonnenen Planung der neu-regierenden Koalition, den Paragraphen 219a zu streichen.

41 Vgl. Schatzki, wie Anm. 31, und Reckwitz, wie Anm. 33.

42 Michel Foucault: Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II. Frankfurt am Main 2006.

43 Butler, wie Anm. 24.



Pauline Nissen, B. A.
Universität Hamburg
Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Edmund-Siemers-Allee 1 ESA W (Westflügel)
20146 Hamburg
pauline.nissen@studium.uni-hamburg.de

VON ›BESSEREN KINDERN‹ UND PRÄNATAL-DIAGNOSTISCHEN VERUNSICHERUNGEN – PERSPEKTIVEN SCHWANGERER AUF DEN NIPT¹

Alexandra Wolf

Im Frühjahr 2019 habe ich in feministischen Kontexten das erste Mal vom NIPT gehört – dem nichtinvasiven Pränataltest, dessen Finanzierung durch die gesetzlichen Krankenkassen gerade im Bundestag heiß debattiert wurde.² Der NIPT testet vor allem auf Genanomalien, zu denen auch das Down-Syndrom (Trisomie 21) gehört. Dabei wird im Blut der Schwangeren die DNA des Fötus isoliert und analysiert. Genetische Veränderungen sind zu keiner Zeit therapierbar, sodass die scheinbar einzige medizinische Behandlungskonsequenz nur ein Schwangerschaftsabbruch sein kann. Oft wird als Argument für die Durchführung des Tests die ›Vorbereitung‹ auf ein behindertes Kind genannt. Statistiken zeigen jedoch, dass die große Mehrzahl der Schwangeren einen Fötus mit Trisomie 21 nicht austragen will. Im europäischen Ausland, wo der NIPT zum Teil schon von Krankenkassen bezahlt wird, sinken die Geburten von Kindern mit Trisomien rapide.³ Die Methode ist bereits seit 2012 in Deutschland zugelassen und kostete zunächst pro Test und je nach Ausführung mehrere hundert Euro. Der Gemeinsame Bundesausschuss (G-BA), das zuständige Gremium im deutschen Gesundheitssystem, hat seit 2016 geprüft, ob der NIPT die bisher von den Krankenkassen finanzierte Amniozentese (Fruchtwasserpunktion) ersetzen könnte.⁴ Vor allem 2019 wurde öffentlich über eine Kassenübernahme der Kosten des NIPT debattiert – dabei wurden komplexe Konflikte zwischen und innerhalb gesellschaftlicher Gruppen sichtbar. Einige argumentieren mit Gerechtigkeit vor allem für Schwangere, die sich den Test selbst nicht leisten können. Andere sprechen hingegen von staatlich geförderter genetischer Selektion und Eugenik. Noch andere ziehen wiederum die sachliche Aussagekraft der

1 Der vorliegende Text ist ein Auszug aus meiner Masterarbeit im Fach Transkulturelle Studien an der Universität Bremen mit dem Titel ›Von »besseren Kindern« und pränataldiagnostischen Verunsicherungen. Eine Ethnographie zu Perspektiven Schwangerer auf den NIPT‹ (2020).

2 Vgl. *Deutscher Bundestag*: Orientierungsdebatte über vorgeburtliche genetische Bluttests. Pressekonferenz (11.4.2019). URL: <https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2019/kw15-degenetische-bluttests-633704> (Stand: 27.9.2022).

3 Vgl. *Julia Köppe/dpa*: Pränatale Tests. Downsyndrom führt meist zu Abtreibung. In: *Der Spiegel*, 15.3.2017. URL: <https://www.spiegel.de/gesundheit/schwangerschaft/down-syndrom-neun-vonzehn-frauen-treiben-ab-a-1138841.html> (Stand: 27.9.2022).

4 Vgl. *Gemeinsamer Bundesausschuss*: Nicht-invasive Tests bei Risikoschwangerschaften: G-BA fordert zur Stellungnahme auf. Pressemitteilung (22.3.2019). URL: <https://www.g-ba.de/presse/pressemitteilungen-meldungen/789/> (Stand: 27.9.2022).

Methode selbst in Zweifel.⁵ Parallel zur vereinbarten Debatte im Deutschen Bundestag im April 2019 positionierten sich betroffene Familien, verschiedene Interessenverbände, Aktivist*innen und Wissenschaftler*innen medienwirksam.⁶ In Deutschland hat eine solche Diskussion eine besondere Brisanz durch die Erfahrungen mit der nationalsozialistischen Diktatur, welche das ›Ausmerzen‹ von kranken und behinderten Menschen⁷ aufgrund einer eugenischen Volksideologie zum Ziel hatte und so den staatlich geförderten Massenmord veranlasste.⁸

Als Studentin mit dem Fokus Gender und Disability Studies sowie als behinderte Frau wurde mein Interesse geweckt und mit vertiefter Recherche noch verstärkt. Obgleich nichtinvasive Pränataldiagnostik ein vor Bedeutungszuschreibungen und gesellschaftlichen Normen strotzendes Themengebiet ist, gibt es nur unzureichend kulturwissenschaftliche Forschungen zu der persönlichen Lage von Schwangeren, welche sich für oder gegen genetische Tests entscheiden müssen. Ihre Erfahrungen als Techniknutzende finden in der öffentlichen Debatte bis heute wenig Gehör. Marlen Vogel hat in ihrer Bachelorarbeit im Studienfach Gesundheitswissenschaften statistisch das Sicherheitsempfinden Schwangerer auch im Hinblick auf die Nutzung oder Nichtnutzung der Pränataldiagnostik untersucht.⁹ Die Soziologin und Journalistin Kirsten Achteplik fragte, ob Schwangere von pränatalen Untersuchungen diskriminiert werden oder Föten diskriminieren und welche Rol-

-
- 5 Vgl. *Claudia Heinkel*: Nicht invasiver Pränataltest: Rechnung mit vielen Unbekannten. In: Deutsche Hebammenzeitschrift 70 (2018), Heft 11, o. S. URL: <https://www.dhz-online.de/archiv/archiv-inhalt-heft/archiv-detail-leseprobe/artikel/rechnung-mit-vielen-unbekannten/> (Stand: 27.9.2022).
 - 6 Vgl. *Netzwerk gegen Selektion durch Pränataldiagnostik*: Warum wir uns gegen eine Kasenzulassung des nichtinvasiven Pränataltests auf Trisomie 21 und weitere Trisomien aussprechen! (Argumentationspapier, 12.4.2019). URL: https://www.netzwerk-praenataldiagnostik.de/data/praenatal-diagnostik/2019-04-14_Argumentationspapier-gegen-NIPT-als-Kassenleistung_03.pdf (Stand: 27.9.2022); vgl. *Kirsten Achteplik*: Leidvermutung. Pränataldiagnostik und das Bild von Behinderung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 69 (2019), Heft 6–7, S. 31–36. URL: <http://www.bpb.de/apuz/284896/leidvermutung-praenataldiagnostik-und-dasbild-von-behinderung?p=all&rl=0.2297835207853418> (Stand: 27.9.2022).
 - 7 Im Folgenden wird die geläufige Selbstbezeichnung ›behinderter Mensch‹ verwendet. Sie trägt dem Gedanken Rechnung, dass die Menschen von der Gesellschaft behindert werden. Begriffe wie ›Menschen mit Behinderung‹ schreiben ihnen die Behinderung wie eine Eigenschaft zu und sind deshalb ungeeignet.
 - 8 Vgl. *Kirsten Achteplik*: Selbstbestimmte Norm. Feminismus, Pränataldiagnostik, Abtreibung. Berlin 2015, S. 72–76; *Monika Willenbring*: Pränatale Diagnostik und die ›Angst vor einem behinderten Kind‹. Ein psychosozialer Konflikt von Frauen aus systemischer Perspektive. Univ. Diss., Universität Hannover 1997 [Mikrofiche], S. 31.
 - 9 Vgl. *Marlen Vogel*: Pränataldiagnostik und Sicherheitsempfinden. Eine quantitative Studie mit schwangeren Frauen. Univ. Bachelorarbeit, HAW Hamburg 2015. URL: <http://edoc.sub.uni-hamburg.de/haw/volltexte/2015/3107/> (Stand: 27.9.2022).

le sie in der Debatte spielen.¹⁰ Eine intersektionale qualitative Forschung wie die von der Anthropologin Rayna Rapp¹¹ zur Amniozentese fehlt für den NIPT.

Meine Forschungsfragen waren folglich: Wie entscheiden sich die Schwangeren für oder gegen den NIPT? Welche Ängste und Wünsche treiben sie an? Welche Informationen haben sie und welche Rolle spielen diese? Wie erleben Patient*innen die Schwangerschaft in einem ideologisch stark aufgeladenen medizinischen Feld? Welche persönlichen und gesellschaftlichen Erwartungen und Normen prägen den Umgang mit dem Thema pränataler Diagnostik, dem NIPT, Behinderung und Schwangerschaft? Hier akkumulieren sich individuelle Vorstellungen von Normalität, Behinderung und Schwangerschaft, welche zudem im Kontext von gesellschaftlichen Diskursen, Werten und technologischen Möglichkeiten stehen. Durch zwei teilnehmende Beobachtungen in Form von Praxishospitanzen, vier leitfadengestützte Expert*inneninterviews und acht leitfadengestützte Interviews¹² mit schwangeren Frauen¹³ entstand eine Ethnographie zu ihren Perspektiven auf den nichtinvasiven Pränataltest. Im Folgenden werde ich meine fachliche Verortung und methodische Herangehensweise erläutern. Danach werde ich zentrale Ergebnisaspekte von zwei thematischen Schwerpunkten darstellen: einerseits die Lage der Schwangeren in der Entscheidungssituation und andererseits ihre Perspektive auf (womöglich behinderte) Föten. Im Anschluss an meine Forschungsergebnisse folgt ein Resümee mit Blick in die Zukunft.

Disability Studies und feministische STS

In der Debatte um Pränataldiagnostik und Genetik werden diverse Konzepte berührt, die sich zum Teil zu widersprechen scheinen. Das von Feminist*innen eingeforderte Recht auf körperliche Selbstbestimmung und Schwangerschaftsabbruch wird gegen das Recht auf Leben aufgewogen. Ebenso werden altbekannte Vorurteile zu Behinderungen und sozialdarwinistische Positionen genannt – im Gegensatz zu den Positionen der Behindertenbewegung und Forderungen nach sozialer Gerechtigkeit. Zudem werden diese Aspekte gegen religiöse und ethische Argumentationen ausgespielt. Die ge-

10 Vgl. *Kirsten Achtelik*: Ist pränatale Diagnostik diskriminierend? Intervention in eine Debatte. In: *Journal für Psychologie* 26 (2018), Heft 2, S. 1–20, hier S. 17. URL: https://www.researchgate.net/publication/329123432_Ist_pranatale_Diagnostik_diskriminierend_Intervention_in_eine_Debatte (Stand: 27.9.2022).

11 Vgl. *Rayna Rapp*: *Testing Women, Testing the Fetus. The Social Impact of Amniocentesis in America*. New York 2000.

12 Im Folgenden werden auch die Abkürzungen IT für Interview und TN für teilnehmende Beobachtung verwendet.

13 Im Rahmen der geführten Interviews und begleiteten Untersuchungen handelte es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um cis Frauen, da sie mit weiblichen Pronomen angesprochen wurden und sich auch selbst so bezeichnet haben. Daher wird im Folgenden bei Bezugnahme auf das ethnographische Material von ›Frauen‹ und ›weiblich‹ gesprochen.

sellschaftliche Relevanz der Debatte ist enorm, da sie die grundlegenden Werte der Gesellschaft zum Leben berührt. Für mich als behinderte Frau ist sie doppelt interessant. Zugleich bietet eine kulturwissenschaftliche Herangehensweise den Vorteil, die Haltung(en) und Erfahrungen von Betroffenen qualitativ zu beforschen, aus einer emischen Perspektive zu analysieren und damit einen fundierten Einblick in Lebensrealität, Wertesysteme und Handlungen Schwangerer zu gewährleisten. Die Disability Studies sowie die feministisch geprägte Medizinanthropologie bieten gemeinsam eine gute Grundlage.

Zum einen untersuchen die Disability Studies das Konzept von Behinderung unter verschiedensten Aspekten. Aus einer aktivistischen Bewegung kommend verzeichnet die Disziplin seit den 1970er-Jahren bis heute zunehmende Institutionalisierung und eine wachsende wissenschaftliche Gemeinschaft.¹⁴ Behinderung wird hier im Gegensatz zur Heil- und Sonderpädagogik oder der Humanmedizin nicht als individuelles Defizit wahrgenommen, sondern im sogenannten ›sozialen Modell‹ als Konstrukt betrachtet. Oft wird zwischen der Beeinträchtigung des Körpers und der Behinderung durch die Mehrheitsgesellschaft unterschieden, auch wenn diese Unterscheidung in Anlehnung an eine dekonstruktivistische Perspektive auf den Körper inzwischen hinterfragt wird.¹⁵ Die aus einer realen oder angenommenen Behinderung resultierende Diskriminierung wird Ableismus genannt.¹⁶ Behindertenfeindlichkeit ist ein älteres Wort für diese Diskriminierung.¹⁷ Als eine Form von gesellschaftlicher Unterdrückung neben anderen wird meist intersektional mit Bezügen zum Beispiel zu Rassismus oder Sexismus geforscht. Pränataldiagnostik gilt dabei »unter behindertenpolitischen und feministischen Aktivist*innen und Wissenschaftler*innen als ableistisch und diskriminierend«.¹⁸

14 Vgl. *Swantje Köbsell*: Integration/Inklusion aus Sicht der Disability Studies: Aspekte aus der internationalen und der deutschen Diskussion. In: Kerstin Rathgeb (Hg.): *Disability Studies. Kritische Perspektiven für die Arbeit am Sozialen*. Wiesbaden 2012, S. 39–45, hier S. 42; *Werner Schneider/Anne Waldschmidt*: *Disability Studies. (Nicht-)Behinderung anders denken*. In: Stephan Moebius (Hg.): *Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies. Eine Einführung*. Bielefeld 2012, S. 128–150, hier S. 124 und S. 136.

15 Vgl. *Swantje Köbsell*: *Gendering Disability. Behinderung, Geschlecht und Körper*. In: Jutta Jacob/Swantje Köbsell/Eske Wollrad (Hg.): *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*. Bielefeld 2010, S. 17–34, hier S. 19; *Heike Raab*: *Dis/Ability, Feminismus und Geschlecht. Perspektiven der Disability Studies*. In: Yvonne Franke u. a. (Hg.): *Feminismen heute. Positionen in Theorie und Praxis*. Bielefeld 2014, S. 101–114, hier S. 107 f.

16 Vgl. *Carol Thomas*: *Disability and Diversity*. In: Steven Vertovec (Hg.): *Routledge International Handbook of Diversity Studies*. London/New York 2015, S. 43–51, hier S. 44; *Elsbeth Bösl/Anne Klein/Anne Waldschmidt*: *Disability History. Einleitung*. In: dies. (Hg.): *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*. Bielefeld 2010, S. 7–10, hier S. 7.

17 Vgl. *Achtelik*, wie Anm. 6.

18 *Achtelik*, wie Anm. 10, S. 1.

Zum anderen hinterfragten auch feministische Anthropolog*innen seit den 1980er-Jahren Reproduktionstechnologien und Reproduktionsmedizin.¹⁹ Es bestehen enge Verbindungen zur Technik- und Medizinanthropologie, den Gender Studies und später auch den transdisziplinären Science and Technology Studies (STS). Die Forscher*innen analysieren die kulturellen Bedeutungen und Zuschreibungen des Körpers sowie den Umgang mit Konzepten wie Krankheit oder Gesundheit.²⁰ Zudem werden vermeintlich ›objektive‹ oder ›neutrale‹ Technologien wie zum Beispiel Ultraschall auf die Verflechtung mit aktuellen und historischen Normen und Wertesystemen untersucht. Dabei werden Dualismen wie Mensch/Technik oder Natur/Kultur zugunsten einer hybriden Perspektive auf Wissensproduktion aufgelöst.²¹ Oft wird die zunehmende Pathologisierung der Schwangerschaft sowie der damit einhergehende Bedeutungsverlust der körperlichen Erfahrung kritisiert.²² Im Rahmen feministischer Ansätze plädieren die Forscher*innen für die konsequente Selbstbestimmung der Schwangeren.²³ Auch die Pränataldiagnostik, insbesondere die Amniozentese (Fruchtwasserpunktion), wurde zum Thema umfassender Ethnographien.²⁴

Die Kombination der Disability Studies und feministischer Medizinanthropologie gewährleistet eine kritische Perspektive auf die Macht- und Normstrukturen im Feld. Dies betrifft die Haltung gegenüber Schwangeren genauso wie die zu (behinderten) Föten. Die Bedeutung und Verwendung des NIPT mit den implizierten gesellschaftlichen wie persönlichen Vorstellungen von Behinderung und Gesundheit werden sichtbar.

Der transdisziplinäre Bezug ermöglicht für diese Arbeit die Verwendung des sozialen Modells von Behinderung im Rahmen einer intersektionalen Critical Ethnography²⁵ und eine feministisch-anthropologische Perspektive auf den Körper, Technik und Medizin. Die Begriffe Gesundheit und Krankheit sind relativ zu betrachten und stehen in keinem direkten Bezug zu Behinderung.²⁶ Es wird von Fötus und Schwangerer gesprochen, bis es zur Ge-

19 Vgl. *Rayna Rapp*: Gender, Body, Biomedicine: How Some Feminist Concerns Dragged Reproduction to the Center of Social Theory. In: *Medical Anthropology Quarterly* 15 (2001), Heft 4, S. 466–477, hier S. 468.

20 Vgl. ebd., S. 466.

21 Vgl. *Friederike Gesing* u. a.: *NaturenKulturen-Forschung. Eine Einleitung*. In: dies. (Hg.): *NaturenKulturen. Denkräume und Werkzeuge für neue politische Ökologien*. Bielefeld 2019, S. 7–50, hier S. 12–13.

22 Vgl. *Rapp*, wie Anm. 11, S. 4; *Daniel Hornuff*: *Schwangerschaft. Eine Kulturgeschichte*. Paderborn 2014, S. 191–194.

23 Vgl. *Eva Schindele*: *Selbstbestimmung und medizinische Machbarkeit*. In: Yvonne Franke u. a. (Hg.): *Feminismen heute. Positionen in Theorie und Praxis*. Bielefeld 2014, S. 217–234, hier S. 230.

24 Vgl. *Rapp*, wie Anm. 11.

25 *Soyini D. Madison*: *Critical Ethnography. Method, Ethics, and Performance*. Second Edition. Los Angeles u. a. 2012.

26 Vgl. *Willenbring*, wie Anm. 8, S. 9.

burt kommt, sowie möglichst diskriminierungsfreie Sprache verwendet. Dies steht zum Teil im Kontrast zu der Verwendung der Begriffe und Konzepte im Feld, was eine produktive und aufschlussreiche Analyse ermöglicht. Im konkreten Bezug zum Material werden daher auch die von Schwangeren selbst verwendeten Begriffe ›Kind‹, ›Mutter‹ sowie ›gesund‹ benutzt.

Methodische Zugänge

Zu Beginn habe ich Kontakt zu pränataldiagnostischen Praxen und Beratungsstellen für Schwangere aufgenommen und durchweg interessierte und unterstützende Reaktionen erhalten. Der Einstieg in das Feld erfolgte im Sommer 2019 durch leitfadengestützte Interviews mit zwei Ärzt*innen, einer medizinischen Fachangestellten und einer Schwangerschaftsberaterin. Diese sind nicht nur »Experten [sic] ihrer Lebenswelt«²⁷, sondern auch medizinisch-soziale Fachpersonen, die mir ein besseres Verständnis der technologischen Möglichkeiten und ethischen Konsequenzen der Pränataldiagnostik ermöglichten. Auch aufgrund der Eindrücke des medizinisch-sozialen Personals von ihren Patient*innen oder Klient*innen konnte ich – ergänzt durch Literatur – einen Leitfaden für Interviews mit Schwangeren erstellen.

Den ersten Kontakt zu Schwangeren hatte ich während einer teilnehmenden Beobachtung in einer pränataldiagnostischen Praxis im Spätsommer 2019. Der Arzt, den ich für einen Tag bei den Untersuchungen begleitete, war sehr interessiert an der Forschung und erklärte mir zum Teil anhand der Ultraschallbilder seiner Patient*innen, wie und wo eine Chorionzottenbiopsie (Plazentapunktion) oder Amniozentese (Fruchtwasserpunktion) vorgenommen werden würde. Eine zweite teilnehmende Beobachtung ergab sich in der Praxis der beiden bereits interviewten Ärzt*innen, sodass eine beinahe vertraute Atmosphäre herrschte. Überwiegend verliefen die Untersuchungen wie folgt: der*die Ärzt*in informierte den*die Patient*in und gegebenenfalls die Begleitung über meine Anwesenheit in der Praxis und fragte, ob sie damit auch während ihrer Untersuchung einverstanden wären. In der zweiten Hospitanz erfolgte dies wesentlich ausführlicher mit der Nennung meiner Disziplin und meines Forschungsinteresses, während der Arzt der ersten Hospitanz oft nur meinen Status als Studierende erwähnte. Ich befand mich jeweils abseits der Untersuchung, während sich Ärzt*in und Patient*in auf oder neben einer Liege beim Ultraschallgerät und später am Schreibtisch aufhielten, bis der*die Patient*in den Raum nach der Besprechung verließ. Meistens beschränkte sich meine Kommunikation mit den Patient*innen auf die Gruß- und Abschiedsformel. Während der zweiten Hospitanz hat die Ärztin die Schwangeren nach der Untersuchung um ein Interview mit mir gebeten und mein Forschungsinteresse schon zu Beginn grob zusammen-

27 *Brigitta Schmidt-Lauber*: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Götsch/Albrecht Lehmann (Hg.): *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie*. Berlin 2007, Seite 169–188, hier S. 184, (nicht gegenderte Schreibweise i. Orig.).

gefasst, sodass sich schon beim Wechseln der Räume das erste informelle Gespräch entwickelte. Obwohl viele Notizen und Protokolle der beiden Tage vorliegen, ist die Methode der teilnehmenden Beobachtung »keineswegs etwas Eindeutiges und Objektives, sondern wir nehmen immer eine Selektion vor bei dem, was wir sehen«. ²⁸ So begrenzt die persönliche Wahrnehmung bereits zu diesem Zeitpunkt die Ergebnisse der Feldforschung. Beide Hospitanzten beinhalteten »eine Kombination von Beobachtung und Gespräch«, ²⁹ da ich mit den Ärzt*innen zwischen den einzelnen Untersuchungen oder in kurzen Pausen reden konnte.

Nachdem das erste Interview während der ersten teilnehmenden Beobachtung nicht zufriedenstellend verlief (Gründe waren u. a. die Impulse des Arztes und die mangelnde Offenheit der Fragen), wurde der Leitfaden im Rahmen des andauernden Forschungsprozesses überarbeitet.

Bei der zweiten Hospitanz schlug die Ärztin selbst vor, die Patient*innen direkt im Anschluss in einem leeren Behandlungsraum vor Ort zu interviewen. Nach der Einwilligung und Aufklärung der Patient*innen kam es so zu den weiteren sieben Interviews in der Praxis, zwischen denen ich auf Wunsch der Ärztin zum Teil in die bereits laufende nächste Behandlung hineinkam. Die Interviewführung mit Leitfaden eignete sich nicht nur durch die im medizinischen Kontext eher enge Zeitplanung der Patient*innen, sondern brachte auch eine gewissen »Strukturiertheit und Vereinheitlichung der Gespräche mit sich, die die Vergleichbarkeit gewährleistet«. ³⁰ Die leitfadengestützten Interviews orientierten sich an den zwei Postulaten der Erhebung von Brigitta Schmidt-Lauber: Zum einen zeichnet sich das Prinzip der Kommunikation durch eine möglichst empathische und um Verständnis bemühte Konversation aus, während das Prinzip der Offenheit die Berücksichtigung neuer Impulse und wenig Theoriefokus im Forschungsverlauf beinhaltet. ³¹ Durch den »flexible[n] Umgang mit dem Leitfaden« ³² kamen situativ Fragen hinzu, wurden gestrichen oder in einer anderen Reihenfolge angesprochen.

Die bei ethnographischen Forschungen übliche Kombination von Interviews und teilnehmender Beobachtung hat dazu beigetragen, dass die Interview- oder Gesprächssituation als weniger künstlich empfunden wurde. ³³ So kann in Kombination die persönliche Haltung der Interviewten herausgearbeitet und auch ihr alltägliches Handeln damit in Zusammenhang gebracht oder kontrastiert werden. Im Kontext dieser Forschung ist meine Anwesenheit während der Untersuchung und Beratung sowie die angeschlossene Inter-

28 *Gerd Spittler*: Teilnehmende Beobachtung als Dichte Teilnahme. In: Zeitschrift für Ethnologie 126 (2001), Heft 1, S. 1–25, hier S. 17.

29 Ebd., S. 18.

30 *Schmidt-Lauber*, wie Anm. 27, S. 177.

31 Vgl. ebd., S. 172.

32 *Judith Schlehe*: Formen qualitativer ethnographischer Interviews. In: Bettina Beer (Hg.): Methoden ethnologischer Feldforschung. Berlin 2008, S. 119–142, hier S. 127.

33 Vgl. *Spittler*, wie Anm. 28, S. 8.

viewsituation eine Besonderheit aller acht Schwangereninterviews, sodass eine große Datenfülle zur jeweiligen Person vorliegt. Nach der Transkription des qualitativ erhobenen Materials und dem Protokollieren der zwei ganztägigen Hospitanzen habe ich das Material offen codiert.³⁴ Mithilfe einer Mindmap konnten die Codes einer oder mehreren Kategorien zugeordnet werden, sodass ich mir einen Überblick verschaffen und Verbindungen erkennen konnte.³⁵

Um die der Feldforschung inhärente Hierarchie von schreibender Forscherin und erzählenden Beforschten³⁶ abzumildern, ist die Reflektion meiner Rolle zentral. Bereits im Forschungsprozess wurden mein Ziel, meine Methoden und meine persönliche Motivation öfter thematisiert:

»In this way, we take ethical responsibility for our own subjectivity and political perspective, resisting the trap of gratuitous self-centeredness or of presenting an interpretation as though it has no ›self‹, as through it is not accountable for its consequences and effects. Doing fieldwork is a personal experience.«³⁷

In diesem Kontext müssen auch Emotionen reflektiert werden. Vor allem bei den Untersuchungen während der teilnehmenden Beobachtungen fühlte ich Trauer und Sorge, ausgelöst durch die Verzweiflung und Angst mancher Patient*innen. Genauso kam es auch vor, Freude zu teilen. Beim Transkribieren und Auswerten ist noch Wut zu den genannten Emotionen hinzugekommen. Gefühle sind zwar individuell unterschiedlich, aber zugleich sozio-kulturell geprägt und mit Machthierarchien verbunden.³⁸ Dies verstärkt die der Forschungssituation inhärente Hierarchie. Ich sehe dies so, wie Sebastian Mohr und Andrea Vetter es in ihrem Kapitel zu körperlichen Aspekten der Feldforschung beschreiben. Die beiden Kulturwissenschaftler*innen betrachten Affekte, Emotionen und Körperlichkeit als »wichtige empirische Daten«³⁹, welche den Erkenntnisgewinn beeinflussen. Das Erleben einer Feldforschung ist notwendigerweise von den menschlichen Körpern der Forscher*innen beeinflusst. Ich habe meine eigenen Gefühle und Erfahrung in den Protokollen und Transkripten detailliert offengelegt und sie damit produktiv nutzen können. Dazu gehört auch der Zwiespalt, ob ich auf meine

34 Vgl. *Anselm Strauss/Juliet Corbin*: *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim 1996, S. 44.

35 Vgl. ebd., S. 47–49.

36 Vgl. *Lila Abu-Lughod*: *Writing Against Culture*. In: Richard Fox (Hg.): *Recapturing Anthropology. Working in the Present*. Santa Fe, NM 1991, S. 466–479, hier S. 138 und S. 148–149; *Madison*, wie Anm. 25, S. 8.

37 Ebd., S. 9.

38 Vgl. *Dara Culhane*: *Sensing*. In: Denielle Elliott/Dara Culhane: *A Different Kind of Ethnography. Imaginative Practices and Creative Methodologies*. Toronto 2017, S. 45–68, hier S. 58.

39 *Sebastian Mohr/Andrea Vetter*: *Eindringliche Begegnungen. Von körperlichem Erleben und Feldforschung*. In: Karl Braun u. a. (Hg.): *Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der Sozialen Welt*. Würzburg 2017, S. 191–198, hier S. 197.

nicht sichtbare Behinderung hinweisen sollte. Meistens ist das nicht erfolgt, um den Nutzer*innen des pränatalen Bluttests nicht den Eindruck zu vermitteln, ich könnte sie anklagend einschätzen oder um mich vor möglichen pathologisierenden Betrachtungen ihrerseits zu schützen.

Zuletzt muss bedacht werden, dass die Perspektive auf Schwangere intersektional sein muss. Der Terminus wurde von der Juristin Kimberlé Crenshaw geprägt, um die komplexen Diskriminierungserfahrungen Schwarzer⁴⁰ Frauen zu konzeptualisieren.⁴¹ Heute wird der Ansatz der Intersektionalität in fast allen Geisteswissenschaften rezipiert, um strukturelle Benachteiligungen aufgrund verschiedenster Merkmale und daraus resultierende Diskriminierungen nicht einfach addiert, sondern in ihrer Verwobenheit zu untersuchen.⁴² Dies muss ebenso bei der Haltung Schwangerer zum NIPT beachtet werden, denn schon Rapp stellte bei ihrer Ethnographie zur Fruchtwasserpunktion in den USA fest, dass die Gründe sowohl für oder gegen die Untersuchung als auch für oder gegen den Schwangerschaftsabbruch je nach sozialer Schicht, Religionszugehörigkeit, ethnischer Herkunft, *race*⁴³ und anderen soziokulturellen Faktoren variieren.⁴⁴ Durch die Bereitstellung zentraler Ergebnisse an die Ärzt*innen kann diese Ethnographie im Sinne einer Critical Ethnography konkret dazu beitragen, die Beratungssituation von zukünftigen Schwangeren zu verbessern und das Bild von Behinderung kritisch zu reflektieren.⁴⁵

Ausschnitt 1: Schwanger sein, heißt guter Hoffnung sein?

Jenes Zitat hängt, jedoch ohne Fragezeichen, gut sichtbar im Eingangsbereich einer pränataldiagnostischen Praxis, in der ich hospitiert habe. Schon zu Beginn der Feldforschung hatte ich den Eindruck, dass dies meist nicht der Realität entspricht. Dies hängt zum Teil mit Schwierigkeiten bereits vor

40 Schwarz ist eine politische Selbstbezeichnung und wird in jeder Verwendung großgeschrieben, um das Wort von der Farbe ›schwarz‹ abzugrenzen. Vgl. *Tupoka Ogette*: exit RACISM. rassismuskritisch denken lernen. Münster 2018, S. 76.

41 Vgl. *Kimberlé Crenshaw*: Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics. In: University of Chicago Legal Forum 1 (1989), S. 139–167, hier S. 167.

42 Vgl. *Donja Amirpur*: Ungleichheitsverhältnisse an der Schnittstelle von Behinderung und Migration. In: Markus Ottersbach/Andrea Platte/Lisa Rosen (Hg.): Soziale Ungleichheiten als Herausforderung für inklusive Bildung. Wiesbaden 2016, S. 131–148, hier S. 131; *Bösl/Klein/Waldschmidt*, wie Anm. 16, S. 8; *Raab*, wie Anm. 15, S. 101.

43 Der Begriff ›Race‹ beschreibt ein Konstrukt, welches von verschiedenen ethnischen Gruppen ausgeht. Während der englische Begriff auch als Selbstbezeichnung genutzt wird, referiert der deutsche Begriff ›Rasse‹ ausschließlich auf vermeintliche biologische Unterschiede und hierarchische Bewertungen dieser. Die Erfindung von Rassen ist eng mit Kolonialismus verbunden und führt bis heute zu Rassismus. Vgl. *Ogette*, wie Anm. 40, S. 40.

44 Vgl. *Rapp*, wie Anm. 11, S. 310.

45 Vgl. *Madison*, wie Anm. 25, S. 5–6.

der Schwangerschaft zum Beispiel mit unerfülltem Kinderwunsch oder Fehlgeburten zusammen. Hier werde ich jedoch zwei andere Verunsicherungsfaktoren beispielhaft darstellen. Zunächst geht es um die Verunsicherung durch Pränataldiagnostik selbst. Zudem ist festzustellen, dass medizinisches Personal ebenfalls von gesellschaftlichen Machtstrukturen geprägt ist und es daher in der Untersuchung und Beratung zu Diskriminierung kommen kann. Der zweite Verunsicherungsfaktor ist demnach bedingt durch Klassismus, Rassismus und Sprachbarrieren sowie ›Fat shaming‹ im Praxisumfeld.

Ausschnitt 1.1: Verunsicherungen durch Pränataldiagnostik

Die meisten interviewten Frauen erhielten im Vorfeld wenig oder keine genauen Informationen über die Untersuchungen in der pränataldiagnostischen Praxis, welche ihnen empfohlen oder zu der sie überwiesen wurden. Einige Schwangere, zum Beispiel Frau E (kaufm. Angestellte, 40 Jahre, 2 Kinder), sind mit den diversen Möglichkeiten der pränatalen Untersuchungen überfordert.⁴⁶ Mehreren interviewten Frauen wurde von den Gynäkolog*innen allein aufgrund ihres ›Risikoalters‹ von über 30 Jahren zur Pränataldiagnostik geraten. Zu diesen zählte auch Frau K (Ärztin, 42 Jahre, 1 Kind), die mir von ihrer ersten Schwangerschaft berichtete:

»[...] aber mein Gynäkologe hat immer den Finger erhoben und immer gesagt also (-) das sagt nichts über die Qualität, das kann (-) alles Schrott sein, das können alles Windeier sein. Deswegen hab ich natürlich ähm (-) immer gedacht ok ähm (-) was heißt Windei, was heißt Schrott, heißt das vielleicht (-) Genschrott und dann schafft das Ei zwar ne Befruchtung, aber es ist dann doch irgendwie krank?«⁴⁷

Im Nachhinein schämt sich die schwangere Ärztin Frau K dafür, diese verunsichernde Aussage ernst genommen zu haben. Dies illustriert jedoch die in manchen Fällen unzureichende Aufklärung für die individuelle Schwangerschaft. Bereits 1997 beschreibt die Psychologin und Pädagogin Monika Willenbring einen wachsenden Druck auf ältere Schwangere, denn immer mehr Ärzt*innen »empfehlen nicht nur die Pränatale [sic] Diagnostik, sondern sie erwarten, daß Frauen diese in Anspruch nehmen.«⁴⁸ Aufgrund der hierarchischen Beziehung von Ärzt*in und Patient*in ist das Anbringen von Kritik in der Behandlung für die Schwangere umso schwerer, da sie die Weiterbehandlung und Absicherung durch die Untersuchungen wünscht. Dies ermöglicht unsensibles Verhalten genauso wie Diskriminierungen.⁴⁹

46 Vgl. Markus Stumm/Michael Entezami: Pränataldiagnostik. Aktuelle medizinische Aspekte. In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 56 (2013), Heft 12, S. 1662–1669, hier S. 1664.

47 IT1, Zeile 589–593.

48 Willenbring, wie Anm. 8, S. 28.

49 Im nachfolgenden Textabschnitt *Diskriminierung durch Fachpersonal* gehe ich näher auf das Thema ein.

Neben der vorangegangenen Beratung ist insbesondere die Haltung der Schwangeren zum Austragen des Fötus zentral. Schwangere wie Frau C (Lehrerin, 37 Jahre, keine Kinder bisher), die definitiv keinen Schwangerschaftsabbruch will,⁵⁰ entscheiden sich beruhigt gegen einen genetischen Test, nachdem die Ultraschallbilder unauffällig aussehen. Wenn allerdings das Testergebnis des nichtinvasiven Bluttests für die Entscheidung zum Austragen oder Abbrechen relevant ist oder sein kann, wird die Wartezeit schwer ertragbar. Frau O (dzt. Hausfrau, 28 Jahre, 3 Kinder) ist das vierte Mal schwanger und hat den NIPT gemacht, sie erklärt: »Es ist nervenaufreibend, ja. Diese Wartezeit vor allem ((lachend))«,⁵¹ denn sie »verdammst zur Passivität«⁵². Auch Frau A (dzt. Hausfrau, 34 Jahre, 3 Kinder) wurde durch sieben Tage Wartezeit sehr mitgenommen.⁵³ Und Frau F (Betriebswirtin, 29 Jahre, 1 Kind) empfiehlt angesichts solcher Verunsicherung, pränatale Tests nur wahrzunehmen, wenn man anschließend mit »der Wahrheit«⁵⁴ und einem gegebenenfalls auffälligen Ergebnis umgehen könne. Besonders in dieser Wartezeit auf Testergebnisse oder bereits im Vorfeld eines geplanten Tests kann in den ersten Wochen und Monaten der Schwangerschaft eine ungewollte emotionale Distanz zum Fötus eintreten. Davon erzählt beispielsweise Frau O:

»Also die bis vorletzte Woche, muss ich tatsächlich gestehen ((schnell)), ist die Schwangerschaft eher an mir vorbei gegangen, weil ich das (-) Thema Schwangerschaft eher unterdrückt habe unterbewusst ((holt Luft)) um mich einfach keine (-) direkte Bindung mit dem Kind zu haben, wenn jetzt doch was (-) gewesen wäre ((lacht)). Der Knoten hat sich bei mir erst letzte Woche gelockert. Seitdem merk ich ihn [das Kind] auch eher.«⁵⁵

Frau O möchte ein Kind haben, aber es soll nicht behindert sein – diese Möglichkeit bezeichnet sie als das »Schlimmste«. Im zweiten Ausschnitt wird auf weitere ableistische Tendenzen eingegangen. Zur Vorbereitung auf einen möglichen Abbruch und zum Schutz ihrer Gefühle unterdrückt die Schwangere ihre Empfindungen. Die emotionale Distanz und das Verdrängen der körperlichen Erfahrung ist nach Kirsten Achtelik, die zu reproduktiver Selbstbestimmung forscht, »ein wesentlicher negativer Effekt der Pränataldiagnostik«.⁵⁶

50 IT8, Zeile 57.

51 IT5, Zeile 244. Ausbildungsberuf der Frau O ist nicht bekannt.

52 Achtelik, wie Anm. 8, S. 138.

53 IT1, Zeile 241.

54 IT3, Zeile 160.

55 IT5, Zeile 175–179.

56 Achtelik, wie Anm. 8, S. 138.

Ausschnitt 1.2: Diskriminierung durch Fachpersonal

Sowohl die Untersuchung und Beratung durch und mit Fachpersonal als auch die Interviewsituation mit der Forscherin sind von Hierarchien geprägt.⁵⁷ In Kontakt mit beiden Personengruppen sind die Schwangeren in einem Vertrauens- oder Abhängigkeitsverhältnis und alle Beteiligten sind in gesamtgesellschaftliche Strukturen eingebunden, zu denen durch Differenzkategorien konstruierte Machtgefälle gehören.⁵⁸ Grundlage dafür ist eine Dynamik, die als ›Othering‹ konzeptualisiert wird: Menschen werden von anderen Menschen zum Anderen, Fremden und Minderwertigen gemacht, während diese sich selbst als Norm wahrnehmen.⁵⁹ Während der Feldforschung sind mir besonders Klassismus, Rassismus und Sprachbarrieren sowie ›Fat shaming‹ als Mechanismen aufgefallen, »die die sozialen Zugangs- und Geltungschancen von Subjekten bestimmen«. ⁶⁰ Diese sind im Rahmen einer intersektionalen Herangehensweise nicht klar voneinander zu trennen und können sich gegenseitig verändern und verstärken.⁶¹ Ein zentraler Aspekt des Klassismus ist der ökonomische Ausschluss.⁶² Durch die mangelnde fachärztliche Versorgung auf dem Land muss die erwerbslose Frau A (dzt. Hausfrau, 34 Jahre, 3 Kinder) mit ihrer Mutter (M) eine teure Zugreise in die Stadt antreten.⁶³ Ihr Gynäkologe hatte die Schwangere zum Feinultraschall überwiesen, den sie nicht bezahlen muss, aber weitere Tests kann sich Frau A vom Arbeitslosengeld nicht leisten.

»I: [...] Also (-) gibt total viele Sachen, die man machen kann (-) und wie entscheiden Sie sich da eigentlich? ((lächelnd)) Was spielt da ne Rolle (-) um sich für oder gegen was zu entscheiden.

A: Ich hab mal //???//

M: //Das// Finanzielle würd ich sagen.

A: ((nickt)) Das //Finanzielle//

M: //Immer dieses// Zubezahlen, ne? [spuckt fast vor Verachtung].

A: Ja.

M: Nech?

A: Weil alles übernimmt ja nicht die Krankenkasse //nicht mit//

M: //Nee// ((verächtlich))

A: Ich hab zum Beispiel ne normale Krankenkasse, hab ich also, äh, al staa- mh ((schnalzt mit der Zunge)), Satz hab ich da eben halt und dann, ich muss zum Beispiel auch wenn ich mal im Krankenhaus lieg,

57 Siehe dafür auch das Kapitel *Methoden* in diesem Artikel.

58 Vgl. *Maureen Maisha Eggers*: Rassifizierte Machtdifferenz als Deutungsperspektive in der Kritischen Weißseinsforschung in Deutschland. In: dies. u. a. (Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster 2009, S. 56–72, hier S. 56.

59 Vgl. ebd., S. 67–68; *Ogette*, wie Anm. 40, S. 56.

60 *Bösl/Klein/Waldschmidt*, wie Anm. 16, S. 8.

61 Vgl. *Amirpur*, wie Anm. 42, S. 131.

62 Vgl. *Andreas Kemper/Heike Weinbach*: *Klassismus. Eine Einführung*. Münster 2016, S. 15.

63 IT2, Zeile 168.

muss ich zum Beispiel die zehn Prozent auch noch zu selber zuzahlen. Und das ist eben halt ja, das Finanzielle ist das Hauptsächliche.

I: Sonst wenn es v- gezahlt würde, dann würden Sie schon gern mehr Untersuchung//en ??//

A: //Dann// würd //ich--//

M: //DANN // würd ich das ehrlich gesagt auch (-) nehmen.

A: Ja.«⁶⁴

Frau A fühlt sich gegen ihren Willen von dem Test ausgeschlossen. Auch Frau O (dzt. Hausfrau, 28 Jahre, 3 Kinder) und ihr Mann sehen sich in einer finanziell prekären Lage und sind wütend, dass ihnen der Bluttest nicht bezahlt wird. Sie haben ein Kind, dessen Herzfehler nicht notwendigerweise mit der tatsächlich festgestellten Chromosomenanomalie zusammenhängt, denn Herr O hat die Anomalie auch und keine Auffälligkeiten. Daher müssen sie alle gewünschten Tests in der aktuellen vierten Schwangerschaft selbst tragen.⁶⁵ Klassismus zeigt sich so auch in Richtlinien und Gesetzen, die ärmere Familien noch weiter benachteiligen, als sie durch ihre sozioökonomische Lage ohnehin schon benachteiligt werden.⁶⁶

Eng verwandt mit der unter Klassismus verhandelten unzureichenden Erklärung der Pränataldiagnostik sind zudem Kommunikationsprobleme aufgrund einer realen oder vermuteten Sprachbarriere. Frau S (Friseurin, 30 Jahre, 2 Kinder) und ihr Mann sind geflüchtet und kommen mit der dritten Schwangerschaft, der ersten in Deutschland, in die pränataldiagnostische Praxis. So nahm ich die Untersuchung wahr:

»Die Ärztin zeigt in knappen Worten Nase, Bauch und andere Körperteile. Sie misst die Durchblutung der Nabelschnur und der Gebärmutter ohne Kommentar. Das finde ich komisch, weil bei der Aufnahme ein lautes Rauschen im Pulsrhythmus zu hören ist und jedem auffällt. Aber es herrscht Stille, keiner sagt oder fragt etwas.«⁶⁷

Die Ärztin Frau Y scheint – so mein Eindruck – anzunehmen, dass das Paar ihre Erklärungen der Bilder sowieso nicht verstehen würde, und lässt sie deswegen weg. Hier spielt die Kategorie Klasse eine Rolle, denn die Friseurin und der Schneider haben ›nur‹ eine Grundschulbildung und sind nach deutschen Standards ungelernt.⁶⁸ Durch wenig Wissen, die Sprachbarriere und mangelnde Erklärungen bleiben einige Sachverhalte unklar. Die Vorannahmen aufgrund der unvollständigen Sprachkenntnisse führen dazu, dass die Ärztin sogar über Frau und Herrn S redet, während beide anwesend sind. Auch beim Arzt Herrn N werden die Erklärungen in meiner Wahrnehmung knapper, als bei der russischsprachigen Frau D Verständnisprobleme auf-

64 IT2, Zeile 122–140.

65 IT5, Zeile 267–270.

66 Vgl. Kemper/Weinbach, wie Anm. 62, S. 30.

67 TN2, Zeile 155–159.

68 IT4, Zeile 157.

tauchen: »Der Arzt beschreibt das Kind diesmal ohne Artikel, sagt also statt ›das ist der Mund‹ einfach nur ›Mund‹. Das Paar flüstert auf Russisch zwi- schendurch und ich verstehe nicht, was sie sagen.«⁶⁹ Herr D übersetzt seiner Frau vermutlich die Beschreibungen des Arztes. Die schwangere Frau Q ist sichtbar Muslima und deutschsprachig, so mein Eindruck, bekommt aber dennoch von der Ärztin kaum Erklärungen, als ich zum Ultraschall dazu- komme.⁷⁰ Hier scheint eine nur vermutete unzureichende Sprachkompetenz zu geringerer Kommunikationsintensität der Ärztin führen, was als rassisti- sche Verhaltensweise gelten kann.

Als letzte beobachtete Diskriminierungsform äußerte sich ›Fat shaming‹ während der Untersuchung durch ungefragte Kritik der Ärztin Frau Y am Körper von Frau A, wie der folgende Austausch zeigt:

Frau Y: »Es ist ja eh etwas schwer bei Ihnen durch die Bauchdecke durchzukommen, ne?«

»Mmh«, bestätigt Frau A ihr Übergewicht.⁷¹

Frau Y: Es ist alles normal, »nichts Auffälliges bei eingeschränkten Sichtbedingungen.« Sie legt ein Bild in den Mutterpass.⁷²

Die Ärztin hat das Wichtigste gesehen, weist aber dennoch wiederholt auf die Größe des Bauches hin. Im Gegensatz zur oft stolzen Inszenierung der ›normschönen‹ Form und Größe des Schwangerschaftsbauches⁷³, gilt ein dicker Bauch bei vielen Menschen als unästhetisch. Auch wenn nur wenige zugeben würden, Menschen absichtlich rassistisch oder klassistisch zu dis- kriminieren, ist der Verweis auf ein vermeintliches Übergewicht eine »so- zial akzeptierte Form der Stigmatisierung«⁷⁴ und weiterhin populär. Meist werden den Schwangeren mindestens drei Ultraschallbilder ausgedruckt, sodass sich hier eine Ungleichbehandlung der Frau A zeigt, die nur ein ein- zigtes Bild erhält. Tatsächlich ist die strukturelle Diskriminierung von dicken Menschen vor allem im Gesundheitswesen sehr stark verbreitet.⁷⁵

Ausschnitt 2: Perspektiven auf den Fötus

Das Ziel der Schwangeren ist im Rahmen der Pränataldiagnostik die Unter- suchung der Föten. Dabei ist die Verknüpfung gesellschaftlicher Ideale und

69 TN1, Zeile 228–230.

70 TN2, Zeile 239; vgl. *Kemper/Weinbach*, wie Anm. 62, S. 28.

71 TN2, Zeile 68–69.

72 TN2, Zeile 84–85.

73 Vgl. *Hornuff*, wie Anm. 22, S. 21–23.

74 *Philip Adebahr/Judith Lehmann*: Die soziale Akzeptanz von ›Fat Shaming‹ als Akt der Stigmatisierung von Übergewichtigen. In: Stephan Lessenich (Hg.): *Geschlossene Ge- sellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg 2016. Essen 2017*, S. 1–12, hier S. 1. URL: http://publikationen.sozio- logie.de/index.php/kongressband_2016/article/view/599 (Stand: 27.9.2022).

75 Ebd., S. 1.

persönlicher Wünsche besonders eng, weil die Schwangeren über Technologie – vor allem Ultraschall – Zugang zu dem werdenden Kind suchen. Durch die Konfrontation mit der Möglichkeit, ein behindertes Kind zu gebären, werden persönliche Haltungen zu und vor allem Angst vor Behinderung deutlich. In einem ersten Unterabschnitt sollen diese Abstufungen von Normalitäts- bis zu Horrorvorstellungen und antizipierter Diskriminierung illustriert werden. Zweitens ist das Konzept von Sicherheit im Hinblick auf den NIPT ambivalent, vor allem unter Berücksichtigung möglicher Schwangerschaftsabbrüche.

Ausschnitt 2.1: Graduelle Behindertenfeindlichkeit

Ableismus wird ähnlich wie andere Diskriminierungsformen von der Mehrheitsgesellschaft ausgeübt (vgl. Ausschnitt 1.2), die Behinderte als Abweichung von der ›Normalität‹ betrachtet.⁷⁶ Die Pränataldiagnostik, welche nach Auffälligkeiten bei Föten sucht und oft keine Therapie anbieten kann, ist dem Vorwurf der Behindertenfeindlichkeit ausgesetzt.⁷⁷ Auch werdende Eltern bekommen durch ihr Leben in den gesellschaftlichen Machtverhältnissen die Abwesenheit oder Abwertung von Behinderten zu spüren. Die Angst vor einem ›abnormalen‹ Kind ist eine der häufigsten Sorgen von Schwangeren.⁷⁸ Die befruchteten Frauen zeigen unterschiedlich starke ableistische Tendenzen. Viele Schwangere haben ein vages Ideal von Normalität, dem ihr Fötus im besten Fall entsprechen soll. Unter anderem Frau F (kaufm. Angestellte, 40 Jahre, 2 Kinder), Frau C (Lehrerin, 37 Jahre, keine Kinder bisher) und Frau E (kaufm. Angestellte, 40 Jahre, 2 Kinder) sehen in der Pränataldiagnostik vor allem die Überprüfung, »ob alles in Ordnung« ist.⁷⁹ Bei Frau C wurden keine Auffälligkeiten gefunden:

»//Das// wollt ich eigentlich einmal abklären, ja und das ist ja anscheinend alles in Ordnung, Gott sei //Dank, ja// ((lächelnd)).«⁸⁰

Auch die Ärzt*innen sagen immer wieder, dass alles »normal« ist.⁸¹ Durch das Erleben der Schwangerschaft als »krisenanfällige und krankhafte Zeit«⁸² suggeriert die Pränataldiagnostik eine angemessene Vorsorge. Es ist in Deutschland eine »radikale Ausnahme, wer auf Vorsorgeuntersuchungen verzichtet und sich gegen medizinische Überwachungsmaßnahmen entscheidet«.⁸³ Diese auszulassen erscheint geradezu fahrlässig. Die drei kos-

76 Vgl. Thomas, wie Anm. 16, S. 43; Schneider/Waldschmidt, wie Anm. 14, S. 149.

77 Vgl. Achteplik, wie Anm. 8, S. 40.

78 Vgl. Amy Wenzel: Anxiety in Childbearing Women. Diagnosis and Treatment. With contributions by Scott Stuart. Washington 2011, S. 38.

79 IT7, Z 82.

80 IT8, Zeile 39–40.

81 TN1, Zeile 83; TN2, Zeile 352.

82 Willenbring, wie Anm. 8, S. 242.

83 Hornuff, wie Anm. 22, S. 13.

tenlosen Ultraschallscreenings sind ein »niedrigschwelliger Einstieg«⁸⁴ in die Pränataldiagnostik, deren Ziel für die Schwangeren ohne Beschwerden oder mit einem ›normalen‹ Fötus weiterhin diffus bleibt. Meist wird ein gesundes Kind im Kontrast zu einem behinderten Kind gedacht. Dabei ist nicht behindert gleichbedeutend mit gesund, was zusätzlich positiver bewertet wird. Frau R und Frau B meinen, »Hauptsache es ist gesund«.⁸⁵ Frau O (dzt. Hausfrau, 28 Jahre) hat schon drei Kinder, eines davon hat einen Herzfehler und ist entwicklungsverzögert. Zu ihrer vierten Schwangerschaft erwähnt sie: »Es ist diesmal ein sehr schönes Kind, sagt Dr. L.«⁸⁶ Frau O, ihr Mann und der Gynäkologe Herr L sind sich einig, dass ihr letzter behinderter Fötus im Ultraschall nicht so ›schön‹ war und freuen sich über die guten Aussichten. Stärkere ableistische Vorurteile sind oft eine Frage des Wissens. Viele Schwangere informieren sich durch Medien und vor allem im Internet, wo nicht immer nachprüfbare Informationen zu Verunsicherungen, Ängsten und Vorurteilen führen können. Frau O beispielsweise hat vermeintlich positive Vorannahmen zu Kindern mit Down-Syndrom: »Es ist schön, es ist immer glücklich und immer freundlich.«⁸⁷ Selbstverständlich ist ein Mensch nicht durchgehend glücklich und freundlich, sondern zu einer Vielzahl von Emotionen fähig – ob mit oder ohne Trisomie. Häufiger sind allerdings abwertende Einstellungen zu Behinderungen oder gar ›Horrorvorstellungen‹ vom Fötus oder der Art, wie ein behindertes Kind oder das Leben mit diesem sein wird. Oft werden bei Fötus-bezogenen Ängsten nur die komplexesten und am meisten einschränkenden Arten von Behinderung in Betracht gezogen. So erwarten Frau S (Friseurin, 30 Jahre, 2 Kinder) und ihr Mann eine Ausprägung der Trisomie 21 mit umfassender Pflegebedürftigkeit: Das Paar befürchtet, das Kind könne später »nicht spazieren oder essen«,⁸⁸ sodass es zum Ausschluss dieser Umstände den teuersten und umfassendsten NIPT durchführen lässt. Frau S und ihr Mann (Kürzel SX) würden den Bluttest auch bei einer weiteren Schwangerschaft wiederholen.

»S: //Ja, Ja.// (-) Natürlich.

I: Warum?

SX: Weil die besser. Du kannst alles //???//

S: //Wir möchten besser.// ((lacht leise))

I: Was meinten Sie, Sie möchten besser-?

S: Besser Kind.

I: Ein besseres Kind? ((überrascht))

SX: Ja. ((lächelnd))«⁸⁹

84 *Achtelik*, wie Anm. 8, S. 40.

85 TN1, Zeile 138, und 262.

86 TN2, Zeile 217.

87 IT5, Zeile 198.

88 IT4, Zeile 130.

89 IT4, Zeile 116–127.

Das Paar sieht in der Pränataldiagnostik einen Weg, ein ›besseres‹ Kind zu bekommen, also ein gesundes und nicht behindertes Kind. Sie assoziieren Behinderung mit Krankheit, Defizit und individuellem Unvermögen, was dem medizinischen Modell entspricht.⁹⁰ Dem gegenüber steht ein diffuses Ideal vollkommener Gesundheit. Auch Frau K (Ärztin, 42 Jahre, 1 Kind) in ihrer zweiten Schwangerschaft entwirft ein kontrastreiches Schreckensszenario.

»[...] Und wenn man dann irgendwie da sitzt und n behindertes Kind hat, was (-) maximal anstrengend ist (-) ähm also in der Versorgung und es geht so an die Grenzen (-) ähm und dann weiß man aber auch am Ende (-) ((zögert)) macht dieses Kind auch nicht irgendwie große Sprünge und kommt irgendwie (-) nicht darüber hinaus, dass es in seiner eigenen Welt einfach lebt. Also man wird nie (-) kommunizieren können oder so, also dann, ich glaub schon, dass das ne ganz super krasse Leistung ist (-) und ähm (-) deswegen glaub ich, wenn jemand sich dafür entscheidet, (-) ein Kind abzutreiben, was schwerst behindert ist (-) also da w-, wär ich nicht mehr so rigoros irgendwie das zu verurteilen, ähm wo ich weiß, an welche Grenzen man auch mit einem gesunden Kind kommen kann. ((lächelnd))«⁹¹

Es wird ein anstrengendes nicht behindertes Kind positiver bewertet als ein behindertes Kind – dieser Vergleich wirkt auf Frau K tröstend. Die Behinderung wird dabei allgemein beschrieben, ohne weitere Charakter- oder Verhaltensmuster eines Kleinkindes. Hier greift der häufige Mechanismus, Behinderte zuerst als Teil einer gesellschaftlichen Gruppe wahrzunehmen, wobei weitere Merkmale wie Geschlecht oder *race* sowie individuelle Eigenschaften in den Hintergrund treten.⁹² Zudem wird hier wieder die besonders schwere Ausprägung einer Behinderung imaginiert, sodass ein Leben damit eine »super krasse Leistung«⁹³ von den Eltern erfordert. In Abwägung mit der Versorgung des ersten Kindes zeigt Frau K daher Verständnis für den Abbruch einer Schwangerschaft mit einem stark behinderten Fötus. Die Einschätzung von Frau K steht in einer Reihe von Aussagen, die in behinderten Kindern einen Stör- oder Zerstörfaktor der Familie sehen. Studien mit betroffenen Familien widerlegen diese ableistische These jedoch – Familien mit behinderten Kindern sind grundlegend nicht weniger glücklich und die Geschwister haben oft eine besonders enge Beziehung.⁹⁴

90 Vgl. Köbsell, wie Anm. 16, S. 19.

91 IT1, Zeile 396–404.

92 Vgl. Köbsell, wie Anm. 15, S. 20; Willenbring, wie Anm. 8, S. 40.

93 IT1, Zeile 401.

94 Vgl. *Bianka Troll/Rebekka Asbach*: Der Familienalltag mit einem geistig behinderten Kind und einem Geschwisterkind. Inwieweit spielt die Behinderung des Kindes eine Rolle im Familiensystem? Univ. Bachelorarbeit, Universität Erfurt 2014, S. 2 und S. 28. URL: https://www.db-thueringen.de/servlets/MCRFileNodeServlet/dbt_derivate_00029915/Troll_Asbach.pdf (Stand: 27.9.2022).

Eine letzte Abstufung ableistischer Einstellungen ist das Abwägen der zu erwartenden Diskriminierung des zukünftigen Kindes und die Einschränkungen der Familie durch gesellschaftliche Barrieren. Auch wenn die Schwangeren keinen bis wenig Kontakt zu behinderten Menschen haben, ist »ein meist vages Wissen um mangelnde sozialstaatliche Hilfsangebote und die gesellschaftlich verbreitete Ablehnung«⁹⁵ vorhanden. Am Wohnort von Frau O ist eine Behindertenwerkstatt, welche sie für die hohe Anzahl von pränataldiagnostischen Tests in ihrem Umfeld mitverantwortlich macht. Sie erzählt:

»[...] wir sind ja-, also ich bin wöchentlich in einer Mama-Kind-Gruppe und äh (-) eigentlich entscheiden sich fast alle für diesen Pränataltest tatsächlich und einfach nur um-, weil wir wohnen in XY, in XY gibt's eben die XYer Werke, die sind eben drauf ausgelegt für die ganzen Behinderten, also wir, wie gesagt wir sehen das tagtäglich, was diese Menschen (-) machen, nicht machen ((aufzählend)) [...] Und äh, deswegen und es entscheiden sich tatsächlich bei uns in der Stadt viele für diese (-) Pränataltests.«⁹⁶

Das Werkstattssystem schreckt die Schwangeren ab. Die Aussonderung und finanzielle Ausbeutung Behinderter in Werkstätten wird von der Behindertenbewegung schon seit den 1970er-Jahren scharf kritisiert.⁹⁷ Die Disability Studies wirken mit der Erforschung und Sichtbarmachung von Behinderung in verschiedenen Bereichen darauf hin, dass »am Ende eine inklusive Gesellschaft«⁹⁸ entsteht, in der Behinderte dieselben Chancen im Bildungssystem und auf dem Arbeitsmarkt haben. Die Schwangeren sehen allerdings, wie es bisher an der Umsetzung von gesetzlichen Vorgaben und Bemühungen um Inklusion und Diversität mangelt⁹⁹ und wollen verhindern, dass ihre Kinder später ebenfalls ausgesondert und ausgebeutet werden.

Zudem sind der organisatorische Aufwand und bürokratische Hürden Probleme, die die Schwangeren antizipieren. Allgemein wird eine negative Veränderung des Alltags über die übliche Veränderung hinaus imaginiert, die durch die Erweiterung der Familie entsteht. Die Betreuung eines behinderten Kindes wird als Gegensatz zur Berufstätigkeit und anderen Aktivitäten oder Hobbys gedacht. Frau F (Betriebswirtin, 29 Jahre, 1 Kind) fasst es allgemein:

»[F]ür viele Mütter ist das glaub ich sehr schwierig, ein zum einen (-) nicht nur weil das Kind krank ist, sondern auch auf diese Umstellung, die dann danach folgt.«¹⁰⁰

95 *Achtelik*, wie Anm. 6.

96 IT5, Zeile 247–258.

97 Vgl. *Achtelik*, wie Anm. 8, S. 80.

98 *Köbsell*, wie Anm. 14, S. 41.

99 Vgl. ebd., S. 43; *Thomas*, wie Anm. 16, S. 49.

100 IT3, Zeile 1–146.

Vor allem komplikationsreiche Schwangerschaften bedingen zum Teil ab dem ersten Trimester Einschränkungen wie Bettruhe und Rückzug aus dem beruflichen und sozialen Leben. Der Gedanke an die Fortführung eines solchen »Ausnahmestandes« durch ein behindertes Kind kann den Gedanken zum Schwangerschaftsabbruch zum Beispiel bei Frau J (Beruf unbekannt) begünstigen.¹⁰¹ Auch das soziale Umfeld hat oft negative Einstellungen zu behinderten Föten. Wenn Schwangere ein behindertes, gesellschaftlich als nicht gesund bewertetes Kind gebären, wird dies auch als vermeidbares Fehlverhalten verurteilt.¹⁰² Die Angst vor einem sozialen und beruflichen Abstieg mit einem behinderten Kind wird zudem Denormalisierungsangst genannt.¹⁰³ Diese Angst wiegt noch schwerer, wenn die Eltern bereits Diskriminierungserfahrungen machen, wie zum Beispiel Frau und Herr S aufgrund ihrer Flucht (vgl. Ausschnitt 1.2). Insgesamt steigt in den letzten Jahrzehnten der Druck, die pränatalen Diagnosemöglichkeiten wahrzunehmen sowie bei spezifischen Auffälligkeiten einen Schwangerschaftsabbruch zu wählen.

Ausschnitt 2.2: Falsche Sicherheit und ›unnötige Abtreibungen‹

Sehr oft geben die Schwangeren an, den NIPT oder die Pränataldiagnostik allgemein ›zur Sicherheit‹ zu verwenden – Frau F und Frau O sehen dies als Hauptmotivation (vgl. Ausschnitt 2.1). Im Umfeld der Pränataldiagnostik wurde ein feldeigener Sicherheitsbegriff deutlich, den sowohl Schwangere als auch Fachpersonal verwenden. Gemeint ist hier abgesichertes Wissen darüber, ob eine Anomalie vorliegt oder nicht, verknüpft mit der subjektiven Hoffnung auf Beruhigung, wenn eine solche nicht vorliegt. Hier schwingt eine behindertenfeindliche Haltung mit, denn in der Regel sind nur unauffällige Ergebnisse beruhigend, die nicht auf Behinderungen oder Krankheiten hinweisen. Es gilt »als Zeichen der Verantwortungsübernahme für das werdende Kind, wenn sich die Schwangere vergewissert hat, dass keine Behinderung vorliegt«.¹⁰⁴ Mit diesen Erfahrungswerten im persönlichen Umfeld werden die Untersuchungen meist weiterempfohlen, sodass die Wahrscheinlichkeit der Nutzung steigt und die Pränataldiagnostik immer normalisierter wird.¹⁰⁵

Obwohl das Konzept von Sicherheit sehr positiv konnotiert ist und damit eine gewisse Verlässlichkeit oder Stabilität assoziiert wird, ist den Schwangeren zum Teil schmerzlich bewusst (geworden), dass die Tests nicht immer korrekt sind. Eine Freundin von Frau K (Ärztin, 42 Jahre, 1 Kind) hat aufgrund einer familiären Vorbelastung sehr viele pränatale Test durchführen lassen, die falsch negativ ausfielen.

101 TN1, Zeile 480–483.

102 Vgl. *Schindele*, wie Anm. 23, S. 228; *Achtelik*, wie Anm. 6.

103 Vgl. *Achtelik*, wie Anm. 10, S. 15.

104 Ebd. S. 14.

105 Vgl. *Achtelik*, wie Anm. 8, S. 39.

»[D]ie haben ihr ganzes erstes Jahr mit dem Kind in Köln in der Uniklinik da verbracht und das Kind ist mehrfach operiert und ich weiß gar nicht, ob es überhaupt noch lebt ((holt Luft)), und die ganze Geburt war das riesengroße Trauma und äh das Entbinden an sich (-) das Kind kommt blitzblau auf die Welt, war ein Trauma und (-) mit dieser (-) obwohl sie ja eigentlich schon den sicheren Weg dachten gegangen zu sein.«¹⁰⁶

Diese Erfahrungsberichte gehen in eigene Horrorvorstellungen von behinderten Föten ein (vgl. Ausschnitt 2.1) und führen dazu, dass Schwangere lieber weitere Test im Rahmen einer ›Diagnosespirale‹¹⁰⁷ durchführen lassen, um wirklich ›sicher‹ zu gehen. Vor der Geburt hat vor allem ein falsch positives Ergebnis erhebliche Tragweite. Wenn die Schwangeren die Untersuchungen aus einem »Vorsorgedenken«¹⁰⁸ heraus wahrnehmen, kann die Schocksituation eines auffälligen Befundes das erste Mal sein, dass sie sich mit der Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs beschäftigen. Im Kontext des gesellschaftlichen Drucks, »ein gesundes Kind zur Welt zu bringen«¹⁰⁹ und der entsprechenden Kommunikation der Ärzt*innen und Menschen im persönlichen Umfeld, steigt auch der soziale Druck, eine auffällige Schwangerschaft tatsächlich abzubrechen. Dies steht im Kontrast zum erwünschten Fötus und führt folglich zu inneren Konflikten. So erzählt Frau F:

»[I]ch kenn auch im Bekanntenkreis ein Paar, wo das Kind ((holt tief Luft)) es wurde gesagt, das wird krank auf die Welt kommen (-) und ähm es kam ein gesundes Kind. Zur Welt. [...] sie hat sich die ganze Zeit verrückt gemacht, hat dann auch psychologisch sich betreiben lassen.«¹¹⁰

Der Prozess, in dem sich die Bekannte für das Fortsetzen der Schwangerschaft entschieden hat, war von Sorgen und Ängsten geprägt. Wenn diese den Alltag dominieren, wird eine psychologische Betreuung auch ärztlich empfohlen.¹¹¹ Manche Schwangeren möchten jedoch aufgrund eines positiven Pränataltests, der potenziell auch falsch positiv sein kann, einen Abbruch vornehmen lassen. Dies schildert mir Frau E (kaufm. Angestellte, 40 Jahre, 2 Kinder):

»E: Also es ist ja so, dass es auch diese ähm ((seufzt)), falsch positiv und falsch negativ Tests gibt, Ergebnisse //gibt-//
I: //Ja.//

106 IT1, Zeile 650–654.

107 Vgl. *Achtelik*, wie Anm. 6.

108 *Daphne Hahn*: Editorial Pränataldiagnostik. In: *pro familia magazin* 42 (2014), Heft 3, S. 3–3, hier S. 3.

109 Ebd., S. 3.

110 IT3 Zeile, 139–144.

111 Vgl. *Wenzel*, wie Anm. 78, S. 217.

E: Ähm und das mit Sicherheit auch mal ähm, zu ((zögert leicht)) Abtreibungen führt, die vielleicht nicht unbedingt nötig gewesen //wären././«¹¹²

Frau E findet es gut, sich für oder gegen einen behinderten Fötus entscheiden zu können, sieht aber ›unnötige Abtreibungen‹ als Nachteil des NIPT.¹¹³ Diese sind demnach für sie nur ›nötig‹, wenn wirklich eine Behinderung vorliegt. Diese Sicht auf Pränataldiagnostik bestätigt den Vorwurf pränataler genetischer Selektion.¹¹⁴ Die Aussagekraft von positiven Testergebnissen wird teilweise hinterfragt – doch haben die Mehrzahl der hierzu vorliegenden Studien ein hohes Verzerrungspotential und berücksichtigen nicht die Tests ohne Ergebnis.¹¹⁵ Diese nicht auswertbaren »Testversager«¹¹⁶ könnten unter anderem durch das tatsächliche Vorliegen einer Trisomie mitbegründet sein, sodass das Herausrechnen dieser Bluttests die Aussagekraft des Verfahrens schönfärbt. Eine Ärztin erzählte mir auch, dass unter anderem unentdeckte Krebserkrankungen bei der Schwangeren das Ergebnis des NIPT eher positiv ausfallen lassen.¹¹⁷ Fraglich sei, wie solche »Mosaikbefunde«¹¹⁸ kommuniziert werden sollen und was noch alles unklar ist.¹¹⁹

Ausblick: Stärkung der Selbstbestimmung?

In der Ethnographie im Rahmen meiner Masterarbeit hat sich die Kombination von teilnehmender Beobachtung als Hospitantz in pränataldiagnostischen Praxen und die darin eingebetteten leitfadengestützten Interviews bewährt. Das reichhaltige Analysematerial wurde kontextuell durch das allgemeine Interesse an den gesellschaftlichen Konflikten rund um Pränataldiagnostik sowie durch die zur Zeit der Durchführung sehr aktuelle Debatte rund um die Finanzierung von nichtinvasiven Bluttests begünstigt. Die Verknüpfung von feministischer Medizinanthropologie und Disability Studies hat eine kritische Forschung zu der Entscheidungssituation von Schwangeren und ihren Perspektiven sowohl auf die Verfahren als auch auf die Föten produktiv gemacht.

Der Ausschnitt der Forschung, den ich hier vorgestellt habe, lässt sich wie folgt zusammenfassen: Schwangere sind zum Teil durch die fachärztliche

112 IT7, Zeile 210–214.

113 IT7, Zeile 216–219.

114 Vgl. *Achtelik*, wie Anm. 6.

115 *Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen*: Nicht invasive Pränataldiagnostik (NIPD) zur Bestimmung des Risikos autosomaler Trisomien 13, 18 und 21 bei Risikoschwangerschaften. Abschlussbericht, Auftragsnummer S16-06 (30.4.2018), S. 7 und S. 20. URL: https://www.iqwig.de/download/s16-06_nicht-invasive-praenataldiagnostik-nipd_abschlussbericht_v1-0.pdf (Stand: 27.9.2022).

116 *Heinkel*, wie Anm. 5.

117 TN2, Zeile 183–186.

118 TN2, Zeile 184.

119 TN2, Zeile 186–189.

Beratung und die Anwendung pränataldiagnostischer Technologien verunsichert. Dies begünstigt eine vermehrte Nutzung der pränatalen Diagnosemöglichkeiten, um subjektive Sicherheit zu bekommen. Das Praxisumfeld ist zeitgleich in gesellschaftliche Machtstrukturen und Diskriminierungen eingebettet und kein diskriminierungsfreier Raum. Etwaige Benachteiligung etwa aufgrund von realen oder vermuteten Sprachbarrieren sowie rassistisch, klassistisch oder durch ›Fat Shaming‹ gekennzeichnete Kommunikation behindern eine informierte Entscheidung und die Selbstbestimmung der Schwangeren. Es gibt ein vorwiegend vages Wissen über behinderte Menschen und ihr Leben in ableistischen Strukturen. Negative, verallgemeinernde oder ängstigende Bilder von Behinderung zeigen sich auch bei den Schwangeren. Die antizipierte Diskriminierung behinderter Kinder begünstigt den Wunsch nach einem gesunden nicht behinderten Kind. Zuletzt wird die Aussagekraft und ›Sicherheit‹ des NIPT meistens überschätzt, die Folgen darauf basierender Entscheidungen können jedoch vor allem bei falsch positiven Ergebnissen weitreichend sein. Positiver formuliert sind die Schwangeren sehr zufrieden mit der Nutzung pränataler Diagnostik und dem Bluttest, sofern sie ein klares Ziel damit verfolgen und ihre Handlungsoptionen kennen. Eine umfassende und respektvolle Beratung ermöglicht selbstbestimmte Entscheidung. Positivbeispiele hierfür mögen in diesem Ausschnitt meiner Forschung aufgrund des Formats zu kurz kommen. Gleichwohl sind nur die reale Umsetzung von Inklusion und die umfassende Unterstützung von Eltern mit behinderten Kindern die Bedingungen, die eine wirklich freie Entscheidung für oder gegen genetische Tests erst ermöglichen.

Für weitere Forschungen ist es wichtig, die Perspektiven von nichtweiblichen Schwangeren zu fokussieren. Zudem können die zweite Person des Elternpaares oder andere erziehungsrelevante Personen eine spannende Ergänzung zu den Perspektiven Schwangerer darstellen.

Die Kassenfinanzierung von pränatalen Bluttests soll nach der Aufnahme einer eigens für den NIPT erstellten Versicherteninformation »[v]orausichtlich [...] ab Frühjahr 2022«¹²⁰ in der Praxis möglich werden. Diese Finanzierungsmöglichkeit betrifft zwar nur sogenannte »Schwangerschaften mit besonderem Überwachungsbedarf sowie Schwangerschaften mit besonderen Risiken und Risikogeburten«¹²¹, dies umfasst allerdings beispielhaft auch Erstgebärende ab 35 Jahren und Personen, bei denen der Geburtster-

120 Vgl. *Gemeinsamer Bundesausschuss*: Antworten auf häufig gestellte Fragen zum NIPT auf Trisomien (o.J.). URL: <https://www.g-ba.de/themen/methodenbewertung/ambulant/frueherkennung-krankheiten/erwachsene/schwangerschaft-mutterschaft/faqs-nipt/#ab-wann-genau-ubernehmen-die-krankenkassen-die-kosten-fur-einen-nichtinvasiven-pranataltest-auf-trisomien-und-die-damit-verbundene-arztliche-aufklarung-und-beratung> (Stand: 27.9.2022).

121 *Gemeinsamer Bundesausschuss*: Richtlinien des Gemeinsamen Bundesausschusses über die ärztliche Betreuung während der Schwangerschaft und nach der Entbindung (›Mutterschafts-Richtlinien‹) (zuerst 10.12.1985, zuletzt geändert am 16.9.2021). URL: https://www.g-ba.de/downloads/62-492-2676/Mu-RL_2021-09-16_iK-2022-01-01.pdf, hier S. 10 (Stand: 27.9.2022).

min unklar ist. Es ist zu vermuten, dass der Druck auf Schwangere zur Nutzung eben dieser Technologie und zum Austragen nicht behinderter Föten wächst. Eine ethnographische Forschung zu der kommenden Situation von Schwangeren in pränataldiagnostischen Kontexten scheint daher erforderlich, um etwaige Veränderungen oder Kontinuitäten zu den vorgelegten Ergebnissen zu untersuchen. Die medizinische Beratung kann nicht immer die Sorgen und Ängste der Patient*innen auffangen, sodass eine Überarbeitung der kassenärztlichen Leitfäden hin zu einem stärkeren Fokus auf unabhängige Beratungsangebote hilfreich sein kann. Die neue Versicherteninformation für den NIPT stellt einen Versuch in diese Richtung dar – ob eine Stärkung der freien Entscheidung wirklich gelingt, bleibt abzuwarten.



Alexandra Wolf, M. A.
alexandra_wolf@posteo.de

NICHT WEISS GENUG FÜR MÜNDIGKEIT?

Jannis Muser

Migrantische Sexarbeiterinnen¹ werden auf intersektionale Weise rassifiziert und ethnisiert, was sich insbesondere in den entmündigenden Diskursen der ›Armutsprostitution‹ und ›Zwangsprostitution‹ spiegelt. So wird eine rechtliche Sonderstellung von Sexarbeit gerechtfertigt, die sich in Form von Kriminalisierung und intensiver Kontrolle auswirkt.² Um zu untersuchen, inwiefern dies in der behördlichen Praxis zu institutioneller Diskriminierung führt, habe ich sieben Expert:inneninterviews mit neun Mitarbeiter:innen von Beratungsstellen für Sexarbeiter:innen in deutschen Städten durchgeführt. Ich habe ausschließlich Interviewpartner:innen ausgewählt, die sich parteiisch für die Rechte und Interessen der Sexarbeiter:innen einsetzen. Diese beraten Sexarbeitende zu rechtlichen und gesundheitlichen Aspekten und unterstützen sie bei Kontakt mit den Behörden, etwa bei der Stellung von Anträgen. Abolitionistische Beratungsstellen, die eine Abschaffung der Sexarbeit erreichen wollen und hauptsächlich ›Ausstiegsberatung‹ durchführen, habe ich nicht befragt, da deren Arbeit auf einer Verurteilung von Sexarbeit beruht. Interviews direkt mit migrantischen Sexarbeiter:innen durchzuführen, war mir aufgrund von Zugangsbarrieren in dem von – durch intensive staatliche Kontrolle bedingten – Misstrauen geprägten Feld nicht möglich. Dies bleibt eine Lücke, deren Schließung in der weiteren Forschung wünschenswert wäre.

In den geführten Interviews wird darüber berichtet, dass migrantische Sexarbeiterinnen in Deutschland bei Kontakt mit Polizei, Ordnungsämtern, Gesundheitsämtern und Jobcentern institutionalisierte Diskriminierung erfahren. Diese zeigt sich in Form von Entmündigung, Demütigung, gezielten Kontrollen, geringem Rechtsschutz und dem Ausschluss von Leistungen. Je weiter östlich in Europa das Herkunftsland liegt und je geringer die Deutschkenntnisse sind, desto stärker ist die Diskriminierung ausgeprägt und sexarbeitende Romnja sind besonders betroffen. Internalisierungspro-

1 Es ist mir wichtig anzumerken, dass es sich bei der *migrantischen Sexarbeiterin* (ebenso wie der gegenübergestellten *weißen* deutschen Sexarbeiterin) auch um ein Konstrukt handelt, das kritisch betrachtet werden muss. Um die in der Praxis gezogenen Trennlinien zu analysieren, muss ich diese Begrifflichkeiten jedoch leider zum Teil reproduzieren. Als *migrantisch* bezeichne ich hier Personen, die aus einem ›nichtwestlichen‹ Land nach Deutschland migriert sind.

2 Vgl. *Laura María Agustín*: Sex at the margins: migration, labour markets and the rescue industry. London 2008; *Jenny Künkel/Kathrin Schrader*: Prekarität und Vulnerabilität in der Sexarbeit. Kritische Anmerkungen zum Diskurs der ›Armutsprostitution‹ aus intersektionaler Perspektive. In: Regina-Maria Dackweiler/Alexandra Rau/Reinhild Schäfer (Hg.): Frauen und Armut – feministische Perspektiven. Opladen 2019 (= Geschlechterforschung für die Praxis, Bd. 5); *Paola Gioia Maciotti* u. a.: ›SEXHUM POLICY REPORT‹ – Sexual Humanitarianism. Understanding Agency and Exploitation in the Global Sex Industry 2021. URL: <http://rgdoi.net/10.13140/RG.2.2.18585.34408> (Stand: 16.11.2021).

zesse führen zu niedrigem Selbstwertgefühl und geringem Beschwerdeverhalten. Dennoch üben migrantische Sexarbeiterinnen passiven Widerstand aus, indem sie sich durch Vortäuschen von Unwissen oder sprachlichem Unverständnis manchen Kontrollen entziehen.

Sonderrolle der Sexarbeit

Auch wenn Sexarbeit seit der Abschaffung der Sittenwidrigkeit in Deutschland 2002 legal ist, wird ihre Ausübung durch Sonderbehandlungen beispielsweise im Gewerbe- und Baurecht sowie in der lokalpolitischen Praxis in erheblichem Maße kriminalisiert. Spätestens seit dem Inkrafttreten des Prostituiertenschutzgesetzes 2017 sind Sexarbeiter:innen in Deutschland intensiver staatlicher Kontrolle unterworfen. Zwangsanmeldung und obligatorische Gesundheitsberatung erfordern regelmäßige Behördenbesuche, die Einhaltung der Kondompflicht wird durch Überraschkontrollen während der Dienstleistung überprüft und auch die Kontrolle von Privatwohnungen, die als Arbeitsort genutzt werden, darf unangekündigt stattfinden.³ Mit den Arbeitsverboten im Zuge der Infektionsschutzmaßnahmen aufgrund der Corona-Pandemie im Frühjahr 2020 und Winter 2020/21 erreichten die Kontrollen einen neuen Höhepunkt, da viele Sexarbeitende aufgrund mangelnder Alternativen weiter ihrem Beruf nachgingen. Die strenge Regulierung von Sexarbeit führt jedoch zu erhöhter Gewalt gegenüber Sexarbeiterinnen, da sie »gesteigerte (legale) Diskriminierung, Exklusion, Isolation und Kriminalisierung von Sexarbeitenden ermöglicht und sie zu leichten Opfern von Kriminellen, Raub, und Hasskriminalität macht«. ⁴ Paradoxerweise berichten in einer europaweiten Studie ähnlich viele Sexarbeiter:innen von Gewalt, ausgeübt von Polizist:innen (6%), wie von Gewalt, ausgeübt von Organisator:innen im Sexgewerbe (7%).⁵

Einerseits ist die außergewöhnliche Intensität dieser Regulationen auf die gesellschaftliche Stigmatisierung von Sexarbeit zurückzuführen. Das Sexgewerbe wird abgewertet und moralisch verurteilt, »partiell kriminalisiert und es wird ihm die volle gewerberechtliche Anerkennung verweigert«. ⁶ Durch die Narrative von »Armut prostitution« und »Zwang prostitution« wird ohne empirische Basis »die Prostituierte« als willenloses und unmündiges Opfer von Gewalt und Armut konstruiert und in den Fokus von Kontrollen ge-

3 Vgl. *Doña Carmen e.V.* (Hg.): Entrechtung durch Schutz. Streitschrift gegen das Prostituiertenschutzgesetz. Frankfurt am Main 2019.

4 TAMPEP: Sex Work in Europe. A Mapping of the Prostitution Scene in 25 European Countries, 2009. URL: <https://www.nswp.org/sites/nswp.org/files/TAMPEP%202009%20European%20Mapping%20Report.pdf> (Stand: 2.3.2021), S. 36 f., Übersetzung vom Autor.

5 Vgl. ebd., S. 36.

6 *Kathrin Schrader*: Feministische Perspektiven auf Sexarbeit – ein Vorwort. In: Jenny Künkel/Kathrin Schrader (Hg.): Sexarbeit: feministische Perspektiven. Münster 2019, S. 5–16, hier S. 6.

rückt.⁷ So wird eine Gesetzgebung gerechtfertigt, die primär auf den Schutz der Sexarbeiter:innen vor Menschenhandel ausgerichtet ist und auf intensive Kontrolle setzt. Dies ist insofern paradox, als dass sich eine vertrauensvolle Beziehung als wichtigste Grundlage für die Erkennung von Opfern von Menschenhandel erweist.⁸ Kontrolle und Kriminalisierung hingegen drängen Sexarbeiter:innen in die Unsichtbarkeit und Prekarität, was den Zugang erschwert und Ausbeutung erleichtert.⁹ Paola Gioaia Maciotti u. a. zeigen ein umgekehrt proportionales Verhältnis zwischen der Kriminalisierung migrantischer Sexarbeiter:innen und ihren Möglichkeiten, ihre Rechte (gerichtlich) zu schützen.¹⁰ Die Rechtsprechung und -praxis scheinen im Ergebnis also auf die Eindämmung von insbesondere migrantischer Sexarbeit zu zielen.¹¹

Sexarbeit ist so stark wie kaum eine andere Branche von Migration geprägt. Auch wenn verlässliche Zahlen fehlen, ist davon auszugehen, dass der Großteil der Sexarbeitenden in Deutschland aus dem globalen Süden und aus Osteuropa nach Deutschland migriert ist.¹² Als Migrantinnen unterliegen diese Sexarbeiterinnen ohnehin »Prekarisierungsprozesse[n], die erst durch das Aufenthaltsrecht [und] ethnische Diskriminierung [...] entstehen«.¹³ Wie die Humangeografin Jenny Künkel in ihrer Studie zu Neoliberalisierungsprozessen in der städtischen Regierung von Sexarbeit herausgearbeitet hat, wird migrantische Sexarbeit im urbanen Raum als ›schlecht‹ markiert. Nichtmigrantische, weniger prekäre Sexarbeit hingegen wird zum Teil – besonders deutlich bei der Reeperbahn in Hamburg – sogar ins Stadtmarketing eingebunden.¹⁴ Zu dem individuellen Erleben von Rassismus durch die Sexarbeiter:innen wurde im deutschsprachigen Raum ausschließlich in der Schweiz geforscht. Dabei wurde festgestellt, dass Schwarze Sexarbeiter:in-

7 Vgl. *Agustín*, wie Anm. 2; *Künkel/Schrader*, wie Anm. 2; *Maciotti* u. a., wie Anm. 2; *Maritza Le Breton*: Sexarbeit als transnationale Zone der Prekarität. Migrierende Sexarbeiterinnen im Spannungsfeld von Gewalterfahrungen und Handlungsoptionen. Wiesbaden 2011.

8 Vgl. *Cornelia Helfferich/Barbara Kavemann/Heike Rabe*: Determinanten der Aussagebereitschaft von Opfern des Menschenhandels zum Zweck sexueller Ausbeutung. Eine qualitative Opferbefragung. Köln 2010 (= Polizei + Forschung, Bd. 41).

9 Vgl. *Serena O Dankwa/Christa Ammann*: Profiling und Rassismus im Kontext Sexarbeit ›Overpoliced and Underprotected‹. In: Mohamed Wa Baile (Hg.): *Racial Profiling*. Bielefeld 2019, S. 155–171; *Jenny Künkel*: Sex, Drugs & Control: das Regieren von Sexarbeit in der neoliberalen Stadt. Münster 2020 (= Raumproduktionen, Bd. 34).

10 Vgl. *Maciotti* u. a., wie Anm. 2.

11 Vgl. *Doña Carmen e. V.*, wie Anm. 3; *Annette Hulan*: Frauenhandel in Deutschland: Im Spannungsfeld von Abschiebungspolitik und Prostitution. Marburg 2014.

12 Vgl. *Emilija Mitrović/Udo Gerheim/Yolanda M. Koller-Tejeiro* (Hg.): Arbeitsplatz Prostitution: ein Beruf wie jeder andere? Hamburg 2007 (= Gender Studies in den angewandten Wissenschaften, Bd. 4).

13 *Jenny Künkel*: Prostitutionsdiskurse und Regulierungen. In: dies./ Kathrin Schrader (Hg.): Sexarbeit: feministische Perspektiven. Münster 2019, S. 17–27, hier S. 19.

14 Vgl. *Künkel*, wie Anm. 9.

nen (1) häufiger und intensiver von der Polizei kontrolliert werden als ihre *weißen* Kolleg:innen, (2) ihnen pauschal Kriminalität unterstellt wird und sie daher einen geringeren Rechtsschutz genießen und sie (3) von Kunden¹⁵ und *weißen* Kolleg:innen diskriminiert werden.¹⁶ Auffällig dabei ist der Widerspruch zwischen der diskursiven Viktimisierung von Sexarbeiter:innen und ihrer Kriminalisierung im Kontakt mit Polizei und Justiz.

Von Rassismus zu Differentiated Whiteness

Die vorliegende Forschung nimmt eine postkolonial informierte Perspektive¹⁷ auf Migration, Zugehörigkeit und die staatliche Ausübung von Macht ein. Neben Rassismuskritik beziehe ich mich auf die Begriffe der Ethnisierung, des Antislawismus und des Antiziganismus, um die Erfahrungen des großen Anteils an *weißen*, osteuropäischen Migrant:innen in der Sexarbeit in Deutschland abbilden zu können.

In Kürze lässt sich Rassismus als »die Verknüpfung von Vorurteil mit institutioneller Macht«¹⁸ definieren. Rassismus wird damit von drei Merkmalen charakterisiert:

- Der Konstruktion von Differenz aufgrund einer rassifizierten oder religiösen Zugehörigkeit, die nicht der *weißen*, christlichen Norm entspricht,
- der Hierarchisierung der konstruierten Unterschiede (was das Vorurteil konstituiert) sowie
- der (historischen, politischen, sozialen und ökonomischen) Macht, die konstruierten und hierarchisierten Unterschiede wirksam werden zu lassen.¹⁹

Als Strategie zur Rechtfertigung des (west-)europäischen Kolonialismus entstanden, baut Rassismus auf der Behauptung sichtbarer Unterschiede zwischen verschiedenen ›Menschenrassen‹ auf. Dabei wurde, wobei dieser Prozess keineswegs abgeschlossen ist, *weiß*-Sein als überlegene und gleich-

15 Auch wenn sexuelle Dienstleistungen durchaus auch von Kundinnen in Anspruch genommen werden, treten in dem hier untersuchten prekäreren Sektor quasi ausschließlich Männer als Freier auf.

16 *Dankwa/Ammann*, wie Anm. 9, S. 155–171; *Christiane Howe*: Milliardengeschäft illegale Prostitution. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte B 52–53* (2004), Beilage vom 20.12.2004, S. 33–38; *Maritza Le Breton*: Sexarbeit als transnationale Zone der Prekarität. Migrierende Sexarbeiterinnen im Spannungsfeld von Gewalterfahrungen und Handlungsoptionen. Wiesbaden 2011; *Kollaborative Forschungsgruppe Racial Profiling* (Hg.): *Racial Profiling. Erfahrung, Wirkung, Widerstand*. Berlin 2019.

17 Aufbauend unter anderem auf den Werken von Gayatri Chakravorty Spivak und Edward Said.

18 *Noah Sow*: Rassismus. In: Susan Arndt/Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*. Münster 2011, S. 37–37, hier S. 37.

19 Vgl. *Grada Kilomba*: *Plantation Memories: Episodes of Everyday Racism*. Münster 2008.

zeitig unsichtbare Norm etabliert und mit positiv konnotierten Eigenschaften wie Zivilisiertheit, Rationalität und Modernität versehen. In der *weißen* (westlichen/europäischen) Gesellschaft tabuisierte Eigenschaften (wie Aggressivität und Sexualität) wurden auf die als ›rückständig‹, ›wild‹ und ›natürlich‹ konstruierten Gesellschaften und Subjekte projiziert. So entstand der als ›Bürde des *weißen* Mannes‹ bezeichnete Mythos, *weiße* müssten den Rest der Welt zivilisieren und modernisieren. Seitdem hat Rassismus eine (hauptsächlich terminologische) Verschiebung hin zu ›Kultur‹, ›Ethnie‹ und ›Religion‹ unterlaufen.²⁰ So dient Rassismus weiterhin als ›institutionalisiertes System, in dem soziale, wirtschaftliche, politische und kulturelle Beziehungen für *weißen* Alleinherrschaftserhalt wirken‹.²¹ Der Prozess permanenter Grenzziehung, in dem Menschen, die von der *weißen*, christlichen, westlichen Norm abweichen, als ›anders‹ konstruiert werden, lässt sich als ›Othering‹ beziehungsweise ›Veränderung‹ bezeichnen.²² Rassistisches Othering, also der Prozess, in dem BIPOC mit rassistischen Zuschreibungen versehen und als ›anders‹ markiert werden, wird als Rassifizierung bezeichnet.

Rassismus wirkt nicht als einfache Trennlinie zwischen ›Schwarz‹ und ›weiß‹, sondern ist eng mit Gender als Strukturkategorie verknüpft. Einerseits sind BIPOC-Männer und -Frauen unterschiedlichen Zuschreibungen ausgesetzt. *Weiß*e Frauen wurden als pur und sittlich imaginiert, BIPOC-Frauen hingegen als (sexuell) wild und schmutzig.²³ Dies geht einher mit Prozessen der Exotisierung. Dabei werden insbesondere BIPOC-Frauen vermeintlich positive Eigenschaften wie Natürlichkeit und Erotik zugeschrieben. Dies geschieht jedoch immer in Abgrenzung zum *weiß*-Sein. Entsprechend erfahren BIPOC-Frauen andere Formen von Rassismus als BIPOC-Männer. Dabei besteht eine deutliche Parallele zwischen der Konstruktion migrantischer (insbesondere Schwarzer) Sexarbeiter:innen als unmündig und hilflos, sexuell unkontrolliert und unmoralisch zu kolonial-rassistischen Bildern von der ›wild

Sexualität Schwarzer Frauen‹, die es demnach durch westliche Zivilisierung zu zähmen gilt.²⁴

Da sich unter den aus Osteuropa migrierten Sexarbeiterinnen ein relevanter Anteil an Romnja befindet, spielt antiziganistische Diskriminierung in dem Kontext eine wichtige Rolle. Neben der Unterstellung einer Ausbeutung der Mehrheitsgesellschaft durch Diebstahl oder Betrug zählt zu antiziganisti-

20 Vgl. Susan Arndt: Rassismus. In: Arndt/Ofuatey-Alazard, wie Anm. 18, S. 37–43; dies.: Ethnie. In: ebd., S. 632–633; Kilomba, wie Anm. 19.

21 Sow, wie Anm. 18.

22 Vgl. Gayatri Chakravorty Spivak: The Rani of Sirmur: An Essay in Reading the Archives. In: History and Theory 24 (1985), Heft 3, S. 247–272, hier S. 247.

23 Kilomba, wie Anm. 19.

24 Vgl. May-Len Skilbrei: The ›Normal‹ and the ›Other‹ Woman of Prostitution Policy Debates: New Concerns and Solutions. In: May-Len Skilbrei/Marlene Spanger (Hg.): Understanding Sex for Sale: Meanings and Moralities of Sexual Commerce. In: Interdisciplinary Studies in Sex for Sale 5 (2019), S. 161–179.

schen Mustern die Projektion sexueller Fantasien auf die als unsittlich imaginierten Frauen, wodurch eine Antithese zur anständigen *weißen* Bürgerin gebildet wird.²⁵

Auch *weiße* osteuropäische Migrant:innen, die in ihren Heimatländern der Mehrheitsgesellschaft angehören, sind von ethnisierenden Veränderungen betroffen und Prozessen der Prekarisierung, Viktimisierung und Entmündigung ausgesetzt. Abwertende Repräsentationen des ›slawischen‹ Osteuropas haben in Deutschland eine lange Tradition.²⁶ Die Vorstellung einer kulturellen Einheit aller slawischen/slawischsprachigen ›Völker‹ ging einher mit Repräsentationen des ›slawischen Ostens‹ als primitiver, unterentwickelter oder leerer Raum, dessen Bevölkerung auf westliche zivilisatorische Hilfe angewiesen sei.²⁷ Zu Beginn des 21. Jahrhunderts²⁸ werden osteuropäische Männer als kriminell und patriarchal imaginiert; osteuropäische Frauen gelten als übermäßig sexuell und unemanzipiert und werden schnell für Sexarbeiter:innen gehalten.²⁹ Die Konstruktion und gleichzeitige Abwertung eines einheitlichen Osteuropas suggeriert einerseits Parallelen zu rassistischen Wirkungsmechanismen. Andererseits sind die verhandelten Subjekte phänotypisch oft *weiß* und können ihr *weiß*-Sein stets als Ressource instrumentalisieren, um sich von Schwarzen Subjekten oder People of Color abzugrenzen.³⁰ Die *weiße* Position ist also relational zur westeuropäischen Norm nach räumlichen und sozialen Verortungen ausdifferenziert, was sich als »differentiated whiteness«³¹ beschreiben lässt. Osteuropäische Subjekte sind also »nicht-ganz-so *weiß*«³² wie westeuropäische Subjekte und als Immigrant:innen in Westeuropa mit abwertenden Zuschreibungen und eingeschränkten Möglichkeitsräumen konfrontiert. Andererseits kann ihnen, abhängig von Faktoren wie Sprache, Klasse, Bildung und Aufenthaltsdauer

25 Vgl. *Jan Severin*: Antiziganismus. In: Arndt/Ofuatey-Alazard, wie Anm. 18, S. 66–74.

26 Vgl. *Wulf D. Hund*: Wie die Deutschen weiß wurden. Kleine (Heimat)Geschichte des Rassismus. Stuttgart 2017.

27 Vgl. *Kristin Leigh Kopp*: Germany's Wild East. Constructing Poland as Colonial Space. Ann Arbor 2012 (= Social History, Popular Culture, and Politics in Germany).

28 Durch den russischen Angriffskrieg auf die Ukraine haben sich im Frühjahr 2022 Differenzierungen ergeben, die zum Zeitpunkt der Forschung noch nicht abzusehen waren. Ob diese tatsächlich zu einem anhaltenden Abbau antislawischer Vorurteile führen, bleibt jedoch abzuwarten und erscheint vor dem Hintergrund der allzu schnell gekippten ›Willkommenskultur‹ von 2015 leider unwahrscheinlich.

29 Vgl. *Daria Krivonos/Anastasia Diatlova*: What to Wear for Whiteness?: ›Whore‹ Stigma and the East/West Politics of Race, Sexuality and Gender. In: *Intersections* 6 (2020), Heft 3, S. 116–132.

30 Vgl. *Susan Arndt*: Mythen des weißen Subjekts. Verleugnung und Hierarchisierung von Rassismus. In: Maureen Maisha Eggers (Hg.): *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*. Münster 2005, S. 340–362.

31 *Linda Lapina/Manté Vertelytė*: ›Eastern European‹, Yes, but How? Autoethnographic Accounts of Differentiated Whiteness. In: *NORA – Nordic Journal of Feminist and Gender Research* 28 (2020), Heft 3, S. 237–250, hier S. 4.

32 Ebd. S. 3, eigene Übersetzung.

auch eine Zugehörigkeit zur Mehrheitsgesellschaft zugesprochen werden.³³ Da dies rassifizierten Subjekten nicht möglich ist, bietet es sich an, in Bezug auf Osteuropa nicht von Rassifizierung, sondern von Ethnisierung zu sprechen.³⁴

Die Wahrnehmung migrantischer Sexarbeiterinnen in Deutschland ist also durch Rassismus, Antiziganismus und Ethnisierung geprägt. Diese Diskriminierungsformen kontrastieren die migrantischen Sexarbeiterinnen aus Osteuropa und dem globalen Süden mit den Normen eines vermeintlich homogenen Westeuropas. Dadurch werden sie als grundlegend ›anders‹ konstruiert und vom westeuropäischen ›Eigenen‹ abgegrenzt, was zur Legitimation eines ›anderen‹, diskriminierenden Umgangs mit ihnen dient.³⁵ So findet in der Regulierung von Sexarbeit eine gesellschaftliche Aushandlung nicht nur von Sexualität, sondern ebenso von Migration statt.

Empirische Analyse: Formen der Diskriminierung migrantischer Sexarbeiterinnen

Als empirische Basis habe ich sieben Expert:inneninterviews mit neun Mitarbeitenden von parteiischen Beratungsstellen für Sexarbeiter:innen durchgeführt. Die Berater:innen sind mit einer Vielzahl von Sexarbeitenden in Kontakt und bekommen einen tiefen Einblick in ihre Arbeitsverhältnisse. In den gesellschaftlichen und politischen Aushandlungsprozessen im Bereich der Sexarbeit zählen sie zu den wenigen Akteur:innen, die sich für die Rechte von Sexarbeitenden einsetzen. Aufgrund ihrer parteiischen Arbeitsweise ist zu erwarten, dass die Berater:innen die Berichte der Sexarbeitenden, so meine These, nicht zu deren Nachteil verfälschen. Auch wenn eine Befragung der Sexarbeitenden selbst hier eine bedauernswerte Leerstelle darstellt, bieten die Beratungsstellen wertvolles Expert:innenwissen. Das Interviewmaterial habe ich in einem induktiven Kodierverfahren qualitativ ausgewertet. Aus dieser Analyse ging hervor, dass migrantische Sexarbeiterinnen von Beamt:innen der Polizei, des Ordnungs- und Gesundheitsamts sowie des Jobcenters bei Kontrollen, Anmeldung, Gesundheitsberatung und Antragsstellung diskriminiert werden. Es wurde von demütigenden Situationen berichtet, in denen ihre Arbeit abgewertet wird und sie beschämende Handlungen ausführen oder über sich ergehen lassen müssen. Entmündigung erfahren sie, indem männliche Begleitung bei der Anmeldung als Zuhälterei interpretiert und ihnen bei Kontrollen die Selbstbestimmtheit abge-

33 Vgl. *Linda Lapina*: Sexual Harassment or Volunteer Work? Affordances of Differentiated Whiteness. In: *Intersections* 6 (2020), Heft 3, S. 97–115.

34 Vgl. *Arndt*, wie Anm. 30.

35 Vgl. *Paweł Lewicki*: Struggles over Europe: Postcolonial East/West Dynamics of Race, Sexuality, and Gender. In: *Intersections* 6 (2020), Heft 3, S. 4–12; *Julia Lossau*: Die Politik der Verortung. Eine postkoloniale Reise zu einer anderen Geographie der Welt, Kultur und soziale Praxis. Bielefeld 2002; *Ursula Probst*: Vielschichtige Lebenswelten, komplexe Vulnerabilitäten – zur Lebens- und Arbeitssituation der Frauen am Straßenstrich im Berliner Kurfürstenkiez. In: *Zeitschrift für Sexualforschung* 33 (2020), Heft 4, S. 193–203.

sprochen wird. Insgesamt wurde in den Interviews und Gesprächen deutlich, dass migrantische Sexarbeiterinnen bei regulären Kontrollen ebenso wie Razzien von Polizei und Ordnungsamt besonders häufig und intensiv kontrolliert werden. Dabei treten Beamt:innen der Bereitschaftspolizei gegenüber den eher um Vertrauensaufbau bemühten Milieupolizist:innen tendenziell repressiver auf. Migrantische Sexarbeiter:innen wohnen, wie sich in den Interviews herausstellte, meist in der Nähe ihres Arbeitsplatzes und kamen im Corona-Arbeitsverbot häufig in Bordellen unter. Daher halten sie sich – auch ohne zu arbeiten – viel in sexarbeitstypischen Vierteln auf. Insbesondere dort wurde während des Arbeitsverbotes viel vom Ordnungsamt und von der Polizei kontrolliert. Dabei wird, so die Interviewpartner:innen, migrantischen Sexarbeiterinnen pauschal illegale Arbeitstätigkeit unterstellt und dies mit Bußgeldern oder Platzverweisen geahndet. Aufgrund der hauptsächlich repressiven und punitiven Erfahrungen haben die migrantischen Sexarbeiterinnen wenig Vertrauen in die Polizei. Häufig arbeiten sie zudem illegalisiert oder kennen die Rechtslage nicht. Daher suchen sie selten Schutz und Unterstützung bei der Polizei. Wenn sie dennoch einmal Anzeige erstatten, werden sie ihren Berichten zufolge häufig abgewiesen oder selbst beschuldigt. In den Interviews wurde berichtet, dass migrantische Sexarbeiterinnen beim Jobcenter von Leistungen wie Kindergeld oder ALG II (Arbeitslosengeld II) quasi ausgeschlossen werden. Dies geschieht dadurch, dass besonders viele Dokumente verlangt, keine oder unzureichende Sprachmittlung gestellt und falsche Informationen gegeben werden. Außerdem führen die Sonderbesteuerung von Sexarbeit nach dem Düsseldorfer Verfahren³⁶ und die Organisation der Wohnräume durch Bordellbetreiber:innen dazu, dass migrantischen Sexarbeiterinnen die für ALG II benötigten Einkommensnachweise und Meldebescheinigungen fehlen.

Institutionelle Verankerungen

In einem Interview wurde beispielsweise berichtet, dass ein einzelner Polizeibeamter besonders häufig migrantische Sexarbeiterinnen kontrollierte und bestrafte.³⁷ Welche Beamt:innen diese bewusst demütigen, strafen und ausschließen wollen, lässt sich anhand der Interviews nicht rekonstruieren. Die Interviewpartnerinnen betonten außerdem, dass manche Beamt:innen verständnisvoll und reflektiert die Frauen in ihren Anliegen unterstützen. Es sei immer eine Glücksfrage, auf wen sie träfen. Die Diskriminierung migrantischer Sexarbeiterinnen hängt also immer auch an den einzelnen Beamt:innen. Dennoch würde die Verortung des Problems allein auf individueller Ebene zu kurz greifen. Ich schließe mich dem von der kollaborativen Forschungsgruppe Racial Profiling verwendeten analytischen Verständnis

36 Das in manchen Bundesländern eingeführte *Düsseldorfer Modell* sieht eine Pauschalbesteuerung von Sexarbeit vor. Die pauschalen Steuerabgaben werden von den Bordellbetreibenden eingesammelt, wodurch die Sexarbeiter:innen häufig keine Steuerbescheide bekommen.

37 Vgl. Interview mit Beratungsstelle 7, vom 5.1.2021, Pos. 20.

von Rassismus an, »bei dem es nicht darum geht, einzelne Personen als Rassist:innen herauszustellen oder spezifische Handlungen moralisch zu verurteilen, sondern stattdessen die Mechanismen sozialer Ausschlüsse, Diskriminierungen und Stigmatisierungen zu erfassen und zu beschreiben«. ³⁸ Zum Verständnis der Diskriminierung migrantischer Sexarbeiterinnen ist eine Analyse der institutionellen Verstrickungen notwendig.

Institutionalisierte Diskriminierung

Als institutioneller Rassismus werden jene Formen rassistischer Diskriminierung erfasst, »die nicht in intentionalen Handlungen einzelner Akteure, sondern in gesellschaftlichen und organisationalen Kontexten begründet liegen«. ³⁹ In den Blick geraten so die »diskriminierenden Effekte von Gesetzen, Dienstanweisungen, institutionellen Abläufen oder vermeintlich neutralen Entscheidungen sowie im weiteren Sinne gesellschaftliche Normalitätsvorstellungen und Legitimationsmuster«. ⁴⁰ Um die Diskriminierung phänotypisch *weißer*, jedoch antislawistisch und antiziganistisch diskriminierter osteuropäischer Sexarbeiterinnen zu untersuchen, erweitere ich den Analyserahmen des institutionellen Rassismus um den Faktor der Ethnisierung. Institutionellen Rassismus und institutionelle ethnisierte Diskriminierung betrachte ich gemeinsam als institutionalisierte Diskriminierung migrantischer Sexarbeiterinnen.

In Abgrenzung zu institutionellem Rassismus ist außerdem struktureller Rassismus als analytischer Begriff gebräuchlich. Damit werden jene Rassismen, die in den Normen und Werten der Gesellschaft verankert sind, bezeichnet. Dazu gehören allgemein die durch Rassismus, Antiziganismus und Antislawismus geprägten inter- und intranationalen Machtverhältnisse und ›Othering‹-Prozesse, durch die BIPOC und Osteuropäer:innen marginalisiert und abgewertet werden. Konkret manifestieren sich diese in dem gesellschaftlichen Bild der ›unmündigen, fremdbestimmten Zwangs- oder Armutsprostituierten‹. Migrantische Sexarbeiterinnen werden gleich doppelt als Gegenbild der *weißen*, westeuropäischen, bürgerlichen Frau konstruiert: Einerseits aufgrund ihrer rassifizierten beziehungsweise ethnisierten Herkunft beziehungsweise Zugehörigkeit ⁴¹, andererseits aufgrund ihres als unmoralisch verurteilten Sexualverhaltens. ⁴² Diese Faktoren konstituieren die

³⁸ *Kollaborative Forschungsgruppe Racial Profiling*, wie Anm. 16, S. 158.

³⁹ Ebd., S. 163.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ Vgl. *Jovita Dos Santos Pinto*: Spuren. Eine Geschichte Schwarzer Frauen in der Schweiz. In: Shelley Berlowitz/Elisabeth Joris/Zeedah Meierhofer-Mangeli (Hg.): *Terra incognita? Der Treffpunkt Schwarzer Frauen in Zürich*. Zürich 2013, S. 143–185. URL: <https://boris.unibe.ch/141790/> (Stand: 28. 4. 2021); *Kilomba*, wie Anm. 19.

⁴² Vgl. *Heike Mauer*: Intersektionalität und Gouvernementalität: die Regierung von Prostitution in Luxemburg. Opladen u. a. 2018 (= *Politik und Geschlecht*, Bd. 30). URL: https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/58742/ssoar-2018-mauer-Intersektionalitat_und_Gouvernementalitaet_die_Regierung.pdf (Stand: 18. 4. 2022).

gesellschaftliche Struktur, in der sich migrantische Sexarbeiterinnen und die untersuchten Institutionen bewegen. Sie sind auf verschiedene Weise institutionalisiert.

›Othering‹ (migrantischer) Sexarbeit durch die Gesetzgebung

Das ›Othering‹ migrantischer Sexarbeiterinnen manifestiert sich deutlich in der Gesetzgebung. Die Beratungsstellen bestätigen die bereits von verschiedenen Stellen geäußerte Kritik,⁴³ dass das Prostituiertenschutzgesetz (ProstSchG) auf falschen Annahmen über das Ausmaß von Menschenhandel in der Sexarbeit basiert. Es baue auf der Vorstellung auf, dass Sexarbeit unmöglich freiwillig stattfinden könne und meist fremdbestimmt sei.⁴⁴ Insgesamt sei das Gesetz stark von Polizeibeamt:innen, die Sexarbeit als eine Form von Menschenhandel betrachten, gestaltet worden.⁴⁵ Im Effekt verstößt, wie die feministische Rechtswissenschaftlerin Sibylla Flügge aus einer Analyse der Rechtslage schließt, das ProstSchG »in vielerlei Hinsicht gegen die Grundrechte der Sexarbeiter*innen«.⁴⁶ Es schafft vielfältige Möglichkeiten der Illegalisierung von Sexarbeit und intensiviert die Kontrolle durch Ordnungsamt, Gesundheitsamt und Polizei über die Sexarbeiter:innen. Schutz wird im ProstSchG und von den ausführenden Institutionen unidimensional als Kampf gegen Menschenhandel verstanden. Die Interviewpartner:innen waren der Ansicht, dass das ProstSchG keine Schutzwirkung für die Sexarbeiterinnen entfalte.⁴⁷ Einerseits würden Frauen, die tatsächlich zur Sexarbeit gezwungen werden, dies mangels Vertrauen in Polizei und staatliche Instanzen kaum den Beamt:innen erzählen.⁴⁸ Andererseits wird der durch Anmeldung und Gesundheitsberatung intensivierte Behördenkontakt von Berater:innen und Sexarbeiterinnen eher als Schikane wahrgenommen, als dass dabei Vertrauensaufbau geschehe.⁴⁹ Auch sind viele Sexarbeiterinnen gar nicht angemeldet und arbeiten dadurch illegal, was einen vertrauensvollen Kontakt deutlich erschwert. Zudem wird die Schaffung sicherer Arbeitsplätze und gewerkschaftlicher Organisation durch die Kriminalisierung von Sexarbeit behindert.⁵⁰ Die damit einhergehende Intransparenz des Gewerbes (z. B. durch verstecktes Arbeiten) erschwert die Absprache einheitlicher Standards und Preise. Dadurch wird ein Preisverfall begünstigt, der Sex-

43 Vgl. *Doña Carmen e. V.*, wie Anm. 3; *Künkel*, wie Anm. 9.

44 Vgl. z. B. Interview mit Beratungsstelle 1, vom 30.11.2020, Pos. 50.

45 Vgl. Interview mit Beratungsstelle 6, vom 18.12.2020, Pos. 21.

46 *Sibylla Flügge*: ›Die Rechtsstellung der Sexarbeiter*innen nach dem Prostituiertenschutzgesetz‹. In: Jenny Künkel/Kathrin Schrader (Hg.): *Sexarbeit: feministische Perspektiven*. Münster 2019, S. 28–39, hier S. 39.

47 Vgl. Interview mit Beratungsstelle 1, wie Anm. 44, Pos. 95; Interview mit Beratungsstelle 3, vom 14.12.2020, Transkript Pos. 46; Interview mit Beratungsstelle 5, vom 15.12.2020, Transkript Pos. 130.

48 Vgl. Interview mit Beratungsstelle 1, wie Anm. 44, Pos. 50.

49 Vgl. ebd., Pos. 50.

50 Vgl. *Künkel*, wie Anm. 9.

arbeit zusätzlich prekariert. Ergänzt wird das ProstSchG durch vielfache Sonderregelungen für Sexarbeit beispielsweise im Baurecht (Einschränkungen der gewerblichen Nutzung von Immobilien für sexuelle Dienstleistungen) und im Strafgesetzbuch (Sperrbezirksregelungen). Statt durch Arbeits- und Wirtschaftsrecht wird das Sexgewerbe in Deutschland durch Ordnungswidrigkeits- und Strafgesetze geregelt. Dadurch sind Ordnungsamt und Polizei für Regulierung von Sexarbeit zuständig statt Arbeits- und Wirtschaftsministerium.⁵¹ Da die gesetzlichen Regelungen wie die Pflicht zur Anmeldung und Gesundheitsberatung alle Sexarbeiter:innen betreffen, liegt hier noch keine Diskriminierung vor. Soweit handelt es sich um die allgemeine Stigmatisierung von Sexarbeit, die rechtlich jedoch durch die (offizielle) Zielsetzung der Bekämpfung von Menschenhandel eng mit Migration verknüpft ist.

Es wird außerdem deutlich, dass besondere Belange migrantischer Sexarbeiterinnen im Gesetz nicht berücksichtigt werden. Mit dem ProstSchG wurde verboten, im selben Zimmer zu arbeiten und zu wohnen. Dies führt dazu, dass viele der auf dem Wohnungsmarkt stark diskriminierten Sexarbeiterinnen zu Preisen von bis zu 400 € pro Tag Zimmer von Bordellbetreibenden oder Zuhältern anmieten müssen.⁵² Außerdem werden die durch das Gesetz entstehenden Unsicherheiten von Leuten ausgenutzt, die Sexarbeiterinnen ohne rechtliche Basis vorgaukeln, sie müssten bei ihnen Zahlungen entrichten, um legal arbeiten zu können.⁵³ Auch dies betrifft insbesondere Sexarbeiterinnen mit geringen Deutschkenntnissen, die erst seit kurzem in Deutschland sind und nur eingeschränkte Informationsmöglichkeiten über die Rechtslage haben. Die Gesetzesregelungen wirken sich auf migrantische Sexarbeiterinnen also anders aus als auf ihre nichtmigrantischen Kolleginnen. Ein sich für die Rechte der Sexarbeiterinnen engagierender Bordellbetreiber, der hauptsächlich an rumänischsprachige Frauen vermietet und mich bezüglich meiner Forschung kontaktierte, berichtete, dass er den Beamt:innen bei der Evaluation der lokalen Umsetzung des ProstSchG angeboten hatte, dass seine Mieterinnen ihre Erfahrungen teilen. Die Beamt:innen lehnten dies jedoch mit dem Verweis ab, sie würden nur quantitative Daten erheben. Die Stimmen von (migrantischen) Sexarbeiterinnen werden also aus dem Gestaltungsprozess der Regelungen und damit auch der Institutionen ausgeschlossen.

Gleichzeitig verweist die Zusammenarbeit zugunsten der Sexarbeiterinnen in Düsseldorf auf die Bedeutung der lokalen Institutionen gegenüber der nationalen Gesetzgebung. Die Diskriminierung ist zwar durch die Gesetzgebung in den lokalen Institutionen verankert, der Effekt kann aber lokal auf institutioneller Ebene abgeschwächt werden. Dazu müssen sich die Institu-

51 Vgl. *Undine de Rivière*: Mein Huren-Manifest. Inside Sex-Business. München 2018.

52 Vgl. Interview mit Beratungsstelle 1, wie Anm. 44, Pos. 95.

53 Vgl. ebd., Pos. 52.

tionen jedoch zu einem gewissen Grad von dem strukturell festgeschriebenen ›Othering‹ migrantischer Sexarbeiterinnen lösen.

Racial/Ethnic Profiling bei Kontrollen zu Menschenhandel

Ein besonderer Fokus auf migrantischen Sexarbeiterinnen bei der Bekämpfung von Menschenhandel darf nicht pauschal als Diskriminierung bewertet werden. Frauen gegen ihren Willen unter Androhung und Anwendung körperlicher Gewalt zur Sexarbeit zu zwingen, stellt ein Verbrechen dar und soll bekämpft werden. Dass dies mit einem gewissen Profiling einhergeht, stellt per se noch keine Diskriminierung dar. Diskriminierend wird die behördliche und polizeiliche Praxis in dem Moment, in dem migrantische und BIPOC Sexarbeiterinnen pauschal verdächtigt werden, Opfer von Menschenhandel zu sein. In den Beispielen aus den Interviews wird deutlich, dass sie mitunter ohne konkreten Tatverdacht allein aufgrund rassifizierter beziehungsweise ethnisierter Merkmale wie (phänotypisches) Aussehen, Kleidung oder Sprache unter einen Generalverdacht gestellt werden, in illegalen Abhängigkeitsverhältnissen zu arbeiten. Bei der verpflichtenden Anmeldung und Gesundheitsberatung sowie Kontrollen durch Polizei und Ordnungsamt werden demnach die institutionell vorgesehenen Abläufe genutzt, um migrantische Sexarbeiterinnen besonders häufig und intensiv zu kontrollieren. Dies geht häufig mit Entmündigung und teils auch (intentionaler) Demütigung einher. Damit lässt sich also ein indirekt diskriminierender Effekt der Gesetzgebung beobachten: Durch den Fokus auf Menschenhandel und die Schaffung von Werkzeugen zur Eindämmung desselben gibt es den Beamt:innen die Berechtigung, migrantische Sexarbeiterinnen anders zu behandeln als ihre *weißen* deutschen Kolleginnen.

Wenn Personen aufgrund rassifizierter Merkmale (besonders intensiv) kontrolliert werden, ohne dass ein konkreter Tatverdacht oder eine spezifische Verdächtigtenbeschreibung vorliegt, lässt sich dies als Racial Profiling bewerten.⁵⁴ Diese diskriminierende Kontrollpraxis wird insbesondere im Kontext der Polizei kritisiert, kann jedoch ebenso von anderen Beamt:innen und Kontrolleur:innen in verschiedenen Kontexten und Formaten angewandt werden.⁵⁵ In Bezug auf die ethnisierten osteuropäischen Sexarbeiterinnen erweitere ich den Begriff und spreche von Racial/Ethnic Profiling.

Die Beratungsstellen berichteten von vielen Fällen, in denen migrantische Sexarbeiterinnen mit Verdacht auf Menschenhandel besonders häufig kontrolliert oder besonders intensiv befragt wurden. Außerdem wurde berichtet, dass migrantische Sexarbeiterinnen mit dem Verdacht auf illegales Arbeiten im Arbeitsverbot deutlich häufiger kontrolliert werden als ihre *weißen* deutschen Kolleginnen. In keinem der Fälle wurde jedoch berichtet, dass ein

54 Vgl. *Kampagne für Opfer Rassistischer Polizeigewalt* (Hg.): Alltäglicher Ausnahmezustand: institutioneller Rassismus in deutschen Strafverfolgungsbehörden. Münster 2016 (= *kritik_praxis*, Bd. 3).

55 Vgl. *Kollaborative Forschungsgruppe Racial Profiling*, wie Anm. 16.

konkreter Verdacht verbunden mit einer spezifischen Personenbeschreibung vorgelegen hätte. Damit ist davon auszugehen, dass den migrantischen Sexarbeiterinnen auf Basis rassifizierter beziehungsweise ethnizierter Zuschreibungen ohne konkreten Anlass unterstellt wurde, Opfer von Menschenhandel zu sein oder illegal zu arbeiten. Bei den Kontrollen handelt es sich demnach um diskriminierendes Racial/Ethnic Profiling.

Spatial Profiling

Eine versteckte Form von Racial Profiling stellt *Spatial Profiling* dar. Dies beschreibt die Praxis, migrantisch geprägte Orte als kriminelle, gefährliche Orte zu konstruieren und dort verstärkt zu kontrollieren.⁵⁶ Es werden alle an dem Ort befindlichen Personen kontrolliert, sodass der Vorwurf von Racial Profiling zunächst unangebracht scheint. Die Auswahl der Orte führt jedoch dazu, dass Migrant:innen häufiger kontrolliert werden als *weiße* Deutsche, an deren typischen Aufenthaltsorten Polizei und Ordnungsamt weniger restriktiv auftreten.

Die rassifizierten beziehungsweise ethnizierten gesellschaftlichen Machtstrukturen werden auch innerhalb der Sexarbeit wirksam. *Weiße* deutsche Sexarbeiterinnen arbeiten meist in höherpreisigen Segmenten, in kleineren Betrieben sowie im BDSM- oder Escort-Bereich.⁵⁷ Migrantische Sexarbeiterinnen hingegen haben (unter anderem aufgrund eingeschränkter Deutschkenntnisse) zu diesen Bereichen nur einen sehr begrenzten Zugang. Sie arbeiten verstärkt im sichtbareren Bereich, also auf dem Straßenstrich, in größeren Bordellen und Laufhäusern sowie in Wellness- oder Saunacclubs. Hinzu kommt, dass kleinere Bordellbetriebe, in denen privilegiertere deutsche Frauen arbeiten, häufig gar nicht in sexarbeitstypischen Vierteln liegen. Auch können sich der Mehrheitsgesellschaft zugehörige Frauen eher eine Wohnung außerhalb dieser Viertel organisieren. Dadurch können *weiße* deutsche Sexarbeiterinnen die Viertel, in denen verstärkt auf Sexarbeit kontrolliert wird, eher umgehen. Eine Ausnahme dabei bildet der ›Drogenstrich‹ als Segment der Straßensexarbeit, in dem hauptsächlich *weiße* deutsche Frauen vertreten sind.⁵⁸ Sexarbeiterinnen gruppieren sich also stark nach ihrer natio-ethno-kulturellen und sozio-ökonomischen Zugehörigkeit, was wiederum zu einer räumlichen Ausdifferenzierung führt.

Die durch das Arbeitsverbot intensivierten Kontrollen von Polizei und Ordnungsamt finden den Erkenntnissen aus den Interviews zufolge hauptsächlich dort statt, wo migrantische Sexarbeiterinnen arbeiten. Dies betrifft einerseits die Straße, wo gerade insgesamt, aber verstärkt auf für Sexarbeit

56 Vgl. *Schohreh Golian*: Spatial Racial Profiling. Rassistische Kontrollpraxen der Polizei und ihre Legitimationen. In: Mohamed Wa Baile u. a. (Hg.): Racial Profiling. Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand. Bielefeld 2019, S. 177–194.

57 Vgl. Interview mit Beratungsstelle 3, wie Anm. 47, Pos. 10.

58 Vgl. Interview mit Beratungsstelle 2, vom 2.12.2020, Pos. 34; Interview mit Beratungsstelle 4, vom 15.12.2020, Pos. 29.

bekannten Plätzen und Straßen, vermehrt Polizeikontrollen stattfinden. Andererseits werden vom Ordnungsamt insbesondere die Bordelle kontrolliert, in denen migrantische Sexarbeiterinnen arbeiten. Wohnungsbordelle, in denen nur *weiße* deutsche Frauen arbeiten, werden den Angaben in den Interviews zufolge hingegen nicht kontrolliert.⁵⁹ Zudem sind bei Kontrollen zu illegaler Straßensexarbeit im Corona-Arbeitsverbot besonders die im sichtbaren Bereich der Sexarbeit arbeitenden, migrantischen Frauen im Visier, da sie den Beamt:innen von Ordnungsamt und Polizei oft bereits von vorher bekannt sind.

Unabhängig von Maßnahmen zur Durchsetzung der Verordnungen zur Coronapandemie werden traditionell von Sexarbeit geprägte Quartiere in vielen Städten aufgrund von Gentrifizierungsprozessen verstärkt polizeilich überwacht. Kriminalisierung von Sexarbeit (unter anderem durch Sperrbezirksverordnungen) und intensivierete Kontrollen durch die Polizei und das Ordnungsamt greifen dabei ineinander, um diese Viertel durch die Verdrängung von Sexarbeit zu ›säubern‹ – also aufzuwerten. Die Regierung von Sexarbeit ist dort auch durch neoliberale Stadtpolitik geprägt. Manche Städte nutzen ihre Rotlichtviertel zwar einerseits für das Stadtmarketing, verdrängen aber gleichzeitig Sexarbeiterinnen aus diesen Vierteln, um diese ›aufzuwerten‹.⁶⁰ Künkel führt dazu aus, wie entlang rassistischer und ethnischer Zuschreibungen zwischen ›guter‹ und ›schlechter‹ Sexarbeit unterschieden wird. Die ›gute‹ Sexarbeit ist nicht prekariert und wird geduldet.⁶¹ Die ›schlechte‹ Sexarbeit hingegen wird von prekarierten Migrantinnen betrieben und wird bekämpft. Auch diese räumliche Ausgrenzungspraxis trifft, da insbesondere der sichtbare Bereich von Sexarbeit betroffen ist, eben verstärkt migrantische Sexarbeiterinnen. Wenn in sexarbeitstypischen Vierteln vor allem migrantische Sexarbeiterinnen kontrolliert werden, geschieht das weder zufällig, noch handelt es sich um Einzelfälle. Vielmehr ist es ein Effekt der Strukturierung von Raum nach rassifizierten und ethnisierten Grenzziehungen.

Selbstbestätigung von Racial/Ethnic Profiling

»[G]erade in der Prostitution gibt es ja dieses gewisse Bild was man von Prostituierten hat, da gibt's immer den Zuhälter, die Drogen, den Zwang, also die Zwangsprostitution, den Menschenhandel, all solche Dinge, das verkörpert man immer und gerade auch die Polizei, denk ich, wird ganz oft zu Einsätzen gerufen, die erst mal augenscheinlich dieses Bild haben, und ich glaube, das setzt sich dann in diesen Poli-

59 Vgl. Interview mit Beratungsstelle 2, wie Anm. 58, Pos. 18.

60 Interview mit Beratungsstelle 6, wie Anm. 45, Pos. 69; Interview mit Beratungsstelle 7, vom 5. 1. 2021, Transkript Pos. 94.

61 Vgl. Künkel, wie Anm. 9.

zisten auch fest, so nach dem Motto, ›ja, alles klar, sieht genauso aus wie man sich das vorstellt‹.⁶²

Die Interviewpartnerin beschreibt, dass sich rassistische und ethnisierende Vorurteile in der polizeilichen Praxis in einem Zirkelschluss bestätigen. Dies wird besonders deutlich bei dem Einsatz von Scheinfreiern durch das Ordnungsamt zur Kontrolle der Einhaltung des durch Corona begründeten Arbeitsverbotes. Im Beispiel der Scheinfreier werden die Kontrollierten sogar dazu angeregt, eine Ordnungswidrigkeit zu begehen. Die Unterstellung, migrantische Sexarbeiterinnen würden stärker als ihre *weißen* deutschen Kolleginnen zu Kriminalität neigen, führt dazu – so die Beraterin –, dass ihnen durch gezielte Kontrollen auch mehr Ordnungswidrigkeiten nachgewiesen werden. Die (rassistischen und ethnisierenden) Stereotype von Zuhälterei und ›Zwangsprostitution‹ führen dazu, dass Polizei und Ordnungsamt überproportional häufig Kontrollen und Einsätze dort durchführen, wo diese Bilder (vermeintlich) bestätigt werden. Damit wird zugleich der Öffentlichkeit suggeriert, dass die Sexarbeiterinnen und ihr Umfeld eine Gefahr für die öffentliche Ordnung darstellen. So »erscheinen die diskriminierenden Kontrollen in der Folge als rechtmäßig und legitim, obwohl sie mehrheitlich Personen treffen, gegen die kein konkreter Tatverdacht vorliegt«.⁶³ Die auf migrantische Sexarbeiterinnen fokussierten Einsätze prägen die polizeiliche Erfahrung, die wiederum als Rechtfertigung für weitere Kontrollen herangezogen wird. Das polizeiliche Erfahrungswissen stellt also rassistisches Alltagswissen dar, das sich in der polizeilichen Praxis manifestiert.⁶⁴ Johanna Mohrfeld hält dazu fest: »Rassistisch motivierte Berufserfahrung erhält damit einen professionellen Anstrich.«⁶⁵ Die diskriminierende Praxis der gezielten Kontrolle migrantischer Sexarbeiterinnen ohne konkreten Tatverdacht schafft also selbst die Erfahrung, die zu ihrer Legitimation herangezogen wird. Diskriminierendes Racial/Ethnic Profiling wird so gleichzeitig kaschiert und institutionalisiert.

Diese institutionelle Legitimierung und Begünstigung von Diskriminierung erschwert es den Aggressor:innen, die durch sie verursachten individuellen Verletzungen und strukturellen Ungleichheiten zu erkennen.⁶⁶ So sind die Entmündigungen und Kontrollen häufig aus einem ›Helfersyndrom‹ heraus motiviert. Aufbauend auf der Annahme, dass migrantische Sexarbeiterinnen hilflos seien und nur unfreiwillig ihrer Arbeit nachgehen könnten, erfolgen viele diskriminierende Handlungen in der Überzeugung, ihnen zu helfen. Bei der Unterstellung von Zuhälterei und Menschenhandel werden Männer aus den Herkunftsländern der Sexarbeiterinnen als ›Täter‹ dargestellt, aus

62 Interview mit Beratungsstelle 1, wie Anm. 44, Pos. 128.

63 *Kollaborative Forschungsgruppe Racial Profiling*, wie Anm. 16, S. 183 f.

64 Vgl. *Johanna Mohrfeld*: Die Farbe der (Un-)Schuld. In: Kampagne für Opfer Rassistischer Polizeigewalt, wie Anm. 54, S. 47–84.

65 Ebd., S. 61.

66 Vgl. *Derald Wing Sue* u. a.: Racial Microaggressions in Everyday Life: Implications for Clinical Practice. In: *American Psychologist* 62 (2007), Heft 4, S. 271–286.

deren Händen die Sexarbeiterinnen von Polizei und Ordnungsamt gerettet werden müssten.⁶⁷ Dabei greift die von Spivak geprägte Formel von den »weißen Männern, die braune Frauen vor braunen Männern retten«.⁶⁸ Die Verantwortung für die prekäre Situation der Sexarbeiterinnen wird rassifizierten beziehungsweise ethnisierten Männern zugesprochen. So erscheint der Eingriff der *weißen*, deutschen Institutionen als Hilfe. Die Darstellung von Sexarbeit als unmoralisch lässt diese ›Hilfe‹ zudem als Befreiung aus einer unmoralischen Form der Weiblichkeit wirken.

Institutionalisierte Ausschlüsse beim Jobcenter

Durch das pandemiebedingte Arbeitsverbot wurde zudem sichtbar, dass es migrantischen Sexarbeiterinnen häufig fast unmöglich gemacht wird, ALG II zu beantragen. Hier entsteht Diskriminierung aus dem Zusammenspiel verschiedener Institutionen.⁶⁹ In Angestelltenverhältnissen würde bezüglich der von den Bordellen nicht ausgestellten Bestätigungen die Bestimmung greifen, dass Pflichtverletzungen durch die Arbeitgeber:in nicht zum Nachteil der Arbeitnehmer:in ausgelegt werden. Da die Sexarbeiterinnen selbstständig arbeiten, bekommen sie jedoch keine derartige Deckung. Da hier das Jobcenter nicht auf die besondere Situation migrantischer Sexarbeiterinnen eingeht, lässt sich das als ein Fall von indirekter Diskriminierung bewerten. Indirekte Diskriminierung bezeichnet das »Versagen, Unterscheidungen zu machen, wenn man durch sie unvorteilhafte Auswirkungen für andere rassistisch-ethnische Gruppen [sic] vermeiden könnte.«⁷⁰ Um eine Gleichbehandlung migrantischer Sexarbeiterinnen mit ihren in Deutschland aufgewachsenen Kolleginnen zu ermöglichen, müsste das Jobcenter Sonderregelungen einführen. In manchen Fällen reicht schon die Anmeldebescheinigung als Arbeitsnachweis aus. In den Interviews wurde jedoch deutlich, dass in den meisten Fällen nicht auf die besondere Situation migrantischer Sexarbeiterinnen eingegangen wird. Es werden tendenziell sogar mehr Dokumente verlangt.

67 Vgl. *Agustín*, wie Anm. 2.

68 *Gayatri Chakravorty Spivak*: Can the subaltern speak? Postkolonialität und subalterne Artikulation (zuerst 1988). Wien 2020, S. 81.

69 Dazu zählen der Wohnungsmarkt, auf dem Migrant:innen (insbesondere Romnja) ausgeschlossen werden, Bordelle, die keine Wohnungsgeberbestätigung ausgeben, Einwohnermeldeämter, die von Migrant:innen (in einem Beispiel insbesondere aus Rumänien und Bulgarien) mehr Dokumente verlangen, die deutsche Migrationspolitik und das Europäische Fürsorgeabkommen, die Steuerbehörde mit der Sonderbesteuerung von Sexarbeit nach dem Düsseldorfer Verfahren, das Jobcenter sowie Gerichte, die dessen Entscheidungen stützen.

70 *Philomena Essed*: Die Niederländer als Alltagsproblem – einige Anmerkungen zur Beschaffenheit von weißem Rassismus. In: dies./Chris Mullard/Helmut Essinger (Hg.): Antirassistische Erziehung: Grundlagen und Überlegungen für eine antirassistische Erziehungstheorie. Felsberg 1991 (= Theorie, Bd. 2), S. 11–44, hier S. 22.

Es treten beim Jobcenter zudem Fälle direkter Diskriminierung auf, wenn migrantischen Sexarbeiterinnen durch verstärktes Einfordern von Leistungen, Fehlinformation oder fehlende beziehungsweise unzureichende Sprachmittlung der Zugang zu Leistungen wie Kindergeld oder ALG II erschwert wird. Dies trifft nicht nur sexarbeitende Migrant:innen. Die Bundesagentur für Arbeit steht in der Kritik, mit einer an die Jobcenter ausgegebenen Arbeitshilfe unter dem Deckmantel der »Bekämpfung von bandenmäßigem Leistungsmissbrauch im spezifischen Zusammenhang mit der EU-Freizügigkeit«,⁷¹ »Jobcentermitarbeiter:innen dazu [aufzufordern], alle nichtdeutschen Unionsbürger:innen unter einen Generalverdacht zu stellen und ihren Anspruch möglichst kritisch zu prüfen.«⁷² Rassifizierende und ethnisierende Ausgrenzungen und Zuschreibungen (das Bild der ›ost-europäischen Sozialschmarotzer‹) werden also in den Jobcentern institutionalisiert und führen zu tatsächlichen Ausschlüssen, wenn migrantische Sexarbeiterinnen mangels Sozialhilfe in ihr Herkunftsland zurückkehren oder in Länder mit legalen Arbeitsmöglichkeiten migrieren.

Ein weiteres Beispiel des diskriminierenden Zusammenspiels des Jobcenters mit weiteren Institutionen stellt der Kindesentzug mit antiziganistischen Motiven dar. So wurde in einem Interview von einem System berichtet, durch das einer sexarbeitenden Romnja, die ALG II beantragt hatte, gezielt nach der Geburt ihr Kind vom Jugendamt entzogen wurde.⁷³ Dabei wurde unterstellt, dass aufgrund der Arbeit und der Lebensumstände der Mutter Kindeswohlgefährdung vorliege. Der Frau wurde angekündigt, dass sie das Kind wiederbekäme, wenn sie aus Deutschland ausreise. Die prekäre Situation wurde jedoch erst geschaffen, indem der Arbeitslosengeldantrag vom Jobcenter hinausgezögert wurde, sodass die Frau zum Zeitpunkt der Geburt keine finanziellen Mittel hatte. Mit Unterstützung einer Beratungsstelle hat die Frau durch einen Gerichtsbeschluss ihr Kind wiederbekommen, musste danach jedoch Familienhilfe in Anspruch nehmen. Zu der Zusammenarbeit verschiedener Institutionen bei rassistischer Diskriminierung bemerkt Bi-plab Basu:

»Der Fakt, dass jene Institutionen Hand in Hand arbeiten, bedeutet jedoch nicht, dass sie sich absichtsvoll miteinander absprechen

71 *Bundesagentur für Arbeit: Arbeitshilfe »Bekämpfung von bandenmäßigem Leistungsmissbrauch im spezifischen Zusammenhang mit der EU-Freizügigkeit«, interne Arbeitshilfe, fünfte Fassung, Januar 2022. URL: <https://www.tacheles-sozialhilfe.de/files/Aktuelles/2022/Arbeitshilfe-Leistungsmissbrauch-EU-Buerger-Jan22.pdf> (Stand: 15.10.2022), hier S. 1.*

72 *Harald Thomé: Thomé Newsletter 09/2021 vom 22.02.2021. URL: <https://tacheles-sozialhilfe.de/newsticker/thome-newsletter-09-2021-vom-22-02-2021.html> (Stand: 18.4.2022), o.S.*

73 Interview mit Beratungsstelle 6, wie Anm. 45, Pos. 60.

und handeln. Es bedarf keiner Verabredungen, wo bereits Konsens herrscht.«⁷⁴

Dies verdeutlicht die Rolle der strukturellen Rassismen und Ethnisierungen. Die verschiedenen Institutionen bauen auf dem gleichen Fundament aus verändernden Bildern über migrantische Sexarbeiterinnen auf. Daher greifen ihre Handlungen auch ohne Absprache perfekt ineinander und münden in Exklusion und Prekarisierung. Basu führt fort:

»Jene Institutionen, die für die Beseitigung von strukturellem und institutionellem Rassismus Maßnahmen hätten entwickeln können, blenden das Problem aus.«⁷⁵

Da institutionalisierte Diskriminierung migrantischer Sexarbeiterinnen weder von Politik noch Polizei, Ordnungsamt, Gesundheitsamt oder Jobcenter als Problem anerkannt wird, wird nicht gegen sie vorgegangen.

Regierung von Sexarbeit als Eindämmung von Migration

Die Regierung migrantischer Sexarbeiterinnen dient zudem der Eindämmung von Migration. Dies zeigt sich, wenn migrantischen Sexarbeiterinnen das Beantragen von ALG II und Kindergeld systematisch erschwert wird. Dabei wurde, wie eine Interviewpartnerin berichtet, von Beamt:innen des Jobcenters wiederholt geäußert, »sie sollten doch nach Hause gehen«. Dies drückt aus, dass nicht anerkannt wird, dass die Frauen in Deutschland zu Hause sind. Das Verweigern von Sozialhilfen stellt systematisch, zum Teil auch intentional, eine Maßnahme dar, migrantische Sexarbeiterinnen zur Remigration in ihr Herkunftsland zu bewegen. Sexarbeiterinnen, die als Opfer von Menschenhandel identifiziert werden, müssen meist mit einer Abschiebung rechnen. Die obligatorische Anmeldung und Gesundheitsberatung zusammen mit den vielfachen Sonderregelungen zur Kontrolle und Kriminalisierung von Sexarbeitenden stellen in der maßgeblich von Migration geprägten Branche Werkzeuge zur Eindämmung und Illegalisierung von Migration dar. Die hochfrequente Kontrolle lässt sich als symbolischer Ausschluss betrachten: Migrantische Sexarbeiterinnen müssen immer wieder nachweisen, dass sie überhaupt in Deutschland sein dürfen. Sexarbeit ist für viele formal geringqualifizierte Migrantinnen eine von wenigen Erwerbsmöglichkeiten in Deutschland. Kontrolle von Sexarbeit bedeutet also immer auch Kontrolle von Migration. Die Diskriminierung migrantischer Sexarbeiterinnen ist damit strukturell in einer repressiven Migrationspolitik verankert.

74 *Biplap Basu*: Die Lüge von der Neutralität. In: Kampagne für Opfer Rassistischer Polizeigewalt, wie Anm. 54, S. 85–104, hier S. 94.

75 Ebd.

Kriminalisierung

Bemerkenswert ist zudem, dass migrantische Sexarbeiterinnen zwar als schützenswerte Opfer dargestellt, in der Praxis aber kriminalisiert werden. Sexarbeit wird durch das ProstSchG (bei unterlassener Anmeldung beziehungsweise Gesundheitsberatung sowie bei fehlender Kondomnutzung), durch Sperrbezirksverordnungen und weitere Sonderregelungen illegalisiert. Dies führt dazu, dass vielen (insbesondere migrantischen) Sexarbeiterinnen nur die Arbeit auf der Straße bleibt, in der sie weniger Schutzmaßnahmen ergreifen können und gewaltbereiten Kunden stärker ausgeliefert sind. Die Straßensexarbeit wird durch Kontrollen in Gebiete verlagert, die weniger eingesehen und kontrolliert werden und damit noch weniger Sicherheit bieten. Illegalisierte Sexarbeiterinnen, die Opfer von Gewalt, Vergewaltigung, Betrug oder Diebstahl werden, wenden sich aus Angst davor, selbst für ihre Arbeitstätigkeit bestraft zu werden, äußerst selten an die Polizei. Sexarbeiterinnen, die durch Zuhälterei oder Menschenhandel in Zwangsverhältnissen arbeiten, erfahren Polizei, Ordnungsamt und Gesundheitsamt nur im Kontext von Kontrolle und Diskriminierung. Dadurch fehlt ihnen die Vertrauensbasis, um bei Gewalt, Diebstahl und Ausbeutung bei Beamt:innen Hilfe zu holen. Auch die Beratungsstellen merken, dass ihnen nach Kontrollen von Polizei oder Ordnungsamt häufig mit mehr Misstrauen begegnet wird. Sie wünschen sich übereinstimmend, dass die Polizei mehr Vertrauensaufbau betreibt, statt Bußgelder zu verteilen. Dies verdeutlicht das Kernproblem in der Regierung von Sexarbeit: Die Kriminalisierung von Sexarbeit steht in Konflikt mit dem Schutz von Sexarbeiterinnen.

Unterordnung und Widerstand

Indem Polizei und Behörden Macht über migrantische Sexarbeiterinnen ausüben, schreiben sie die gesellschaftlichen Machtstrukturen in Prozessen der Internalisierung in die Subjekte ein. Die im Kontakt zu Beamt:innen erfahrene Diskriminierung wirkt sich dadurch über die einzelnen Situationen hinaus auf die Sexarbeiterinnen aus. Durch die Internalisierung der Demütigung, der Entrechtung und der Entmündigung betrachten migrantische Sexarbeiterinnen sich in verschiedenen Ausmaßen selbst als weniger wert, unmoralisch und hilflos. Wenn Sexarbeiterinnen gar nicht erst versuchen, Beschwerde gegen diskriminierendes Verhalten von Beamt:innen einzulegen, wird »auf der Grundlage von Exklusion und Embodiment in äußerst effektiver Weise der soziale Ausschluss reproduziert«. ⁷⁶ Dennoch haben migrantische Sexarbeiterinnen verschiedene Formen passiven Widerstands herausgebildet, indem sie sich durch Vortäuschen von Unwissen über die Gesetzeslage oder von sprachlichem Unverständnis manchen Kontrollen entziehen können. Parteiische Beratungsstellen, die gegenüber Polizei und

⁷⁶ Stefan Thomas: Exklusion und Embodiment: Formen sozialen Ausschlusses im modernen Kapitalismus. In: Carsten Würmann u. a. (Hg.): *Welt.Raum.Körper. Transformationen und Entgrenzungen von Körper und Raum*. Bielefeld 2007, S. 37–56, hier S. 38.

Behörden für die Rechte der Sexarbeiterinnen eintreten, üben zudem beständig Widerstand gegen deren Diskriminierung aus.

Intersektionalität

Häufig gehen – so berichtet eine Beraterin im Interview – die Beamt:innen davon aus, dass alle rumänischen und bulgarischen Sexarbeiterinnen Romnja seien.⁷⁷ So überträgt sich die antiziganistische Diskriminierung auch auf diejenigen, die in ihrem Herkunftsland der Mehrheitsgesellschaft angehören. Antiziganismus und Antislawismus gehen dabei ineinander über. In der Analyse der Interviews wird die Ausdifferenzierung von *weiß*-Sein von Westen nach Osten deutlich: Die Sexarbeiterinnen, deren Herkunftsländer am östlichen Rand der EU liegen, sind am stärksten von Diskriminierung betroffen, gelten mithin also als am wenigsten *weiß*.

In der intersektionalen Analyse der Interviews wird deutlich, dass migrantische Sexarbeiterinnen in ihrer Kriminalisierung, Exklusion und den Zuschreibungen spezifische Erfahrungen machen, die sich nicht bloß aus der Addition verschiedener Diskriminierungsformen ergeben. Über Migration, Sexarbeit und Gender hinaus haben sich Deutschkenntnisse und die jeweilige (unterstellte) natio-ethno-kulturell codierte Zugehörigkeit als weitere relevante Faktoren erwiesen. Dabei stellt sich heraus, dass die Diskriminierung graduell zunimmt, je schlechter die Deutschkenntnisse sind, je weiter östlich in Europa das Herkunftsland liegt und wenn die Sexarbeiterinnen Romnja sind. Zuschreibungen und Diskriminierung variieren abhängig von der als komplex zu betrachtenden – und nicht auf die zwei Faktoren Migration und Sexarbeit reduzierbaren – Identität der Individuen sowie dem Kontext, in dem sie sich bewegen. Dies bestärkt das von Lapina formulierte Konzept der Differentiated Whiteness, demzufolge *weiß*-Sein ausdifferenziert und hierarchisiert wird. Ethnisierung und Rassifizierung stellen demnach kein binäres ›Entweder-oder‹, sondern ein graduelles System dar.⁷⁸

Institutionelle Diskriminierung migrantischer Sexarbeiterinnen

Das ProstSchG gibt mit dem erklärten Ziel der Bekämpfung von Menschenhandel einen spezifischen Fokus auf migrantische Sexarbeit vor. Dieser wird durch obligatorische Anmeldung und Gesundheitsberatung sowie durch Kontrollen in die Handlungsabläufe von Polizei, Ordnungsamt und Gesundheitsamt eingeschrieben. Stereotype Vorstellungen von ›unmündigen, fremdbestimmten Zwangs- oder Armutsprostituierten‹ werden so legitimiert und dienen als Handlungsbasis von Beamt:innen. So können Kontrollen und Befragungen als Hilfeleistung dargestellt werden. Mit der gleichzeitigen Kriminalisierung migrantischer Sexarbeiterinnen führt dies zu Racial/Ethnic Profiling. Auch ohne konkreten Tatverdacht und spezifi-

77 Vgl. Interview mit Beratungsstelle 3, wie Anm. 47, Pos. 12.

78 Vgl. Lapina, wie Anm. 33.

sche Verdächtigtenbeschreibungen werden migrantische Sexarbeiterinnen, so zeigen die Erhebungen in den Interviews, häufiger als ihre *weißen* Kolleginnen mit dem Verdacht auf illegale Arbeitstätigkeit kontrolliert. Dies wird durch Spatial Profiling verstärkt. Aufgrund räumlicher Aufteilung innerhalb des Sexgewerbes entlang rassifizierter und ethnisierter Grenzziehungen arbeiten migrantische Sexarbeiterinnen vor allem im sichtbaren, häufiger kontrollierten Bereich. Auch der Ausschluss von Leistungen beim Jobcenter ist demnach durch interne Vorgaben, fehlende Sprachmittlung und die Möglichkeit der intensiveren Kontrolle migrantischer Antragssteller:innen institutionalisiert. Zudem sorgen durch die Sonderbesteuerung von Sexarbeit häufig fehlende Einkommensnachweise und fehlende Meldebescheinigungen für einen systematischen Ausschluss von ALG II. Gleichzeitig fehlen Maßnahmen zur Schaffung sicherer Arbeitsbedingungen. Die rassistische und ethnisierte Diskriminierung migrantischer Sexarbeiterinnen durch Polizei, Ordnungsamt, Gesundheitsamt und Jobcenter ist also in den Institutionen verankert.

Um gegen diese institutionalisierte Diskriminierung vorzugehen, reicht es daher nicht, nur einzelne Beamt:innen zur Verantwortung zu ziehen. Vielmehr ist ein tiefgreifender Umbau der Institutionen und der Gesetzgebung notwendig. Dazu muss die Verwaltung von Sexarbeit auf der Annahme mündiger und selbstständiger, jedoch zum Teil von vielfältigen Prekarisierungsprozessen betroffenen Sexarbeiterinnen begründet werden statt auf den Narrativen der ›Armut- und Zwangsprostitution‹. Entsprechend muss das Ziel in der Unterstützung der Sexarbeiterinnen in dem von ihnen gewählten Lebensweg bestehen statt in der Regulierung und Eindämmung von Sexarbeit. Anstelle von Kontrolle und Bestrafung müsste Vertrauensaufbau an erster Stelle stehen. Dafür wären eine respektvolle Zusammenarbeit staatlicher Institutionen mit Sexarbeiter:innen und ihren Vertreter:innen, die Schaffung unabhängiger Beschwerdestellen sowie tiefgehende Reflexionsprozesse auf individueller Ebene notwendig. Aktuell erscheinen die staatlichen Kontrollpraxen eher als Maßnahmen zur Regulation der Sexualität und Migration nichtwestlich gelesener Körper.



Jannis Muser, M. Sc.
jannis@emui.de

DAS PRÄVENTIVE SELBST? AUSHANDLUNGEN VON BIOGRAFISCHEM GESUNDHEITSWISSEN, VULNERABILITÄTEN UND DIE KONSTRUKTION VERWUNDBARER KÖRPER IN DER HAMBURGER SEXARBEIT

Manuel Bolz

Einführung: Let's talk about sex work!

Der folgende Beitrag basiert auf meiner Bachelorarbeit *Das präventive Selbst? Biographisches Erfahrungswissen von Sexarbeiter*innen in Hamburg und Maßnahmen der Gesundheitsförderung*. Ausgehend von einem Lehrforschungsprojekt zur Gesundheitsstadt Hamburg in den Jahren 2018/19 führte ich drei Interviews – zwei mit Sexarbeiter:innen (Synonyme: Nadja und Elisabeth) und eins mit der Sozialarbeiterin (Synonym: Tanja) aus einer Fachberatungsstelle für Sexarbeit durch –, um großstädtische Arbeitskulturen in der/um Sexarbeit und ihre Aushandlungsprozesse von Gesundheit, Krankheit und Körperwissen nachzuzeichnen.¹ Darüber hinaus wertete ich das Prostituiertenschutzgesetz (ProstSchG) aus dem Jahr 2017, den Onlineauftritt der Stadt Hamburg sowie ausgewählte Zeitungsartikel und Forenbeiträge aus. Für den Tagungsband habe ich die Ergebnisse aufbereitet und stelle sie im Folgenden komprimiert vor. Ich frage in meiner quellenbasierten und theoriegeleiteten Ausarbeitung nach professionellen Selbst- und Fremdverständnissen von in der Sexarbeit und in der Sozialpädagogik Tätigen. Ferner schließen hier Fragen danach an, wie biografisches Gesundheitswissen als Strategie der Individualisierung, Gruppenbildung (Kollektivierung) und zur Abgrenzung (Distinktion) genutzt, sowie mit spezifischen sozialen und kulturellen Deutungsmustern in Verbindung gebracht wird.²

1 An dieser Stelle ist es wichtig zu reflektieren, dass ich mich im Rahmen meiner Forschung mit cis-hetero- und bisexueller Sexarbeit in Bordellen, Sex-Clubs und auf der Straße beschäftigt habe. Es existieren daher Leerstellen und blinde Flecken, wenn es um trans*, inter oder non-binäre Sexarbeit oder Sexarbeit im Apartmentbereich, bei Gelegenheit, im Escort-Service, mobil oder auf digitalen Plattformen geht. Der Beitrag skizziert daher nur einen Ausschnitt sexarbeitspezifischer Lebens- und Arbeitswelten in Hamburg.

2 In dieser Arbeit spreche ich bewusst von ›Sexarbeit‹ und nicht von ›Prostitution‹, um den jahrzehntelangen feministischen Kämpfen um Anerkennung, Entlohnungsformen und Arbeitsbedingungen gerecht zu werden. Vgl. *Anita Kienesberger: Fucking Poor. Was hat ›Sexarbeit‹ mit Arbeit zu tun? Eine Begriffsverschiebung und die Auswirkungen auf den Prostitutionsdiskurs*. Hamburg 2014. Eine kritische Prostitutionsforschung verfolgt auch die *Gesellschaft für Sexarbeits- und Prostitutionsforschung* (GSPF).

Ein Ziel meiner kulturwissenschaftlichen Annäherung an der Schnittstelle von Medizinanthropologie, Biografieforschung und Arbeitskulturenforschung ist es, Berufsverständnisse der Sexarbeit, Vorstellungen von Gesundheit und Krankheit (jeweils physisch und psychisch) sowie das lokale Akteur:innennetzwerk zwischen Sexarbeiter:innen, Fachberatungsstellen, Zivil- und Stadtgesellschaft sowie Stadtverwaltung vorzustellen. In den ausgewählten Fallbeispielen wird deutlich, welchen Stellenwert beispielsweise Hygiene- und Sauberkeitsempfindungen einnehmen und wie diese den Arbeitsort und die Arbeitsroutinen strukturieren. Dazu gehören auch Umgangsweisen mit Sexspielzeug, Mobiliar und Equipment, dem eigenen Körper sowie das Konsumverhalten.

Die Vorstellungen und Deutungen sind in spezifische Argumentations-, Inszenierungs- und Erzählweisen eingebettet. Beispielsweise weisen Gesprächspartner:innen wiederholt aus, wie selbstverständlich ein Gesundheitsbewusstsein für sie und ihr Berufsethos ist. Diese Verweise (re-)produzieren, wie ich zeigen werde, Ideen einer ›guten‹ und ›schlechten‹ Sexarbeiter:in und verhandeln gleichzeitig internalisierte Wahrnehmungen von Sexualmoral. Biografisches Gesundheitswissen, so eine These, dient als machtvolle Ressource, um sich von ›anderen‹ Sexarbeiter:innen, Sexarbeitsformen und geografischen und sozialen Standorten von Sexarbeit im Hamburger Stadtraum abzugrenzen. Es wird demnach zum Kapital für eigene Positionierungen und Zuweisungen.³ Je nach Standort wird Sexarbeiter:innen ihr Verantwortungsbewusstsein für die eigene Gesundheit, den eigenen Körper und die Berufstätigkeit abgesprochen. Dies identifiziere ich in den Selbst- und Fremdverständnissen meiner Interviewpartner:innen. Gleichzeitig ist das Wissen, so zeige ich, Identifikationsmerkmal, um sich als zu bestimmten (imaginären) Gruppen von Sexarbeiter:innen zugehörig auszuweisen oder sie zu homogenisieren. Wissen wird demnach mit einem spezifischen Habitus, Selbstwertgefühlen (Stolz, Selbstermächtigung und -wirksamkeit), aber auch Scham, Schuld und Kriminalisierungen verknüpft.⁴

Nachdem ich folgend das kulturwissenschaftliche Interesse an Sexarbeit sowie den medizinanthropologischen Zugang und mein Forschungsdesign vorgestellt habe, skizziere ich ausgewählte Dimensionen von biografischem Gesundheitswissen.

Sexarbeit kulturwissenschaftlich betrachtet. Berufsbilder, Gesundheit und Handlungsmacht als umkämpfte Felder in Hamburg und darüber hinaus

Sexarbeit und Gesundheit sind nicht nur Forschungsgegenstände der Sozial-, Geschichts-, Rechts-, Politik- und Gesundheitswissenschaften, sondern auch der Kulturanthropologie. Vor allem die kulturwissenschaftliche

3 Vgl. *Pierre Bourdieu*: Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. In: ders. (Hg.): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hamburg 1992, S. 49–80.

4 Vgl. *Boike Rehbein/Gernot Saalman*n: Habitus. In: Boike Rehbein/Gerhard Fröhlich (Hg.): Bourdieu-Handbuch. Leben – Wirkung – Werk. Wiesbaden 2014, S. 110–118.

Geschlechterforschung macht es sich zur Aufgabe, bisher unsichtbar gebliebenen und ungehörten Stimmen Raum zu geben und das Narrativ von Sexarbeit als soziales Problem kritisch zu prüfen.⁵ Dazu gehört auch die Einordnung von sozialwissenschaftlichen und kulturhistorischen Studien, in denen viel über, aber wenig mit Sexarbeiter:innen gesprochen wurde. So erfolgte eine Hinwendung zu machtkritischen Perspektiven.⁶ In meiner Lesart sind es vor allem die kultursoziologische beziehungsweise -theoretische Perspektive von Pierre Bourdieu und andere Ansätze der Cultural Studies, die den Blick auf Aushandlungsprozesse und symbolische Kämpfe um Anerkennung schärfen.

Handlungsmacht (›agency‹) wird im Forschungsfeld um Sexarbeit, Gesundheit und Medizin stetig aus- und verhandelt:⁷ Dies betrifft idealisierte Visionen verantwortungs- und gesundheitsbewusster Sexarbeiter:innen im Kontext neoliberaler Regierungsformen, Gesundheitsimperative, Selbstbefähigungsstrategien in prekären Lebens- und Abhängigkeitsverhältnissen, gesetzlichen Rahmungen sowie institutionelle Setzungen, um einige Konflikt- und Spannungsfelder zu nennen.⁸ Der Philosoph Michel Foucault

-
- 5 Für den Einstieg siehe *Sabine Grenz/Martin Lücke* (Hg.): Verhandlungen im Zwielficht. Momente der Prostitution in Geschichte und Gegenwart. Bielefeld 2007; *Silvia Kontos*: Öffnung der Sperrbezirke: zum Wandel von Theorien und Politik der Prostitution. Königstein am Taunus 2009; *Nele Bastian/Katrin Billerbeck*: Prostitution als notwendiges Übel? Analyse einer Dienstleistung im Spannungsfeld von Stigmatisierung und Selbstermächtigung. Marburg 2010; *Béatrice Bowald*: Prostitution. Überlegungen aus ethischer Perspektive zu Praxis, Wertung und Politik. Luzern 2010; *Dorothee Czarniecki* u. a. (Hg.): Prostitution in Deutschland – Fachliche Betrachtung komplexer Herausforderungen. Berlin 2014; *Carina Angelina/Stefan Piasecki/Christiane Schurian-Bremecker* (Hg.): Prostitution heute: Befunde und Perspektiven aus Gesellschaftswissenschaften und Sozialer Arbeit. Baden-Baden 2018.
- 6 Zum Einstieg siehe beispielsweise die folgenden historischen und ethnografischen Studien: *Roland Girtler*: Der Strich: Sexualität als Geschäft. München 31990; *Sabine Kienitz*: Sexualität, Macht und Moral: Prostitution und Geschlechterbeziehungen Anfang des 19. Jahrhunderts in Württemberg. Ein Beitrag zur Mentalitätsgeschichte. Berlin 1995; *Ursula Probst*: Von käuflichem Sex, Opfern und Moral. Perspektiven von Sexarbeiterinnen auf Rechte, Sexualität und Professionalisierung im Arbeitsalltag in Berlin. Berlin 2015. Sowie ihr abgeschlossenes Promotionsprojekt ›Migration, commercial sex and (Eastern) European bodies in Berlin‹ am Institut für Sozial- und Kulturanthropologie der Freien Universität Berlin.
- 7 Vgl. *Sherry Ortner*: Anthropology and Social Theory: Culture, Power, and the Acting Subject. Durham 2006. Siehe auch *Sabrina Stranzl*: ›It isn't socially accepted, but I love what I do.‹: eine Innenperspektive von Sexarbeiterinnen zu Selbstbestimmung, Handlungsmacht und Lust. In: kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 33 (2018), S. 38–41.
- 8 Vgl. *Ursula Probst*: Stigma, Moral und Zwangsmaßnahmen – Gesundheitsversorgung für Sexarbeiterinnen? (1.12.2015). URL: <https://www.mezizinethnologie.net/stigma-moral-zwangsmassnahmen/> (Stand: 20.10.2022); *dies.*: Vielschichtige Lebenswelten, komplexe Vulnerabilitäten – zur Lebens- und Arbeitssituation der Frauen am Straßenstrich im Berliner Kurfürstenkiez. In: Zeitschrift für Sexualforschung 33 (2020), Heft 4, S. 193–203, und *dies.*: Sexarbeit und Krankenversicherung: Zugangshürden und strukturelle Prob-

spricht von der Ausbildung einer »Sorge um sich«⁹ und der gezielten Steuerung von Körper- und Selbsttechniken für den Selbstschutz von Individuen und Gesellschaft. Nutzt man dieses Konzept und überträgt es auf mein Forschungsfeld in Hamburg, so wird deutlich, dass meine Gesprächspartner:innen eigensinnige Strategien der Selbstsorge im Kontext einer Gesundheitsförderung, die auf Handlungszwänge und Selbstdisziplinierungen hinweist, entwickeln. Es lässt sich daher festhalten, dass die Ausübung von Handlungsmacht, beispielsweise wenn es um den Erhalt und die Förderung der eigenen körperlichen und mentalen Gesundheit geht, nicht nur an individuelle Ressourcen, Arbeits- und Standortbedingungen gebunden ist, sondern immer auch von strukturellen Ein- und Ausschlussmechanismen reguliert wird.¹⁰ Das bedeutet, dass die Wahrnehmung von Gesundheitsberatungen und medizinischen Dienstleistungen, der Zugang zu Medikamenten oder das Wissen über Handlungsoptionen von den sozialen Positionen der Sexarbeiter:innen innerhalb des Stadtraumes abhängig ist. Mit einer intersektionalen Perspektive gesprochen sind es in meinem Forschungsfeld also die Interdependenzen vom Stadtraum der Sexarbeit, von Alter, Geschlecht, Ethnizität und sexueller Orientierung, welche die Tätigkeit prägen.¹¹

Der Blick auf Positionierungsstrategien und -zuweisungen kann mit dem dynamischen Feldbegriff des Kultursoziologen Pierre Bourdieu als Verhandlungsort von Kapitalsorten (ökonomisch, sozial, symbolisch und kulturell sowie körperlich/sexuell), Anziehungs- und Abgrenzungsversuche, symbolische Kämpfe um Macht, Wissen und die Wahrnehmung von Ressourcen gelesen werden.¹² Das Akteur:innennetzwerk, in das Hamburger Sexarbeiter:innen eingebettet sind, erstreckt sich zwischen Polizist:innen, dem neu gegründeten Fachamt/Schwerpunktamt des Bezirksamtes Altona für die Beratung, Erlaubnisse und Anmeldung nach dem Prostituiertenschutzgesetz (FA-BEA*Pro), dem ProstSchG¹³, zivilgesellschaftlichen Gruppierungen und

leme. In: Deutsche Aidshilfe (Hg.): Sexarbeit. Realitäten, Identitäten und Empowerment. Ein Handbuch. Berlin 2022, S. 130–136.

- 9 Vgl. Michel Foucault: Sexualität und Wahrheit 3: Die Sorge um sich. Frankfurt am Main 1989.
- 10 Vgl. Pierre Bourdieu/Loïc J. D. Wacquant: Die Logik der Felder. In: dies. (Hg.): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main 1996, S. 124–147. Siehe auch Martina Löw/Renate Ruhne (Hg.): Prostitution: Herstellungsweisen einer anderen Welt. Berlin 2011.
- 11 Für Berlin vgl. Arianna Grasso: sex workers' intersectional experiences in Berlin. In: Trento: Tangram Edizioni Scientifiche 23 (2021), S. 177–201.
- 12 Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1982. Siehe auch Gerhard Fröhlich: Kapital, Habitus, Feld, Symbol. Grundbegriffe der Kulturtheorie bei Pierre Bourdieu. In: ders./Ingo Mörth (Hg.): Das symbolische Kapital der Lebensstile. Frankfurt am Main 1994, S. 31–54. Für das sexuelle Kapital als Verflechtung von Körper, Geschlecht und Sexualität siehe Dana Kaplan/Eva Illouz: Was ist sexuelles Kapital? Frankfurt am Main 2021.
- 13 Vgl. Elisabeth Hill/Mark Bibbert: Zur Regulierung der Prostitution. Eine diskursanalytische Betrachtung des Prostituiertenschutzgesetzes. Wiesbaden 2019; Theodor Varasker: Das Prostituiertenschutzgesetz. Zeitenwende im Rotlichtmilieu. Berlin 2017; Christine Körner/T. Arsova Netzelmann/Maia Ceres/Deborah Hacke: Sexuelle Gesundheit in der

Aktivist:innen.¹⁴ Denn es waren vor allem soziale Bewegungen im 20. Jahrhundert, welche die Bedürfnisse von Sexarbeiter:innen auf politischen Bühnen artikulierten, Arbeitsrechte, Entlohnungsformen und verbesserte Arbeitsbedingungen einforderten.¹⁵ In diesem Zuge setzten diese sich für eine Entkriminalisierung und Entpsychopathologisierung der Arbeitstätigkeit ein. In den Cultural Studies hat sich hierfür das Konzept der »Moral Panic«¹⁶ herausgebildet, mit dem die hegemonialen Bewertungspraktiken und die diskursive Überhöhung von Sexarbeiter:innen als Motor für den sozialen und moralischen Verfall der Gesellschaft gedeutet werden können. Es sind meist mediale Diskurse, welche das Tätigkeitsfeld der Sexarbeit emotionalisieren, moralisieren und polarisieren und als »dirty work«¹⁷ markieren.

Vor dem Hintergrund dieser gesellschaftspolitischen Spannungen institutionalisierten sich staatliche Gesundheitskontrollen, Reglementierungen und Disziplinierungsformen bereits sehr früh. Sexarbeit wurde seit dem 19. Jahrhundert zunehmend ein Gegenstand der städtischen Verwaltung, der Jurisprudenz und des biopolitischen Regierens. In diesem im Zuge wurden »schützenswerte« Subjekte konstruiert, ein Narrativ, welches auch in medialen Debatten und politischen Diskussionen präsent ist.¹⁸ Die Kontrollen materialisierten sich darüber hinaus in vestimentäre Codes oder Ausweisdokumente.¹⁹ Individuelle Persönlichkeitsrechte, Rechte auf eine körperliche

Sexarbeit vor dem Hintergrund des Prostituiertenschutzgesetzes (ProstSchG): Einschätzungen von Berater*innen und Sexarbeiter*innen. In: Zeitschrift für Sexualforschung 33 (2020), Heft 4, S. 204–213.

- 14 Diese Netzwerke variieren regional und national. Vgl. *Aidshilfe Bielefeld e.V.* (Hg.): Sexarbeit & Gesundheit. Netzwerkausbau für die Gesundheitsförderung von Menschen in der Sexarbeit. Bielefeld 2022.
- 15 Vgl. *Pieke Biermann*: »Wir sind Frauen wie andere auch!« Prostituierte und ihre Kämpfe. Hamburg 2014.
- 16 Vgl. *Kenneth Thompson*: Moral Panics, New York 1998, S. 7.
- 17 Vgl. die Beiträge in *Patricia Lewis/Ruth Simpson/Heather Höpfl/Natasha Slutskaya* (Hg.): Dirty Work. Concepts and Identities. London 2012.
- 18 Zum Forschungsbereich der verwalteten Sexarbeit siehe *Alfons Heinz-Trossen*: Prostitution und Gesundheitspolitik: Zur Prostituiertenbetreuung als pädagogischer Auftrag des Gesetzgebers an die Gesundheitsämter. Bern 1993; *Sabine Gleß*: Die Reglementierung von Prostitution in Deutschland. Berlin 1999; *Teela Sanders/Maggie O'Neill/Jane Pitcher*: Prostitution: sex work, policy and politics. London/New York 2009; *Rebecca Pates*: Die Verwaltung der Prostitution. Eine vergleichende Studie am Beispiel deutscher, polnischer und tschechischer Kommunen. Bielefeld 2009; *Claudia Vorheyer*: Prostitution und Menschenhandel als Verwaltungsproblem: Eine qualitative Untersuchung über den beruflichen Habitus. Bielefeld 2010; *Sietske Altink/Helga Amesberger/Hendrik Wagenaar*: Designing Prostitution Policy. Intention and reality in regulating the sex trade. Bristol 2017. Für den kulturtheoretischen Einstieg zu Fremd- und Selbstdisziplinierung von Max Weber, Norbert Elias, und Michel Foucault. Vgl. *Thomas Lemke*: Governmentalität und Biopolitik. Wiesbaden 2007. Siehe auch die Beiträge in *Stefan Beck/Michi Knecht* (Hg.): Körperpolitik – Biopolitik, Berliner Blätter 29 (2003).
- 19 Zur Wirkmächtigkeit des Ausweises siehe *Manuel Bolz*: »Managed« Sex Work. The Prostitute Identity Card (ID) as a Cultural Anthropological Object from the Perspective of Ma-

und sexuelle Unversehrtheit sowie der Stellenwert der eigenen Mündigkeit wurden beispielsweise durch die verpflichtende Untersuchungen eingeschränkt. Es lässt sich festhalten, dass Gesundheitskontrollen und die damit einhergehenden Disziplinierungen kein rein gegenwärtiges Phänomen, sondern historisch gewachsen sind.²⁰

Die Überwachungsmaßnahmen, ihre Standardisierung, Institutionalisierung und Implementierung sollen im Sinne einer *Securitization* den vermeintlich gesundheitsspezifischen Wissensdefiziten von Sexarbeiter:innen entgegenwirken.²¹ Es sind gerade die Verhandlungen von Anerkennung und die Verweise auf dominante gesellschaftliche Bewertungsmuster, die auch von meinen Gesprächspartner:innen internalisiert wurden und in ihre Erzählweisen wandern. Mit dem kultursoziologischen Konzept der »Diskurs-Praxis-Formationen« könnten diese argumentativen Verflechtungen zwischen individuellen Rechtfertigungsnarrativen, gesellschaftlichen Wahrnehmungsmustern und kulturellen Vorstellungen der »archetypischen Sexarbeiter:in« greifbar und analysierbar gemacht werden.²² Diese Sozialfigur, die in gesundheitswissenschaftlichen und medialen Diskursen präsent ist,

terial Cultural Research. In: In:Sights. International Student Journal of Anthropology 1 (2022), S. 26–35.

- 20 Für einen historischen Abriss von Sexarbeit in Hamburg vgl. *Julia Dombrowski*: Verfemtes Gewebe – stigmatisierter Raum. Eine Darstellung der Zusammenhänge von Raumwahrnehmung und gesellschaftlichen Vorstellungen über Prostitution aus ethnologischer Perspektive. Hamburg 2004; *Rebekka Salome Henrich*: Sicherheit im Sexmilieu. Ethnografie des Sexmilieus Hamburg St. Pauli. Frankfurt am Main 2010; *Alfred Urban*: Staat und Prostitution in Hamburg vom Beginn der Reglementierung bis zur Aufhebung der Kasernierung (1807–1922). Hamburg 1927; *Regina Schulte*: Sperrbezirke. Tugendhaftigkeit und Prostitution in der bürgerlichen Welt. Frankfurt am Main 1979; *Jürgen Kahmann/Hubert Lanzerath*: Weibliche Prostitution in Hamburg. Heidelberg 1981; *Christiane Harder*: Staat und Prostitution in Hamburg. Die Haltung von Senat und Bürgerschaft während der Weimarer Republik (bis 1927). Hamburg 1985; *Gabriele Zürn*: Prostitution in Hamburg im »Dritten Reich« 1933–1945. Hamburg 1989; *Christa Paul*: Zwangsprostitution. Staatlich errichtete Bordelle im Nationalsozialismus. Berlin 1994; *Gerald Detlefs*: Frauen zwischen Bordell und Abschiebung. »Öffentliche Mädchen« und Prostitutionsüberwachung in der Hamburger Vorstadt St. Pauli 1833–1876. Regensburg 1997; *Julia Brüggemann*: Through the Prism of Prostitution: State and Society in Hamburg, 1800–1914. Ann Arbor 1999; *Michaela Freund-Widder*: Frauen unter Kontrolle. Prostitution und ihre staatliche Bekämpfung in Hamburg vom Ende des Kaiserreichs bis zu den Anfängen der Bundesrepublik; *Elisabeth von Dücker* (Hg.): Sexarbeit: Prostitution – Lebenswelten und Mythen. Bremen 2005.
- 21 Vgl. *Katharina Eisch-Angus*: Kontrolle und Verwundbarkeit. Das institutionelle Subjekt im Deadlock der Sicherheitsgesellschaft. In: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 13 (2019), S. 96–126. Siehe auch *dies./Alexandra Schwell*: Perspektiven auf die Erforschung von (Un-)Sicherheit in der Alltagskultur. In: *dies.* (Hg.): *Der Alltag der (Un)Sicherheit*. Ethnographisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven. Berlin 2018, S. 7–35.
- 22 Vgl. *Andreas Reckwitz*: Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: *Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann* (Hg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt am Main 2008, S. 188–209.

bedingt eine (verkürzte) dichotome Trennung in eine ›gute‹ und ›schlechte‹ Sexarbeiter:in. So umschreibt eine Gynäkologin:

»Natürlich gibt es sie, die sozial abgesicherte, selbstbewusste, professionell arbeitende und gesundheitsbewusste Sexarbeiterin. Sie hat sich freiwillig für diese Tätigkeit entschieden, weiß, was für sie und ihren Körper gut ist, raucht und trinkt selten und wenn, dann mit Genuss. (...) Während der Menstruation legt sie regelmäßige Arbeitspausen ein (...) und sucht zweimal im Jahr ihren Frauenarzt auf, der sie als körperbewusste, kritische Patientin schätzt und neben der üblichen ›Vorsorge‹ (...) auch regelmäßig eine serologische Untersuchung auf Syphilis und den HIV-Test macht (...).«²³

Gesundheit betrifft hier vor allem das subjektive Gesundheitserleben (Gesundheitsbewusstsein), Körperempfindungen, das Konsumverhalten und Arbeitsroutinen. Ein Machtinstrument spielt hier sicherlich auch ›Hygiene‹ als ein Deutungsmuster und politisches Instrument für die Erhaltung sozialer Ordnungen innerhalb Gesellschaften.²⁴ Die Umschreibungen, die ich in diesem Beitrag vorstellen werde, knüpfen hier an und umfassen ebenso Vorstellungen von Achtsamkeit, Pflichtbewusstsein und Selbstwertgefühlen sowie die Vermeidung von Schwangerschaftsabbrüchen und Ansteckungen.²⁵ Doch wie können diese Konstruktionen und Aushandlungsprozesse von Gesundheits- und Erfahrungswissen aus einer medizinanthropologischen Perspektive durchleuchtet werden?

Sexualitäts-, Gesundheits- und Körperwissen. Medizinanthropologische Zugänge

In frühen soziologischen und volkskundlichen Studien Mitte des 20. Jahrhunderts erhielten Sexarbeiter:innen meist passive Rollenzuschreibungen. Sie sind jedoch, so zeigen es meine Interviews, aktiv-handelnde, ihre Alltage bewältigende und kreativ-gestaltende Personen. Sie sind deshalb nicht einfach nur Rezipient:innen von Gesundheitsmaßnahmen, sondern Expert:innen ihrer Lebenswelten. Sie üben Selbstermächtigungsstrategien und Widerstände aus. Die Vorstellungen von und Teilhabemöglichkeiten an Gesundheit sind sehr heterogen: Sie ist mehr als das Gegenteil von Krankheit und eine Umschreibung von idealen Körperverständnissen, ein reguliertes

23 *Heidrun Nitschke-Özbay*: Grundsätze für erfolgreiche gesundheitsfördernde Arbeit in Prostitutionsszenen. In: M. T. Wright (Hg.): Prostitution, Prävention und Gesundheitsförderung. Teil 2: Frauen. Berlin 2005 (= AIDS-Forum, Bd. 45), S. 123–143, hier S. 125.

24 Vgl. *Mary Douglas*: Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Berlin 1985. Siehe die Weiterentwicklung bei *Stefanie Mallon*: Das Ordnen der Dinge. Aufräumen als soziale Praktik. Frankfurt am Main 2018, S. 176.

25 Die Denkfigur der gesundheitlichen, sozialen und moralischen ›Ansteckung‹ wurde vor allem im Nationalsozialismus genutzt, um Vorstellungen eines ›Volkskörpers‹ zu verfestigen. Solche populistischen Vorstellungen prägen sicherlich auch noch heute teilweise Diskurse über und den Umgang mit Sexarbeit.

Gut innerhalb nationaler und regionaler Gesundheitsökonomien, eine Wissensressource und Ware. Aus kulturwissenschaftlicher Sicht lässt sich daher formulieren, dass Gesundheit ein bio-soziales Phänomen darstellt.

Eine medizinische Kulturanalyse beziehungsweise ein medizinanthropologischer Forschungszugang sieht Gesundheit als eine kulturelle Konstruktion und umkämpftes Aushandlungsfeld zwischen Wissenschaft und Politik.²⁶ Dieses wird besonders dann sichtbar, greifbar und analysierbar, so die Europäischen Ethnologen Jörg Niewöhner, Christoph Kehl und Stefan Beck, wenn man sich sozialen Normen und Wertesystemen, materiellen Strukturen und Infrastrukturen, Verwaltungsroutinen, Rechtsordnungen sowie Regimen der Wissens- und Wahrheitsproduktion annähert.²⁷ In meiner Untersuchung werde ich einige dieser Dimensionen anschneiden. Hier schließen zudem philosophisch-anthropologische Konzepte wie das der ›epistemischen Ungerechtigkeit‹ an, also die Frage danach, welches – meist eurozentrische – Gesundheitswissen in der Sexarbeit als gültig anerkannt wird und welche Wissensformen ausgeblendet und unterdrückt werden.²⁸ Dies trifft vor allem für das Tätigkeitsfeld der Hamburger Sexarbeiter:innen, für die Optimierung der körperlichen Dimensionen ihrer sexuellen Praktiken, sowie für die Gestaltung ihres Arbeitsumfeldes zu. Der medizinanthropologische Zugriff erlaubt es daher, Formen der Wissensproduktion, Weltgestaltung und Wirklichkeitsdimensionen in den Blick zu nehmen.

Zwischen Rotlicht und Blaulicht: das Forschungsdesign

Um darzulegen, wie sich das Forschungsfeld der Sexarbeit in Hamburg auf Erfolgs-, Aufstiegs- und Abstiegs geschichten erstreckt, und um die Logiken der Orte verstehen zu können, möchte ich zuerst das Forschungsfeld umreißen, dann die Methodik und meine Forscherrolle beleuchten und abschließend Fragen der Repräsentation, der Forschungsethik und des -datenmanagements diskutieren.

Im Öffentlichkeitsauftritt der Hansestadt Hamburg werden zwei spezifische Selbstbilder und Selbstverständnisse sichtbar, die sich meiner Meinung nach konträr gegenüberstehen: Zum einen weist sich Hamburg als ›Gesundheits- und MedizinStadt‹ aus und ist Teil eines nationalen sogenannten ›Gesunde Städte‹-Netzwerkes, welches eine niedrigschwellige und barriere-

26 *Stefan Beck*: Medicalizing Culture(s) or Culturalizing Medicine(s)? In: Regula V. Burri/Joseph Dumit (Hg.): *Medicine as Culture. Instrumental Practices, Technoscientific Knowledge and New Modes of Life*. London 2007, S. 17–33, hier S. 33.

27 Vgl. *Jörg Niewöhner/Christoph Kehl/Stefan Beck*: Wie geht Kultur unter die Haut – und wie kann man dies beobachtbar machen? In: dies. (Hg.): *Wie geht Kultur unter die Haut? Emergente Praxen an der Schnittstelle von Medizin, Lebens- und Sozialwissenschaft*. Bielefeld 2008, S. 9–31.

28 Zum Einstieg siehe *Miranda Fricker*: *Epistemic Injustice: Power and the Ethics of Knowing*. Oxford 2007.

arme Gesundheitsvorsorge verfolgt.²⁹ In diesem Zuge wurden Gesundheitsinfrastrukturen geschaffen, die jedoch – das zeigt die Situation in der Sexarbeit – Stigmatisierungen, Diskriminierungen und Abhängigkeitsverhältnisse fördern. Kirchliche Träger:innen wie Diakonien oder zivilgesellschaftliches Engagement setzen häufig, bedingt durch ihre Werte- und Normevorstellungen sowie die historischen Kontexte der Fürsorge, an diesen Leerstellen an und. Sie fungieren als Multiplikator:innen und schaffen Möglichkeits- und Handlungsspielräume für eine existenzsichernde Gesundheitsversorgung, so auch in der lokalen Sexarbeit. Gleichzeitig wird Sexarbeit in Hamburg primär als Vergnügungsform umschrieben und mit St. Pauli in Verbindung gebracht, der ›sündigsten Meile Deutschlands‹. Diese Darstellungen glorifizieren und eventisieren den urbanen Raum der Sexarbeit, begründen eigene Tourismusökonomien und verklären die tatsächlichen (prekären) Arbeitsrealitäten vor Ort.³⁰ Mehr noch, das Tätigkeitsfeld zeichnet sich durch Gewalt-, Macht-, Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnisse aus.³¹ Auch wenn Sexarbeit an verschiedenen Orten in Hamburg stattfindet, konzentriere ich mich in meiner Ausarbeitung auf das Vergnügungsviertel St. Pauli und den Stadtteil St. Georg in Hauptbahnhofnähe, weil diese beiden Standorte meist als Gegensätze konstruiert werden. Sexarbeit institutionalisierte und veräumlichte sich, wie auch andere Vergnügungsangebote, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zunehmend in St. Pauli und wurde in Hafennähe sichtbar.³² Versteckt wird sie hingegen in St. Georg ausgeübt. Durch die sogenannte ›Sperrgebietsverordnung‹ ist sie an/auf einigen Straßen gesetzlich verboten (wird jedoch trotzdem ausgeführt).³³

Über Kommiliton:innen und Arbeitskolleg:innen, die als ›gatekeeper‹ fungierten, knüpfte ich im Frühjahr 2018 Kontakte. E-Mail-Anfragen an Bordelle und Hamburger Behörden blieben erfolglos. Im Sommer 2018 führte ich drei Interviews durch: Zum einen mit der 35-jährigen Sexarbeiterin Nadja in ihrer Wohnung in St. Pauli. Sie ist in Sex-Studios tätig und arbeitet dar-

29 Vgl. *Gesunde Städte-Netzwerk der Bundesrepublik Deutschland*. URL: <https://gesunde-staedte-netzwerk.de> (Stand: 18.10.2022).

30 Vgl. *Laurie Penny*: *Fleischmarkt: weibliche Körper im Kapitalismus*. Hamburg 2016. Für die Deutung von sexuellem als staatliches Kapitel vgl. *Joanna Brewis/Stephen Linstrad*: *Sex, Work and Sex Work: Eroticizing Organization*. London 2000; *Malte König*: *Der Staat als Zuhälter: Die Abschaffung der reglementierten Prostitution in Deutschland, Frankreich und Italien im 20. Jahrhundert*. Berlin 2016; *Manuel Bolz*: *Der Körper als (k)ein staatliches Kapital – Gesundheitsstrukturen von Sexarbeiterinnen in Hamburg (1.2.2019)*. URL: <http://un-gesund.de/forschungsprojekte/gesundheitsstrukturen-von-sexarbeiterinnen/> (Stand: 18.10.2022).

31 Sexarbeit, Menschenhandel und Mobilitätsregime stellen ein eigenständiges Forschungsfeld dar.

32 Vgl. *Ariane Barth*: *Die Reeperbahn. Der Kampf um Hamburgs sündigste Meile*. Hamburg 1999; *Rebecca Lohse*: *St. Pauli in Bewegung. Ein ethnologischer Beitrag zur Untersuchung von Veränderungsprozessen in Hafenvierteln*. Hamburg 2005.

33 Vgl. *Freie und Hansestadt Hamburg*: *Kontaktverbotsverordnung (24.1.2012)*. URL: <https://www.landesrecht-hamburg.de/bsha/document/jlr-KontaktVVHApP1> (Stand: 18.10.2022).

über hinaus als Domina in St. Georg und als mobile Sexarbeiterin in ganz Deutschland. Gleichzeitig arbeitet sie in einem Sex-Shop in St. Pauli. In der Vergangenheit war sie in der Pflege und in der Kinder- und Jugendpädagogik tätig. Zum anderen sprach ich mit Elisabeth in ihrer Wohnung in St. Pauli, einer 45-jährigen Sexarbeiterin aus Hamburg, die gebürtig aus Spanien kommt.³⁴ Sie ist in Sex-Studios und Sex-Clubs in St. Pauli tätig, arbeitet nebenbei als mobile Domina, Putzkraft und Barkeeperin. Unregelmäßig nimmt sie auch Einladungen zu fetischorientierten Burlesque-Shows wahr.

Des Weiteren führte ich ein Interview mit Tanja, einer 32-jährigen Sozialarbeiterin beziehungsweise -pädagogin aus einer Fachberatungsstelle mit Standorten in St. Pauli und St. Georg. Die Beratungsstelle führt Verweiseberatungen zu juristischen, psychologischen und medizinischen Belangen durch und begleitet Sexarbeiter:innen in ihrem Arbeitsalltag. Darüber hinaus hat sie ein offenes Ohr, wenn diese »ihr Herz ausschütten«.³⁵ Die Fachberatungsstelle bietet Vernetzungsmöglichkeiten (gemeinsames Frühstück, Mittag- und Abendessen, Kleidertauschpartys) und Straßensozialarbeit für eine Krankheitsprävention an (Verschenken von Kondomen und Gleitgel). Sie teilte mir in unserem Gespräch vor Ort in St. Georg mit, dass sie in der Vergangenheit bereits Interviewanfragen von Schulkindern, Jugendlichen und Studierenden wahrgenommen hat. Die Routine in der Erzählweise bemerkte ich im Interview, zum Beispiel, als Tanja selbstverständlich damit ins Gespräch einstieg, die Geschichte der Fachberatungsstelle vorzustellen und danach das Team und die alltägliche Arbeit zu umschreiben. Es wurde deutlich, dass sie spezifischen routinierten Erzählkonventionen folgte, um die Relevanz der Institution und ihrer Arbeitstätigkeit auszuweisen.

Die Interviews fungierten insofern für als Medium der Selbstinszenierung, in denen spezifische Erzählweisen und Wahrnehmungsmuster geäußert wurden. So sind die Interviewsituationen von Fremd- und Selbstregulierungen geprägt wie zum Beispiel durch die Gesprächsatmosphäre, die -länge, den Fragekatalog sowie davon, welche Erfahrungen als erzähl- und erinnerungswürdig gelten.³⁶ So ist es wichtig zu bedenken, dass die Äußerungen nicht eins zu eins die Wirklichkeit wiedergeben oder mir in »Reinform« vorliegen, sondern bereits selektiert und narrativ gestaltet wurden und daher durch Auslassungen geprägt sind.³⁷ Ferner wurden Erfahrungen zurückgehalten, nicht korrekt erinnert oder es ergaben sich Grenzen in der Verbalisierung beziehungsweise eine Sprachlosigkeit wurde wirksam, gerade in einem intimen, sensiblen und moralisierten Forschungsfeld wie Sexarbeit. Deshalb werden die Erzählungen von mir nicht auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft, sondern mit einem verstehenden und dekonstruktivistischen An-

34 Elisabeths Erstsprache ist Spanisch. Einige Interviewstellen wurden deshalb geglättet.

35 Interview mit Tanja vom 26.07.2018, S. IV (Material liegt beim Autor).

36 Vgl. *Silke Meyer*: Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 110 (2014), S. 243–267.

37 Vgl. *Albrecht Lehmann*: *Erzählstruktur und Lebenslauf: autobiographische Untersuchungen*. Frankfurt am Main 1983, S. 17.

satz nach ihren Argumentationslinien, Sinnkonstruktionen und Bedeutungen befragt.³⁸ Dies zeigte umso mehr, dass das Sprechen über Sexarbeit und Gesundheit einen Grad an Vertrauen und Empathie voraussetzt, gerade um das Gegenüber nicht zu exotisieren und eigene sexualmoralische Einstellungen, Werte und Normensysteme aufzuoktroieren.³⁹ Auch eigene Vorstellungen von Geschlecht, Sexualität und Körper spielen in der Auswertung des empirischen Materials eine Rolle. Zudem stellen sich in dem Forschungsfeld Fragen der Forschungsethik, der Repräsentation und des Forschungsdatenmanagements, die an dieser Stelle kurz angerissen werden sollen:⁴⁰ Wer spricht für wen? Wo sind die Tonaufnahmen und Transkriptionen (nachhaltig) gespeichert? Wer hat Zugang dazu? Wie sind die Daten anonymisiert? Lassen sich aus den Informationen Persönlichkeitsprofile rekonstruieren?

Übertragungen und Inwertsetzung. Wissen über Sauberkeit, Hygiene und (Un-)Sicherheiten

In Nadjas Erzählstrategie wird deutlich, wie sie ihr Arbeitswissen aus der Pädagogik und der Pflege für die Sexarbeit sinnhaft verknüpft. Es ist vor allem Sexualitäts-, Körper- und Gesundheitswissen, was sie in ihre Arbeitskontexte überträgt. In unserem Gespräch zählte Nadja eine ganze Bandbreite an Arbeitssituationen und -praktiken auf, in denen sich die Wissensformen einschreiben. Sie prägen Arbeitsroutinen, Körperkonzepte und Krankheitsvorstellungen in dem Sex-Club in St. Georg. Nadja führt aus:

»Ich komm halt aus der Pflege, also gewisse Praktiken und sauberes Arbeiten hab ich einfach schon mitbekommen und alles andere (...) hab ich halt da gelernt und es ist auch super wichtig, dass du ausgebildet wirst, dass du einfach weißt, was du da machst, dass du auch weißt, was passieren kann.«⁴¹

Vor allem gesundheitserhaltende und -förderliche Praktiken nehmen einen besonderen Stellenwert in Nadjas Selbstverständnissen ein. Dies betrifft sexuelle Praktiken und die Abschätzung über mögliche Konsequenzen auf die körperliche und mentale Gesundheit. Auch meine Gesprächspartnerin Elisabeth spricht über ihre Gesundheitsversorgung, die sie als ein Teil ihres Gesundheitsbewusstseins wahrnimmt:

»the doctor don't need to know, every year I go for all tests and all these things (...) every year I make all my tests and everything, be-

38 Vgl. *Pierre Bourdieu*: Verstehen. In: ders. (Hg.): *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz 1997, S. 779–822.

39 Vgl. *Renate Ruhne*: Forschen im Feld der Prostitution. In: *Soziale Probleme* 19 (2008), Heft 1, S. 72–89.

40 So existiert seit 2021 innerhalb der *Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft* (DGEKW) ein *Ständiger Ausschuss für Forschungsdaten und -ethik* (StAForsch), um sich diesen Themen verstärkt zu widmen.

41 Interview mit Nadja vom 14. 8. 2018, S. XX (Material liegt beim Autor). Vgl. *Gerhard Fröhlich*: Einverleibung. In: ders./Rehbein, wie Anm. 4, S. 81–90.

cause you never know, you know everytime is worse, one have one sick, have other, other, other.«⁴²

In ihrer Erzählweise ist die potenzielle Ansteckungskette präsent, die aufgelöst werden kann, wenn man nicht wie sie regelmäßig zur Gesundheitskontrolle geht oder nicht verhütet. Darüber hinaus ist sie über die erhöhte Nachfrage in Hamburg verwundert, sexuelle Akte ohne Verhütung durchzuführen.⁴³ Sie betont, dass sie sich nicht mit Geschlechtskrankheiten anstecken möchte und daher mit einem Kondom verhütet: »I love my life, I don't want to be sick, you don't know, maybe you have fucked yesterday with three guys (...).«⁴⁴ Auch an einer anderen Stelle umschreibt sie die Ungewissheit und die temporäre Nichtsichtbarkeit von Krankheiten: »always with protection, always, because (...) you don't know, what they did yesterday.«⁴⁵ Und »if you don't use, you don't fuck with me, it's easy, people sometimes don't care about themselves, I don't understand (...) one have one sick, tomorrow have other, this is crazy.«⁴⁶ Das internalisierte Wissen hat für Elisabeth darüber hinaus auch eine sozialisierende Wirkung.⁴⁷ Die Vorstellungen von Gesundheit differenzieren sich bei Nadja und Elisabeth über die physische Dimension hinaus in Sauberkeit und Vorstellungen von körperlicher Reinheit aus. Vor diesem Hintergrund strukturieren auch Vorstellungen von ›Hygiene‹ die Arbeitsalltage. Sie dienen als eine machtvolle Ordnungskategorie, die auf Vorstellungen von Schmutz und damit auf Auf- und Abwertungen hinweisen: Körperhygiene, Hygiene am ›Arbeitsplatz‹, mentales ›Cleansing‹.⁴⁸ So müssen die Gäste vor jedem sexuellen Akt duschen gehen. Die Praktik ist in die Arbeitsroutinen integriert.⁴⁹ Nadja erzählt: Nach der Begrüßung und dem Vorgespräch

»läuft das mit dem Geld und dann wird der Gast zur Dusche gebracht, dass er sich einmal frisch macht und danach, wenn er dann in der Dusche fertig ist, dann holst du ihn ab und dann geht's in die Session.«⁵⁰

Neben der Vorbereitung der Körper auf die Durchführung gemeinsamer sexueller Praktiken ist es auch das Konfliktfeld (Schwangerschafts-)Ver-

42 Interview Elisabeth vom 21.8.2018, S. XVI (Material liegt beim Autor).

43 Vgl. ebd.

44 Ebd.

45 Ebd.

46 Ebd., S. XVII.

47 Vgl. ebd., S. XVI.

48 Vgl. *Philipp Sarasin*: Wissen vom Körper – Wissen über sich? Zeichen und Medien in der hygienischen Konstruktion des Körpers im 19. Jahrhundert. In: Silke Götsch/Christel Köhle-Hezinger (Hg.): *Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung*. Jena 2003, S. 401–413.

49 Die Arbeitsroutinen variieren zwischen den Gästen, folgen jedoch einem spezifischen Schema. Vgl. *Heinrich W. Ahlemeyer*: *Prostitutive Intimkommunikation. Zur Mikrosoziologie heterosexueller Prostitution*. Stuttgart 1996.

50 Interview Nadja, wie Anm. 41, S. VI. Auch Elisabeth betont dieses Vorgehen.

hütung, das in der Wahrnehmung und in der Deutung meiner Gesprächspartnerinnen handlungsleitend ist. So nutzt Nadja die Verhütung und den Schutz mit Kondom, um eine Übertragung mit Geschlechtskrankheiten und Schwangerschaften zu vermeiden.⁵¹ In diesem Zuge verweist sie auf die gesetzliche Kondompflicht, hinterfragt jedoch, wie dies kontrolliert werden soll, gerade in Hamburg, einem Ort, in dem Sexarbeit allgegenwärtig ist. Gerade deshalb ist es als Sexarbeiter:in umso wichtiger, so Nadja, ein Gesundheitsbewusstsein auszubilden. Sie umschreibt die lokale Arbeitssituation wie folgt:

»du wirst hier zugeschmissen, überall ist Sex, Sex, Sex (...) Beine offen, Beine zu (...) du kannst dich dem fast gar nicht entziehen und da isses schon wirklich superwichtig, finde ich, dass man auf seine Gesundheit achtet (...).«⁵²

Präventionspraktiken stellen demnach ein Konfliktfeld dar. Sowohl Nadja als auch die Sozialpädagogin Tanja sprechen davon, dass in Hamburg ein Wettbewerb und ein hoher Konkurrenzdruck zwischen Sexarbeiter:innen an den verschiedenen Standorten existieren, die Auswirkungen auf sexuelle Praktiken und Preise besitzen. Demnach bieten Gäste, so Nadja, Elisabeth und Tanja, eine höhere finanzielle Entlohnung an, wenn die sexuelle Dienstleistung ohne Kondom geschieht. Es sind jedoch nicht nur die Körperhygiene oder Verhütungspraktiken, welche die Gesundheitsvorstellungen prägen, sondern auch Gefühle von (Un-)Sicherheit. Nadja wertet die Nähe des Etablissements in St. Georg zu einer Polizeiwache als stärkend. Alleine ist sie ungern mobil unterwegs. So führt sie aus:

»ich weiß halt einfach nicht (...) dann komm ich da irgendwohin und dann stehen da nachher acht Männer und dann (...) steh ich da und komm nicht mehr weiter und da hab ich kein Bock drauf.«⁵³

Als potenzielle Gefahr werden Männergruppen benannt, die ohne eine vorherige Rücksprache zu Terminen auftauchen würden. Nadja sind Situationen aus ihrem Arbeitsumfeld bekannt. Dies sind für sie Gründe, nicht in einem Apartment oder gar bei ihr zu Hause zu arbeiten, gerade weil dieses für sie als ›Schutzraum‹ dient, der durch Unabwägbarkeiten gefährdet werden kann. Ausschlaggebend ist darüber hinaus die Ungewissheit darüber, wer ihr gegenübersteht. Sie wisse ja nicht,

»was du da für Leute dabei hast (...), weil manche binden sich so krass an dich und (...) es gibt halt auch Stalker und (...) da muss man halt einfach aufpassen und dich schützen (...) also auch 'n anderes Telefon (...).«⁵⁴

51 Vgl. Interview Nadja, wie Anm. 41, S. XV f.

52 Ebd., S. XIII.

53 Ebd., S. IV.

54 Ebd.

Als meine Interviewpartnerin Elisabeth noch in Spanien in einem gemieteten Apartment gearbeitet hat, engagierte sie einen Security-Mann namens Oscar, um sich zu schützen.⁵⁵ Sie erinnert sich an eine Begegnung mit einem bei den lokalen Sexarbeiter:innen bekannten Gast, der Sexarbeiter:innen verachtete, beschimpfte, herabwürdigte und bedrohte. Das Netzwerk schützte sich gegenseitig. Elisabeth rekapituliert eine bedrohliche Situation, in der dieser bekannte Gast zu ihrer Wohnung kam, den Security-Mann bemerkte und sie beschimpfte.⁵⁶

In Elisabeths Wahrnehmung ist darüber hinaus ein Mordfall aus den USA präsent:

»he don't find any other domina than he hate professional dominas (...) since two weeks or three (...) one guy in the United States kill a lot of women, (...) because when one guy can't find women for sex (...) and don't have good luck with women, killing women.«⁵⁷

Der Mord geschah, so das Erklärungsmuster, aufgrund von sexualisierter Ablehnung (Misogynie, Femizid). Solche alltäglichen Medienberichterstattungen lösen in Elisabeth Unsicherheiten, Irritationen und Unbehagen aus.

Der Arbeitsort

Nadjas und Elisabeths durch die Pflege und die Tätigkeit als Putzkraft institutionell erlerntes und in Arbeitskontexten gefestigtes Hygienewissen stärkt das eigene Gesundheitsbewusstsein. Nadja greift das Deutungsmuster ›Sicherheit‹ auch auf, als sie über den Arbeitsort, die Räume und die Ausstattung des Etablissements spricht.⁵⁸ Im Gegensatz zu Sexarbeitsformen auf der Straße, in Autos, mobil pendelnd zwischen Standorten oder in Apartments sei die ›Sicherheit‹ und ›das Equipment (...) in dem Studio anders gegeben‹. Sie führt weiter aus: ›du hast halt das Mobiliar, (...) du bist halt einfach besser ausgestattet (...) als wenn du die ganzen Sachen hier mit dir rumträgst.«⁵⁹ Nadja betont, dass es die Ordnung im Sex-Studio ist, die sie dazu motivierte, dort zu arbeiten. Von ihr werden spezifisches Mobiliar und Stofflichkeiten (Latex, Gummi oder Leder) mit einem Sicherheits- und Sauberkeitsempfinden verknüpft. Auch hier rekurriert sie auf den Wissenstransfer zwischen Pflege und Sexarbeit:

»was mich sehr überzeugt hat auch in dem Studio war halt einfach, dass es sehr, sehr sauber war, weil ich auch (...) aufgrund meiner Tätigkeit davor einfach weiß, wie das in der Pflege zu laufen hat und (...) mir sind solche Sachen halt einfach wirklich auch sehr wichtig und

55 Vgl. Interview Elisabeth, wie Anm. 42, S. XII f.

56 Vgl. ebd., S. XIII.

57 Ebd.

58 Vgl. Priscilla Alexander: Sex Work and Health. A Question of Safety in the Work Place. In: JAMWA 53 (1998), Heft 2, S. 77–82.

59 Interview Nadja, wie Anm. 41, S. IV.

das war'n sehr sauberes Studio oder isses auch immer noch (...) was ich auch cool fand.«⁶⁰

Auch Elisabeth betont, wie sie Equipment, zum Beispiel Sexspielzeug, nach jeder Benutzung säubert und bei Dildos zusätzlich Kondome benutzt.⁶¹ Neben dem Einsatz von Sexspielzeug und weiterem Equipment (etwa Peitschen und Paddeln) oder dem Mobiliar, wenn dies den Wünschen der Gäste entspricht, können Körperausscheidungen wie Sperma, Spucke, Blut, Schweiß, Urin oder Kot involviert sein. Diese sind Nadja durch ihre Tätigkeit in der Pflege nicht unbekannt. Daher reagiert sie weniger mit Ekel und eher mit Gelassenheit wie vielleicht von Außenstehenden vermutet. Auch Elisabeth versuchte einige der spezifischen Praktiken mit Körperausscheidungen, kritisiert aber die zeitlichen und persönlichen Ressourcen in der Vorbereitung und Durchführung, sodass sie diese gegenwärtig ablehnt. Nadja weist mit Nachdruck aus, dass sie in dieser Form der sexuellen Beziehung meist eine gebende, aber keine aufnehmende Position einnimmt, unabhängig davon, was die Gäste dafür bezahlen würden.⁶² Ihre eigene Integrität, Sexualmoral und Unversehrtheit werden von ihr priorisiert. Elisabeth und Nadja sind im Bereich des Bondage, Discipline, Dominance and Submission (BDSM) tätig, mit Schwerpunkt auf Gummi- und Latex-Fetisch, was eigenes Gesundheitswissen einfordert. So sprachen Nadja und Tanja ein ganzes Spektrum an: Fesseln und körperliche Erniedrigungen, das Spritzen von Kochsalzlösungen, der Umgang mit heißen Nadeln und Brustwarzen, ›Strap-Ons‹, Zigaretten, Vaseline, ›Breath-Play‹, Fußbegehren oder Rollenspiele) sexualisierte Körpertechniken darstellen, die körperliche Grenzen überschreiten. Nadja erzählt von einem prägenden Erlebnis während einer Session, das ihr vor Augen führte, wie relevant ein achtsamer Blick ist, da

»ich halt auch gesehen habe, ne ey, mit Seilen ey, ich hab' das schon mal gesehen, auf einmal hier so'n Ei (zeigt auf den Übergang zwischen Hals und Schulter), weil was abgequetscht wurde 'ne, also es is' halt wirklich superwichtig bei vielen Sachen, bei vielen Praktiken, dass du dich informierst, dass du weißt, was du da machst, Kommunikation ist auch superwichtig.«⁶³

Eine wichtige Gegenstrategie stellen hier Codewortes (sogenannte ›Safe-wörter‹) und Handzeichen dar, um verantwortungsvoll und achtsam mit den Gästen umzugehen. Zum einen inszeniert sich Nadja als responsables Selbst, zum anderen ist dies auch eine Strategie des Selbstschutzes: Sexarbeit, so Nadja, lebt unter anderem von Mundpropaganda. Das heißt, wenn etwas bei den sexuellen Praktiken passieren sollte, würde dies Ängste schüren und Gäste abhalten. Nadja und andere Mitarbeiter:innen in dem jeweiligen Sex-Club in St. Georg zu besuchen. Nadjas Hinweis betont abermals, wie

60 Ebd., S. III.

61 Vgl. Interview Elisabeth, wie Anm. 42, S. V.

62 Vgl. Interview Nadja, wie Anm. 41, S. XVIII.

63 Ebd., S. XX f.

Institutionen der Sex-Arbeit netzwerkartig organisiert sind. Auch Elisabeth benennt das Erfahrungswissen über Umgangsweisen mit Equipment und Mobiliar, insbesondere bei BDSM-Praktiken mit älteren Gästen. So führt sie aus: »you need experience with this.«⁶⁴ An einer anderen Stelle umschreibt sie:

»it's very important when one old man comes and he has problematic health, because if one old man have problem with heart, you can't do this because it's dangerous, you need experience with strings.«⁶⁵

Damit benennt Elisabeth eine körpergebundene Achtsamkeit, die in ihrer Tätigkeit notwendig ist, um altersspezifischen, aber auch gesamtheitlich potenziellen Gefahren für Gästen zu auszuweichen.

Körperarbeit und Konsumverhalten

Ich habe gezeigt, wie sich Gefühle der (Un-)Sicherheit in das Arbeitsumfeld und die Körperhygiene einschreiben. Gesundheitsvorstellungen betreffen jedoch auch das äußere Erscheinungsbild, die damit verbundene Körperarbeit und das Konsumverhalten. Das heißt, Gesundheitsvorstellungen formen Körper und das Auftreten, etwa Haare, Kleidung oder Fingernägel. Tanja charakterisiert die Sexarbeiter:innen in St. Pauli durch ihren für sie spezifischen Lebensstil:

»in St. Pauli ist es wirklich so, dass die Frauen auch ganz anders aussehen (...) also die Frauen sind unheimlich krass geschminkt und haben so lange Fingernägel, und so hohe Schuhe an und dementsprechend irgendwie auch 'nen Körper, und lange Haare, und sind schon sehr tätowiert, und haben große Brüste und sind natürlich so dementsprechend (...) also schon da sehr zurecht gemacht.«⁶⁶

Auch Elisabeth und Nadja sprachen ausführlich und sehr detailliert über High Heels, Korsetts, Make-up, Perücken, Sexspielzeug und Latex-Outfits aller Art. Sie zeigten mir ihre Profile auf den professionellen Plattformen (zum Beispiel Modelle.de) und Fotos auf ihren Handys. Das äußere Erscheinungsbild ist, so deute ich ihre Erzählungen, Anekdoten und Gesten des Zeigens, für sie sehr wichtig. Mehrfach betont Elisabeth, dass der Lebensstil kostspielig ist und sie kostengünstige Varianten von Sexspielzeug, Kleidungsstücke oder Accessoires ablehnt. Aufgrund eines Haltungsfehler musste sie sich aber zur Zeit des Interviews schonen:

64 Interview Elisabeth, wie Anm. 42, S. I.

65 Ebd., S. II. Zu BDSM siehe *Elisabeth Wagner*: Grenzbewusster Sodomasochismus. SM-Sexualität zwischen Normbruch und Normbestätigung. Bielefeld 2014; *Sandra Müller*: Ehrbare Frauen: Zwischen Schauspiel, Macht und Erniedrigung – Einblicke in die Leben von Dominas und Prostituierten. Hamburg 2014; *Anne Deremetz*: Die BDSM-Szene. Eine ethnografische Fallstudie. Gießen 2018; *Mateja Marsel*: Schmerz. Macht. Lust. Das diskursive Spannungsfeld der BDSM. Graz 2020.

66 Interview Tanja, wie Anm. 35, S. XIII.

»now because I have problem with my leg, but step by step, I can return to my high heels, I can put my clothes, make up and everything and I put my boots and say, it's okay, but when I have my High Heels on, this is like, because the body changes.«⁶⁷

Auch Nadja rekapitulierte im Gespräch die Ästhetisierung des eigenen Körpers für die Sexarbeit, die sowohl die Gästegewinnung antreiben soll als auch Auswirkungen auf die Durchführung sexueller Praktiken hat.⁶⁸ So erinnert sie sich an ihre Anfangszeit, als sie sich täglich zurecht gemacht hat (Frisur, Make-up, künstliche Fingernägel):

»du musst halt wie aus dem Ei gepellt sein, ne, du musst immer gucken, dass die Haare top sind, als ich angefangen hab, hatte ich ja auch noch unechte Nägel, aber das hab' ich mir relativ schnell abgewöhnt, weil (...) das hat mir die Nägel total kaputt gemacht.«⁶⁹

Sie präferiert kurze Fingernägel für den Schutz des eigenen und des fremden Körpers sowie für das eigene Sauberkeitsempfinden: »ich persönlich, ich mag's so lieber und gerade auch für diese ganzen Sachen, so im analen Bereich, ist es besser, wenn du kurz geschnittene Nägel hast.«⁷⁰ Ebenso betont Elisabeth, dass sie bei einigen Sessions Handschuhe trägt, um ihre künstlichen Fingernägel und die Körper der Gäste nicht zu verletzen.⁷¹ Neben den Zwängen temporärer Optimierung ihres Körpers für eine Individualisierung und Kommerzialisierung des sexualisierten Selbst äußert Nadja Dimensionen einer funktional eingesetzten Kranken- und Rechtfertigungsgeschichte: »ich hab Rheuma, (...) ich hab jeden Tag Schmerzen in den Knochen, aber wenn ich mich nicht bewege, wird's noch schlimmer.«⁷² Zum einen weist Nadja in dem Zitat darauf hin, dass sie unter einer chronischen Krankheit und einem sich verstärkenden körperlichen Übel leidet. Gleichzeitig ist das für sie eine Indikation, eine körperliche Arbeit auszuführen, weil die Krankheitssymptome sich ansonsten verstärken.

Die Körperlichkeit und die körperlichen Grenzziehungen betreffen auch das Konsumverhalten. Damit meine ich nicht nur den Erwerb von Kleidungsstücken, Accessoires oder Equipment, sondern vor allem die körperliche Di-

67 Interview Elisabeth, wie Anm. 42, S. XX.

68 Vgl. Jens Elberfeld/Marcus Otto: Einleitung. In: dies. (Hg.): Das schöne Selbst. Zur Genealogie des modernen Subjekts zwischen Ethik und Ästhetik. Berlin 2009, S. 7–31. Zur Ästhetisierung des Selbst und des Alltags siehe auch Kasper Maase: Schönes alltäglich erleben. Über die Ästhetisierung der Kultur. Bielefeld 2022, hier S. 77.

69 Interview Nadja, wie Anm. 41, S. X f.

70 Ebd., S. XI.

71 Vgl. Interview Elisabeth, wie Anm. 42, S. V.

72 Interview Nadja, wie Anm. 41, S. XIII. Siehe auch Albrecht Lehmann: Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag. In: Fabula 21 (1980), Heft 1–2, S. 56–69.

mension von Drogenkonsum.⁷³ Sowohl Nadja als auch Elisabeth artikulieren ein Handlungsprinzip: Sie lehnen den Konsum von Alkohol, Cannabis und Kokain für sich selbst oder Kolleg:innen wie bei Gästen während der sexuellen Praktiken ab, weil diese Wahrnehmungen und Körperempfindungen verzerren. Sie würden angreifbar werden, wenn etwas passiert. Nadja erinnert sich an eine Begegnung und umschreibt den Stellenwert der sozialen Kontrolle im Etablisement:

»wenn du da Drogen (...) oder Alkohol konsumierst (...) fliegst du und ich habe damals im Studio auch mal 'n Typen rausgeschmissen (...) du hast ja auch 'ne Verantwortungspflicht, ey wenn dir da 'n Typ abscheißt, egal ob jetzt im Studio, ob du Escort machst, whatever, ob du im Hotelzimmer bist, ey du kannst in dem Job nicht mehr arbeiten, mal ab von der persönlichen Belastung so, wenn dir da einer bei abschmiert oder schlimmer noch, wenn du ein Studio hast (...) und es ist noch nicht mal dein Gast, es ist eine von deinen Damen und da geht einer down, dann kannst du das Studio schließen (...) das war's.«⁷⁴

Es wird deutlich, wie Nadja ein professionalisiertes Berufsbild benennt und es ausdifferenziert: Zum einen stellt Sexarbeit ihre Arbeitstätigkeit dar, die sie – mit Rückgriff auf normierte Arbeitsverständnisse – kontrolliert und mit vollem Bewusstsein durchführen möchte. Zum anderen betont sie, dass das drogenbedingte Verwischen von Grenzen auch Körpergefühle, sexuelle Praktiken und das eigene Verantwortungsbewusstsein mindert. Konsum und Rausch, so die Logik, können Gefahrensituationen erzeugen. An einer anderen Stelle fügt sie hinzu, dass das Nüchtern-Sein sie als Dienstleisterin kennzeichnet und zudem eine potenzielle Kompensationspraxis miteinschließt. So grenzt sich Nadja im Gespräch von denjenigen Sexarbeiter:innen ab, die »das auch nur aushalten, wenn sie Drogen nehmen«.⁷⁵ Dies stellt eine Abgrenzungs- und Bewertungstaktik dar, welche Gesundheitswissen hierarchisiert. Hier schließen nahtlos die Deutungen der Sozialpädagogin Tanja an. Ihrer Meinung nach gibt es Sexarbeiter:innen, die von einem Konsum absehen, und andere, die »Alkohol trinken, koksen (...) die mit dem Job auch nicht so gut klarkommen und das dadurch kompensieren«.⁷⁶ Dennoch, so Tanja, gäbe es mittlerweile »mehr Frauen (...), die nüchtern« seien beziehungsweise ein »normales Konsumverhalten« entwickelt haben.⁷⁷ Wenn sie über Drogen spricht, dann meint sie damit Alkohol und »kiffen« und weni-

73 Für Drogenprostitution vgl. *Kathrin Schrader*: Drogenprostitution. Eine intersektionale Betrachtung zur Handlungsfähigkeit drogengebrauchener Sexarbeiterinnen. Bielefeld 2013.

74 Interview Nadja, wie Anm. 41, S. XXIII.

75 Ebd., S. XXIV.

76 Interview Tanja, wie Anm. 35, S. XII f.

77 Ebd., S. XIII.

ger »Heroin und Crack«. ⁷⁸ Auch Elisabeth steht Konsumverhalten skeptisch gegenüber. ⁷⁹ Sie führt weiter aus:

»if you take drugs, you don't know what is your limit, in this play you need to know what, if you don't feel, this not good, and then one day (...) one guy he go to the bathroom and take cocaine and then pass out (...) I don't feel safe.« ⁸⁰

Sie selbst habe in Madrid und in Hamburg schlechte Erfahrungen mit Drogen wie Alkohol oder Kokain gemacht und aufgrund dessen sogar mehrfach die Arbeitsstätte gewechselt. Im neuen Etablissement in Hamburg seien die Arbeitsbedingungen deutlich besser, sie zahlte Steuern und war krankenversichert. Auch Drogen seien dort verboten, was Elisabeth zusagte, da die Arbeitstätigkeit nicht mit dem Kontrollverlust kompatibel ist. ⁸¹ Der offene Umgang mit Drogen, fehlende Regulationen und Unterstützungsmöglichkeiten sowie die harsche Kommunikation führte in der Vergangenheit mit Clubbesitzer:innen, Zuhälter:innen und Gästen zu Konflikten. Im Gespräch vergleicht sie die verschiedenen Sexarbeitsmilieus in Deutschland und Spanien immer wieder miteinander und verweist auf kriminelle Strukturen wie Mafias. ⁸² Elisabeth lobt in diesem Zuge die Verwaltung und die zunehmende Bürokratisierung von Sexarbeit, weil sie gegenteilige Arbeitsverhältnisse kennt. ⁸³ Welchen Stellenwert eine emotionale und mentale Gesundheit im Tätigkeitsbereich der Sexarbeit einnehmen kann, möchte ich im Folgenden vorstellen.

Mentale Gesundheit. Praktiken der Fremd- und Selbstachtsamkeit

In allen drei Gesprächen wurde eine Facette des Gesundheitsbewusstseins deutlich, die in der bisherigen Forschung zu Sexarbeit und Gesundheit bislang nur punktuell untersucht wurde: der Stellenwert der mentalen Gesundheit. ⁸⁴ Zum einen nannten meine Interviewpartnerinnen äußere Ein-

78 Ebd.

79 Vgl. Interview Elisabeth, wie Anm. 42, S. VI.

80 Ebd. Drogenprostitution stellt ein eigenen Forschungsbereich dar. In Hamburg existieren darüber hinaus soziale Einrichtungen wie sogenannte »Konsumräume« für Sexarbeiter:innen.

81 Vgl. Ebd., S. VI–XVIII.

82 Vgl. ebd., S. XIV.

83 Auch andere Studien haben die stärkende/empowernde Wirkung von Gesetzen hervorgehoben. Vgl. *Michael Richter*: Empowerment und Prostitution – Auswirkungen des Prostitutionsgesetzes auf die Lebenswirklichkeit von Prostituierten. Düsseldorf 2007; *Ulrike Lembke*: Zwischen Würde der Frau, reduziertem Liberalismus und Gleichberechtigung der Geschlechter – Feministische Diskurse um die Regulierung von Prostitution/Sexarbeit. In: Susanne Baer/Ute Sacksofsky (Hg.): *Autonomie im Recht – Geschlechtertheoretisch vermessen*. Baden-Baden 2018, S. 275–305; *Deutsche Aidshilfe e.V.* (Hg.): *Sexarbeit. Realitäten, Identitäten und Empowerment*. Ein Handbuch. Berlin 2022.

84 Vgl. *Wulf Rössler* u. a.: *The Mental Health of Female Sex Workers*. In: *Acta Psychiatrica Scandinavica* 11 (2010), Heft 2, S. 143–152; *Elizabeth J. Krumeri-Mancuso*: *Sex Work and*

flussfaktoren, wie zum Beispiele eine Exotisierung am Arbeitsort: Von dem Image, welches die Stadt dem Sexarbeitsmilieu und Vergnügungsviertel St. Pauli zuschreibt, »um Touristen auf die Reeperbahn zu holen«, sind, so Tanja, »die Frauen (...) mega genervt«. Gerade wenn »diese Tourigruppen (...) ›Ohh, guck mal da!‹ als wäre man irgendwie im Zoo, das ist natürlich auch ’n unangenehmes Gefühl«. ⁸⁵ Orte wie die bekannte Herbertstraße auf St. Pauli würden zu einer ›Attraktion‹ im nächtlichen Vergnügungsviertel umfunktioni-ert und verschrecken potenzielle Gäste.

Zum anderen kommen die Interaktions- und Kommunikationsformen innerhalb der Standorte hinzu sowie die regulierten Ein- und Ausstiege. So üben die lokalen Netzwerke Druck und Kontrollen aus und fördern eine Isolation, gerade weil Zuhälter:innen (›Loverboys‹) die Sexarbeiter:innen herabsetzten, so lange, bis diese »das halt auch selber glauben (...), wenn man auch jahrelang irgendwie so kleingehalten (...) und so isoliert wurde«. ⁸⁶ Tanja fügt hinzu, dass sich die Tätigkeit durch Zwangskontexte, alltägliche Grenzüberschreitungen und Gewaltformen auszeichnet, da Sexarbeit »was natürlich sehr körperlich(es) ist und dann natürlich gewisse Berührungen oder auch Sex, wenn man das irgendwie nicht will, verletzend [sind]«. ⁸⁷ Gerade, wenn sich dies »über Jahre hinzieht und man merkt, eigentlich möchte ich das gar nicht mehr und ich möchte gar nicht mehr angefasst werden oder ich möchte dies nicht mehr und das nicht mehr, (...)«. ⁸⁸ Tanja bedient sich einer psycho(patho)logisierenden Deutung und umschreibt, dass viele der Sexarbeiter:innen »traumatisiert sind, teilweise von Männern, teilweise von der Gewalt, die sie erfahren haben, und natürlich auch vom Stigma« ⁸⁹, gerade im Kontext einer fehlenden oder schleppenden Aufarbeitung erfahrener sexualisierter Gewalt.

Elisabeth umschreibt ebenfalls Dimensionen mentaler Gesundheit, auch, damit die Session mit dem Gast gelingen kann. So betont sie mir gegenüber: »I never do something what I don't like, because if I don't enjoy this session, it doesn't work.« ⁹⁰ Ein Grund für ihre Tätigkeit ist nicht nur die Erfüllung der Wünsche von Gästen im Sinne eines Dienstleistungscharakters, sondern auch die Befriedigung ihres eigenen Begehrens. ⁹¹ Elisabeth achtet darauf, dass diese nicht konträr zueinander stehen, was aufgrund fehlender Handlungszwänge eine privilegierte Position in der Sexarbeit ist. Nadja schließt

Mental Health: A Study of Women in the Netherlands. In: All Faculty Open Access Publications 173 (2017), S. 1–40; *Carla Treloar* u. a.: Rethinking the Relationship Between Sex work, Mental Health and Stigma: A Qualitative Study of Sex Workers in Australia. In: Social Science & Medicine 268 (2021).

85 Interview Tanja, wie Anm. 35, S. XIV.

86 Ebd., S. XV.

87 Ebd., S. XVI.

88 Ebd.

89 Ebd.

90 Interview Elisabeth, wie Anm. 42, S. IV.

91 Vgl. Ebd., S. XI.

an die Aussagen von Elisabeth gewissermaßen direkt an und weist auf die Folgen einer möglichen Überwindung in den sexuellen Praktiken hin: »was ich halt total wichtig finde, einfach, bei sich bleiben, nichts machen, was du nicht machen willst.«⁹² Nadja warnt sogar mit Nachdruck vor den möglichen Konsequenzen: »weil in dem Moment, wo du was machst, was du nicht machen möchtest, ist es nicht gut (...) für dich selber und für den Kopf und ich glaube das macht dann auch was mit dir.«⁹³ Elisabeth und Nadja differenzieren nicht zwischen einer ›professionalisierten‹ und einer privaten Sexualität. Vor allem Nadjas Erzähl- und Argumentationsweise kann als spezifische Inszenierungsform interpretiert werden, indem sie sich von gesellschaftlichen, medial vermittelten und politischen Opfernarrativen distanziert. Dies tut sie sicherlich auch aus Selbstschutz und um sich im Gespräch nicht angreifbar zu machen. Diese Taktik ist damit Teil eines Rechtfertigungsnarratives. Sowohl Elisabeth als auch Nadja lehnen sexuelle Dienstleistungen ab, wenn diese nicht ihren Vorstellungen von Begehren entsprechen. Dass diese Tätigkeit auch Mehrfachbelastungen auslösen kann, wird besonders von Nadja aufgegriffen, weil sie zum einen darüber spricht, was für einen hohen administrativen Aufwand sie mit der Selbstständigkeit und der Selbstverwaltung hat (Abrechnungen und Steuererklärungen), als auch zum anderen in der Gästegewinnung. Diese Mehrfachbelastung führte dazu, dass Elisabeth im Jahr 2017 ein Burnout erlitt. Doch welche Rolle spielen Berufsverständnisse?

Berufsverständnisse, Macht und sozialer Status

Beide Interviewpartnerinnen verweisen im Gespräch mehrfach auf ihre persönliche und sexualmoralische Integrität. Sie betonen die freiwillige Tätigkeit und die Überzeugung von ihrer Tätigkeit in der Sexarbeit. Vor allem Nadja artikuliert ein auf Vermittlungsarbeit angelegtes berufliches Selbstbild, das sich von anderen, konsumorientierten Zielen von Sexarbeit abgrenzt und eine gewisse Selbstlosigkeit betont. Sie rechtfertigt ihre Überzeugung:

»ich seh das halt auch einfach so, wenn ich irgendwie (...) dabei behilflich sein kann, das ich mit den Sachen, die ich verkaufe oder mit den Techniken, die man dann erörtert (...) wenn ich da jemanden halt einfach (...) seine persönliche Glückseligkeit erfüllen kann so und da selber auch noch Spaß dabei habe, weil sonst würde ich das ja nicht machen, dann ist doch alles gut so und (...) dann hab ich auch was gewonnen und dann sind die Menschen auch glücklicher (grinsen) ne.«⁹⁴

Sie führt weiter aus und benennt den Zweck ihrer Berufswahl:

92 Interview Nadja, wie Anm. 41, S. VII.

93 Ebd.

94 Ebd., S. III. Kritisch gesehen werden muss die Perspektive, dass das männliche Begehren als Ziel formuliert wird.

»ich dürfte hier nicht stehen, wenn ich nicht offen wäre (...) oder auch im Nachhinein, die sich dann (...) irgendwie bedankt haben und da hab' ich dann Freude dran, weil ich einfach denke, so ›Okay, da hast du jetzt wieder jemandem so'n Stückchen mehr (...), zu sich gebracht.«⁹⁵

Trotz des offenen Umgangs wurde im Laufe des Gesprächs deutlich, dass Nadjas streng katholische Familie nichts von ihrer Tätigkeit weiß. An das professionelle Selbstbild schließt eine Erzähl- und Argumentationsstrategie an, mit der sich Nadja von anderen Sexarbeiter:innen abzugrenzen versucht. Ein in ihren Augen relevantes Merkmal ist die Ausprägung des eigenen Gesundheitsbewusstseins und -wissens. So betont Nadja, dass das Prostituiertenschutzgesetz (ProstSchG) und seine Maßnahmen wie die verpflichtenden Gesundheitskontrollen sowie Kenntnisse über Verhütungsmethoden und Präventionsmaßnahmen vor Geschlechtskrankheiten zu ihrem Berufsethos gehören. Das gesetzlich vorgeschriebene Gespräch über Maßnahmen zum Erhalt und zur Förderung ihrer Gesundheit bewertet Nadja daher als verzichtbar. Sie betont: »für mich gehört das ganz klar auch dazu, dass man darauf achtet, dass man sauber arbeitet, dass man geschützt arbeitet, leider Gottes isstes nicht für jeden selbstverständlich.«⁹⁶ Bereits in dieser Rhetorik klingen ihre Vorstellungen von Achtsamkeit an, die sowohl die Selbstachtung und das -wertgefühl als auch den respektvollen Umgang mit Gästen berücksichtigen, beinahe im Sinne eines ›Arbeitsschutzes‹. Auch an einer anderen Gesprächsstelle spricht sie über den Stellenwert von regelmäßigen Ärzt:innenbesuchen:

»also für mich isstes auch selbstverständlich, dass man sich schützt und dass man auch regelmäßig zum Arzt geht und auch zum Frauenarzt, dies und das und jenes, aber das ist halt nicht für jeden selbstverständlich.«⁹⁷

Nadja überträgt den Stellenwert von Gesundheit in ihrer Lebens- und Arbeitswelt auch auf andere. Das heißt, ihre internalisierten, arbeits- und sexualmoralischen Vorstellungen von (Un-)Sauberkeit und (Un-)Reinheit dienen als Bewertungsmaßstab von Sexarbeiter:innen in ihrem Umfeld. Anhand des Gesundheitswissens werden sie ab- und aufgewertet, in ihrem sozialen Status geringer oder gleich positioniert. Es lässt sich daher resümieren, dass die artikulierte Distinktion, Grenzziehung und Identifikation als Ausweis eines Selbstwertgefühls und als Selbstetikettierung gelten können.⁹⁸

Nadja umschreibt hierbei ihre transparente Einstellung und Überzeugung gegenüber medizinischen Institutionen: »also ich geh da bei meinen Ärzten total offen mit um, weil ich einfach, also wie gesagt ganz ehrlich, (...) wenn

95 Ebd., S. XXIII.

96 Ebd., S. VIII.

97 Ebd., S. XI.

98 Vgl. *Boike Rehbein*: Distinktion. In: ders./Fröhlich, wie Anm. 4, S. 76–78.

du damit ein Problem hast, dann darfst du sowas nicht machen.«⁹⁹ In ihren Äußerungen wird deutlich, wie sie zum einen versucht, mir als Gegenüber ihre Überzeugung für die Tätigkeit zu plausibilisieren, zum anderen, wie sie implizit ihre mentale Gesundheit thematisiert. So führt sie aus: »wie gesagt, alles das, was du machst, wirklich nur zu machen, wenn du Bock drauf hast, wenn du dahinter stehst, mach nie irgendwas was du nicht geil findest.«¹⁰⁰ Und weiter: »aus 'nem Zwang sowieso schon mal gar nicht, dann machst du's auch nicht gut. Ich mach das ja, weil ich da Bock drauf hab.«¹⁰¹ Und an einer anderen Stelle umschreibt sie neben einem Grad an Vergnügen an der Tätigkeit trotz potenzieller Krankheiten auch die Überlagerung ihrer beruflich-professionellen und privaten Sexualität:

»ich mache nix, was ich nicht machen will, das ist so das aller, aller, aller, Allerwichtigste (klopft mit der Hand auf den Tisch) auch damit du einfach (...) den Spaß daran behältst und damit du auch nicht krank davon wirst, weil es ist ja auch was, ist ja auch meine private Sexualität.«¹⁰²

In dieser Logik ist es die Achtsamkeit auf das eigene Ich, das gesundheitsstabilisierend wirken kann, gerade weil Sexualität durch die eigene Körperlich- und Geschlechtlichkeit eine persönliche und intime Facette der menschlichen Lebenswelt ist, auch wenn sie in der Sexarbeit als Tauschware involviert ist. Wie Perspektiven auf Gesundheit von einer Sozialpädagogin konstruiert werden, möchte ich zum Abschluss vorstellen.

Die Konstruktion von Hilfsbedürftigkeit. Viktimisierung, soziale Hierarchien und Expert:inentum

Auch wenn die Beratungsstelle in St. Pauli sowie in St. Georg vertreten ist, scheint es im Gespräch mit Tanja so, als seien die Sexarbeiter:innen in Hauptbahnhofnähe und um den Hansaplatz hilfsbedürftiger, was Anliegen der alltäglichen Existenzsicherung betrifft. In dieser Argumentationslogik werden ihnen Handlungsmacht und -optionen abgesprochen, obwohl sie sicherlich eigensinnige Strategien ausbilden, um ihren Arbeits- und Lebensalltag bewältigen zu können.¹⁰³ Dies zeigt sich in den Umschreibungen der Stadträume und der Organisationsprinzipien von Sexarbeit: Während Sexarbeit im Vergnügungsviertel St. Pauli primär über freundschaftliche Netzwerke fungiert, welche dennoch von Gewalt, Ausbeutungsverhältnissen und Machthierarchien geprägt sind, bildet der Raum St. Georg ein Konfliktfeld

99 Interview Nadja, wie Anm. 41, S. XII.

100 Ebd., S. II.

101 Ebd., S. XV.

102 Ebd., S. XXI.

103 Vgl. Ramona Lenz: »We have to convince them that they are victims«: Zur gezielten Viktimisierung migrantischer Sexarbeiterinnen. In: Jutta L. Bacas (Hg.): Migrantinnen ohne Papiere – ohne Rechte in Europa? Ethnologische Beiträge zur irregulären Migration. Berlin 2009.

ab, sowohl mit staatlichen Institutionen wie dem Ordnungsamt oder der Polizei, aber auch durch Gruppendynamiken und Loyalitätskonflikte innerhalb der dort anwesenden Gruppierungen.¹⁰⁴ Tanja skizziert dies, indem sie darauf verweist, dass Sexarbeiter:innen eine »sehr stark marginalisierte Gruppe« seien, die gerade vom »Jobcenter« oder der »Polizei« benachteiligt werden.¹⁰⁵ Eine Reflexion über Abhängigkeitsverhältnisse zu den Fachberatungsstellen oder den gesundheitsspezifischen Netzwerken innerhalb der Stadt erfolgt im Gespräch nicht.

Am Hansaplatz, so Tanja, befinden sich meist »randständige Gruppen« – migrantische Sexarbeiter:innen, »Flüchtlinge mit ungeklärten Aufenthaltsstatus« und »die Trinkerszene« beziehungsweise die »große Drogenszene«.¹⁰⁶ Und »gerade an so heißen Tagen wie heute (...) dann wird da den ganzen Tag ordentlich getankt und dann knallt das auch abends mal«.¹⁰⁷ Der Stadt- raum in der Nähe des Bahnhofes dient als Aufenthalts- und Arbeitsort von Sexarbeiter:innen, da er infrastrukturell – anders als andere Räume der Sex- arbeit – sehr gut angebunden ist. Tanja führt die mangelnde Verortung der dort tätigen Sexarbeiter:innen auf ein Bildungsdefizit zurück und erklärt zu- gleich Positionierungsstrategien im urbanen Raum:

»die Frauen, die hier auch auf dem Straßenstrich sind (...) teilweise höchstens drei, vier Jahre zur Schule gegangen, sind zeitlich, räumlich hier in Hamburg so gut wie gar nicht orientiert (...) und jetzt einfach so nach St. Pauli zu fahren und sich da hin zu stellen, ist auch nicht.«¹⁰⁸

Sie resümiert die Standortwahl St. Georg: »und sie kennen auch letztendlich nur das hier in Hamburg.«¹⁰⁹ Ein weiteres Merkmal ist der Verwaltungsauf- wand in anderen Bereichen der selbstständigen (mobilen) Sexarbeit wie in der »Apartmentszene«.¹¹⁰ Und »da steckt ja Arbeit drin und da muss man irgendwie so verstehen wie die Sachen laufen und das schaffen die Frauen hier nicht (...).«¹¹¹ Und an anderer Stelle: »es ist schon auch prekär also, es ist nochmal anders, sie sind nicht so organisiert (...).«¹¹²

Laut Tanja arbeiteten die Frauen bereits in ihren Herkunftsländern – meist Bulgarien und Rumänien – in der Sexarbeit. Hier würden sie aber »halt dann

104 Siehe auch *Johanna Rolshoven*: Zwischen den Dingen: der Raum. Das dynamische Raumverständnis der empirischen Kulturwissenschaft. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108 (2012), S. 156–169, hier S. 165.

105 Vgl. Interview Tanja, wie Anm. 35, S. XI.

106 Ebd., S. VI.

107 Ebd., S. VII. Siehe teilnehmende Beobachtung vom 22.5.2018 (Material liegt beim Autor).

108 Interview Tanja, wie Anm. 35, S. VII.

109 Ebd.

110 Ebd.

111 Ebd., S. VIII.

112 Ebd.

schon auch einfach nochmal mehr Geld«¹¹³ verdienen. Sie führt weiter aus und spricht die Ausbildung des dortigen Gesundheitsbewusstseins an:

»Frauen, die primär hier auf dem Straßenstrich arbeiten, leben natürlich in sehr prekären Verhältnissen, also sind teilweise wohnungslos oder irgendwo, also haben kein gesichertes Mietverhältnis und sind dann schon auf so, existenzsichernde Leistungen wie Essen, Duschen, Wäsche-Waschen auch angewiesen.«¹¹⁴

Die Institution, in der Tanja arbeitet, bietet deshalb an ausgewählten Tagen Frühstück und Mittagessen an. Mit Gesundheit werden in dieser Auslegung auch die Ernährung, die Körperhygiene sowie die Sauberkeit vom unmittelbaren Lebensumfeld verbunden. Daneben benennt sie das Ineinanderverwirken von individueller Lebens- und Arbeitssituationen, institutionellen Rahmungen und strukturellen Benachteiligungen. Tanja beschreibt die Rolle der Fachberatungsstelle als Schnittstellenakteurin, Vermittlerin und Advokatin innerhalb der Netzwerke Hamburgs, gerade weil Sexarbeiter:innen »Angst vor Kontrolle«¹¹⁵ haben:

»die überwiegende Anzahl der Frauen, die uns besuchen, sind halt nicht krankenversichert, das heißt (...) ›Wie können wir eigentlich behandeln? Wo gibt es welche medizinische Sprechstunde kostenlos? Wo können günstig Medikamente besorgt werden?‹ (...) Es ist ja nicht so (...), dass die Frauen einfach zum Arzt gehen können oder gerade im Winter, wenn die Frauen viel erkältet sind, wenn die krank sind, wo jeder andere Arzt dich 'ne Woche krankschreiben würde (...) ja das funktioniert hier halt nicht (...) kannst niemanden von der Straße mal 'ne Woche krankschreiben, Wohin? Wer bezahlt den ganzen (...) also das sind nochmal andere Voraussetzungen, mit der man hier (...) konfrontiert ist.«¹¹⁶

Tanja spezifiziert die medizinische Versorgung. Die Fachberatungsstelle möchte für ihre Klient:innen einen »geschützteren Raum« schaffen. Vor Ort arbeiten mehrere Sozialpädagog:innen, eine Allgemeinärztin und es existieren Verbindungen zu einer Juristin für rechtliche Belange wie beispielsweise Bußgelder. Nichtsdestotrotz besteht ein Netzwerk zu anderen Ärzt:innenpraxen, Krankenhäusern und sozialen Einrichtungen. Tanja konstruiert aber auch hier eine Differenz Erfahrung zwischen Frauen, die »zeitlich und räumlich total gut orientiert« sind, und jenen, die »einfach nicht alleine ge-

113 Ebd. Vgl. *Julia Wege*: Biografische Verläufe von Frauen in der Prostitution. Eine biografische und ethnografische Studie. Wiesbaden 2021.

114 Interview Tanja, wie Anm. 35, S. III.

115 Ebd., S. X. Darüber hinaus hätten die Sexarbeiter:innen auch Angst vor der Beratungsstelle gehabt. Vgl. ebd., S. XIX. Siehe auch *Veronika Ott*: Soziale Arbeit – Sexarbeit – Menschenhandel. Ambivalenzen im Feld der Fachberatungsstellen. Hamburg 2017, hier S. 68, 199, 301.

116 Ebd., S. XII.

hen« wollen.¹¹⁷ Dies betreffe zudem Anliegen wie »Existenzsicherung, Wohnungssuche, Ausstieg, Sozialleistungen«. ¹¹⁸

Tanja steht dem Prostituiertenschutzgesetz skeptisch gegenüber. So sieht sie »diesen Schutzgedanken« als verfehlt an und bemängelt die fehlende Integration von Beratungsstellen und Einrichtungen. Sie ergänzt, dass »so'n Prostituiertenausweis in der Hand einer falschen Person« ein »totales Druckmittel darstellen« kann, gerade in einem Tätigkeitsbereich, in denen Sexarbeiter:innen »eh immer schon gefährdet und (...) total stigmatisiert« sind.¹¹⁹ Und

»es gab dann auch schon relativ am Anfang so Geschichten, dass irgendwelche Betrüger oder irgendwelche Freier oder so angefangen haben, sich als Behördenmitarbeiter auszugeben oder die Frauen unter Druck gesetzt haben ›Zeig mal deinen Ausweis, sonst zeig ich dich an!‹ und so Geschichten.«¹²⁰

Ethnisierungen und Kulturalisierungen. Migrations- und Mobilitätsverfahren als Orientierungswissen

In der Konstruktion von Gesundheitswissen und Handlungsmacht spielen ebenso ethnisierende und kulturalisierende Zuschreibungen eine Rolle. Laut meiner Interviewpartnerin Tanja fehlten vor allem migrierten Sexarbeiter:innen in St. Georg aufgrund einer mangelnden beziehungsweise fehlenden Bildung, zu der sie ebenfalls ›sexuelle Aufklärung‹ zählt, Gesundheits- sowie Körperwissen. Sie bewertet und kritisiert vor allem den Umgang mit Verhütungsmitteln und Schwangerschaftsabbrüchen sowie die unzureichende Navigation im Stadtraum.¹²¹ Bereits zu Beginn unseres Gesprächs sind es für Tanja soziale und kulturelle Herkünfte, welche die sexarbeits-spezifischen Stadträume St. Georg und St. Pauli markieren und strukturieren: Während St. Pauli überwiegend für Sexarbeiter:innen aus Deutschland einen Arbeitsort darstelle, in dem sich Sexarbeit institutionalisiert habe, kämen Sexarbeiter:innen, die in St. Georg arbeiten, überwiegend aus Spanien, Bulgarien und Rumänien sowie aus Äquatorialguinea.¹²² Tanja beschreibt

117 Ebd., S. V.

118 Ebd.

119 Ebd., S. IX. Siehe auch Vgl. *Gudrun M. König*: Das Veto der Dinge. Zur Analyse materieller Kultur. In: dies./Karin Priem/Rita Casale (Hg.): *Die Materialität der Erziehung. Kulturelle und soziale Aspekte pädagogischer Objekte*. Weinheim 2012, S. 13–31.

120 Interview Tanja, wie Anm. 35, S. X. Siehe auch *Udo Gerheim*: *Die Produktion des Freiers. Macht im Feld der Prostitution: eine soziologische Studie*. Bielefeld 2012, S. 292.

121 Vgl. *Rebecca Mörgen*: *Der Leib der Anderen und soziale Blickverhältnisse: körperleibliche Praktiken sozialpädagogischer Beziehungsarbeit im Kontext Prostitution*. In: Clarissa Schär/Julia Ganterer/Martin Grosse (Hg.): *Erfahren – Widerfahren – Verfahren. Körper und Leib als analytische und epistemologische Kategorien Sozialer Arbeit*. Wiesbaden 2021, S. 207–220.

122 Für eine globale Verflechtungsgeschichte vgl. die Beiträge in *Magaly R. García/Lex H. van Voss/Elise van Nederveen Meerkerk*: *Selling Sex in the City: A Global History of Prostitution, 1600s-2000*. Leiden 2017 sowie *Sonja Dolinsek/Siobhán Hearne*: *Introduction*:

die gegenwärtigen Sexarbeiter:innen in St. Georg als »sehr misstrauische Gruppe«, die durch »eine hohe Fluktuation in der Szene« geprägt ist.¹²³ Auch untereinander gebe es Konkurrenzkämpfe. Tanja erzählt:

»und dann merkt man natürlich gerade so, kulturell und auch alles so, es ist dann auch oft so, dass zum Beispiel die deutschen Frauen die bulgarischen Frauen nicht mögen, die bulgarischen Frauen mögen die afrikanischen Frauen nicht (...).«¹²⁴

Streitgespräche gehören daher laut Tanja zu ihrer eigenen Tagesroutine, damit die Gruppierungen nicht anfangen »gegenseitig sich mit irgend'ner Scheiße vollzulabern«, gerade weil einige »Frauen sich dann beschweren würden: ›Warum kommen die afrikanischen Frauen?‹ oder ›Warum kommen die, warum kommen die?«¹²⁵ Die Ablehnung und Skepsis gegenüber sozialen, gesundheitlichen und juristischen Beratungsangeboten entsteht nach Tanja aufgrund von Herkunftssozialisation und Weltanschauung. Gesundheitswissen wird so von ihr politisiert und ethnisiert. So bemerkt sie: »Ich glaube, das is so'n bisschen was Kulturelles (...).«¹²⁶ Tanja macht die sexarbeits- und gesundheitspezifische Sozialisation in den Herkunftsländern dafür verantwortlich, dass a) kein oder nur wenig Gesundheitswissen vorhanden ist und die Sexarbeiter:innen durch eine mangelnde Reflexionsleistung gekennzeichnet sind und dass b) dieses Gesundheitswissen wiederum überwiegend von Mythen durchdrungen ist. Sie äußert die Vermutung, dass die emotionale Aufladung, die Skepsis und Abneigung gegenüber der Sozialen Arbeit oder medizinischen Institutionen aufgrund der Sozialisierung erfolge. Mehr noch, so seien es Mythen- und Schreckens Erzählungen, die bereits von einem jungen Alter an wahrgenommen und als gültiges Wissen internalisiert würden. So führt sie aus: »[...] wir haben so dann Frauen, die sagen (...) zu ihren Kindern, wenn du nicht artig bist, dann gehn' wir zum Doktor und der gibt die 'ne Spritze (...).«¹²⁷ Auch an einer anderen Stelle würde diese Wissenslücke deutlich werden, so erläutert Tanja die Einstellung gegenüber dem Verhütungsmethode Pille:

»also viele Frauen wollen irgendwie die Pille nicht nehmen (...) ich glaube, weil sie's nicht kennen und weil dann untereinander so Schauergeschichten erzählt werden, also da ist dann auch so 'ne große Mundpropaganda da, also die dann auch untereinander in der Szene ist (...).«¹²⁸

Prostitution in Twentieth-Century Europe. In: *European Review of History* 29 (2022), Heft 2, S. 121–144.

123 Interview Tanja, wie Anm. 35, S. V.

124 Ebd.

125 Ebd.

126 Ebd., S. XVIII.

127 Ebd., S. XII.

128 Ebd., S. XVII.

In der Äußerung von Tanja wird das Wissensmilieu sichtbar, das sie ganz klar subkulturell konstruiert. Sie umschreibt standortgebundenen, gruppenspezifische Gesundheitsverständnisse und -kompetenzen in St. Georg und St. Pauli. Durch die Homogenisierung reduziert sie die Komplexität der Lebenssituationen der dort tätigen Sexarbeiter:innen. So spezifiziert sie die von ihr angesprochenen Mythen bezüglich der »Pille«, der »Hormonkette«, »Spirale« und anderen Verhütungsmethoden wie folgt:

»dass man fett wird, dass man keine Kinder mehr kriegen kann, dass man mit – keine Ahnung – 30 tot ist oder so, also das sind so die kuriosesten Geschichten, also gerade bei der Spirale.«¹²⁹

Benannt werden Ängste vor Gewichtszunahme, Impotenz und einem frühen Tod. Daran anknüpfend deutet sie die Einstellung gegenüber der Ärztin in St. Georg:

»die meisten Hemmschwellen gibt's tatsächlich zur Ärztin, also wir haben das Glück, Liliane, unsere Ärztin, ist 'ne ganz tolle Person, die (...) hat was ganz Zartes (...) weil gerade in Osteuropa auch Ärzte 'nen ganz anderen Umgang auch haben.«¹³⁰

Solche Erzähl- und Argumentationsweisen betreiben den Sexarbeiter:innen gegenüber ein »Othering«¹³¹, das heißt die narrative Produktion von Gegensatz-Konstruktionen aufgrund spezifischer Merkmale, die als essentialistisch umschrieben werden. Denn die Zuschreibung von Defiziten, einer mangelnden Alltagsstruktur beziehungsweise eines mangelnden und gar selbstgefährdenden Gesundheitswissens stellt damit ein Problemfeld erst her, das wiederum ihr eigenes Berufsfeld (Sozialarbeit) begründet und damit Abhängigkeitsverhältnisse schafft.

Auch nutzt Tanja die ethnischen Hintergründe als Erklärungsmuster, um die eher skeptische Haltung gegenüber der medizinischen Expertin zu deuten. In ihrer Auslegung kann es nicht an der fachlichen Qualifikation oder gar an einem fehlenden empathischen, sensiblen oder einführenden Auftreten liegen. Tanja ist überzeugt davon, dass alle in der Fachberatungsstelle Tätigen eine wertschätzende und zugeneigte Haltung einnehmen und damit eine ideale Voraussetzung für die lokale Beratungssituation mitbringen. Nichtsdestotrotz sieht Tanja die »Aufklärungsarbeit« als notwendig, auch wenn die Pille ihrer Meinung nach nicht so gut ankommt oder »sie wird halt dann

129 Ebd.

130 Ebd., S. XII.

131 Vgl. *Maria do Mar Castro Varela*: Un-Sinn: Postkoloniale Theorie und Diversity. In: Fabian Kessel/Melanie Plößer (Hg.): *Differenzierung, Normalisierung, Andersheit*. Wiesbaden 2010, S. 249–262, hier: S. 256. Siehe auch *Julia Reuter*: *Ordnungen des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden*. Bielefeld 2015 sowie die Schriften von Edward Said und Gayatri Chakravorty Spivak. Siehe auch *Barbara Wittmann*: »Die denken, wir sind von nem anderen Planeten.« In: *Fensterplatz*. Studentische Zeitschrift für Kulturforschung (28.9.2012). URL: <http://www.zeitschrift-fensterplatz.de/2012/09/die-denken-wir-sind-von-nem-anderen-planeten/> (Stand: 11.11.2022).

doch wieder vergessen oder nicht genommen (...) wir haben Frauen, die teilweise in zwei Jahren vier Schwangerschaftsabbrüche haben.«¹³² Und

»ich glaube tatsächlich sind auch nicht alle gut aufgeklärt (...) und letztendlich (...) ist es auch so, dass in Bulgarien also, ich glaube in Rumänien (...), dass die Frauen auch sehr früh Kinder kriegen und (...) da auch ganz wichtig ist, also wir haben viele Frauen, die dann auch unbedingt schwanger werden wollen.«¹³³

Mögliche Erklärungen sind für Tanja die familiäre Sozialisation, in denen die Kinderanzahl mit Wohlstand und ›wohlfahrtsstaatlicher‹ Absicherung verbunden werden. Es ist für Tanja auch der Migrationshintergrund, der die Sexarbeiter:innen aufgrund der Standortlogiken nach St. Georg bringt. So führt sie aus: Denn »gerade als Osteuropäerin will dir in Hamburg erstmal per se niemand 'ne Wohnung geben.«¹³⁴ Es sind beispielsweise auch Sprachbarrieren, Orientierungsschwächen, fehlende finanzielle Absicherungen, prekäre Tätigkeiten im »Niedriglohnsektor«, in »Zeitarbeitsfirmen«, fehlende Pass- und Meldedokumente (Personalausweis, Reisepass), »ungesicherte Arbeitsverträge« und fehlende Steuerabgaben und Krankenversicherungen, welche die physische und psychische Gesundheit beeinflussen.¹³⁵ Sie führt weiter aus:

»also manche Frauen schämen sich total ›Ohhh, wieso brauche ich jetzt soziale Beratung?‹ Das ist für viele Frauen auch ganz, ganz schwierig und (...) viele sagen dann immer so ›Oh, ich hab´ voll Angst gehabt hierherzukommen (...)‹, aber das ist schon für viele, auch Sozialleistungen zu beantragen (...) ganz, ganz schwierig.«¹³⁶

Eine Beratungssituation wahrzunehmen sei laut Tanja mit »Scham«¹³⁷ besetzt und mit Vorstellungen eines sozialen Abstiegs verknüpft. Mehr noch, sie und ihre Kolleg:innen in der Einrichtung hätten die Sexarbeiter:innen vom Gegenteil überzeugt und ihnen die Vorteile der Beratungsangebote näher gebracht. Sexarbeiter:innen in St. Pauli sehen sich

»nicht als Klientel sozialer Arbeit (...) und leben auch so'n bisschen in 'ner eigenen Lebenswelt (...) und (...) gehen alle so zu einer Ärz-

132 Ebd., S. XVII.

133 Ebd., S. XVIII.

134 Ebd.

135 Ebd., S. XIX. Vgl. *Maritza Le Breton*: Sexarbeit als transnationale Zone der Prekarität. Migrierende Sexarbeiterinnen im Spannungsfeld von Gewalterfahrungen und Handlungsoptionen. Wiesbaden 2011.

136 Interview Tanja, wie Anm. 35, S. XIX f.

137 Ebd., S. XV. Dies weist auf soziale Normierungen hin. Vgl. *Sighard Neckel*: Status und Scham. Zur symbolischen Reproduktion sozialer Ungleichheit. Frankfurt am Main 1991. Siehe auch *Julia Döring*: Peinlichkeit – Formen und Funktionen eines kommunikativ konstruierten Phänomens. Bielefeld 2015.

tin (...) oder letztens hab' ich gehört, dass alle so bei (...) dem gleichen Zahnarzt sind.«¹³⁸

Es wird deutlich: Sexarbeiter:innen in St. Pauli erhalten von Tanja durch ihren fehlenden Migrationshintergrund das Stadt- und Standortwissen, Ausweisdokumente, (erkaufte) Melde- und Wohnadressen und die sozialen Netzwerke, die zwar durch Machthierarchien geprägt sind, aber dennoch einen Grad an Verlässlichkeit bieten, ganz andere Handlungsmöglichkeiten. Sie sind in einer bourdieuschen Lesart ressourcenabhängig und kapitalgebunden. Tanja besitzt in dieser Logik kein Klientel und ihr fehlt die berufliche Basis.

Sexarbeit – Gesundheit – Wissen. Ausblick

Ich habe zu zeigen versucht, wie Sexarbeiter:innen beziehungsweise eine Sozialarbeiterin in Hamburg Gesundheitswissen vor dem Hintergrund historisch-gewachsener Kontroll- und Überwachungsmaßnahmen, Rechtsprechungen und internalisierten Stigmatisierungen ihres Berufsbildes verhandeln. In den Gesprächen ist prägnant, dass die Akteurinnen mit Nachdruck ihr Gesundheitswissen als Professionalisierungsnarrativ ausweisen und es anderen abgesprochen wird und so ein ›Othering‹ hergestellt wird. Mithilfe einer bourdieuschen Lesart zeichnete ich die Handlungs- und Möglichkeitsräume nach, die Sexarbeiter:innen in St. Pauli und St. Georg entwickeln können, um ihre eigene Gesundheit zu erhalten und zu fördern. Bezeichnend sind hierbei die Widerstände, die Sexarbeiter:innen in ihren Alltags- und Lebenswelten an diesen Standorten erfahren, und die Berufsfelder, die vermeintliche gesundheitsspezifische Defizite, Psychopathologisierungen und Kriminalisierungen konstruieren.

Die Wahrnehmung von Maßnahmen der Gesundheitsförderung, die Akkumulation von Gesundheitswissen, die Ausbildung eines Gesundheitsbewusstsein sowie die Erhaltung von Gesundheit im Arbeitsalltag in Sex-Clubs und Etablissements ist, so lässt sich resümieren, abhängig von Ressourcen und Kapitalsorten: ökonomisch, symbolisch, sozial und kulturell in Form von Geld, Bildungsabschlüssen, sprachlichen Fähigkeiten, Wohnsitz und Meldeadresse, rechtlicher Anerkennung sowie lokalen Netzwerken. Gesundheitsverständnisse umfassen nicht nur Kenntnisse über normativ-geprägte Hygienemaßnahmen oder subjektive Sauberkeitsempfindungen am Arbeitsort, sondern auch emotionale und moralische Dimensionen durch Vorstellungen von Sensibilität, Achtsamkeit und Verantwortungsbewusstsein sich selbst und den Gästen gegenüber. Anhand der spezifischen Vorstellungen von physischer und psychischer Gesundheit und Krankheit, Körperarbeit und Konsumverhalten arbeitete ich Berufsverständnisse und verschiedene Positionierungen im urbanen Raum heraus. Neben strukturellen Ein- und Ausschlussmechanismen, welche die Forschungsfelder prägen, bringen Sexar-

138 Interview Tanja, wie Anm. 35, S. XXII.

beiter:innen ganz eigensinnige Selbstbefähigungsstrategien und kreative Ermächtigungstaktiken hervor.

Hinzu kommen zivilgesellschaftliche und kirchliche Maßnahmen sowie Straßensozialarbeit, die Sexarbeiter:innen spezifische Subjektivierungsangebote vorlegen und sie in lokale Gesundheitsnetzwerke einbetten. Die Äußerungen meiner Interviewpartnerinnen, ihre Wahrnehmungen und Deutungen ermöglichen Rückschlüsse über internalisierte Stigmatisierungen und geben Alltagserfahrungen in der Sexarbeit in Hamburg wieder sowie den Stellenwert von Gesundheit in der Auswahl des Arbeitsortes, in den Arbeitspraktiken und -routinen. Prägnant sind die gesundheitspezifischen Konflikte, Irritationen und Umbrüche im Arbeitsalltag, die in den Gesprächen identifiziert werden und deren Bewältigung spezifisches gesundheitsrelevantes Expert:innenwissen benötigt, wie es beispielsweise Fachberatungsstellen bündeln. Sexarbeiter:innen, Beratungsinstanzen und die Aushandlung von Gesundheit müssen daher relational und als soziales Gefüge verstanden werden. In weiteren Anschlussstudien müssten intersektionale Ansätze gestärkt sowie Erkenntnisse mit anderen Großstädten und ländlichen Räumen verglichen werden.



Manuel Bolz, M. A.
Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1 ESA W (Westflügel)
20146 Hamburg
manuel.bolz@uni-hamburg.de

QUEERE GEFLÜCHTETE IN DÄNEMARK. DURCHSCHREITEN HETEROSEXUELLER GRENZGEBIETE

Rieke Schröder

Einleitung

Innerhalb der internationalen und normierten Migrationsregime tragen Geflüchtete die Verantwortung, nachzuweisen, dass ihnen in ihrem Herkunftsland Verfolgung droht. Diese Beweislast stellt insbesondere für queere Geflüchtete eine Herausforderung dar.

›Queer‹ wird in diesem Beitrag als Oberbegriff für alle Sexualitäten und Geschlechtsidentitäten außerhalb der Heterosexualität und Cisgender-Identität verwendet und umfasst zum Beispiel Menschen, die lesbisch, schwul, bisexuell, inter, trans, nichtbinär oder agender sind. Auch die Begriffe Sexualität und Geschlechtsidentität sind nicht ›natürlich‹ oder ahistorisch, sondern konstruieren ebendiese erst.

›Geflüchtete:r‹ wird anstelle des Terminus ›Flüchtling‹ verwendet, da dieser einen »Beiklang von Abhängigkeit, Objektivierung und Passivität«¹ hat. Außerdem handelt dieser Text nicht nur von Menschen, die der rechtlichen Definition eines ›Flüchtlings‹ entsprechen und einen Asylbescheid nach der Genfer Flüchtlingskonvention erhalten haben, sondern auch von Menschen, die sich noch im Asylprozess befinden. Auch daher eignet sich die Bezeichnung ›Geflüchtete‹ besser, da diese keine legale Konnotation besitzt.

Queere Geflüchtete, die aufgrund ihrer Sexualität oder Geschlechtsidentität einen Antrag auf Asyl stellen, sind dazu aufgefordert, in ihrem Asylprozess zu belegen, dass die ihnen drohende Verfolgung sich in ebendieser Queerness begründet. Somit sind die Akteur:innen also auch verpflichtet, einen Nachweis über ihr Queer-Sein zu erbringen. Dabei geht es oft weniger um eine tatsächliche Beschreibung der Sexualität und Geschlechtsidentität der queeren Geflüchteten, als vielmehr darum, dem Verständnis von Sexualität und Geschlechtsidentität der Regime zu entsprechen. Denn diese urteilen über die (Un-)Glaubwürdigkeit der Queerness der Geflüchteten und negieren häufig den performativen Charakter von Sexualität und Geschlechtsidentität.²

Empirisch fokussiert sich dieser Beitrag auf Dänemark als Aufnahmeland und die Erfahrungen von queeren Geflüchteten während ihres Asylprozesses.

1 *Birgit Behrens*: Was bedeutet Fluchtmigration? Soziologische Erkundungen für die psychosoziale Praxis. Göttingen 2017, S. 16.

2 Vgl. *Judith Butler*: Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity (zuerst 1990). New York 2006, hier S. 34.

ses, aber auch außerhalb dieses, und erörtert, inwieweit die Performance ihrer Sexualität und/oder Geschlechtsidentität vom gebauten und sozialen Raum, in dem und durch welchen sie navigieren, abhängig ist. Dabei durch- und überschreiten queere Geflüchtete multiple Grenzen – räumliche, soziale und epistemische. Je nach sozialem oder gebautem Raum sind die Geflüchteten ›in‹ oder ›out of the closet‹.

Die normativen Erwartungen innerhalb dieser Räume werden anhand des theoretischen Konzeptes der ›Heterosexuellen Grenzgebiete‹ dargestellt, welches im ersten Abschnitt dieses Beitrags definiert wird. Im Anschluss gebe ich einen kurzen Einblick in das internationale Flüchtlingsregime sowie die strukturellen Bedingungen für queere Menschen in Dänemark und inwieweit die Situation von queeren Geflüchteten sich von diesen unterscheidet. Nachdem ich meine empirische Feldforschung umrissen habe, gebe ich anschließend einen Überblick über meine Ergebnisse.

Heterosexuelle Grenzgebiete

Um die Lebensrealität von queeren Geflüchteten beschreiben und verstehen zu können, habe ich das Konzept der ›Heterosexuellen Grenzgebiete‹ entwickelt, welches ich nachfolgend vorstelle. Dabei beziehe ich mich auf Theorien der Border Studies³ und Queer Studies⁴ und bringe diese produktiv in einen neuen Zusammenhang. Die Grenze ist der erkenntnistheoretische Standpunkt, von dem ich in diesem Beitrag auf die Situation von queeren Geflüchteten in Dänemark blicke. Während erste Assoziationen mit Grenzen häufig geopolitische sind, die Nationalstaaten voneinander trennen,⁵ sind für queere Geflüchtete noch verschiedene andere von Bedeutung: sie begegnen symbolischen,⁶ sozialen,⁷ zeitlichen,⁸ kognitiven⁹ und linguistischen¹⁰ Grenzen.

Sandro Mezzadra und Brett Neilson beschreiben Grenzen als kognitive Prozesse, welche »die Bewegung des Denkens strukturieren«¹¹, auch, indem sie Hierarchien und Klassifizierungen ermöglichen. Daher sind kognitive Grenzen oft eng mit geografischen verflochten.¹² Durch geografische Abgrenzun-

3 Michael Agier: *Towards an Anthropology of the Cosmopolitan Condition*. Malden 2016; Sandro Mezzadra/Brett Neilson: *Border as Method, or, the Multiplication of Labor*. Durham 2013.

4 Gloria Anzaldúa: *Borderlands/La Frontera*. San Francisco 1987; David A. B. Murray: *Queering Borders. Language, Sexuality, and Migration*. Amsterdam 2016.

5 Mezzadra/Neilson, wie Anm. 3, S. 16.

6 Agier, wie Anm. 3, S. 19.

7 Ebd. S. 23.

8 Ebd.

9 Mezzadra/Neilson, wie Anm. 3, S. 16.

10 Murray, wie Anm. 4, S. 3.

11 Mezzadra/Neilson, wie Anm. 3, S. 16. Übersetzung der Autorin.

12 Vgl. ebd.

gen zwischen Nationalstaaten werden somit auch kognitive Unterschiede konstruiert und als scheinbar gegeben wahrgenommen. Michel Agier bezeichnet die Grenzen zwischen verschiedenen ethnischen Gruppen als symbolisch.¹³ Diese hängen auch mit sozialen Grenzen zusammen, welche »alles, was gesellschaftlich zu existieren beginnt«¹⁴ umfassen.

Als Oberbegriff für diese Vielzahl an Trennungslinien eignet sich ›epistemische Grenzen‹, da diese von als gültig erklärtem Wissen, welches als ahistorisch und neutral, quasi ›gottgegeben‹ angesehen wird, strukturiert werden. Ihre »Vielfältigkeit, ihre hypothetische und fiktive Natur [machen sie] nicht weniger real«.¹⁵ Sprich: Obwohl epistemische Grenzen nicht physisch sichtbar oder greifbar sind, strukturieren sie doch das Zusammenleben verschiedener Menschen.

Durch Identifizieren und Definieren findet eine Trennung statt, vor allem zwischen dem, was zum Definierten gehört und was nicht. Somit findet an jeder Grenze ein doppeltes Erkennen statt,¹⁶ und daher sind diese essenziell für die Identifikation und Markierung des Selbst und des ›Anderen‹.¹⁷ Wer eine Grenze ziehen kann und wie diese gezogen wird, ist durch Machtverhältnisse und Hierarchien beeinflusst. Diese sind durch sich überlagernde Diskriminierungskategorien Geschlecht, *race*,¹⁸ nationale und ethnische Identität beeinflusst, und (re-)produzieren diese intersektionalen Grenzen.¹⁹

In ›heterosexuellen Grenzgebieten‹ geht es jedoch, wie der Name bereits verrät, nicht nur um die Grenzen an sich, sondern auch um die Grenzgebiete, die sich um diese Grenzziehungen bilden. Dabei dehnen sich Grenzen oft in Raum und Zeit aus und sind durch ihre Unbestimmtheit gekennzeichnet. Die Grenzgebiete, mit denen ich mich hier beschäftige, bezeichne ich als heterosexuell, da sie sich innerhalb eines dominierenden heteronormativen Gesellschaftsmodells befinden. Mit dem Konzept der Heteronormativität, welches vom Autor und Literaturkritiker Michael Warner²⁰ popularisiert wurde, wird die normative Erwartung beschrieben, dass jede:r menschliche:r Akteur:in sich ›natürlicherweise‹ nur zum ›anderen‹ Geschlecht sexuell an-

13 Agier, wie Anm. 3, S. 19.

14 Ebd. S. 23. Übersetzung der Autorin.

15 *Étienne Balibar: Politics and the Other Scene*. London 2002, S. 76. Übersetzung der Autorin.

16 Vgl. Agier, wie Anm. 3, S. 19.

17 Vgl. ebd.

18 ›Race‹ wird hier als Begriff aus dem nordamerikanischen Diskurs übernommen und meint die Ethnizität und Herkunft einer Person. Somit ist ›race‹ nicht als ein Ersatz für das deutsche Wort ›Rasse‹ zu verstehen. Vgl. *Neue deutsche Medienmacher e.V.* (Hg.): NdM-Glossar. Wörterverzeichnis der Neuen deutschen Medienmacher*innen (NdM). Stichwort: Rasse. Berlin 2019, S. 13. URL: https://neuemedienmacher.de/fileadmin/dateien/Glossar_Webversion.pdf (Stand 17. 11. 2021).

19 Vgl. Agier, wie Anm. 3, S. 7; siehe auch Mezzadra/Neilson, wie Anm. 3, S. 20.

20 Vgl. Michael Warner: Introduction. Fear of a Queer Planet. In: *Social Text* 29 (1991), S. 3–17.

gezogen fühlt – also heterosexuell ist – und sich mit dem Geschlecht identifiziert, welches bei der Geburt zugeschrieben wurde, also cisgeschlechtlich (kurz: cis) ist. Eine Abweichung hiervon ist mit der Erwartung eines ›Outings‹ verbunden. Dies ist Teil der Machtposition, die Cis-Heterosexualität in heteronormativen Gesellschaften innehält: Sie wird nicht im gleichen Maße wie Queerness als Sexualität und Geschlechtsidentität wahrgenommen. Hier versuchen Queer Studies »die normative gesellschaftliche Ordnung von Identitäten und Subjektivitäten entlang der heterosexuellen/homosexuellen Binarität sowie die Privilegierung von Heterosexualität als ›natürlich‹ und Homosexualität als deren vermeintlich ›abweichendes‹ und ›verabscheuungswürdiges Anderes‹«²¹ zu hinterfragen. Die Philosophin Judith Butler hat in dem Buch ›Gender Trouble‹ aufgezeigt, dass Gender performativ und Heterosexualität keineswegs ›normaler‹ als andere sexuelle Orientierungen oder Geschlechtsidentitäten ist.²²

Im Gegensatz zum heteronormativen Verständnis von Sexualität sind Menschen und ihre Geschlechtsidentität meist nicht in ›in‹ oder ›out‹ einzuteilen, sondern befinden sich vielmehr in einem ständigen Zustand des Übergangs.²³ Also ist ein ›Coming-out‹ kein einmaliger performativer Akt, sondern muss von queeren Personen wiederholt performt werden.²⁴

Queere Sexualitäten und Geschlechtsidentitäten werden von der Anthropologin Suzanne Clisby als »transgressive«²⁵, also grenzüberschreitend beschrieben, da sie »in the margins and across borderlands«²⁶ existieren. Während Queerness von staatlichen Akteur:innen marginalisiert, also ins Abseits abgeschoben wird, ist queer zu sein gleichzeitig ein übergreifendes Erlebnis, losgelöst von den Beschränkungen und normativen Erwartungen innerhalb der heterosexuellen Grenzgebiete.

Daher eignet sich der Begriff der, wie bereits erwähnten, heterosexuellen-markierten Grenzgebiete für ein besseres Verständnis und um der Komplexität der Grenzdynamen gerecht zu werden. Das Konzept einer heterosexuellen Grenze ist meines Erachtens ungeeignet, auch weil eine Trennung zwischen Cis-Heterosexualität und Queerness niemals eindeutig sein kann. Es gibt keine ahistorischen Regeln, die entscheiden, ab wann eine Person nicht (mehr) heterosexuell ist. Ist eine Person nicht mehr heterosexuell, sobald sie queere Fantasien entwickelt oder wenn sie diese auch auslebt? Oder wenn sich die Person auch selbst als queer bezeichnet und sich als solche performativ outet oder aber queeres Vokabular nutzt?

21 Kath. Browne/Catherine J. Nash: *Queer Methods and Methodologies. Intersecting Queer Theories and Social Science Research*. New York 2010, S. 5. Übersetzung der Autorin.

22 Vgl. Butler, wie Anm. 2.

23 Vgl. Anzaldúa, wie Anm. 4, S. 3.

24 Vgl. Diana Fuss: *Inside/Out. Lesbian Theories, Gay Theories*. New York 1991, S. 5.

25 Suzanne Clisby: *Gender, Sexuality and Identities of the Borderlands. Queering the Margins*. New York 2020, S. 1.

26 Ebd.

Im Englischen wird mit einem ›Outing‹ häufig die Metapher des ›Coming out of the closet‹ verwendet. Im Rahmen meiner Masterarbeitsforschung habe ich mich damit beschäftigt, welche Rolle dieser ›closet‹, der epistemische Status der Schrankmetapher, im Leben von queeren Geflüchteten in Dänemark spielt. Ich habe mich gefragt, woher die queeren Geflüchteten kommen, wohin sie gehen, wie sie sich ›outen‹ und wie oft sie sich gezwungen sehen, diesen Vorgang performativ zu wiederholen. Diese Metapher wurde bereits 1990 von Eve Kosofsky Sedgwick²⁷ in den Queer Studies diskutiert. Indem diese Schrankmetapher verwendet wird, um über die Selbstenthüllung einer Person zu sprechen, ›out of the closet‹ zu sein, schafft es dieses epistemische Möbelstück überhaupt erst konstruiert zu werden. Dadurch wird die hegemoniale Position von Cis-Heterosexualität weiter gesichert, da diese eben kein ›Outing‹ erfordert.²⁸

Der ›closet‹ und seine Position innerhalb der heterosexuellen Grenzgebiete ist der Dreh- und Angelpunkt meiner Analyse im weiteren Verlauf dieses Beitrages. Denn auch wo der ›closet‹ analytisch positioniert wird, beeinflusst die Wahrnehmung von queeren Geflüchteten als ›in‹ oder ›out‹ bezogen auf ihr Queer-Sein.

Die internationalen Migrationsregime

Die Uneindeutigkeit darüber, was queer sein bedeutet, stellt eine besondere Herausforderung innerhalb der internationalen Flüchtlingsregime dar. Queere Geflüchtete sehen sich innerhalb ihres Asylprozesses dazu genötigt, ihre Sexualitäten und Geschlechtsidentität so zu performen, dass sie in den Augen der Sachbearbeiter:innen ›glaubwürdig‹, ›überzeugend‹ und ›authentisch‹ sind. Neben Queerfeindlichkeit begegnet Geflüchteten aufgrund ihrer intersektionalen und marginalisierten Position auch Rassismus und Klassismus. Während sie durch die internationalen Flüchtlingsregime navigieren, sollten queere Geflüchtete jedoch den Erwartungen ebendieser Regime gerecht werden, damit sie Asylstatus erhalten.

In internationalen Flüchtlingsregimen, welche durch die Genfer Flüchtlingskonvention von 1951 strukturiert sind, sind Geflüchtete dazu verpflichtet, eine begründete Furcht vor Verfolgung nachzuweisen. Menschen, die aufgrund ihrer sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität Asyl beantragen, sogenannte ›SOGI-Anträge‹,²⁹ müssen beweisen, dass sie queer sind.

27 Eve Kosofsky Sedgwick: *Epistemology of the Closet*. Los Angeles 1990.

28 Vgl. *Fuss*, wie Anm. 24, S. 2.

29 Vgl. *Moira Dustin/Nina Held*: In or out? A Queer Intersectional Approach to ›Particular Social Group‹ Membership and Credibility in SOGI Asylum Claims in Germany and the UK. In: *Genius* 5 (2018), Heft 2, S. 74–87; *Nina Held*: Sexual Orientation and Gender Identity. Claims of Asylum in Germany. Intersectional Legal, Social and Methodological Challenges. In: Carolin Küppers/Bundesstiftung Magnus Hirschfeld (Hg.): *Refugees & Queers. Forschung und Bildung an der Schnittstelle von LSBTTIQ, Fluchtmigration und Emanzipationspolitiken*. Bielefeld 2019 (= Queer Studies), S. 53–80.

Für diesen Prozess werden meist stereotypische Verständnisse angewandt, wie eine queere Person auszusehen und sich zu verhalten hat.

Aufgrund queerfeindlicher Gesetze und Rechtsprechungen in ihren Herkunftsländern mussten die meisten queeren Geflüchteten ihre Sexualität oder ihre Geschlechtsidentität geheim halten – sie führten also ein Leben im ›closet‹. Daher ist es für sie schwierig, Beweise für erlebte Diskriminierung oder Verfolgung zu erbringen, obwohl die Beweislast auf Seite der Geflüchteten liegt.³⁰ Queere Geflüchtete in Dänemark sollten außerdem dem dänischen Narrativ über Queerness, oder eher Homosexualität, entsprechen. Dieses umreißt ich im folgenden Abschnitt.

Queer-Sein in Dänemark

›Frisind‹, Toleranz oder Liberalismus haben in Dänemark, dem ersten Land, das eingetragene gleichgeschlechtliche Partnerschaften legalisierte, einen hohen Stellenwert.³¹ Im internationalen Vergleich wird Dänemark als sicher für queere Menschen beschrieben.³² Die in Dänemark herrschende Toleranz gegenüber queeren Menschen ist jedoch stark homonormativ.

Mit dem Begriff der Homonormativität beschreibt die Historikerin und Geschlechterforscherin Lisa Duggan die Erwartungen innerhalb der Queer-Community, wie eine Person ›richtig queer‹ ist: »eine privatisierte, entpolitisierte, in Häuslichkeit und Konsum verankerte schwule Kultur«.³³ Hier wird »die ›Normalität‹ des ›guten‹ und verantwortungsbewussten schwulen Subjekts«³⁴ etabliert, »indem es sich von dem ›Anderen‹ abgrenzt und ihn als abweichend verunglimpft, der oft rassifiziert, klassenspezifisch, sexuell abweichend und/oder unpatriotisch ist«.³⁵

30 Vgl. *Dustin/Held*, wie Anm. 29, S. 75; dies.: ›They Sent me to the Mountain‹. The Role Space, Religion and Support Groups Play for LGBTIQ+ Asylum Claimants. In: Richard C. M. Mole (Hg.): *Queer Migration and Asylum in Europe*. London 2021, S. 184–215, hier S. 200; siehe auch *Held*, wie Anm. 29, S. 64.

31 Vgl. *Michael Nebeling Petersen*: These are queer times indeed. En introduktion til homonationalisme i en dansk kontekst. In: *Kvinder, Køn & Forskning* 16 (2016), Heft 4, S. 55–66, hier S. 61.

32 Vgl. *ILGA-Europe – the European Region of the International Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex Association/Rainbow Europe*: Country Ranking (o.J.). URL: <https://rainbow-europe.org/country-ranking> (Stand: 15.3.2021).

33 *Lisa Duggan*: The New Homonormativity. The Sexual Politics of Neoliberalis. In: Russ Castranovo/Dana D. Nelson (Hg.): *Materializing Democracy. Toward a Revitalized Cultural Politics*. Durham 2002, S. 174–194, hier S. 179. Übersetzung durch die Autorin.

34 *Claudia Schippert*: Implications of Queer Theory for the Study of Religion and Gender. Entering the Third Decade. In: *Religion and Gender* 1 (2011), Heft 1, S. 66–84, hier S. 77. Übersetzung durch die Autorin.

35 Ebd., S. 77 f.

Eng verbunden mit Homonormativität ist Homonationalismus, ein von der Queerfeministin und Genderforscherin Jasbir Kaur Puar³⁶ geprägtes Konzept, welches beschreibt, dass ›sexuelle Subjekte‹, die von Hetero- und Homonormativität beeinflusst werden, ebenso von den Nationalstaaten reguliert und verstärkt werden. Innerhalb eines homonationalistischen Diskurses werde der Westen in der Regel als vollkommen schwulenfreundlich dargestellt, mit der Fähigkeit, dem Rest der ›homofeindlichen Welt‹ Zuflucht zu bieten. Indem sie sich als sicheren Hafen für queere Menschen aller Nationalitäten darstellen, vernachlässigen homonationalistische Länder die Tatsache, dass hier aufgrund von Hetero- und Homonormativität nur sehr spezifische und enge Wege des Queer-Seins akzeptiert werden, was Puar mit ›dem Aufkommen nationaler Homosexualität‹³⁷ beschreibt.

Diese ›nationale Homosexualität‹ ist dabei von einer Opposition des ›Anderen‹ abhängig. Subjekte mit einer ›anderen‹ *race*, Ethnizität oder Staatsbürger:innenschaft als die des jeweiligen westlichen Landes werden nicht in gleicher Weise anerkannt und einbezogen wie »die privilegierten (weißen) schwulen, lesbischen und queeren liberalen Subjekte«. ³⁸ Somit wird die homosexuelle Figur grundsätzlich als *weiß* beschrieben, während ›nichtweiße‹ Menschen, mit einer ›anderen‹ *race* als heterosexuell wahrgenommen werden. ³⁹ Somit wird die Racialisation von Subjekten durch Queerness weiter verstärkt. ⁴⁰ Diese Abgrenzung vom ›rassifizierten Anderen‹ ermöglicht Nationalstaaten in der Lage von Migration, sich selbst als offen und fortschrittlich darzustellen.

Der dänische Geschlechterforscher Michael Nebeling Petersen⁴¹ hat eindringlich demonstriert, dass Dänemark stark homonationalistisch organisiert ist. Indem sich Menschen als queer ›outen‹, werden sie als näher am dänischen Staat und weniger ›ausländisch‹ konfiguriert. ⁴² Somit kann der dänische Homonationalismus für queere Geflüchtete auch positive Auswirkungen haben, sollte es ihnen gelingen, als glaubwürdig queer wahrgenommen zu werden. Die gesteigerte Akzeptanz, die sie dadurch eventuell erwarten können, ist jedoch in rassistischen Ressentiments begründet.

Nachdem ich die theoretischen Grundlagen meiner Untersuchung dargelegt habe, werde ich nun auf meine empirische Feldforschung eingehen und welche Ergebnisse ich durch sie gewinnen konnte.

36 Jasbir K. Puar: Terrorist Assemblages. Homonationalism in Queer Times. New York 2007. Übersetzung durch die Autorin.

37 Ebd., S. 2.

38 Ebd.

39 Vgl. ebd., S. 32.

40 Vgl. ebd.

41 Petersen, wie Anm. 31.

42 Ebd., S. 63.

Forschungsdesign

Für die empirische Feldforschung meiner Masterarbeit habe ich Kontakt mit der dänischen NGO *LGBT Asylum* aufgenommen. Diese Organisation ist die einzige in Dänemark, die sich speziell um die Belange von queeren Geflüchteten kümmert. Dabei versucht die Organisation durch einen Queer-to-queer-Ansatz einen queeren ›safer space‹ bereitzustellen.⁴³ Insgesamt habe ich drei Interviews mit queeren Geflüchteten und drei Interviews mit dänischen Freiwilligen durchgeführt. Von diesen sechs Personen sind fünf bisexuelle oder schwule Cis-Männer. Eine:r der Geflüchteten identifiziert sich als nichtbinär, hat jedoch aufgrund der eigenen queeren Sexualität und nicht aufgrund der Geschlechtsidentität Asyl beantragt und erhalten. Zwei der queeren Geflüchteten waren innerhalb des letzten Jahres erfolgreich mit ihrem Asylantrag und einer hofft, dass sein Fall neu geöffnet wird.

Außerdem habe ich virtuell an einer hybriden politischen Anhörung teilgenommen, bei der die Situation von queeren Geflüchteten in Dänemark im Fokus stand und verschiedene Mitglieder von *LGBT Asylum* ihre Erfahrungen geteilt haben.⁴⁴ Eines der Interviews mit einem queeren Geflüchteten habe ich in seiner derzeitigen Unterkunft, einem dänischen Ausreisezentrum, durchgeführt. Meine Analyse beruht außerdem auf von der NGO durchgeführten Studien⁴⁵ und einem in einem Magazin veröffentlichten Interview mit einem queeren Geflüchteten, der auch Mitglied von *LGBT Asylum* ist.⁴⁶

Meiner empirischen Forschung mangelt es also an Genderdiversität und für ein weiterführendes Projekt wäre es wichtig, insbesondere weiblich gelesene Personen und nichtbinäre Menschen zu interviewen. Außerdem organisieren sich nicht alle queeren Geflüchteten über *LGBT Asylum*, sodass es produktiv und notwendig wäre, Interviewpartner:innen außerhalb der Gruppe zu finden. Wie bereits in der Einleitung beschrieben, war es das Ziel meiner Feldforschung, herauszufinden, inwieweit queere Geflüchtete ihre Sexualität oder Geschlechtsidentität in unterschiedlichen Orten ›anders‹ performen, und inwieweit dies ihre Chancen auf Asyl beeinflusst. Dabei lag

43 Vgl. *LGBT Asylum*: About LGBT Asylum. URL: <https://lgbt asylum.dk/in-english/about-lgbt-asylum/> (Stand 17.11.2021).

44 Vgl. *LGBTI+ Høringsrække*: Høring 2: LGBTI+Flygtninge. URL: <https://vimeo.com/536216105?fbclid=IwAR2XW7qbrjdXutIMD0wPngDNJs0NuPpDJDtuc4oUtr5cB4WfH7Vv2XzWRDc> (Stand: 17.3.2021).

45 Vgl. *LGBT Asylum*: Undersøgelse: Chikane og overgreb begået mod LGBT-asylansøgere og -flygtninge i Danmark (2017). URL: <https://lgbt asylum.dk/website/wp-content/uploads/2019/09/rapport-Unders%C3%B8gelse-Chikane-og-overgreb-bega%C3%Aet-mod-LGBT-asylans%C3%B8gere-og-flygtninge-i-Danmark-.pdf> (Stand: 17.11.2021); *LGBT Asylum*: LGBT asylum applicants in Denmark. Applying for asylum on the grounds of sexual orientation and gender identity. URL: https://lgbt asylum.dk/website/wp-content/uploads/2020/01/Report_LGBT_Asymum_Applicants_In_Denmark.pdf (Stand: 17.11.2021).

46 Vgl. *Nicholas Chisha*: From Syria with Love. In: HeartCore – The Official Copenhagen Pride Magazine 3 (2021), S. 40–43.

mein Fokus auch darauf, ob die Geflüchteten an unterschiedlichen Orten ›in‹ oder ›out of the closet‹ waren.

Queere Geflüchtete in Dänemark zwischen heterosexuellen Grenzgebieten und queeren Zufluchten

Auf der 33. dgV Studierendentagung im Mai 2021 habe ich die vorläufigen Ergebnisse meiner Forschung anhand von Abbildung 1 präsentiert. Hierbei wird der vorherig beschriebene ›closet‹, Zentrum der englischen Metapher des ›coming out of the closet‹, als Prisma verwendet, um auf verschiedene Orte und Situationen des Alltags zu blicken, in denen queere Geflüchtete navigieren und sich positionieren (müssen). Dieser Blick muss als westliche Perspektive verstanden werden, die von Ideen der Hetero- und Homonormativität, Rassismus und Homonationalismus geprägt ist.

In Abbildung 1 ist der ›closet‹ zwischen den heterosexuellen Grenzgebieten und queeren Zufluchten positioniert. Innerhalb der heterosexuellen Grenzgebiete, die ich zu Beginn definiert habe, ist die generelle Annahme, dass queere Geflüchtete im ›closet‹, also nicht ›geoutet‹ und daher versteckt und unsichtbar sind. Diese Unsichtbarkeit kann eine Belastung sein, hat aber auch ihre Vorteile: In sozialen und gebauten Räumen, die für queere Menschen nicht sicher sind, ändert der ›closet‹ seine Bedeutung von einem unerwünschten Begleiter zu einem sichereren Raum, zum Beispiel in den Herkunftsländern der Geflüchteten, mit denen ich gesprochen habe.

Doch auch mit der territorialen Grenzüberschreitung lassen queere Geflüchtete ihr Herkunftsland nicht vollständig zurück und navigieren Kon-

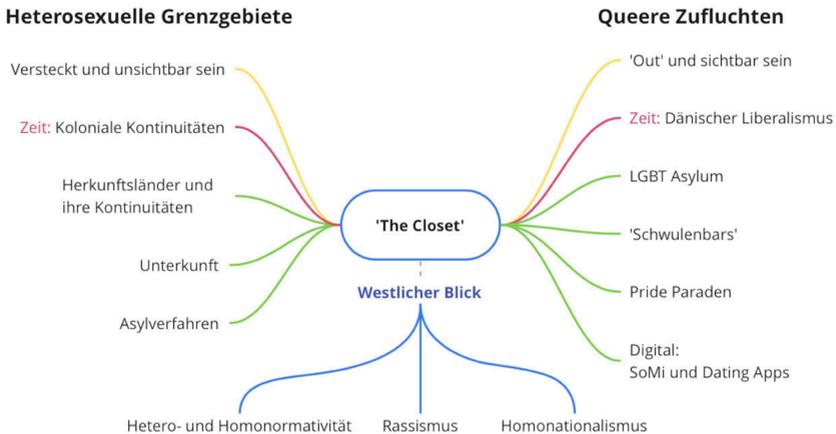


Abb. 1: ›The Closet‹ als Prisma auf heterosexuelle Grenzgebiete und queere Zufluchten, Quelle: R. Schröder.

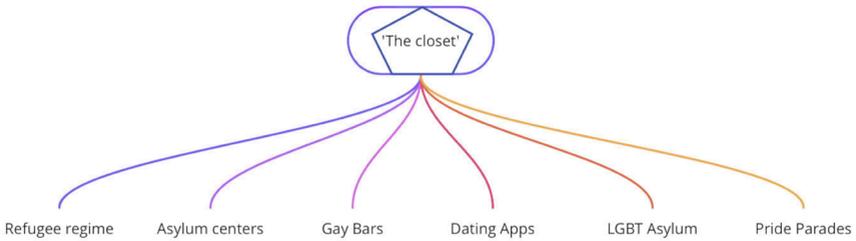


Abb. 2: ›The Closet‹ und Räumlichkeiten queerer Geflüchtete in Dänemark, Quelle: R. Schröder.

tinuitäten des ›In the closet‹-Seins in Dänemark. Indem sie online Kontakt zu Freund:innen und/oder Familie halten, und sich hier oft weiterhin nicht ›outen‹, bleibt die Tür dieses ›closets‹ kontinuierlich geschlossen. Auch in Treffen mit der Diaspora, also Menschen aus ihrem Herkunftsland, berichteten zwei meiner Interviewpartner, dass sie weiterhin im ›closet‹ waren. Hier gab es für beide auch gar nicht den Wunsch, sich zu ›outen‹.

In der Geflüchtetenunterkunft waren meine Interviewpartner auch im ›closet‹, da ein ›Outing‹ ein Sicherheitsrisiko und eine Gefahr dargestellt hätte. Sobald sie ihr Asylland, hier Dänemark, erreicht haben, wird von queeren Geflüchteten erwartet, dass sie aus dem ›closet‹ kommen und ihre Queerness auf eine Art und Weise darstellen, die sie für die Asylbehörden und das internationale Flüchtlingsregime lesbar macht.

In Abbildung 1 stehen diesem heterosexuellen Grenzgebiet die queeren Zufluchten gegenüber. Mit dem Konzept der queeren Zufluchten hatte ich das Ziel, soziale und gebaute Räume zu beschreiben, die den Ansatz eines ›safer spaces‹ für queere Menschen verfolgen, und in denen der ›closet‹ keine Rolle mehr spielen sollte. Ich konnte jedoch anhand meiner Forschung herausstellen, dass die queeren Geflüchteten auch innerhalb dieser queeren Zufluchten nicht so ›out‹ und sichtbar sein können, wie sie es sich wünschten. Innerhalb des dänischen Homonationalismus ist für sie, als queere Schwarz*⁴⁷ oder muslimisch gelesene Menschen, nicht der gleiche Umfang von Toleranz zugänglich. Besonders in ›Schwulenbars‹ (einen Begriff, den ich von meinen Interviewpartnern übernommen habe, da er tatsächlich besser die Realität abbildet als es ›queere Bars‹ würde) und Dating Apps wird queeren Geflüchteten ihre Queerness nicht geglaubt, da durch Rassismus sowie Homonationalismus davon ausgegangen wird, sie könnten nicht wirklich queer sein.

Daher habe ich im weiteren Verlauf meiner Forschung diese binäre Unterteilung von heterosexuellen Grenzgebieten versus queere Zufluchten aufge-

47 Schwarz wird in diesem Beitrag großgeschrieben, während weiß klein geschrieben wird, um die seit der Kolonialisierung entstandene hierarchische Stellung umzukehren. Mit der Zuschreibung Schwarz ist hier keine farbliche Beschreibung, sondern eine politische Kategorie gemeint.

brochen. Abbildung 2 ist die finale Abbildung, die ich in meiner Masterarbeit verwendet habe. Hier fungiert der ›closet‹ weiterhin als Prisma. Die unterschiedlichen Orte, auf die geblickt wird, befinden sich jedoch alle innerhalb der heterosexuellen Grenzgebiete. Kein Ort existiert ganz ohne die Logik des ›closet‹ und des ›In‹ oder ›Out‹-Seins.

Insgesamt habe ich sieben unterschiedliche soziale Räume untersucht: Die internationalen Flüchtlingsregime, Asylunterkünfte, ›Schwulenbars‹, Dating Apps, die Gruppe *LGBT Asylum* sowie Pride-Paraden. In diesem Beitrag gehe ich nun genauer auf den Ort der Dating Apps und der ›Schwulenbars‹ ein, da sich an diesen exemplarisch die Ergebnisse meiner Forschung darstellen lassen.

Queere Geflüchtete und Dating Apps

Dating Apps speziell für queere Menschen, wie zum Beispiel *Grindr* oder *Her*, sollen ein sozialer Raum sein, in dem queere Menschen einander kennenlernen und sich über gemeinsame Interessen oder sexuelle Wünsche austauschen können. Einige Personen suchen über diese Apps auch nach einer:m (oder mehreren) romantischen Partner:in(nen). Daher war dieser digitale soziale Raum in meinen vorläufigen Ergebnissen innerhalb der queeren Zufluchten positioniert. Dieses ließ sich jedoch nach meiner weiterführenden Analyse nicht bestätigen. Vor allem bei Online-Begegnungen über Dating Apps wie *Grindr* ist Rassismus weit verbreitet, und die rassistischen Grenzen verhindern ›nichtweiß‹ gelesenen Menschen den Zugang zu der queeren Zuflucht der App. Während *weiße* Menschen innerhalb der App ohne die Logik des ›closet‹ navigieren können, und durch ein Profil dort ein ›Outing‹ performt haben, sind Schwarze Menschen weiterhin als potenziell cis-heterosexuell konfiguriert. Dieses lässt sich mit dem Homonationalismus nach Puar erklären, indem ›nichtweiße‹ Menschen grundsätzlich als heterosexuell konfiguriert werden.⁴⁸

Schwarz zu sein ist oft ein Hindernis, wenn es um mehr als eine rein sexuelle Begegnung geht, wie mir meine Interviewpartner:innen entgegen.⁴⁹ Viele Nutzer:innen von *Grindr* beschreiben ihren Wunsch nach Geschlechtsverkehr mit einer Schwarzen Person, die angeblich einen ›großen Schwanz‹ habe. Dieses stellt eine rassifizierende Reduktion Schwarzer Menschen auf ihr sexualisiertes Körperbild und auf mediale Repräsentationsformen Schwarzer Körper dar, welche sich in Stereotypen niederschlagen. Bei unserem Interview erzählt Moussa:

»Einige von ihnen denken, weil du schwarz bist, bist du ein Flüchtling.
Und manche denken, weil du Schwarz oder Braun bist, bist du nur für

48 Vgl. Puar, wie Anm. 36.

49 Im Folgenden sind die Namen aller Interviewpartner:innen anonymisiert. Vgl. Interview mit Moussa vom 14. 4. 2021, Kopenhagen, Transkript, S. 14; sowie Interview mit Abeo vom 20. 4. 2021, Dänemark, Transkript, S. 14 (Material liegt bei der Autorin).

Sex gut. Sie sagen dir wirklich, okay, wir können Spaß haben, weil ich vielleicht einen Fetisch habe. Oder ich habe eine Fantasie für Schwarze oder Braune, aber ich werde dich nie meinen dänischen Freunden zeigen. [...] Ich meine, die erste Zeile ist sehr unhöflich. ›Du hast einen großen Schwanz‹, das ist immer der erste Satz. Sie sagen nicht einmal ›Hallo‹.«⁵⁰

An dieser Stelle wird deutlich, dass die queeren Dän:innen, mit denen Moussa Kontakt hatte, nur Sex mit einer Person erleben wollen, die sie im ›closet‹ rassifiziert haben. Sex und andere Interaktionen können also nur hinter verschlossenen Türen stattfinden. Aufgrund ihrer *race* werden queere Geflüchtete als Personen, mit denen nur sexuelle Begegnungen stattfinden können, konfiguriert. Jedoch gibt es in diesen sozialen Interaktionen keinen sozialen Raum für Gefühle. Ein Flüchtlingsstatus ist darüber hinaus mit anderen Stereotypen und einer Klassenfrage verbunden, die Geflüchtete als ›verletzlich‹ und ›unterstützungsbedürftig‹ erscheinen lassen. Daher sagte Moussa:

»Wenn sie davon ausgehen, dass du ein Flüchtling bist, bedeutet das, dass du wahrscheinlich etwas von ihnen brauchst. Du willst also eine Ehe, du willst Geld, du willst ein Visum, also kommt auch das ins Spiel.«⁵¹

Bei der Nutzung von Tinder und Grindr hat ein anderer Interviewpartner, Abeo, ähnliche negative Erfahrungen gemacht, sodass sich aus den Online-Chats nur zwei tatsächliche Dates ergaben. Die aggressive und sehr explizite Kommunikation auf diesen Apps, deren Hauptziel es häufig ist, eine Person zu finden, mit der mensch Sex haben kann, war nicht das, wonach er gesucht hatte:

»Man kann nicht einfach jemanden online kennenlernen. Als Nächstes sagst du: ›Können wir heute Sex haben? Ich liebe deinen Arsch.‹ Nein, all diese Art von Scheiße. Nein, ich habe nein gesagt. Also habe ich es einfach gelöscht. Weil ich mich nicht wohl dabei gefühlt habe. Denn die meisten Leute meinen es nicht ernst und reden Blödsinn. Also habe ich einfach gesagt: Scheiß auf diesen Mist. [...] Ich will nicht anfangen, über Scheiße zu reden. Man muss sich kennen, bevor man anfängt, mir dies und das und das zu erzählen. Ich liebe das persönliche Gespräch. Ich sehe dich, wir reden, das ist besser. Vielleicht ist das, was ich auf deinen Bildern sehe, nicht das, was ich sehe, wenn ich dich im echten Leben sehe. Also ist es besser so: Lass uns treffen. Lass uns reden. Trinken wir einen Kaffee. Wir können reden und uns kennenlernen. Das Online-Zeug, das ist nicht angenehm.«⁵²

Die Möglichkeit, Gefühle oder ›nur‹ eine Beziehung zu wollen, wird in diesen Online-Interaktionen aufgrund der Tatsache, dass eine Person als geflüchte-

50 Interview mit Moussa, wie Anm. 49, S. 14. Übersetzung durch die Autorin.

51 Ebd.

52 Interview mit Abeo, wie Anm. 49, S. 14. Übersetzung durch die Autorin.

te wahrgenommen wird, gemindert. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch Andrew DJ Shield in seinem Buch »Immigrants on Grindr«⁵³, in dem er die Erfahrungen von queeren, oftmals rassifizierten Personen in Kopenhagen untersucht. Somit stellen die Dating Apps für queere Geflüchtete keine Zuflucht da, sondern sind als Teil heterosexueller Grenzgebiete zu verstehen, in denen sie nicht im gleichen Maße Zugang zu Orten, sozialen Interaktionen und Gefühlen haben wie *weiße* Menschen mit dänischer Staatsbürger:innenschaft.

Queere Geflüchtete im Kopenhagener Nachtleben

Weitere Räume, in denen queere Geflüchtete als ›Andere‹ wahrgenommen werden, sind die ›Schwulensbars‹ oder ›-clubs‹ in Kopenhagen. In dem Bericht über Schikane und Übergriffe gegen queere Geflüchtete, welcher von *LGBT Asylum* 2017 veröffentlicht wurde, wird ein Mitglied mit den Worten zitiert:

»Es ist uns nicht erlaubt, den Schwulenclub in Kopenhagen zu betreten. Ich habe versucht, diesen Club zu betreten, ich habe ihnen sogar gesagt, dass ich ein Mitglied von *LGBT (Asylum)* bin, aber sie sagten, nein, ich kann nicht hinein gehen. Also, was müssen wir tun, um in diesen Schwulenclub gehen zu dürfen?«⁵⁴

Moussa berichtet von ähnlichen Erfahrungen, und schließt dabei darauf, dass diese negativen Erfahrungen mit seinem Schwarz Sein zusammenhängen:

»Wenn ich mit weißen Freunden [in den Schwulenclub] gehe, komme ich problemlos rein, aber wenn ich mit braunen Freunden gehe, nur zu zweit, dann heißt es nur, oh, es ist voll oder so. Und dann fragen die Sicherheitsleute an der Tür manchmal nach einem Ausweis. Und dann haben Asylbewerber keinen dänischen Ausweis. Dann sagt der Sicherheitsdienst: ›Ich erkenne diese Art von Ausweis nicht, weil ich nicht weiß, was das ist.«⁵⁵

In diesen Interaktionen sind queere Geflüchtete ›Außenseiter‹ in queeren Kreisen: Sie werden von anderen queeren Menschen in Dänemark aufgrund ihres nicht*weiß* Seins nicht als queer anerkannt. Auch dann nicht, wenn sie versuchen, ihre Sichtbarkeit als queere Subjekte zu erhöhen, indem sie queere Räume wie ›Schwulensbars‹ aufsuchen. Ähnlich wie bei den Asylinterviews wird queeren Geflüchteten ihre Sexualität und Geschlechtsidentität aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit oder *race* abgesprochen. Bevor die COVID-19-Pandemie Kopenhagen zu einem Lockdown zwang, führte *LGBT Asylum* eine Kampagne durch, um die ›Schwulensbars‹ und ›-clubs‹

53 Andrew DJ Shield: *Immigrants on Grindr. Race, Sexuality and Belonging Online*. Cham 2019.

54 *LGBT Asylum*, wie Anm. 45, S. 5.

55 Interview mit Moussa, wie Anm. 49, S. 13.

über die Existenz von queeren Geflüchteten zu informieren. Sie demonstrierten, wie der Ausweis eines Asylbewerbers aussieht, damit ihnen der Zutritt nicht mehr wegen ihrer Dokumente verweigert werden konnte. Moussa war Teil dieser Kampagne, zu der auch eine Kneipentour durch verschiedene ›Schwulenbars‹ in Kopenhagen gehörte. Er erzählt:

»Wir sind in einer Nacht in etwa sechs der Clubs, der Kneipen, gegangen, einfach um unsere Präsenz zu zeigen, uns reinzulassen und die Leute wissen zu lassen: Das ist, wer wir sind.«⁵⁶

Moussas Aussage zeigt, wie eng der Zugang zu einem queeren Raum wie einer ›Schwulenbar‹ damit verbunden ist, als queeres Subjekt anerkannt zu werden: »Das ist, wer wir sind.«⁵⁷ Dieses Einlassen kann als Akzeptanz der queeren Intersektionalität der Geflüchteten beschrieben werden. In der Regel werden sowohl Moussa als auch Abeo jedoch nicht als schwul oder bisexuell anerkannt, auch nicht in queeren Freund:innenkreisen. So sagt Moussa:

»Wenn ich mit ein paar schwulen Freunden zusammen bin und dann die anderen Freunde treffe, die mich nicht kennen, und dann merken sie, dass ich schwul bin, sagen sie: ›Oh, bist du schwul? Ich hätte nie gedacht, dass du schwul bist!‹ [...] Sie haben alle diese stereotype Vorstellung davon, wie eine schwule Person zu sein hat oder wie sie auszusehen hat oder so etwas. Einige von ihnen sind also überrascht, sie hätten nie gedacht oder geglaubt, dass ich schwul bin oder so.«⁵⁸

Obwohl Moussa keine Gründe dafür angibt, warum er glaubt, dass die Leute immer annehmen, dass er heterosexuell ist, wird dies wahrscheinlich durch die Tatsache beeinflusst, dass er Schwarz ist. Ein Mitglied von *LGBT Asylum* erzählt in dem Bericht, den ich an vorheriger Stelle schon einmal zitiert habe:

»Wenn man Schwarz und homosexuell ist, wird man in diesem Land wirklich diskriminiert.«⁵⁹

Auch Moussa unterstreicht in unserem Interview, dass der Rassismus innerhalb der queeren Community in Dänemark stark evident ist.⁶⁰ Das Misstrauen gegenüber vermeintlichen Ausländer:innen, insbesondere Muslim:innen, hängt damit zusammen, dass diese angeblich antiqueer sind. Dies ist Teil des homonationalistischen Framings in Dänemark.⁶¹

56 Ebd.

57 Ebd.

58 Ebd., S. 10.

59 *LGBT Asylum*, wie Anm. 45.

60 Interview mit Moussa, wie Anm. 49, S. 12.

61 Vgl. Petersen, wie Anm. 31; *Puar*, wie Anm. 36.

Rassifizierte Grenzziehungen und queere Performancen: Fazit und Ausblick

Nach weiterer Analyse der Ergebnisse meiner Masterarbeit bin ich nun also zu etwas anderen Ergebnissen gekommen als die, denen ich auf der 33. dgV Studierendentagung im Mai 2021 präsentiert habe. Gleichgeblieben ist jedoch meine Argumentation: Queere Geflüchtete befinden sich weder auf der einen noch auf der anderen Seite der epistemischen Grenze des ›closets‹, sondern müssen permanent navigieren. Sie gehen fortlaufend ›in and out of the closet‹, wenn sie sich in heterosexuellen Grenzgebieten befinden. Für queere Geflüchtete sind diese epistemischen Grenzüberschreitungen kritische Momente, da die Art und Weise, wie sie ihre Queerness (un-)verständlich und (un-)glaubwürdig performen, nicht nur ihren Alltag, sondern auch ihren Erfolg im Asylverfahren beeinflusst.

Die drei queeren Geflüchteten, die ich für meine Masterarbeit interviewt habe, sind alle von Rassismus betroffen. So wurde der ›closet‹ durch rassifizierende Grenzen, die sie überschreiten mussten, eingeengt. Schwarz zu sein oder als muslimisch wahrgenommen zu werden, konfiguriert sie zum ›Anderen‹ des dänischen Nationalstaats und lässt sie in queeren Räumen wie ›Schwulenbars‹ oder Dating Apps potenziell feindselig und unsichtbar erscheinen.

Alle Menschen performen ihre Sexualität und Geschlechtsidentität in Abhängigkeit von sozialen und gebauten Räumen, Situationen und den Menschen, mit denen sie zusammen sind. Dennoch demonstriert dieser Beitrag, dass für queere Geflüchtete dabei viel mehr auf dem Spiel steht – nämlich die Entscheidung über ihren Asylantrag. In einer weiterführenden Forschungsplane ich, auch vor Ort in den sozialen und gebauten Räumen, welche ich in diesem Beitrag angesprochen habe, Beobachtungen zu machen und Interviews zu führen. Dabei ist es insbesondere wichtig, eine breitere, diversere Stichprobe an Forschungspartner:innen sicherzustellen, um der Diversität der queeren Community gerecht zu werden. Dadurch könnten weitere Ergebnisse zu den heterosexuellen Grenzgebieten in Dänemark – und auch in anderen Ländern – gewonnen werden und der Einfluss der ›Closet‹-Logik innerhalb dieser.



Rieke Schröder, M. Sc.
Aalborg University Copenhagen
Frederikskaj 10B, Building C, Room 3.10a
DK – 2450 Kopenhagen
risc@dps.aau.dk

CRUISING-ORTE.

EINE HISTORISCHE SPURENSUCHE

Henry Hagemann

Einleitung

»Einmal, abends, im Vorübergehn,
Spürte ich ein leises, süßes Locken,
und ich fühlte meinen Herzschlag stocken –
jäh erschrocken blieb ich plötzlich stehn.

Und dann sah ich in ein Augenpaar
wie in eine langersehnte Ferne,
und beim sanften Schimmer der Laterne
blühte Lächeln, weich und wunderbar.«¹

Heinz Birken beschreibt hier eine flüchtige Begegnung zweier Männer im urbanen Raum. Dieses ›Cruising in the City‹ kann als soziale Praktik gedeutet werden. Die tiefen Blicke, das Stehen bleiben und das Lächeln werden in der folgenden Analyse im kulturanthropologischen Sinne als Codes verstanden.

Der Autor des Gedichtes wurde während des NS-Regimes von der Polizei unter der Anwendung des § 175 verhört und misshandelt. Er überlebte und wurde nach dem Krieg für schwule Zeitschriften journalistisch tätig. Birken's Prosa und Gedichte strotzen von positiven, romantischen Momenten, die diese schnelllebigen Begegnungen und Treffen beinhalten können. Dabei bieten die Schnelllebigkeit und die Anonymität den Suchenden Schutz – Schutz vor strafrechtlicher und gesellschaftlicher Diskriminierung.

Die soziale Praktik des Cruisens ist historisch gewachsen, unterliegt gesellschaftlichen Dynamiken und ist nach wie vor hochaktuell. Die Akteur:innen suchen bis heute in den Parks, Klokabinen, Internet-Foren und ›Darkrooms‹. Die Kontaktaufnahme funktioniert mit einer ›Choreographie aus Gesten‹.² Die realen Orte selbst sind überwältigend in ihren Texturen, Gerüchen und Geräuschen.

Im Folgenden soll uns die Frage interessieren, welche dieser Orte existieren, was sie ausmacht und wie an einem solchen Ort die Akteur:innen, die Praktiken und die Architektur aufeinander einwirken.

Dabei bewegen wir uns von der Makro- in die Mikroebene: Zunächst begeben wir uns auf die Suche nach den Hinweisen und Voraussetzungen, die

1 *Heinz Birken*: Einmal, abends. In: Joachim S. Hohmann (Hg.): Keine Zeit für gute Freunde. Homosexuelle in Deutschland 1933–1969. Berlin 1982, S. 122–123.

2 Vgl. *Aaron Betsky*: Queer Space. Architecture and Same-Sex desire. New York 1997, S. 144. Übersetzung durch den Autor.

einen Raum zu einem ›Cruising-Ort‹ werden lassen und stellen eine Typologisierung der Räume mit ihren spezifischen Eigenschaften auf. Mit dem Fokus auf die Historie von Hamburger Cruising-Bars – allen voran *Toms Saloon* in Hamburg-St. Georg – schauen wir in der zweiten Hälfte dieses Artikels auf Verbindungen der Orte untereinander und welche Einflüsse die gelebten Praktiken wieder rückwirkend auf Cruising-Institutionen haben.

Grundlage für die weiteren Überlegungen sind eine explorative Literaturrecherche, Erfahrungen bei verschiedenen Feldaufenthalten, informelle Gespräche mit cruisenden Akteur:innen und Henri Lefebvres Raumbegriff.

Nach dem französischen Philosophen Lefebvre ist der Raum »Produktivkraft und Machtinstrument«³ zugleich. Er unterscheidet den Raum in den Repräsentationsraum, den erlebten und den gebauten Raum. Diese drei Konzepte befinden sich in einer interagierenden symbolischen Triade zueinander und bedingen sich somit gegenseitig. »Der erlebte/gelebte Raum wird vom Individuum wahrgenommen und in seinen Alltagshandlungen verwirklicht.«⁴ Durch die, in ihm gelebten Praktiken erhält der Raum seine Sinnhaftigkeit und dadurch seine spezifische oder situative Bedeutung. Der Repräsentationsraum wiederum bedingt sich durch die gesellschaftlichen Aufladungen. Der gebaute Raum ist messbar und materiell.

Mithilfe semantischer Codes und nonverbaler Kommunikation begeben sich cruisende Akteur:innen⁵ auf die Suche nach schneller Intimität im semi-öffentlichen Raum.⁶

Dieser Text soll die Leser:innen dazu einladen, mitzuflanieren: Wir folgen den Cruisenden. Geradezu voyeuristisch halten wir Ausschau nach Blicken, benutzten Taschentüchern und Neonröhren, die uns den Weg weisen. Das Phänomen Cruising wird zugleich historisch eingeordnet und in seiner Entwicklung vom flüchtigen Ort hin zu digitalen Sphären skizziert. Dabei fokussieren wir uns auf die materielle und gedachte Umgebung.

3 *Johanna Rolshoven*: Zwischen den Dingen – der Raum. Das dynamische Raumverständnis der empirischen Kulturwissenschaft. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 108 (2012), S. 156–169, hier S. 164 f.

4 Ebd.

5 Obwohl aus der Literatur hervorgeht, dass es sich bei der beschriebenen Gruppe in den meistens Fällen um männliche Akteure handelt, welche auf der Suche nach Sex mit Männern sind, sind die beschriebenen Praktiken nicht exklusiv dieser Gruppe vorbehalten; siehe auch die Kategorie ›MSM‹ (Männer, die Sex mit Männern haben) in den szenebekannteren Bochow-Studien: *Michael Bochow* u. a. (Hg.): Schwule Männer und HIV/AIDS. Lebensstile, Sex, Schutz- und Risikoverhalten 2010. Berlin 2010, S. 9; oder auch *Seyda Kurt*: Warum Cruising in einer patriarchalen Gesellschaft eine politische Praxis ist. In: Berliner Zeitung, 12.9.2021. URL: <https://www.berliner-zeitung.de/wochenende/warum-cruising-in-einer-patriarchalen-gesellschaft-eine-politische-praxis-ist-li.181607> (Stand: 8.2.2022).

6 Vgl. *John A. Lee*: Art. Cruising. In: Wynes Dynes (Hg.): *The Encyclopedia of Homosexuality*. Garland 1990 (= Garland Reference Library of Social Science), S. 284–285.

Cruising in the City

Ein Cruising-Ort kann parallel zu anderen Orten mit unabhängiger Nutzung an geographisch gleicher Stelle existieren. So stellte beispielsweise der Soziologe Laud Humphrey in den 1970er-Jahren fest, dass es sich beim Cruising um eine, »[...] kumulative Reihe von Signalen [handelt], die nur für denjenigen, dem sie bekannt sind, zu homosexuellen Kontakten führen [...]«. ⁷ Unwissende, nicht in das Geschehen und die Codes eingeweihte Personen werden gerade anhand der fehlenden Signale als solche erkannt, sodass sie bei der Kontaktsuche von den wissenden Akteur:innen ausgeschlossen werden. »Die Öffentlichkeit«, so Humphrey, »wird nur zum Schutz für wenige, die sie zu spezifischen Kontakten unter Wahrung festgelegter Regeln für sich nutzen.« ⁸

Die These, dass Cruising als Reaktion auf eine diskriminierende gesellschaftliche Umgebung verstanden werden kann, ergänzt Humphrey durch eine zweite Überlegung: Die schnelle und anonyme Intimität kombiniert mit der potenziellen Gefahr erwischt zu werden, sei mit Nervenkitzel und Spannung verbunden, welche die sexuelle Begierde noch befeuert. ⁹

Der australische Autor Regan Lynch stellt über 40 Jahre nach dem Erscheinen Humphreys kontroverser Ethnografie fest, dass durch die Akzeptanz von schwulen Lebensstilen in vielen Ländern, dass Cruisen weniger üblich geworden sei. Legalität, medizinisches Wissen, Gesundheitsdiskurse und Sicherheit seien Faktoren welche den Sex im Privaten und in gefestigten Beziehungen attraktiver mache. ¹⁰ Während Humphrey spekulierte, inwiefern die Öffentlichkeit ungeouteten Männern Sicherheit bot, stilisiert Lynch den Sex in der Öffentlichkeit als Akt der Rebellion gegenüber homosexuellen Lebensentwürfen, welche sich immer weiter der Mehrheitsgesellschaft angleichen. Er schreibt:

»In such cases, engaging in public sex may be a continuation of gay tradition, and a way to connect with a lineage of queer ancestors who came before us.« ¹¹

Cruising wird hier als historische und erhaltenswerte kulturelle Praktik gesehen, welche sich als Teil der schwulen Kultur etablierte und diese mitunter begründete.

Als einer der frühesten dokumentierten ›queer spaces‹ der Neuzeit beschreibt der Architektur- und Designkritiker Aaron Betsky die ›molly houses‹

7 *Laud Humphreys*: Klappen-Sexualität. Homosexuelle Kontakte in der Öffentlichkeit. Stuttgart 1974 (= Beiträge zur Sexualforschung, Bd. 54), S. VIII.

8 Ebd.

9 Ebd., S. VII.

10 Vgl. *Regan Lynch*: Cruising. Public Sex and the Queer Resistance to Gay Assimilation. In: Archer Magazine, 15.2.2018. URL: <http://archermagazine.com.au/2018/02/cruising-public-sex-queer-assimilation/> (Stand: 8.2.2021).

11 Ebd.

im England des 18. und 19. Jahrhunderts. In diesen informellen Treffpunkten in Tavernen, Gasthöfen, Kaffeehäusern und auch in privaten Räumlichkeiten fand auch Sexarbeit statt.¹²

Gerade der damals rasch wachsende urbane Raum bot viele Möglichkeiten zum Cruisen. Als prominente Cruiser gelten Charles Baudelaire und Oscar Wilde, welche im 19. Jahrhundert die Städte als ihren »playground, the bars as their meeting places and the population as objects of use«¹³ nutzten.

Das Flanieren und Spazieren von wohl-situierten Männern ohne bestimmtes Ziel war im viktorianischen England kein ungewöhnliches Bild im Alltag. So konnten sich trotz oder gerade wegen der gesetzlichen Verfolgung Homosexueller sogar unsichtbare Netzwerke von Cruising-Orten bilden, welche sich erst durch Gesten, Kleidungs-codes und Blicke materialisierten. Diese Netzwerke gingen über bestimmte Grenzen, Stadtviertel und teilweise auch über soziale Zugehörigkeiten hinaus.¹⁴ Dabei boten gerade die Abendstunden mit einbrechender Dunkelheit Schutz und Anonymität, um sich dem diskriminierenden gesellschaftlichen Umfeld zu entziehen.

Betsky definiert dabei Cruising-Orte, als Entitäten, welche immer auch an die Ausübung sexueller Praktiken gekoppelt seien. Hier wird der dynamische und zugleich ephemere Konstruktionscharakter dieser urbanen Orte deutlich: »It was a space that could not be seen, had no contours, and never endured beyond the sexual act.«¹⁵ Betsky beschreibt diese Nutzung der städtisch gebauten Ecken und Rückzugsorte als »counterarchitecture«, welche der intendierten, alltäglichen Nutzungen der gebauten Dinge widerspricht.¹⁶ Am helllichten Tag dient ein Weg im Park beispielsweise dazu, diesen zu durchschreiten, um zu einem Ziel zu gelangen. In der Dämmerung und in der Nacht wiederum, ist für cruisende Menschen genau dieser Weg das Ziel.

Cruising the Cabins

Doch neben den dunklen Ecken und dämmrigen, nächtlichen Parks tauchte noch ein weiterer Cruising-Ort auf, welcher eine zentrale Rolle innerhalb der schwulen Kultur für den Großteil des 20. Jahrhunderts einnehmen sollte: die »Klappe«.

Als »Klappe« werden innerhalb der Szene öffentliche und kostenlose Toiletten bezeichnet, welche von cruisenden Akteuren zur Kontaktaufnahme (um)

12 Vgl. Betsky, wie Anm. 2, S. 156; vgl. auch *East End Women's Museum: Miss Muff's Molly House in Whitechapel*, 20.11.2016. URL: <https://eastendwomensmuseum.org/blog/miss-muffs-molly-house-in-whitechapel> (Stand 20.2.2022).

13 Betsky, wie Anm. 2, S. 11.

14 Vgl. ebd., S. 143.

15 Ebd., S. 142.

16 Ebd., S. 26.

genutzt werden. Im Englischen wird der Euphemismus ›Tearoom‹ oder auch das Wort ›Cottaging‹ verwendet.¹⁷

Ein entscheidender Unterschied zum Cruisen in den Straßen und Parks ist bei den Klappen die gebaute Umgebung, welche einerseits vor dem Wetter schützen und andererseits in ihrer zeitlosen und unscheinbaren Funktion wiederum (im urbanen Raum) unauffällig wirken. Zu jeder Jahreszeit konnte eine Toilette, welche als Cruising-Ort funktionierte, bewusst angesteuert werden. Die öffentliche Toilette erscheint prädestiniert für solche eine Umnutzung. An diesem intimen, gleichgeschlechtlichen Ort wird das Geschlechtsteil am Urinal entblößt, woraufhin sich Möglichkeiten für die Verwendung von erkennbaren Codes bieten. Gleichzeitig sind in Form von Kabinen visuelle Rückzugsmöglichkeiten bei der Ausführung sexueller Handlungen vorhanden.¹⁸ Der Körper und seine Performanz ist im Setting aus weißen Fliesen, funktionalen Spiegeln und Waschbecken während der Verhandlungen um potenzielle Intimität die wichtigste Kategorie.¹⁹

Laud Humphreys lieferte in den 1970er-Jahren erste wissenschaftliche Erkenntnisse über das Sexualverhalten der Cruisenden in diesen Räumlichkeiten. In seiner ethnografischen Forschung beschreibt er klare Regeln und Rollen, welche vor Ort ausgehandelt und weitergegeben werden. Aufgrund seines Vorgehens, bei dem er seine Forscherrolle bei teilnehmenden Beobachtung nicht kenntlich machte und sich sogar Nummernschilder von parkenden Autos notierte, um cruisende Menschen ausfindig zu machen, dient seine Arbeit häufig als Paradebeispiel für unethische Forschungsmethodik. Seine Ergebnisse leisteten wiederum Pionierarbeit und zeigen auf, dass an Cruising-Aktivitäten verschiedenste gesellschaftliche Akteur:innen beteiligt waren, welche nicht auf eine homogene Gruppe außerhalb dieses Settings schließen lassen.²⁰

Der Soziologe und Sachbuchautor Michael Bochow erkennt die Ergebnisse dieser frühen Studie als wichtigen Meilenstein in der Forschung an: »Klappen waren vermutlich der am meisten sozial gemischte Ort der schwulen ›Subkultur‹, die als leicht zugänglicher sozialer Raum ohnehin sozial durchmischer war [sic!] als andere abgegrenzte soziale Räume.«²¹

Anders als in vielen schwulen Bars im Deutschland der 1970er-Jahre existierte auch eine geringere Hemmschwelle für ein Publikum, welches sich als nicht schwul identifiziert. Der Besuch einer öffentlichen Toilette (bei einer vermeintlich intendierten Nutzung dieser) erfordert schließlich wenig Erklärung und bietet somit ein höheres Maß an Anonymität.

17 Vgl. Michael Bochow: Klappen. Kommerzfreie Szeneparadiese oder Zuflucht der verklemmten gewöhnlichen Homosexuellen? Laud Humphreys revisited. Vortrag am Schwulen Museum Berlin vom 4.1.2018, Mscr., o. S.

18 Vgl. Betsky, wie Anm. 2, S. 150–152.

19 Vgl. ebd., S. 151.

20 Vgl. Humphreys, wie Anm. 7.

21 Bochow, wie Anm. 17.

Durch den Ausbau von Highway- und Autobahnnetzen in den USA und in Europa entstand durch infrastrukturelle Gegebenheiten das ›rest area cruising‹. Exemplarisch hierfür sei die Studie des US-amerikanischen Soziologen John Hollister erwähnt, welcher zwischen 1990 und 1994 auf einem US-amerikanischen Rastplatz forschte.²² Eine Gemeinsamkeit, die dieser Ort mit der Klappe aufweist, ist die öffentliche Toilette, welche – so schreibt er – als Bezugspunkt und Ziel der cruisenden Akteur:innen dient. Die Männer sitzen in ihren Autos oder flanieren zwischen öffentlicher Toilette und Fahrzeug hin und her.²³ Dabei können aber auch angrenzende Wälder, Böschungen und Picknickplätze mit in den Cruising-Ort integriert werden. Ritualisierte Kommunikation macht es möglich, bestimmte angedeutete Gesten zu dekodieren. Dabei sind diese Gesten auch situativ. Langsam einen Weg vom Parkplatz in den Wald abzuschreiten, ohne sich umzudrehen, könne dabei als Aufforderung verstanden werden.²⁴ Ein Unterschied zu den Klappen in den Parks und an den belebten Plätzen der Stadt besteht darin, dass bei einer drohenden Polizeimaßnahme schnell die Flucht ergriffen werden konnte.²⁵

Der Rückbau und die Kommerzialisierung von öffentlichen Toiletten und Autobahnraststätten zur Jahrtausendwende bedeutete das Ende eines Großteils der Klappen.²⁶

Cruising the Bars/Cruising the Web

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden neben den Toiletten und Parks auch Begegnungsorte in Form von Bars und Kneipen geschaffen. Dieser Umstand kann durch eine höhere Akzeptanz von homosexuellen Lebensentwürfen und die damit einhergehende Eingliederung in gesellschaftliche, kapitalistische Strukturen erklärt werden. In den Städten gründeten sich Gay Bars, Clubs, Saunen und Sexclubs welche Cruising-Orte institutionalisierten.

Diese Cruising-Orte wurden zum Zweck der Kontaktaufnahme erbaut und inszenierten das Geheimnisvolle sowie die dunklen Atmosphären der Städte. Die Räume nehmen in ihrer Gestaltung klar Bezug auf das Konzept von älteren Cruising-Orten. So können ›Darkrooms‹ mit ihren Labyrinthen und abgedunkelten Räumen als Referenz zum abendlichen ›Cruising in the city‹ verstanden werden.²⁷

22 Vgl. *John Hollister: A Highway Rest Area as a Socially Reproducible Site*. In: William L. Leap (Hg.): *Public Sex/Gay Space*. New York 1999 (= *Between Men-Between Women: Lesbian and Gay Studies*), S. 55–70.

23 Vgl. ebd., S. 57.

24 Vgl. ebd., S. 60.

25 Vgl. ebd., S. 61.

26 Vgl. *Bochow*, wie Anm. 17; vgl. auch o. V.: *Ein Loblied auf die Klappen*, 15.11.2017. URL: <https://www.queer.de/bild-des-tages.php?einzel=2076> (Stand: 19.2.2022).

27 *Betsky*, wie Anm. 2, S. 156 und S. 192.

Durch die häufigere Nutzung des Internets verlagerten sich viele Cruising-Aktivitäten Anfang der 2000er-Jahre auf Foren und Plattformen. Ebenfalls führten die durch HIV motivierten Aufklärungskampagnen zu einer neuen Sensibilisierung in Bezug auf sexuell übertragbare Krankheiten. Betsky stellt fest: »Cruising the Web becomes a safe-sex version of cruising.«²⁸ Während die Kontaktaufnahme hier im öffentlichen Raum von Dating-Apps und -Websites stattfindet, Fotos ausgetauscht und bestimmte Nachrichtencodes verwendet werden, treffen sich potenzielle Partner:innen nach der Kontaktaufnahme eher im Privaten.

Die Soziologen Michael Liegl und Martin Stempfhuber sehen im Internetdating die logische Erweiterung der analogen Cruising-Aktivitäten. Sie verstehen die ab 2009 populäre App *Grindr* als »Raum der Anmache«, welches sich in die Sammlung »vom Club, [der] (Schwulen-)Sauna, [der] Klappe, Cruising Parks, ›Darkrooms‹ und [der] Internetplattform GayRomeo in loser Verbindung« einreihet.²⁹ Das GPS-basierte Programm würde jedoch allein »auf der Grundlage von eingeübten, historisch gesättigten Konventionen des Cruisings und damit verbundenen Raumkonstruktionen einer schwulen Praxis der Kontaktaufnahme«³⁰ funktionieren.

Dabei gilt es einen entscheidenden Unterschied hervorzuheben: Während bei der Nutzung von Apps Körper in Form von zweidimensionalen Daten miteinander verglichen werden, sind es an analogen Cruising-Orten Körper in ihrer ganzen multisensorischen Dreidimensionalität. Dieser Umstand hat Einflüsse auf die benutzten Codes und Gesten. Im Analogen herrscht eine andere Unmittelbarkeit, welche wiederum vom Digitalen beeinflusst wird: So berichten Liegl und Stempfhuber von einer hybriden Nutzung, die zwischen Display und analogem Raum hin und her switcht. So lassen sich Bars und Clubs mit der App regelrecht scannen, was mögliche Vorlieben von potenziellen Partner:innen angeht.³¹

Nun bewegen sich im 21. Jahrhundert wieder flanierende Menschen durch die Städte und finden sich unter anderem mit Hilfe von GPS und Smartphone-Apps. Betsky interpretiert in die gesteigerte Nutzung von Smartphone-Apps ein gesteigertes Sicherheitsbedürfnis hinein, welches aus den bereits erwähnten Safer-Sex-Diskursen der 1990er- und 2000er-Jahren und einer Angst vor homophoben Übergriffen resultiert. Oder ist das GBS-basierte Cruising möglicherweise eine Neuinterpretation des ›klassischen Cruising in the City‹?³²

28 Ebd., S. 194.

29 Michael Liegl/Martin Stempfhuber: ›Raum am Draht‹. Empirische Beobachtung zur Soziologie der mediatisierten Anmache am Fallbeispiel von Grindr. In: Kornelia Hahn (Hg.): E<3Motion. Intimität in Medienkulturen. Wiesbaden 2014 (= Medienkulturen im digitalen Zeitalter), S. 19–38, hier S. 30.

30 Ebd.

31 Ebd., S. 31.

32 Betsky, wie Anm. 2, S. 194.

Cruising Hamburg

Nach der Typisierung der verschiedenen Cruising-Orte grenzen wir nun das Feld geografisch auf die Hansestadt ein. Dabei schlagen wir einen Bogen zur einleitenden Lyrik und der Lebensrealität des Autors Heinz Birken. Er war einer von über 50.000 Menschen, die durch die NS-Justiz unter Berufung auf § 175 (R)StGB, welcher sexuelle Handlungen zwischen Männern strafbar machte, verurteilt wurden.³³ Über das NS-Regime hinaus prägte der Kampf gegen diesen Paragraphen die Cruising-Szene. Der Widerstand nahm generell eine identitätsstiftende Funktion innerhalb der homosexuellen Community ein.³⁴

In Hamburg florierte schon vor dem zweiten Weltkrieg, während der Weimarer Republik, die mann-männliche Prostitution, da sich durch den wichtigen Wirtschaftsstandort des Hamburger Hafens viele Männer nur kurz in der Stadt aufhielten. Verschiedene Bars und Etablissements in den Stadtteilen St. Pauli und St. Georg waren Anlaufstellen für die Szene.³⁵ Der organisierte Widerstand gegen die Diskriminierung der homosexuellen Bewegung, welche auch durch bürgerliche Kräfte gestärkt wurde, kam jedoch spätestens unter Hitler zum Erliegen. Das NS-Regime negierte die Existenz einer homosexuellen Identität und versuchte dies durch Experimente pseudowissenschaftlich zu begründen. Diese Ideologie resultierte in der Verfolgung und Ermordung Tausender.³⁶

In den Nachkriegsjahren konnte sich die Community nicht neu organisieren, was mit dem Beibehalten des § 175 im Zusammenhang stand. Während der Adenauer-Ära wurde es auch in diesem Fall versäumt, die Verbrechen aufzuklären und einer diskriminierten Gruppe eine gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen.³⁷

Gleichzeitig bildete sich zu dieser Zeit, laut den Historikern Gottfried Lorenz und Bernhard Rosenkranz, ein neuer Idealtypus des homosexuellen Mannes heraus. Inspiriert durch US-amerikanische Motorradgangs und die in Deutschland stationierten GI-Soldaten eroberte der sogenannte ›Ledermann‹ immer mehr Klappen und andere Cruising-Orte.³⁸

In Rosenkranz und Lorenz Monografie wird ein Zeitzeuge wie folgt zitiert:

33 Vgl. Sarah Bornhorst: Homosexuellenverfolgung, In: Lebendiges Museum Online, 22.5.2020. URL: <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/ns-regime/ausgrenzung-und-verfolgung/homosexuellenverfolgung.html> (Stand: 8.2.2021).

34 Vgl. Dagmar Peping: Verfolgung Homosexueller. Der lange Kampf gegen § 175. In: Tagesschau, 11.6.2019. URL: <https://www.tagesschau.de/inland/paragraf-175-101.html> (Stand: 8.2.2021).

35 Vgl. Florence Tamagne: A History of Homosexuality in Europe. Berlin, London, Paris 1919–1939. Band 1, New York 2006, S. 44.

36 Vgl. ebd., S. 355–362.

37 Vgl. Peping, wie Anm. 34.

38 Vgl. Bernhard Rosenkranz/Gottfried Lorenz: Hamburg auf anderen Wegen. Die Geschichte des schwulen Lebens in der Hansestadt. Hamburg 2006, S. 203.

»Oben an der Elbchaussee stellte ich mein Motorrad ab und stieg voll bebender Erwartung hinunter ins Dunkle [des Rosengartens]. Meine Lederkluft knarzte beim Gehen. Stiefel und Breeches saßen, wie von Tom Finn gezeichnet, und ich fühlte mich allem gewachsen im Bewußtsein, ein aufregendes Bild abzugeben.«³⁹

Die Cruising-Orte wurden immer mehr von den Ledermännern dominiert. Für die neue lederfetischisierende⁴⁰ Gruppe nahm der finnische Künstler Touko Valio Laaksonen die Rolle eines Paten ein.⁴¹ Der Künstler, welcher unter dem Namen Tom of Finland populär wurde, prägte durch seine Zeichnungen von kernigen, muskulösen und dominanten Männern die Szene.

Im Jahr 1966 eröffnete in der Detlev-Bremer-Straße die erste Bar, welche sich gezielt an ein Lederpublikum richtete. Die *Loreley* war schwarz gestrichen, mit Postern von Tom of Finland geschmückt und mit speziell angefertigten Toiletten ausgestattet. Durch das Anbringen der Pissoirs an einer Säule, sah man beim Pinkeln zwangsläufig auch Geschlechtsteile von anderen Gäst:innen.⁴² Ein klares Indiz für die Rückwirkung des gebauten Raumes auf die gelebte Praxis des Cruisens.

1969 wurde der § 175 de facto zwar ausgesetzt, jedoch in der Bundesrepublik noch nicht aus dem Strafgesetzbuch gestrichen. In Hamburg öffneten gleichzeitig vermehrt schwule Bars und Saunen, deren Existenz polizeilich und ordnungsamtlich geduldet wurde. Diese Räume förderten die intime Kontaktaufnahme im besonderen Maße und warben mit ihren Eigenschaften als explizite Cruising-Orte.⁴³ Während Klappen noch im Kontext des Cruising ungenutzt wurden, dienen integrierte ›Darkrooms‹ in Bars beziehungsweise Kabinen in den schwulen Saunen als Cruising-Orte, welche extra für diese Form der Kontaktaufnahme gebaut wurden.

In den 1970er- und 1980er-Jahren wurde so das Cruising zunehmend durch urbane Bar- und Clubarchitektur institutionalisiert. Durch die gesteigerte Akzeptanz und ein immer größer werdendes Barangebot spezialisierten sich manche Bars. Es entstanden durch das neu gewonnene Selbstbewusstsein extreme Orte,⁴⁴ welche sich nur an bestimmte Teile der Szene richteten. Neben dem weiterhin dominanten Lederfetisch hielten andere Fetische Einzug in queere Räume. Durch das Role-Play wurden heteronormative Rollenbilder durch Kostümierungen nachgeahmt und übertrieben. Dabei wurden auf der einen Seite die Möglichkeiten Fantasien und Ideen beim Cruising auszuprobieren immer zahlreicher, auf der anderen wiederum begrenzten

39 Ebd., S. 204.

40 Sexueller Fetischismus kann als Form der Sexualität, die sich auf bestimmte Gegenstände oder Körperteile richtet, verstanden werden. In diesem Falle geht eine Erregbarkeit und sexuelle Faszination von ledernen Kleidungsstücken aus.

41 *Rosenkranz/Lorenz*, wie Anm. 38, S. 203.

42 Ebd., S. 204.

43 Ebd., S. 214–216.

44 *Betsky*, wie Anm. 2, S. 162. Übersetzung durch den Autor.

sich Zugänge durch Türsteher und Dresscodes. Das Ausleben der Fantasien war nur in einem bestimmten vorgegeben Rahmen möglich.⁴⁵

Cruising Toms ›Darkroom‹

Im Stadtteil Uhlenhorst an der Außenalster öffnete 1969 die erste schwule Sauna in Hamburg. In der dazugehörigen Schwimmhalle fertigte Tom of Finland ein großes Wandgemälde an.⁴⁶

Die Gründer der Sauna ›Club Uhlenhorst‹ investierten nach diesem Erfolg in eine neue Bar, für die wieder Tom of Finland die Wände gestalten sollte. Am Pulverteich 17 in St. Georg entstand 1974 ein weiterer Treffpunkt für die Hamburger Lederszene und zudem ein weiterer Cruising-Ort: Das *Toms Saloon* – kurz *Toms* genannt – öffnete seine Türen und damit den Zugang zum ersten ›Darkroom‹ in Hamburg.

Der finnische Künstler gestaltete den Barraum, den Billardraum und den ›Darkroom‹. Das *Toms* wurde ein kommerzieller Erfolg und überstand mehrere Renovierungsarbeiten und Besitzerwechsel. Zwischenzeitlich wurden die Wandzeichnungen in den 1980er-Jahren von einem »ahnungslosen Pächter«⁴⁷ übermalt.

Als im Jahr 1990 Harald Greßl das *Toms* übernahm, herrschte noch ein strikter Lederdresscode und die Lederszene war, laut Greßl, mittlerweile ein etablierter Teil in der schwulen Community Hamburgs.⁴⁸ Er ließ unter anderem die überstrichenen Arbeiten von Tom of Finland von einem Berliner Künstler rekonstruieren.⁴⁹

Die Wirkung der Bar über Hamburgs Grenzen hinaus und die damit einhergehende Institutionalisierung der Lederszene wird durch die Marketing-Kampagnen der 1990er deutlich: »Flyer, Plakate und Streichhölzer mit Logo [wurden] in 420 Paketen an Lederbars und Lederclubs weltweit von Sydney, Tokio, Kairo über Sao Paulo, [an] alle großen Städte der USA sowie Europa versandt«, erinnert sich Greßl im Interview. Als daszenebekannte Leder-treffen 1992 im *Toms* stattfand, steigerte sich endgültig die Popularität der Bar über Hamburgs Grenzen hinaus. Das internationale Vernetzungstreffen der schwulen Leder- und Fetischszene etablierte sich in den Folgejahren in Hamburg zur festen Größe. Die umsatzstarken Zeiten welche das internationale Publikum dem *Toms* bescherte, waren erst in den 2000ern wieder vorbei. Greßl erinnert sich an den immensen Besucherrückgang, wofür er

45 Vgl. ebd., S. 162.

46 Rosenkranz/Lorenz, wie Anm. 38, S. 215.

47 Ebd., S. 216.

48 *Schwulissimo*: 45 Jahre Toms Saloon. Eine bewegte Geschichte (3.6.2019). URL: <https://www.schwulissimo.de/region/hamburg/45-jahre-toms-saloon-eine-bewegte-geschichte> (Stand: 8.2.2022).

49 Rosenkranz/Lorenz, wie Anm. 38, S. 216.

die Internetportale verantwortlich macht: »Musste man früher ausgehen, konnte man sich über die Portale schnell kennenlernen und treffen.«⁵⁰

Der heutige Betreiber des *Toms* ist in der Szene vernetzt, Mitglied im schwulen Hamburger Motorsportsclub und Inhaber des Titels ›German Mister Leather 2010‹, welcher bis 2013 jährlich bei den Leder- und Fetischtreffen in Berlin verliehen wurde. Er übernahm das Lokal 2013 und berichtete im Interview, wie er das Konzept der Bar anpassen wollte. Weit weniger Fetisch orientiert, liege die »Tradition vom *Toms* bei Tom Finland und seiner Kunst«.⁵¹

Die Originalzeichnungen des Finnen liegen mittlerweile im Safe des Betreibers.⁵² Die Nachbildungen finden sich bis heute hinter Vitrinen im Gasträum und prägen die Atmosphäre und den Mythos des Lokals.

Die Veränderungen im *Toms* werden primär durch ökonomische Überlegungen vorangetrieben. Das *Toms* erweiterte seine Zielgruppe und sei keine Lederbar mehr. Dem Betreiber sei es heute egal ob »[die Männer] Fetisch, Flanellhemd, kurze Hose oder Parfüm tragen, oder anderswo als Hipster durchgehen«.⁵³

Beyond Cruising

Von spärlich beleuchteten Straßen und Wegen der Stadt über verschließbare öffentliche Klokabinen hin zu extra gebauten verwinkelten Räumen in Bars. Die Geschichte des Cruisings ist eng verbunden mit der Geschichte der Urbanisierung und der Diskriminierung. So zeugen die Eröffnungen von Bars bereits Ende der 1960er- und in den 1970er-Jahren von einem stärkeren Selbstbewusstsein innerhalb der Cruising-Szene. Später wurde dann um die Jahrtausendwende der urbane um den digitalen Raum erweitert.

Wir begaben uns von der Makro- in die Mikroebene. Von der rein praxeologischen Perspektive lassen sich Verbindungen zur Institutionalisierung der Szene ziehen. Das Lokal ›Toms‹ diente hier als qualitatives Beispiel für die dynamischen Veränderungen der Szene. Bot die Bar in den 1970er-Jahren noch einen Rückzugsort in einer weitaus feindlicheren gesellschaftlichen Umgebung, bangt sie heute um Gäst:innen, welche die schnelle Intimität eher auf Dating-Apps suchen. Doch was macht Räume jetzt zu Cruising-Orten? Das gemeinsam geteilte Wissen der cruisenden Akteur:innen. Ein Raum wird *erst* durch die Zuschreibungen und Praktiken zu einem Cruising-Ort.⁵⁴

Am Beispiel vom ›Toms‹ zeigt sich, dass erst durch die tatsächliche Nutzung des ›Darkrooms‹ seitens der Gäst:innen eine ansonsten herkömmliche Bar

50 *Schwulissimo*, wie Anm. 48.

51 Ebd.

52 Informelles Gespräch, Feldaufenthalt am 4.6.2019, Material liegt beim Autor.

53 *Schwulissimo*, wie Anm. 48.

54 Vgl. *Hollister*, wie Anm. 22, S. 67.

zu einem Ort der flüchtigen intimen Begegnung werden kann. Die vorgestellten Bars bieten durch architektonische Modellierungen die Möglichkeiten fürs Cruising. Diese müssen aber auch genutzt werden.

Die Cruising-Orte befinden sich in einem dynamischen Verhältnis zueinander. Dies wird beispielsweise durch die eingeübte Nutzung der Dating-Apps deutlich. Diese würden ohne bereits in der Szene etablierten Praktiken nicht funktionieren.

Auch die symbolischen Verweise auf andere Cruising-Orte wie die Klappen, welche sich in abgewandelter Form in der ›Loreley‹ befanden, ist ein Indiz für die Vermischung zwischen Öffentlichkeit und Privatheit.

Welche weiteren Cruising-Orte zu dieser Typologie in Zukunft hinzugezählt werden, lässt sich nur mutmaßen. Die Praktik ist historisch gewachsen und die gebauten Orte kämpfen um ihren Erhalt, denn die strukturelle juristische Diskriminierung durch § 175 war ein Beweggrund für ihre Entstehung, den es nicht mehr gibt. Das zeigen die ökonomischen Überlegungen im *Toms* den Dresscode fallen zulassen, um attraktiver für ein jüngeres Publikum zu werden.

Daher erscheint Regan Lynchs zu Beginn zitierter Appell im neuen Licht:

»In such cases, engaging in public sex may be a continuation of gay tradition, and a way to connect with a lineage of queer ancestors who came before us.«⁵⁵

Der australische Autor verkennt an der Stelle, dass ein Flanieren im Park oder ein Besuch im *Toms Saloon* für viele nicht eine museale Praktik, eine Art spirituelle Verbindung zu den Vorfahren oder bewusste Abwendung vom Alltag ist, sondern im besten kulturalanthropologischen Sinne selbst *Alltag*.



Gert Henry Hagemann, B. A.
Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1 ESA W (Westflügel)
20146 Hamburg
gert.hagemann@studium.uni-hamburg.de

55 Lynch, wie Anm. 10.

WENN WIR PINKELN – ANNÄHERUNGEN AN HANDLUNGSMACHT UND GESCHLECHT IM URBANEN RAUM

Lara S. Thien

Einführung: ›St. Pauli pinkelt zurück‹

Auch wenn Menschen sehr unterschiedlich sein können, haben sie eines gemeinsam: Sie müssen urinieren. Deswegen warten wir ungeduldig in Menschenschlangen vor Toiletten. Wir bringen unseren Kindern bei, auf das ›Töpfchen‹ zu gehen. Wir empfinden Scham- und Peinlichkeitsgefühle, wenn wir unsere Körper in öffentlichen, urbanen Räumen nicht unter Kontrolle haben und es dringlich wird, so meine These. Eine Strategie, wenn letzteres eintritt, bietet die Praxis des ›Wildpinkelns‹, also das öffentliche Harnlassen an Plätzen und Räumen, wo es nicht vorgesehen ist. Ich gehe allerdings davon aus, dass Urinieren in der Öffentlichkeit peinlich sein kann, gerade dann, wenn wir von anderen dabei beobachtet werden. Gleichzeitig ist es Menschen möglich, sich die erlernten Tabus und Schamgefühle kreativ anzueignen, flexibel einzusetzen oder zu brechen, wenn der (Harn-)Drang groß genug ist.¹ Es zeigt sich ein widersprüchliches Spannungsfeld: Auf der einen Seite bringen wir Kindern bei, ihre Blase zu kontrollieren und auf der anderen Seite scheint es okay zu sein, die erlernte Körperkontrolle zumindest in einigen Situationen zu vergessen beziehungsweise zu ignorieren. Ich glaube, dass bestimmte Orte, Situationen oder Rauschzustände dazu führen können, dass Schamgefühle, Hemmschwellen oder Tabus in den Selbstverständnissen und Handlungsweisen weniger präsent sind. Im folgenden Essay beschäftige ich mich mit dieser Thematik. Dafür nutze ich Auszüge aus meiner Masterarbeits-Feldforschung in Hamburg aus den Jahren 2020, 2021 und 2022.

An einem Wochenende vor ein paar Jahren ging ich die Treppen der S-Bahnstation Hamburg-Reeperbahn hoch und sah einen Mann, der mir frontal entgegenpinkelte – samstagnachts auf dem belebten Beatles-Platz. Gelassen und ungestört von den Menschenmassen um ihn herum zwinkerte er mir zu. Es war nicht das erste Mal, dass ich (unfreiwillig) jemanden beim Urinieren sah. Aber es war damals das erste Mal, dass ich mein Feldnotizbuch mit auf die Reeperbahn genommen hatte, um Beobachtungen festzuhalten.² Ich schämte mich für meine beinahe voyeuristischen Blicke und fühlte mich auch aus forschungsethischen Gründen unwohl, einen fremden,

1 An dieser Stelle möchte ich anmerken, dass Urinieren auch Gegenstand von Fetisch-Diskursen und sexuellen Praktiken ist, eine Perspektive, die ich in diesem Essay jedoch ausklammere.

2 Vgl. Feldtagebuch 2021, S. 36; Mentalnotes vom 26.6.2021, S. 9 (Das Material liegt bei der Autorin).

entblößten Mann beim Urinieren zu beobachten. Die moralische, emotionale und widersprüchliche Praxis des Wildpinkelns – also trotz erlernter Verhaltensnormen bei gestiegenem Alkoholkonsum in diesem urbanen Raum in St. Pauli öffentlich harnzulassen – konnte ich besonders häufig auf der Reeperbahn, der Hamburger Feiermeile, beobachten. Der vermehrte Alkoholkonsum, so meine Interpretation, hat anscheinend eine harntreibende, angst- und schamlösende Wirkung auf die Menschen. Der Rausch und der Alkoholkonsum tragen dazu bei, so thematisieren es auch Beiträge in den Medien,³ dass dieser öffentliche Raum vermehrt durch Tabubrüche geprägt ist, die das Urinieren betreffen.

Nicht zufällig ist St. Pauli auch der Stadtteil, in dem die Bürger:inneninitiative ›St. Pauli pinkelt zurück‹ von Anwohner:innen ins Leben gerufen wurde. Sie setzten sich gesellschafts- und lokalpolitisch gegen das Urinieren in ihrer Nachbarschaft ein. Auf St. Pauli, rund um die Reeperbahn, wird auf Straßenschildern davor gewarnt, dass die Wände *zurückpinkeln*.⁴ Wände und Garagentore wurden mit einem Lack versehen, der die Oberflächen so versiegelt, dass ein Urinstrahl aberlt und wiederum die Wildpinkler:innen bespritzt. Die Anwohner:innen möchten darauf verweisen, dass das Vergnügungsviertel nicht regellos ist, sondern einen Wohnort darstellt, der sauber gehalten und respektiert werden sollte. Darüber hinaus verursacht der Urin enorme Mehrkosten aufgrund von Reinigungsarbeiten oder notwendigen Umpflanzungen von Bäumen. Es ist wichtig zu betonen, dass die Praktik des Wildpinkelns auch in anderen Stadtteilen in Hamburg sichtbar ist, die mit dem Phänomen leben (müssen).

Diese politische und stadtteilspezifische Initiative weckte mein ethnographisches Forschungsinteresse und meine persönliche Neugierde: Wie wird in diesem urbanen Raum wildgepinkelt? Mit welcher Selbstverständlichkeit pinkeln Akteur:innen? Wie prägt dies das Stadtbild und die Raumkonstruktion? Woher kommt mein eigenes Schamgefühl und wie drückt es sich aus, wenn es um solche Themen geht? Warum haben wildpinkelnde Menschen das vermeintlich nicht? Wie etablieren sich gesellschaftliche Tabus und warum ist es möglich, sie hin und wieder zu brechen? Und dann sogar so hochfrequentiert, dass es erforderlich scheint, eine Bürger:inneninitiative dagegen zu gründen und Kampagnen zu entwickeln – schließlich sind auch Bewohner:innen anderer Stadtteile oder Straßenzüge von diesem Phänomen betroffen, ohne dass sie sich zu einer Initiative zusammenschließen.

-
- 3 *Mara Schumacher*: Wildpinkler in Hamburg: Hansestadt hat nicht genug stille Örtchen. In: 24hamburg.de, 20.6.2021. URL: <https://www.24hamburg.de/hamburg/wilder-pipi-alarm-hamburg-hat-nicht-genug-stille-oertchen-90811391.html> (Stand: 6.6.2022); o.V.: ›Urin, Kot und Kotze: Rücksichtsloses Partyvolk bringt Chaos in die Schanze. In: 24hamburg.de, 5.11.2021. URL: <https://www.24hamburg.de/hamburg/urin-kot-und-kotze-partyvolk-verwuestet-schanze-90798908.html> (Stand: 6.6.2022).
- 4 Vgl. *Slider*: St. Pauli pinkelt zurück (12.8.2015). URL: <https://reeperbahn.com/st-pauli-pinkelt-zurueck/> (Stand: 13.1.2022).

Forschungsdesign: Wie ist Urinieren in der Öffentlichkeit zu erforschen?

Für die Erforschung von Urinieren in der Öffentlichkeit scheint es lohnenswert, Konzepte von Emotionen, Sinne und Raum produktiv miteinander zu verknüpfen.⁵ Da es größtenteils Im-Stehen-Pinkelnde Personen sind, die ich in den Straßen Hamburgs beim Urinieren wahrnehme, bietet meine Perspektive auf geschlechtsspezifisches Urinieren die Chance, leibliches Erfahren von Geschlecht, Umweltwahrnehmungen, Emotionen und ihre Bewertungsmuster relational zu betrachten. Ich vermute geschlechtsspezifische Unterschiede im Erleben und Wahrnehmen des öffentlichen Raums und lenke meinen Blick auf die symbolische Gewalt des (scheinbar) pragmatischen Handelns. Darüber hinaus empfiehlt es sich für das Forschungsfeld, mit Methoden einer multisensorischen Anthropologie zu arbeiten. Urinieren in der Öffentlichkeit kann während der (teilnehmenden) Beobachtung gesehen, gehört, gerochen und durch Emotionen im Feld erfahren werden, zum Beispiel Gefühle von Unwohlsein oder Unsicherheit.

Mein Forschungsgegenstand umfasst die Tabuisierung des Urinierens in der Öffentlichkeit und Momente des Bruchs mit sowie der Irritation durch Normen. Im Laufe meiner Forschung stellte ich fest, dass dieses Thema Unbehagen und bei Forschungspartner:innen als peinlich beschriebene Gefühlslagen auslöste. Mein Sample setzt sich zusammen aus sieben sich als männlich definierenden Personen und sechs sich als weiblich definierenden Personen, insgesamt umfasst die Altersgruppe eine Spanne von 23 bis 42 Jahren.⁶ Die meisten von ihnen sind Studierende oder Auszubildende, bei zweien handelt es sich um Personen in der Lohnarbeit. Alle Gesprächspartner:innen sind in den Hamburger Bezirken Altona und St. Pauli aufgewachsen beziehungsweise in einem Fall seit fünf Jahren in Hamburg lebend. Mit der ethnographischen Methode qualitativer Interviews erfuhr ich Details über Haltungen, Einstellungen und Wahrnehmungsmuster der Alltagspraxis des Urinierens in der Öffentlichkeit.

Empfindungen sind sehr persönlich und teils ausgesprochen intim. Daher versuchte ich mich den Weltdeutungen der Forschungspartner:innen mit einem verstehenden Zugang zu nähern. Dem Wildpinkeln haftet bereits eine negative gesellschaftliche Wertung an. Wahrscheinlich weil mit diesem sozialen und kulturellen Tabubruch eine Rechtswidrigkeit verbunden ist.⁷ Es war mir deshalb sehr wichtig, den Interviewpartner:innen einen mög-

5 Vgl. *Christiane Heibach*: Stadt-Atmosphären und Sicherheit. Zwischen Gestaltung und Erleben. In: Jan Abt u. a. (Hg.): *Dynamische Arrangements städtischer Sicherheit*. Wiesbaden 2014, S. 261–289.

6 Nach der Studierendentagung führte ich außerdem Interviews mit trans* und non binary Akteur:innen. Die Gespräche verdeutlichten nochmal ganz andere Formen von geschlechtsspezifischer Gewalt (*chasing*). Wildpinkeln, Vorstellungen von (Un-)Sicherheit und Diskriminierungsformen sind demnach auf einem Spektrum angesiedelt und müssen in der weiteren Analyse mitberücksichtigt werden.

7 Vgl. *bussgeldkatalog.org*: Wildpinkeln: Wenn die Notdurft teuer wird (10.8.2022). URL: <https://www.bussgeldkatalog.org/wildpinkeln/> (Stand: 6.3.2022).

lichst sicheren Raum zu bieten, in dem sie sich wohl fühlen und sich trauen, ehrlich zu antworten, gerade weil eine Interviewsituation bereits an sich durch spezifische Fremd- und Eigenregulierungen geprägt sein kann wie zum Beispiel Auslassungen.

Ich wählte die Methode der Photo-Elicitation für die Interviews aus, deren Potenziale, Herausforderungen und Grenzen an dieser Stelle nur angerissen werden kann.⁸ Bei diesem Verfahren werden den Interviewpartner:innen Fotos vorgelegt, auf die sie reagieren sollen und die als Referenzpunkt oder narrativer Impuls dienen. So bekommen die Forschungspartner:innen die Möglichkeit, eigene Schwerpunkte zu setzen und nicht unmittelbar ihr biografisches Erfahrungswissen offen zu legen. Den Informant:innen wurden auf den Fotografien verschiedene Orte und Szenen präsentiert, die Pinkelpraktiken im öffentlichen Räumen aufgreifen. Die Interviewpartner:innen sollten zunächst beschreiben, was sie sehen können und wurden dann von mir aufgefordert, all das mit mir zu teilen, was die Bilder in ihnen auslösen, zum Beispiel Anekdotenwissen, Gefühlslagen oder Schlüsselmomente. Die Methodik ermöglicht den Informant:innen, durch Denkanstöße eigene Wahrnehmungen und Handlungspraktiken zu teilen, ohne dass ich als Forscherin stark auf sie einwirke. Sie dürfen selbst entscheiden, auf welche Details sie auf den Fotografien eingehen oder welche Erlebnisse sie mit mir teilen wollen. Die gezeigten Fotos während der Photo-Elicitation-Interviews sollten als Diskussionsgrundlage der Pinkelpraktiken dienen. Ich nutzte die aktive Forschungsstrategie, eine Konversation ohne eine explizit moralische (Be-)Wertung zu beginnen und in einen Dialog zu treten, in dem persönliche Erlebnisse gerne geteilt werden (können). Wie sich an den erhobenen Daten zeigen und von mir beobachten lässt, ermöglicht die Forschungsmethode, eine visuell gestützte Situation des Wildpinkelns aus verschiedenen Perspektiven zu imaginieren sowie deren Eigenlogiken und individuellen Bewertungsmaßstäbe sichtbar zu machen.

Um variierende subjektive Umweltwahrnehmungen zu untersuchen, habe ich erstens Fotos von Orten, wo wildgepinkelt werden könnte, gezeigt. Ich fragte, wie, wo und wann sie an dem Ort urinieren würden. Ich habe dann zweitens weitere Fotos aus meiner (teilnehmenden) Beobachtung, zum Beispiel eine Szene, in der ein Mann einen halben Meter neben einer besetzten Bank in einem Park urinierte, gezeigt. Die in den Fotos zu sehenden Menschen wurden unkenntlich gemacht, sodass keine konkreten Personen identifiziert werden konnten.

8 Vgl. *Veronica M. Richard/Maria K. E. Lahman*: Photo-Elicitation: Reflexivity on Method, Analysis, and Graphic Portraits. In: *International Journal of Research & Method in Education* 38 (2015), Heft 1, S. 3–22.

Doing Gender und Urinieren in der Öffentlichkeit. Geschlechtsspezifische Bewertungen

Ich konnte Unterschiede in den Aussagen und Haltungen zum jeweils eigenen Pinkeln feststellen. Die von mir befragten Frauen beziehungsweise die, welche sich dieser Geschlechtsidentität zuordnen, sprachen über ihre eigenen Pinkelpraktiken, als ich ihnen verschiedene Bilder von Parkanlagen oder anderen Orten in Hamburg zeigte. Es wurden häufig die beiden Zuschreibungen Sichtbarkeit und Sicherheitsgefühl als ausschlaggebend für eine Ortswahl genannt. So sagt Nicki, eine 24-jährige Medizinstudentin, in der Sternschanze aufgewachsen: »Ich würde [auf dieser Waldlichtung] so fünf Meter nach links oder rechts gehen, damit ich mich sicher fühle und dann ... würd ich ... ja ... [wasserlassen].«⁹ Und Frieda: »Aber ich würd' halt eher noch gucken, ob's geschützt ist. Beziehungsweise, dass man mich nicht sieht.«¹⁰ Auch Greta, 22 Jahre, spricht davon: »Oder [sich auf einen] Ameisenhaufen [setzen] das hatte ich schon mal! Bitte nicht nachmachen!«¹¹ Frieda erwähnt an einer anderen Stelle: »... meistens gehe ich auch mit anderen weiblichen Personen in den Busch, damit wir nicht alleine sind ... und uns auch irgendwie beschützen können oder anpassen können.«¹² Weiter sagt sie: »[unwohl fühle ich mich auf] ... belebten Plätze[n], wo man mich sehen kann ... weil wir Frauen werden dann schon eher sexualisiert und wir müssen uns halt komplett entblößen und das ist halt noch ein Unterschied, als wenn ich nur ein bisschen meine Hose öffnen muss.«¹³ Greta sagt: »... ich finde das auch oft ungerecht, ... wieso [muss] ich jetzt meine ganze Hose ausziehen ... und mein Freund [darf] da einfach so hinpinkeln ... Er nutzt auch die Möglichkeit öfter als ich. Haha, ich würde meinen ... [es] ist ... irgendwie anders ..., wenn da eine Frau ohne Hose steht.«¹⁴

Aus diesen verschiedenen Interviewpassagen kann ich einzelne Kernaussagen ableiten. Frauen ist es bewusst, dass sie von der Gesellschaft, insbesondere von Männern, beim Urinieren sexualisiert werden können und sie achten deswegen mehr auf die eigene oder die Sicherheit einer Freundin. Zusätzlich führen körperliche Voraussetzungen dazu, dass sich Im-Hocken-Pinkelnde Personen mehr Entblößen müssen, wenn sie sich zum Pinkeln hinhocken müssen – vor allem, wenn sie Hosen tragen. Diese Körperhaltung wird als weiterer Unsicherheitsfaktor wahrgenommen. Deswegen wird in der unmittelbaren Umgebung verstärkt auf mögliche Gefahren geachtet, nicht nur auf nahe Ameisenhaufen oder Brennnesseln, sondern auch auf sexualisierte Blicke oder mögliche tätliche Übergriffe. Mehrere Interviewpartnerinnen schilderten mir, wie sie die Menschen beneideten, die sich zum

9 Die in diesem Text vorkommenden Namen sind anonymisiert. Interview mit Nicki vom 10.10.2021, S. 1 (Material liegt bei der Autorin).

10 Interview mit Frieda vom 2.10.2021, S. 2.

11 Interview mit Greta vom 9.10.2021, S.1.

12 Interview mit Frieda, wie Anm. 10, S. 3.

13 Ebd.

14 Interview mit Greta, wie Anm. 11, S. 1.

Urinieren kaum entblößen, sondern entspannt hinstellen können, während sie selbst unkomfortable Positionen einnehmen müssen. Während stehend Pinkelnde die Natur genießen können, achten hockend Pinkelnde darauf, sich nicht auf ihre Schuhe zu urinieren. Der öffentliche Raum wird also aktiv wahrgenommen und löst Emotionen aus. Unsicherheitsgefühle beim Pinkeln in der Öffentlichkeit und eine damit verbundene seltenere Ausübung durch Im-Hocken-Pinkelnde Personen – so eine erste Interpretation – sind eine Folge davon, dass sie sich hinsetzen, sich dabei mehr entblößen müssen und von ihrer Umwelt mehr sexualisiert werden als Im-Stehen-Pinkelnde Personen. Im Umkehrschluss heißt das, wenn Alltagserfahrungen verglichen werden, wird der urbane Raum geschlechtlich kodiert und mit Ängsten vor (sexuellen) Übergriffen markiert.

Bei meinen Forschungspartnern werden ebenfalls Sichtbarkeitsbedenken thematisiert, jedoch nicht im Sinne einer persönlichen oder gar geschlechtsspezifischen Sicherheit vor (sexuellen) Übergriffen beim Urinieren, sondern eher, dass sie nicht gesehen, also entdeckt werden wollen. So sagt Jonas, 24 Jahre alt:

»Mir geht's auch so ein bisschen darum, dass mich die Leute nicht sehen ... Manchmal ist mir das auch voll egal. Das liegt ... auch am Alkoholpegel ... die [Menschen] kriegen natürlich mit, wenn wir da hinpissen ..., aber ich bin dann wenigstens dezent genug, dass ich halt sage: Gut ich pisse nicht in zwei Metern von anderen weg.«¹⁵

Auch Willy spricht davon:

»Also ich würde darauf achten, dass ich ganz alleine bin. Wenn ich sehr betrunken wäre, könnte es sein, dass ich es einfach so mache ... oder wenn ich sehe, die [anderen Spaziergänger:innen] sind noch weit weg, dann würde ich schnell starten und bin hoffentlich dann fertig, wenn die bei mir sind, haha.«¹⁶

Ob sie den Neid von Im-Hocken-Pinkelnden auf das Im-Stehen-Pinkeln nachvollziehen können, darauf antwortet Willy:

»Was ich zum Beispiel genieße, in der Natur¹⁷ zu pinkeln, ist halt einfach so, also für mich, dass ich dann einmal für mich kurz diese Zeit habe, in den Himmel gucke und mir kurz vergegenwärtige, wo bin ich, was passiert gerade, auf mein Gefühl achte und das ist vielleicht nicht so, wenn man darauf achten muss so ›oh hoffentlich sieht mich keiner so‹ und ich muss auf Brennesseln achten oder Ameisen. Ich kann's schon nachvollziehen so ... Aber natürlich hindert dich keiner daran,

15 Interview mit Jonas vom 4.5.2021, S. 3.

16 Interview mit Willy vom 10.10.2021, S. 1.

17 Was Willy mit »Natur« in seiner Beschreibung wirklich meint, wird nicht deutlich, ich gehe hierbei vorrangig von einem ›Draußen-Sein‹ aus. Dies kann Naturerfahrungen wie im Gebüsch, auf Wiesen oder im Wald zu pinkeln miteinschließen, ist hierfür aber nicht exklusiv.

wenn du da dann so hockst oder sitzt so ›oh schöne Welt hier‹ [zu denken].«¹⁸

Meine Interviewpartner äußern mir gegenüber gleich häufig wie die befragten Frauen, dass sie Bedenken haben, von anderen beim Pinkeln gesehen zu werden. Aber genauso oft erwähnen sie, wie diese Ängste mit dem Alkoholpegel abnehmen können. Konkrete Sicherheitsbedenken werden in den durchgeführten Interviews jedoch von Männern nicht geäußert. Ich muss aber feststellen, dass es von den Interviewten nicht anerkannt wird, dass unterschiedliche körperliche Gegebenheiten menschlicher Urinierpraktiken Vorteile beim Pinkeln in der Öffentlichkeit mit sich bringen.

Auf Grundlage dieser Interviews möchte ich eine erste Hypothese aufstellen: Menschen praktizieren das Urinieren im Freien vor dem Hintergrund ungleicher Bedingungen. Unsicherheitsgefühle werden unterschiedlich stark wahrgenommen und internalisiert: Alle Interviewpartnerinnen kommen darauf zu sprechen, dass sie darauf achten, nicht beim Wildpinkeln gesehen zu werden, auch um einer möglichen Sexualisierung zu entgehen. Im-Stehen-Pinkelnde Personen haben grundsätzlich die anatomische Möglichkeit, im Stehen Urinieren zu können, und müssen sich kaum dafür entblößen. Im-Hocken-Pinkelnde Personen müssen hingegen eine spezifische Körperposition einnehmen und zum Beispiel Hosen sehr weit runterziehen und beim Pinkeln darauf achten, dass sie sich nicht aus Versehen selbst anpinkeln oder gar in Brennesseln setzen. So wird diese Alltagshandlung ganz unterschiedlich wahrgenommen.

Als ich Fotos zeigte, auf denen Wildpinkler:innen im öffentlichen Raum und auch in unmittelbarer Nähe zu Parkbesuchenden zu sehen waren, konnte ich unterschiedliche Reaktionen einfangen: Frauen reagieren auf Situationen, in denen sie Wildpinkler:innen beobachten, eher mit negativen Emotionen wie Ekel und Unbehagen oder sie beschwerten sich über Geruch oder die Rücksichtslosigkeit der pinkelnden Akteur:innen. So erzählt Nicki: »... [D]a hat dann jemand in den Hauseingang gepinkelt, dann bin ich gegangen, weil ich das richtig schlimm fand, ... das einfach respektlos gegen[über den] Anwohnenden.«¹⁹ Sie betont an einer anderen Stelle: »[Es gibt bei uns] einen Eingangsweg, wo die Leute immer hinpinkeln ... Und das ist ... ein bisschen ... nervig, weil's dann auch so riecht«²⁰, Frieda betont in unserem Gespräch »ja [es ist/riecht] eklig, man hört's ja auch ... wahrscheinlich«²¹.

Hingegen reagieren Männer auf die präsentierten Bilder von Wildpinkler:innen weniger mit negativen oder ablehnend konnotierten Emotionen, sondern beziehen teilweise die dargestellten Situationen auf sich selbst oder versuchen nachzuvollziehen, warum uriniert wird. Dabei wird Betrunknen-

18 Ebd.

19 Interview mit Nicki, wie Anm. 9, S. 2.

20 Ebd., S. 1.

21 Interview mit Frieda, wie Anm. 10, S. 2.

heit wieder mehrfach als Einfluss auf das Verhalten erwähnt und dient auch als Rechtfertigung für die Ordnungswidrigkeit und sozialen Normverstoß. Dass Alkoholkonsum eine enthemmende Wirkung hat, wurde von mehreren Forschungspartner:innen erwähnt.²² Als ich das Foto zeigte, auf dem ein Mensch im Stehen neben eine besetzte Parkbank auf dem Platz der Republik in Altona pinkelte, bemerkt Jonas: »Was denke ich? Das ich vielleicht auch pissen muss?«, »vielleicht würde ich auch mal über Penisgrößen drüber nachdenken, haha«. ²³ Nicki merkt an: »... [I]ch glaube, er war sehr betrunken und hatte deswegen auch nicht so Hemmungen.«²⁴ Betrunkenheit wurde ebenfalls im Zusammenhang mit der Konfrontation des Tabubruchs erwähnt. Lorenz, 23, erzählt, wie er mit den Tabubrüchen anderer umgeht:

»[J]e betrunkenere ich bin, desto eher würde ich es ansprechen ..., dass ich kein Fan bin. Also, wenn ich gerade von der Arbeit komme und ... ich über die Reeperbahn nach Hause laufe ... und wenn ich irgendwie gerade keinen Bock habe auf Konfrontation, dass da jemand den Penis nicht eingesteckt hat, ... kann ich mir vorstellen, dass ich ihm bestimmt den Kopf zu schütteln würde.«²⁵

Es zeigen sich des Weiteren körperliche Vergleiche, vor allem potenzielle Penisvergleiche, die humoristisch unterstrichen werden. Gleichzeitig ist es das männlich konnotierte Körperteil – der Penis –, das Konflikte oder zumindest ablehnendes Verhalten auslösen kann.

Sicherheitsbedenken sind wiederum ausschlaggebend dafür, dass die unmittelbare Umgebung, der öffentliche Raum, nicht gleichermaßen wahrgenommen wird: Die Interviewdaten lassen Rückschlüsse auf geschlechtsspezifische Raumerfahrungen und Haltungen auch in Bezug auf Urinieren in der Öffentlichkeit zu. Abweichungen, wie die Interviewpartner:innen sich selbst im Zusammensein mit anderen und dem öffentlichen Raum erleben, werden zudem mit Alkoholkonsum verbunden. Ich vermute einen Unterschied in der geschlechtsspezifischen Sozialisation der Personen. Ein Indiz dafür ist, dass Männer auf die Nachteile des Im-Hocken-Pinkelns reagierten. Es wird bedauert, dass Beschränkungen existieren. Dass es weitere Nachteile mit sich bringt (mehr Entblößung heißt auch mehr Sexualisierung), wird eher ausgeklammert. Ich möchte betonen, dass ich dies nicht als böswillige Handlung auslege, eher als ein Übersehen von geschlechtsspezifischen Lebensumständen oder die fehlende Eigenreflexion über die persönliche Praxis des Urinierens.

In meinen teilnehmenden Beobachtungen habe ich durchaus die Erfahrung gemacht, anders kontrolliert zu werden als meine Forschungspartner:innen. Während meiner Feldforschung im Juni 2020 auf dem Kemal-Altun-Platz

22 Vgl. Interview mit Jonas, wie Anm. 15, S. 3; Interview mit Nicki, wie Anm. 9, S. 3; vgl. Feldnotizen vom 24.9.2021, S. 3, 16.

23 Interview mit Jonas, wie Anm. 15, S. 2 f.

24 Interview mit Nicki, wie Anm. 9, S. 3.

25 Interview mit Lorenz vom 9.10.2021, S. 1.

in Ottensen-Altona musste ich mich im Gebüsch erleichtern. Ich ging noch weiter in die Büsche als die zuvor beobachteten Personen. Ich versuchte, mich in die Kurve eines Erdwalls zu hocken, sodass nicht ich, sondern im wünschenswertesten Falle nur noch das Gebüsch erkennbar war. Ich vergewisserte mich, dass niemand mich beobachtete und fing an zu pinkeln. Trotz der Vorsichtsmaßnahmen schien mich jedoch eine von mir Im-Stehen-Pinkelnde Person hinter dem Stadtgrün erspäht zu haben. Er pfiff mir entgegen und rief rüber: »Na na, junge Dame, das gehört sich aber nicht!« Ich lachte nervös und entschuldigte mich.²⁶ Mir zeigt das Erlebnis: Es ist nicht nur der Tabubruch an sich, der uns die Schamesröte ins Gesicht treibt, sondern, dabei erwischt zu werden. Es kommen mehrere Faktoren in solchen Augenblicken zusammen. Eigen- und Fremdwahrnehmungen beeinflussen, wie wir uns fühlen und verhalten. Es ist also sehr wichtig, wer vor wem, wann oder wo, mit welchen Vorkehrungen uriniert. Ich habe mich versucht zu verstecken und trotzdem wurde ich, wenn auch nicht ganz ernst gemeint, auf mein Wildpinkeln angesprochen. Bedeutet das, dass von mir eher eine Überwindung des Harndrangs erwartet wird, wenn ich in den Park urinieren, als von Im-Stehen-Pinkelnde Personen? Meine Beobachtungen, die Aussagen meiner Interviewpartner:innen und meine eigene Pinkelerfahrung während der Feldforschung suggerieren: Ja!

Am gleichen Tag beobachtete ich während meiner Feldforschung auf dem Kemal-Altun-Platz eine Im-Stehen-Pinkelnde Person beim Urinieren in der Öffentlichkeit. Ein, wie ich schätze, 20- bis 30-jähriger hatte sich aus einer Gruppe von basketballspielenden Erwachsenen im Park gelöst und machte sich auf den Weg zum nahegelegenen Erdwall und zur dahinter errichteten Holzwand. Der junge Mann war sehr groß, wahrscheinlich 195 cm und ›bullig‹ gebaut. Er war nicht zu übersehen – nicht nur wegen seiner Körpergröße und Körpermasse, sondern auch deshalb, weil er sich auf dem Weg zur Holzwand lautstark mit seinen Freund:innen quer über den Platz unterhielt. Er brüllte ihnen seine Antworten entgegen. Ich wurde nicht nur durch sein Erscheinungsbild auf ihn aufmerksam, sondern durch seine raumgreifend laute Stimme und sein Lachen. Ich war zuerst etwas eingeschüchtert, als er so auf mich zukam, doch er bog direkt vor mir ab. Nach einer kurzen Weile hörte ich das vertraute Geräusch eines kleinen Wasserfalls: Er pinkelte. Ich wartete ab, bis er fertig war und an meiner Bank vorbeiging. Ich stand auf und fragte ihn, ob ich ihn für meine Masterforschung befragen dürfte. Der Mann sah mich zunächst entgeistert an und schien sauer zu sein. Ich hatte den Eindruck, dass er etwas rot im Gesicht wurde. Ob es wegen Ärger oder Scham war, konnte ich nicht unterscheiden. Er antwortete sehr entschieden: »Nein danke, mich kennen hier zu viele!«²⁷ Mit der Antwort hatte ich nicht gerechnet und es war mir sehr peinlich, überhaupt gefragt zu haben. Ich bin bisher auf Personen getroffen, die meine Fragen und mein Masterarbeits-

26 Vgl. Mentalnotes, wie Anm. 2, S. 3–6.

27 Ebd., S. 6–9.

thema amüsant fanden und keine Probleme damit hatten, über das Urinieren in der Öffentlichkeit zu sprechen.

Mir war es bis zu diesem Zeitpunkt nicht passiert, dass ich das Gefühl hatte, eine Person mit meinen Fragen bedrängt zu haben. Es muss verschiedene Faktoren geben, die auf Situationen einwirken und das menschliche Verhalten beeinflussen. Welchen Einfluss habe ich als junge, cis Frau auf Informant:innen im Feld? Als ich die Situation verließ, war ich mir sicher, dass ich diese Person in ihrer Privatsphäre gestört hatte. Ich war ihr zu nahegetreten, wie sich auch aus der Reaktion ableiten lässt. Diese Situation zeigt mir, wie unterschiedlich Intimsphäre gefühlt wird und wie wir sie uns immer wieder situationsbezogen neu konstruieren – auch in der Praxis des Urinierens in der Öffentlichkeit. Wenn Menschen sich zu einem als unpassend eingestuftem Moment (also z. B. nicht zu Hause) und an einem öffentlich zugänglichen Ort erleichtern müssen, bedeutet dies nicht, dass sie keine soziale Kontrolle und Scham spüren. Ganz im Gegenteil, der junge Mann schien unerfreut zu sein, dass ich ihn auf sein Wildpinkeln ansprach und dann auch noch befragen wollte. Auf der einen Seite ist er ein großer, auffälliger, lauter Mann, der im Park einmal pinkeln musste, und auf der anderen Seite jemand, der in solchen privaten Momenten dennoch ›übersehen‹ werden möchte. Für einen nur kurzen Augenblick schien das Bedürfnis dieses Mannes, sich zu erleichtern, ein stärkerer Trieb gewesen zu sein als Scham- oder Peinlichkeitsgefühle, die ihn zurückhalten hätten können. Er hoffte gleichzeitig, dass seine Mitmenschen es höflich ignorieren. Dies schien ihm subjektiv geglückt zu sein, bis ich als Forschende diese Selbstverständlichkeit durchbrach, sein Verhalten offenlegte und mit der Frage nach einer Befragung bewusst ›verfremdete‹.

Er wollte sich nicht zu seinem ›privaten Geschäft‹ äußern. Ich verglich diese Begegnung mit meiner eigenen Pinkelerfahrung im gleichen Park Wochen zuvor. Ich finde es bemerkenswert, wie jemand raumgreifend und laut auftreten kann und gleichzeitig von seiner unmittelbaren Umgebung erwartet, ihn in seinem Pinkelverhalten zu ignorieren.

Diese Ambivalenzen haben mein Interesse geweckt. Gleichzeitig wurde ich, die sich offensichtlich versuchte zu verbergen, getadelt – und nicht der Mann, der mich rügte schämte sich für sein ›unpassendes‹, aktiv ansprechendes Verhalten, sondern ich. Ich wurde ebenfalls von einer mir fremden Person angesprochen, aber beim Urinieren und nicht erst danach. Ich habe mich ertappt gefühlt und bat beschämt um Verzeihung. Der Wildpinkler im Park hat sich vielleicht auch ertappt gefühlt, entschuldigt hat er sich aber nicht, sondern klare Grenzen gesetzt, seine Privatsphäre nicht zu tangieren. Dass er sich nur fünf Meter von mir entfernt erleichtert hat, schien ihm nicht bewusst gewesen zu sein. Nur ein zufälliger Unterschied?

Meine explorativen Beobachtungen zeigen mir: Schamgefühle können flexibel sein und je nach Situation und möglichen Beobachtenden stark oder schwach ausgelöst werden. Schäme ich mich als Frau mehr als ein Mann?

Eins kann ich aus meinen teilnehmenden Beobachtungen zumindest resümieren: Körperliche Voraussetzungen und genderspezifische Sozialisation prägen das Selbstverständnis und damit die Selbstverständlichkeit, sich hinzustellen, zu urinieren und einzufordern, dass es ignoriert wird. Das scheint Im-Stehen-Pinkelnden Personen deutlich leichter zu fallen. Als Anhaltspunkt nehme ich dafür eine Strichliste, die ich während meiner Feldforschung anfertigte. Ich besuchte an drei Wochenenden in den frühen Morgenstunden den Finkenpark, der neben dem Restaurant ›Reeperbande‹ an die Reeperbahn grenzt. An der Straße steht ein öffentliches Pissoir. Ich hielt fest, wie häufig Im-Stehen-Pinkelnden Personen den Park und seine Bäume oder Büsche als Ort der Erleichterung im Vergleich zum Pissoir nutzten. Ich sah keine Frauen, aber Männer, die bevorzugt die Natur als Toilette nutzten.²⁸ Daraus schließe ich, dass die Überwindung (besonders auf beziehungsweise in der Nähe der Reeperbahn), wildzupinkeln, höher für Frauen als für Männer ist. Als ich Greta Bilder von einer Parkanlage zeigte und sie fragte, wo sie in der Öffentlichkeit am Liebsten pinkeln würde, antwortete sie entschieden: »Ich würde eher sterben.«²⁹

Schamempfindungen scheinen für Frauen kulturell stärker ausgeprägt zu sein. Sie haben, so legen meine Daten nahe, eine größere Angst, sich vor anderen Menschen zu entblößen oder wegen Ordnungswidrigkeit oder Normbruch angreifbar zu machen. Was als eine Art der sozialen Kontrolle verstanden werden kann, etwa als Pinkelnde gesehen und eventuell kritisiert zu werden, wird zudem schnell auch als Bedrohung durch sexuelle Übergriffe wahrgenommen und bedeutet die Auseinandersetzung mit Unsicherheit(sgefühlen). Das führt zu weniger Harnlassen in der Öffentlichkeit und wenn Frauen urinieren, dann wird es als Ausnahmesituation tituliert. Daraus schließe ich eine geschlechtsspezifische (Un-)Sicherheits-Wahrnehmung des öffentlichen Raums. Ich stelle eine Intersektion von körperlichen, geschlechtsspezifischen Rahmenbedingungen und Wahrnehmungen des öffentlichen Raums beim Wildpinkeln fest. Gender kann insofern eine fruchtbare Analysekategorie sein, um Raumkonstruktionen, -logiken und -aneignungsprozesse zu verstehen.

Pinkeln und Männlichkeitskonstruktion

Ich komme wieder zurück auf eine meiner zu Beginn gestellten Forschungsfragen: Woher kommt mein eigenes Schamgefühl und wie drückt es sich aus? Wie etablieren sich gesellschaftliche Tabus und warum ist es möglich, sie hin und wieder zu brechen? An dieser Stelle möchte ich die Philosophin Simone de Beauvoir und ihr 1951 veröffentlichtes Werk *Das andere Geschlecht* als Beispiel für eine mögliche Deutung anführen.³⁰ Besonders beziehe ich

28 Vgl. Mentalnotes, wie Anm. 2, S. 9–12.

29 Interview mit Greta, wie Anm. 11, S. 1.

30 *Simone de Beauvoir*: *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau* (zuerst 1951). Hamburg 1992. Ihre Thesen werden heutzutage auch kritisch gelesen und diskutiert.

mich hier auf ihr Kapitel *Kindheit*. In diesem Kapitel geht sie darauf ein, dass Kinder einer spezifischen Geschlechtszuschreibung nach erzogen werden. Sie beschreibt, wie schon im Kindesalter die Gesellschaft und Kultur das Wasserlassen beeinflussen, beginnend bei der Körperhaltung:

»Ein Vater erzählte mir, einer seiner Jungen habe noch im Alter von drei Jahren im Sitzen sein Wasser gelassen. Inmitten seiner Schwestern und Kusinen war er ein verschüchtertes und trübseliges Kind. Eines Tages nahm ihn sein Vater mit auf die Toilette und sagte zu ihm: ›ich will dir jetzt zeigen, wie's die Männer machen.‹ Von da an war das Kind ganz stolz, im Stehen sein Wasser zu lassen, und verachtete die Mädchen, ›die aus einem Loch pissen.‹ Seine Geringschätzung rührte ursprünglich nicht davon her, daß ein Organ fehlte, sondern daß sie nicht wie er durch den Vater ausgezeichnet und eingeweiht worden waren.«³¹

De Beauvoir beschreibt nicht nur den anatomischen Aspekt menschlichen Urinierens, sondern auch soziale und kulturelle Dimensionen, nämlich, dass Jungen das Urinieren auf eine ›andere‹ Weise erst einmal beigebracht werden müsse – zusammen mit der Artikulation der Geschlechterbinarität. Weiter im Text beschreibt sie, wie Jungen früh von der Zuneigung der Eltern entwöhnt werden und wie ihnen beigebracht wird, dass »wegen ihrer Überlegenheit mehr [von ihnen] verlangt wird«, wie ein Junge »künstlich stolz auf seine Männlichkeit«³² zu sein erlernt. Der Stolz erhält zudem ein Symbol, er »verkörpert sich im Penis. Nicht von sich aus fühlt er sich stolz auf seinen kleinen gleichgültigen [sic!] Geschlechtsteil. Er wird es durch die Haltung seiner Umgebung«.³³

Mich interessiert dabei die symbolische Dimension der geschlechtsspezifischen Sozialisierung. Denn der Penis kann, so formulieren es einige Argumentationen, zum Urinieren und Geschlechtsverkehr genutzt werden, aber auch Vorstellungen von cisheteronormativer Männlichkeit und einer erlernten Macht symbolisieren. Hier möchte ich auf den Amerikanist Jay Mechling verweisen, der sich in seinem 2014 veröffentlichten Artikel mit *Pissing and Masculinity* mit dem gleichnamigen Thema auseinandersetzt.³⁴ Er stellt die Überlegung auf, dass die Praxis des stehenden Pinkelns Männlichkeit konstruiere, aufrechterhalte und wiederherstellen könne. Dabei knüpft Mechling an de Beauvoirs Theorie an und verbindet sie mit empirischen Beispielen.

An dieser Stelle möchte ich wieder auf die Antworten verweisen, die ich auf die Neidfrage beim Im-Stehen-Pinkeln von männlichen Forschungspartnern bekam. Es ist meine Interpretation, dass stehend zu urinieren eine symbolische Bedeutung hat, die durchaus von allen interviewten Personen

31 Ebd., S. 268.

32 Ebd.

33 Ebd.

34 Vgl. *Jay Mechling: Pissing and Masculinity*. In: *Culture, Society & Masculinity* 6 (2014), Heft 1, S. 19–34, hier S. 19.

wahrgenommen wird. Dass es Nachteile oder sogar eine Bedrohung zur Folge haben kann, wird eher von Im-Stehen-Pinkelnden ausgeklammert, während es von Im-Hocken-Pinkelnden als ungerecht bezeichnet wird.

Zurück zu Mechlings *Pissing and Masculinity*: In verschiedenen kulturellen Kontexten, so schreibt er, werde die symbolische Haltung übertragen auf andere Verhaltensweisen und lasse sich als figuratives Urinieren oder Ejakulieren etwa bei Bier- oder Champagnerduschen in verschiedenen Sportarten wiederfinden.³⁵ Als Grund für diese symbolische Performanz unter cis Männern sieht Mechling ein psychologisiertes Deutungsmuster: ›womb envy‹.³⁶ Dieses Konzept geht von Neid von cis Männern gegenüber gebärfähigen Personen aus, da sie in der Lage sind, in ihrem Körper ›Leben zu erschaffen‹. Nach Mechling resultiere ›womb envy‹ darin, dass cis Männer das Lebenserschaffende imitieren und sich vorstellen, sich durch Urinieren oder Masturbieren zu reproduzieren.³⁷ Ob dieses Konzept sich auf das Wildpinkeln übertragen lässt, kann an dieser Stelle nicht abschließend beantwortet werden. Am Beispiel von U.S.-Marine-Soldaten, die 2012 in Afghanistan auf tote Talibankämpfer urinierten, erläutert Mechling die verschiedenen Ebenen der Praxis des Pinkelns (in seinem Text beschränkt er seine Aussagen auf männliche Soldaten und Talibankämpfer). Homosozialität sei demnach Alltag für die Soldaten. Urinieren würde diese herstellen und passiere in Komplizenschaft als Gruppenaktivität unter Exklusion von Frauen. Symbolische Männlichkeit sei ein sehr instabiles Konzept und müsse sich ständig beweisen und behaupten.³⁸ Um Heterosexualität in Homosozialität sicherzustellen, müsse eine Ordnung beibehalten werden. Besonders wichtig sei hierbei die Wahrnehmung des männlichen Körpers als nichtsexuelles Objekt. Wenn sich die Soldaten zum gemeinsamen Urinieren entblößen, werde das nicht als (homo-)sexuelle Handlung verstanden, sondern als Akt der Solidarität.³⁹ Was nur geschehen kann, wenn keine Frau das Ritual gefährdet: Eine ritualisierte Praxis soll die soziale Gruppe stärken, eine These, die auch die Anthropologin Mary Douglas formuliert.⁴⁰ Theoretische Auseinandersetzungen mit Gender und Urinieren argumentieren, dass durch die Art und Weise, wie wir pinkeln (lernen), Gender (re-)produziert wird. Anknüpfend an Simone de Beauvoirs Ausführungen zur Kindheit und Männlichkeit ist Mechlings Beispiel der U.S.-Soldaten in Afghanistan ein besonderer Fall und stellt ein extremes Beispiel für herabwürdigendes Pinkeln und Männlichkeit im Krieg dar. Trotzdem zeigt sein Beitrag, wie das Urinieren von cis

35 Ebd., S. 23.

36 Dies ist eine Theorie, die 1926 von der deutschen feministischen Psychologin Karen Horney erarbeitet wurde. Vgl. *Karen Horney: The Flight from Womanhood. The Masculinity Complex in Women as Viewed by Men and by Women*. In: *International Journal of Psychoanalysis* 7 (1926), S. 324–339.

37 Vgl. *Mechling*, wie Anm. 34.

38 Ebd. und vgl. auch *Mary Douglas: Purity and Danger* (zuerst 1966). Abingdon 2002, S. 49.

39 Vgl. *Mechling*, wie Anm. 34, S. 30.

40 Vgl. *Douglas*, wie Anm. 38, S. 119.

Männern auch im 21. Jahrhundert als Machtdemonstration oder als Ritual für Männlichkeit und unter Ausschluss von Frauen praktiziert wird. Es ist ein übersteigertes, wenn auch historisch nicht unbekanntes Verhalten und zeigt, wie sich Männlichkeit, Überlegenheitsdemonstration und Urinieren gegenseitig beeinflussen können.

Zurück nach Hamburg: Die Wildpinkler:innen auf der Reeperbahn haben höchst wahrscheinlich eher ein Bier zu viel getrunken, als dass sie aktiv Macht demonstrieren wollen, und sie pinkeln schon gar nicht unter Ausschluss von Frauen. Ich vermute, dass das Urinieren in der Öffentlichkeit eher bei Im-Stehen-Pinkelnde Personen verbreitet ist, liegt an den genderspezifischen gelernten Pinkelpraktiken im Kindesalter und den nicht vorhandenen Sicherheitsbedenken. Außerdem werden an Kinder und Erwachsene unterschiedliche Erwartungen gerichtet. In unserem Zusammenleben im urbanen Raum gibt es die ›stille‹ wie gesetzlich geregelte Übereinkunft, dass wir uns nicht in der Öffentlichkeit entblößen und vor anderen Personen urinieren. Der Raum St. Pauli stellt hier als bekannte ›Feiermeile‹ einen spezifischen Raum dar und ist daher mehr als andere Hamburger Stadtteile von dem Problem betroffen.

Als ich Lorenz während des Photo-Elicitation Interviews das Bild zeigte, auf dem ein Wildpinkler im Park unmittelbar neben eine besetzte Bank pinkelte, verweist auch er auf das Alter und die Erziehung:

»[Der Unterschied dazwischen] ob da jetzt ein Mann oder [ein] 5 Jahre altes Kind pinkelt ... [ist] Impulskontrolle ... wie gesagt, ich kenne den Mann nicht. Ich kenne seine Situation nicht, ... trotzdem gehört das [zu einem] gewissen Anstand zu sagen, okay ich pinkel nicht da, wo Leute auf der Bank sitzen. Das kann man aber wohl trennen von situationsabhängigen Geschichten. Ich sehe es einem Kind durchaus mehr nach, hahah, als jemandem, der im Erwachsenenalter ist.«⁴¹

Es scheint für Lorenz einen Unterschied zu machen, ob gerade ein Kind oder eine erwachsene Person in direkter Nähe anderer Menschen öffentlich uriniert. Gleichzeitig stellt er fest, dass er eine bestimmte Lebenssituation berücksichtigt. Ich finde, dass dieses Zitat zeigt, in welchem Widerspruch das Urinieren in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird. Auf der einen Seite verurteilen wir Erwachsene, denn sie hätten in ihrer Kindheit lernen sollen, wie man sich in Gesellschaft benimmt und wie sie die Blase zu kontrollieren haben. Und auf der anderen Seite wird es Personen mildernd zugutegehalten, dass, wenn sie wildpinkeln, es auf Grund spezifischer Situationen geschieht beziehungsweise sie die Norm einfach nicht mehr einhalten konnten.

41 Interview mit Lorenz, wie Anm. 25, S. 2.

Kultur- und sozialtheoretischer Ausgangspunkt der Masterarbeit, in die ich erste Einblicke auf das Datenmaterial gegeben habe, ist für mich das Werk *Purity and Danger* von Mary Douglas, welches 1966 veröffentlicht wurde.⁴² In ihrem Buch beschäftigt sie sich mit Schmutzkonstruktionen und deren Effekt auf die Handlungsrichtlinien von gesellschaftlichen Gruppen. Zusätzlich ist das Buch des Soziologen Norbert Elias *Über den Prozess der Zivilisation* für mich ein relevanter theoretischer Ausgangspunkt.⁴³ In dieser wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit einem Zivilisationsprozess, welche mittlerweile auch kritisch gelesen werden muss, spricht Elias von Körpertechniken, die sich Menschen aneignen, ausdifferenzieren und verfeinern, um auf diese Weise Distinktion zu erreichen. Bei der Auswertung meines empirischen Materials, generiert über teilnehmende Beobachtungen und Interviews, kam ich allerdings zu dem Entschluss, dass diese Theoretiker:innen für das erhobene Datenmaterial nicht ergiebig sind beziehungsweise ihre historischen Abhandlungen nicht in die Gegenwart übertragen werden können.

Anhand meines empirischen Materials möchte ich die These aufstellen, dass besonders Im-Hocken-Pinkelnde Personen beim Wildpinkeln etwaige Schamgefühle empfinden können, begünstigt durch historische, kulturelle, anatomische und sozialisierte Vorbedingungen. Und gleichzeitig – überspitzt formuliert – dass Menschen mit Penis oft schon im frühen Alter angelehrt wird, dass sie keine Scham gegenüber dem entblößten Glied und der Praxis des Wildpinkelns empfinden müssen. Urinieren spielt daher eine prägende Rolle in geschlechtsspezifischen Selbstverständnissen und Männlichkeitskonstruktionen. Zusätzlich wird der männlich gelesene Körper, so zeigen es die Interviews, in diesen Situationen nicht so sehr sexualisiert wie der weiblich gelesene.

Die Geschlechterdifferenz lässt sich besonders in der Wahrnehmung des öffentlichen Raums feststellen. Während die Forschungspartnerinnen sich beim Urinieren in der Öffentlichkeit mehr Gedanken um Sicherheit und Sichtbarkeit machten, dachten die Forschungspartner verstärkt über den Tabubruch selbst nach und betonten deshalb Fragen der Sichtbarkeit. Männer schienen sich keine Gedanken um Sicherheitsaspekte zu machen beziehungsweise machen zu müssen, während meine Interviewpartnerinnen dies explizit betonten. Hemmungen, Tabus zu brechen, und wild zu pinkeln, sind also an spezifische Situationen gekoppelt, die von den Orten, der Zeit und der Akteur:innen-Konstellation geprägt sind. So kann zum Beispiel Alkoholkonsum dazu führen, dass Normen übergangen werden. Der Harndriving, beziehungsweise die Sorge sich anzupinkeln, scheint in diesen Situationen größer als die Angst vor dem Tabubruch zu sein, der ansonsten durch juris-

42 Vgl. Douglas, wie Anm. 38.

43 Vgl. Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. 1. Band. Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. 2. Band (zuerst 1939). Frankfurt am Main ³⁰2010.

tische Rahmenbedingungen und die soziale Kontrolle in urbanen Räumen aufrechterhalten wird.

Wenn wir zurück zum Beispiel St. Pauli kommen: So zeigt sich die Infragestellung vermeintlicher Selbstverständlichkeiten des Wildpinkelns erst dann, wenn Nachbarschaften zum widerständischen Mittel greifen, sodass die Wände ›zurückpinkeln‹.⁴⁴ Gerade weil es eine Reihe von öffentlichen Toiletten an diesen Orten gibt und das Wildpinkeln damit keine alternativlose Praxis darstellt.



Lara Thien, B. A.
Institut für Ethnologie
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1, ESA W (Westflügel)
22767 Hamburg
lara.thien@studium.uni-hamburg.de

⁴⁴ Reinhard Meisel/Stefanie Albrecht: St. Pauli pinkelt zurück. In: n-tv.de, 4.3.2015 (Videobe-richt 1:34 min). URL: <https://www.n-tv.de/mediathek/videos/panorama/St-Pauli-pinkelt-zurueck-article14627481.html> (Stand: 3.9.2022).

EIN DORF, SEIN SCHÜTZENVEREIN – UNSERE GESCHLECHTERROLLEN? ÜBER DIE KONSTRUKTION VON GESCHLECHTERROLLEN INNERHALB EINER GEMEINSCHAFT

Kyra Hardt

Der Schießwettkampf

Es ist Frühjahr 2018. Ich fahre mit einer Freundin zu einem Schießwettkampf. Der Sport, die Waffen, die Sportanzüge, die Uniformen – das alles erscheint mir fremd. Neugierig beobachte ich die Situation und frage mich, auf welche Weise wohl das Leben in diesem dazugehörigen Schützenverein funktioniert. Die Mission lautet: Das für mich Unbekannte bekannt zu machen. So besuche ich weitere Wettkämpfe und gehe auf zwei weitere Schützenfeste. Nach einem der Wettkämpfe soll ich auch selbst den Versuch wagen, auf die Papierscheiben zu schießen. Prompt wird mir das Gewehr in die Hand gedrückt, mit dem Hinweis, die Auflage zum Schießen zu benutzen. Dort kann ich das Sportgewehr ablegen und muss das gesamte Gewicht somit nicht selbst tragen. Mir wird bewusst, dass diese Auflage eigentlich für Rentner:innen und Kinder vorgesehen ist. Später interpretiere ich für mich die Situation dahingehend, dass ich auf Grund meiner körperlich-gelesenen Weiblichkeit als zu schwach eingeschätzt werde.

Das Konstrukt Frau-Sein durchzieht mein Forschungsfeld, weswegen ich im Laufe der Materialerhebung meinen Forschungsschwerpunkt verschiebe. Zu Beginn meiner Forschung, die im Rahmen meiner Bachelorarbeit Ende 2019 entstand, lege ich das Augenmerk auf Traditionskonstruktionen sowie Klassismus innerhalb des Schützenvereins: Denn die Akteur:innen selbst erzählen über das Leben und die Traditionen ihres Vereins und verweisen damit auf die Historizität der Institution. In den Erzählungen fällt mir auf, wie meine Gesprächspartner:innen vermehrt geschlechtsspezifische Aufgaben, wie dem Backen als weiblich kodiert und Vorstandsarbeit als männlich gelesen, betonen und diese in ein binäres zweigeschlechtliches Ordnungssystem gliedern: Weiblich und männlich. Zu diesem Zeitpunkt habe ich als gelesene Cis-Frau¹ zu bestimmten Veranstaltungen keinen Zugang erhalten.

Der Schwerpunkt meiner Bachelorarbeit sowie des hier vorliegenden Vortrages auf der 33. dgv-Studierendentagung wird demnach vom Feld, den Akteur:innen und meinen Beobachtungen geleitet. In der Arbeit bin ich der

1 Hiermit schließe ich mich der Definition an, dass ich bei meiner Geburt dem weiblichen Geschlecht zugeordnet wurde und mich auch selbst damit identifizieren kann. Vgl. *Queer Lexikon*: Cis-Frau (15.6.2017). URL: <https://queer-lexikon.net/2017/06/15/cis-frau/> (Stand: 21.2.2022).

Forschungsfrage nachgegangen, wie der Schützenverein Exegesenhausen e.V.² Vorstellungen von Gemeinschaft herstellt, wobei hier Gemeinschaft³ als fluides Konstrukt gemeint ist, in welchem Geschlechterordnungen, Hierarchien und Machtverhältnisse kontinuierlich hervorgebracht werden müssen.⁴ Die einzelnen Akteur:innen dieser Gemeinschaft verstehe ich nicht als homogene Gruppe, sondern als ein Kollektiv mit geteilten Interessen. Denn im Feld wird mir immer wieder bewusst, dass die Akteur:innen zwar dem Schützenverein angehören, sich aber auch mit anderen Freizeitaktivitäten, Berufen, Familien – sowie Freund:innenkreise außerhalb des Vereins identifizieren. Ergo sie sind mehr als nur ein Mitglied.

Nachdem ich im nächsten Abschnitt das Feld und Exegesenhausen sowie meine Methoden näher beschreibe, arbeite ich daraufhin verschiedene Narrationen heraus, die sich während der Analyse ergeben haben. Gibt es typisch kodierte weibliche und männliche Aufgabeverteilungen? Wie genau definiert sich eine Teilhabe an dieser sogenannten ›Gemeinschaft‹ und gibt es auch Ausschlüsse? Abschließend führe ich weitere kritische Gedankengänge an, die mögliche Forschungsperspektiven aufzeigen.

Der Flecken

Exegesenhausen ist ein Dorf mit ungefähr 1500 Bewohner:innen. Als ich das erste Mal zu dem Dorf fahre, nehme ich einen Wald sowie Wiesen und bewirtschaftete Felder wahr. Auffällig sind im Dorffinneren vor allem die verwaiste Tankstelle, der leerstehende Supermarkt und ein kleiner Marktplatz. Dort halte ich mit dem Auto an und steige aus. An dem Marktplatz gibt es einige wenige leerstehende Läden, in welchen ›Zu-verkaufen-Schilder‹ in den Schaufenstern aushängen. Anschließend blicke ich mich weiter um und entdecke das Schützenhaus. Die weißgestrichene Wand ist vergraut und ein Feldweg führt links vom Haus in einen Wald hinein.

Die Forschungspartner:innen erzählen häufig, dass ihr Schützenverein Exegesenhausen e.V. ›sehr alt‹ sei. Das Gründungsdatum läge im ›Mittelalter‹. Dies gehe aus einer Chronik hervor, die von diesem und weiteren Vereinen

2 Der Vereinsname sowie alle Personen und personenbezogenen Angaben sind anonymisiert.

3 Mit dem Gemeinschaftskonzept lehne ich mich dem Verständnis an, dass das Dörfliche immer in einer Prozesshaftigkeit eingeschrieben ist. Es ist quasi ein »Prozess des Werdens« (*Michaela Fenske/Leonore Scholze-Irrlitz*: Europäische Ethnologie/Volkskunde. In: Ernst Langthaler (Hg.): Sozial- und kulturwissenschaftliche Konstruktionen des Dörflichen. Stuttgart 2019, S. 38–43, hier S. 41).

4 Im Frühjahr 2023 wird voraussichtlich eine kulturwissenschaftliche Publikation, die eine ethnologische sowie historische Perspektive auf Schützenvereine und ihren Narrationen als immaterielles Kulturerbe wirft, erscheinen (vgl. *Jonas Leineweber/Eva-Maria Seng*: Immaterielles Kulturerbe und Regionale Identität – Schützenwesen in Deutschland. Bielefeld 2022. URL: <https://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-6126-2/immaterielles-kulturerbe-und-regionale-identitaet-schuetzenwesen-in-deutschland/?c=310000016>, Stand: 21.3.2022).

aus der Region herausgegeben wurde. Grundsätzlich würden sich viele Schützenvereine in den unterschiedlichsten Quellen als ›alt‹ beschreiben. Ihr Alter datieren sie meistens aus dem ›Mittelalter‹: Zum Beispiel gibt ein Schützenverein in München an, dass seine lange ›Tradition‹ im frühen Mittelalter entstanden sei.⁵ Tatsächlich wurde der Exegesenhausener Schützenverein urkundlich zum ersten Mal vor circa 600 Jahren erwähnt.⁶

Der Verein ist in mehrere Untervereine gegliedert, wie den *Damenverein*, den *Jungesellenverein* und den *Freihandverein*.⁷ Die auf den ersten Blick demokratische Organisation des Vereins ist in den sogenannten ›Vereinsstatuten‹ festgehalten.⁸ Diese bilden den Rahmen und das Regelwerk des Vereins. Mit den Statuten werden die Werte und Normen der Vereinsstruktur normiert und schriftlich festgehalten. Dies impliziert materialisierte Symboliken, wie Uniformen, Abzeichen und Fahnen. Solche manifestierten Regeln werden von Mitgliedern der Schützenvereine häufig als statisch verstanden und reproduziert.⁹ Den Schützenverein verstehe ich als ein Forschungsfeld, welches über geographische Räume hinauswirkt und soziale Dimensionen menschlicher Organisationsweisen mit einbezieht.

Die Akteur:innen des Feldes sind alle im Verein aktiv oder aber Mitglied. Es gibt einige Akteur:innen, die offiziell als Mitglied aufgelistet sind und solche, die ohne offizielle Mitgliedschaft dennoch Teil der Gruppe sind. Mitglieder zeichnen sich dadurch aus, dass sie einen Antrag auf Mitgliedschaft stellen und dann den jährlichen Mitgliedbeitrag leisten. Außerdem erhalten sie eine Uniform und werden zu den regelmäßig stattfindenden Vereinstreffen eingeladen. Der Verein zeigt sich mir als eine beständige Gemeinschaft, die dennoch von Fluktuation geprägt ist.¹⁰ Dem Feld liegt eine binäre Geschlechterordnung zu Grunde, weshalb ich selbst von Weiblichkeit und Männlichkeit sowie von Frau und Mann spreche. Ob es in diesem Schützenverein in der Vergangenheit oder in der Gegenwart Akteur:innen gibt, die sich nicht dem zweigeschlechtlichen heteronormativen Ordnungssystem zuordnen,

5 Vgl. *Stephan Bacher*: 600 Jahre Königlich privilegierte Hauptschützengesellschaft München: Stadtverteidigung, bürgerliche Geselligkeit und Hochleistungssport. Ebenhausen bei München 2006, S. 14.

6 Vgl. Interview mit Andreas vom 16.1.2019, Zeile 20 (Material liegt bei der Autorin).

7 Der Freihandverein ist eine Teilstruktur des Schützenvereins Exegesenhausen e.V. Als Mitglieder sind ausschließlich Männer zugelassen, die bestimmte Berufe haben. Dazu gehören unter anderem gelernte Meister oder Großbauern. Vgl. Interview mit Andreas, wie Anm. 6, Zeilen 65 f. Folglich ist der Freihandverein als Unterverein ausschließlich für einen ausgewählten Kreis von Mitgliedern des Schützenvereins zugänglich.

8 Vgl. *Michael Martischinig*: Vereine als Träger von Volkskultur in der Gegenwart am Beispiel Mattersburg. Wien 1982, S. 18.

9 Vgl. *Thomas Michel*: Kulturinnovatoren in der Provinz: individuelle Motive und öffentliches Handeln einer ländlichen Kulturinitiative. Eine empirische Untersuchung. Frankfurt am Main 1985, S. 58.

10 Während meiner Forschung wurde immer wieder erwähnt, dass es Austritte gebe und nicht genug Nachwuchs für unter anderem Vorstandsarbeit da sei (vgl. Feldnotizen Delegiertenversammlung, Zeilen 80–90, Material liegt bei der Autorin).

wurde mir in meiner Forschung nicht deutlich. Es ist wichtig zu reflektieren, dass solche Zuschreibungen als nichtheteronorm nicht von dem äußeren Erscheinungsbild hergeleitet werden können.

Zurück zu meiner ersten Autofahrt ins Dorf: An den Häuserwänden auf der großen Durchfahrtsstraße sind mir befestigte Zielscheiben mit Zahlen, Kreisen und Jagdmotiven¹¹ aufgefallen. Darunter verstehe ich ein Bekenntnis der Dazugehörigkeit zum Schützenverein Exegesenhausen e.V., quasi ein Darauf-Stolz-Sein. Wie die Mitglieder des Schützenvereins selbst ihre Dazugehörigkeit leben und erzählen, wird recht schnell bei ersten teilnehmenden Beobachtungen¹² und Gesprächen¹³ deutlich.¹⁴ Die Akteur:innen erzählen mir häufig von ihrer stark kommunalpolitischen Eingebundenheit¹⁵ und beschreiben den Schützenverein als Zentrum des Geschehens der Dorfgemeinschaft. Wie das Lokalpolitische inszeniert wird, zeigt sich zusätzlich durch die Betonung der wichtigen Gemeinschaft der Schützenvereine und der Nähe zur Politik durch den ehemaligen Bundeskanzler Helmut Kohl.¹⁶ Der Politiker betonte zum Jubiläum eines Schützenvereins die Wichtigkeit der Vereine.

»Das war schon immer so«¹⁷

Andreas ist Mitglied im Schützenverein Exegesenhausen e.V. und mein Zugang zum Feld. Ihn lerne ich durch die schon vorher besagte Freundin kennen. Als Türöffner¹⁸ (>gatekeeper<) leitet er mich durch meine Forschung, indem er mir sagt, welche Akteur:innen für Gespräche zur Verfügung stehen würden oder welche Veranstaltungen ich besuchen dürfe. Letzteres liegt daran, dass ich als Frau gelesen werde sowie zudem als externe Person nicht zu allen Veranstaltungen gehen darf – so beispielsweise nicht zu den Sitzungen des Freihandvereins. Als Forscherin erfahre ich demnach eine Zugangsbeschränkung, die Einfluss auf mein erhobenes Material hat. Gleichzeitig weisen diese Ein- und Ausschlussmechanismen auf die Eigenlogiken des

11 Weiterführende Lektüre, die sich mit einer kulturwissenschaftlichen Perspektive dem Themenfeld Jagd nähert vgl. *Wolfgang Seidenspinner*: Jagd – Natur – Kultur. Annäherung an ein vernachlässigtes Forschungsfeld. In: *Volkskunde in Rheinland-Pfalz* 36 (2021), Heft 1, S. 147–169.

12 Vgl. *James Spradley*: Participant Observation. New York 1980, S. 39–44.

13 Vgl. *Judith Schlehe*: Qualitative ethnographische Interviews. In: Bettina Beer/Anika König (Hg.): *Methoden ethnologischer Feldforschung*. Berlin 2020, S. 91–111.

14 Die methodische Vorgehensweise wird im nächsten Abschnitt näher erläutert.

15 Vgl. Feldnotizen, wie Anm. 10, Zeilen 60–68.

16 Vgl. *Heinz-Gerd Schmitz*: Aus alter Wurzel neue Kraft: 500 Jahre St.-Sebastianus-Schützenbruderschaft Königshoven 1496–1996. Königshoven 1996, S. 1.

17 Interview mit Andreas, wie Anm 6, Zeile 349.

18 Vgl. *Florian von Dobenek/Sabine Zinn-Thomas*: Statusunterschiede im Forschungsprozess. In: Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Bern 2014, S. 86–99, hier S. 88.

Feldes. Andreas ist somit gleichzeitig Türöffner wie Türschließer, wenn er das Feld und meinen Zugang eingrenzt.

Zudem muss ich mich während des gesamten Forschungsprozesses meinen Vorannahmen sowie negativen Gefühlen gegenüber dem Feld stellen. Damit ich meine Vorurteile reflektieren kann, entschied ich mich, autoethnographisch¹⁹ vorzugehen. Nicht nur der übermäßige Alkoholkonsum, sondern auch das dörfliche Leben oder der erlebte Ausschluss von Veranstaltungen aufgrund meiner weiblich gelesenen Person sind mir fremd. Durch das aktive Reflektieren kann ich mir meiner Forscherinrolle bewusst werden.

Nach ersten Materialerhebungen, welche die Traditionen und Gemeinschaftskonstruktionen des Vereins in den Fokus nehmen, kristallisiert sich schnell heraus, dass Narrative über Tradition und Gemeinschaft im empirischen Material immer wieder mit Geschlechterrollen verknüpft werden. »Das war schon immer so«, höre ich insbesondere bei den Erklärungen zu den unterschiedlich zugewiesenen Arbeitsaufgaben innerhalb des Vereins. Den Schützenverein selbst beschreiben die Akteur:innen als traditionell und geschichtsorientiert. Historisches Wissen wird demnach funktionalisiert, um gegenwärtige geschlechtsspezifische Rollenverteilungen zu legitimieren und einen etwaigen Wandel zu negieren.

Im Rahmen eines Gruppengesprächs finde ich bei einem Akteur namens Stephan eine Chronik,²⁰ die etwas verstaubt in seinem heimischen Wohnzimmerregal steht. Das Buch umreißt die Geschichte der Schützenvereine in der Region. Ich darf mir das Buch ausleihen und begutachten. Auffällig ist, dass immer wieder die Wurzeln der Vereine mit Kriegen und Selbstverteidigung der Dorfbewohner:innen begründet werden.²¹ Ferner sind mehrere Bilder von Waffen und altertümlich wirkenden Ritterrüstungen zu finden. Das Narrativ, dass der Verein ahistorisch sei und keinem Wandel bei seinen »Traditionen«²² unterliege, zeichnet sich auch in dieser Publikation ab. Im

19 Vgl. *Christine Hine*: The E³ Internet: Embedded, Embodied, Everyday Internet. In: dies.: *Ethnography for the Internet. Embedded, Embodied and Everyday*. London 2015 (= Criminal Practice Series), S. 19–54.

20 Die Chronik über den Schützenverein Exegesenhausen e.V. und weitere Schützenvereine in der Region schaute ich mir nach der historisch ethnographischen Methode an. Ich führte eine äußere sowie innere Quellenanalyse durch und stellte folgende Fragen an das Material: Wie erklärt sich der Schützenverein Exegesenhausen e.V. selbst und wie erzählt der Verein seine Geschichte? Wie benutzt er Narrative der Tradition und Gemeinschaft und in welchen Zusammenhängen lassen sich diese finden? (vgl. *Jens Wietschorke*: *Historische Kulturanalyse*. In: Bischoff/Oehme-Jüngling/Leimgruber, wie Anm. 18, S. 160–177).

21 In diesem Band wird das Leben und die Feierlichkeiten der Schützenvereine im 30-jährigen Krieg, 7-jährigen Krieg, 18. und 19. Jahrhundert, 1. Weltkrieg und 2. Weltkrieg beschrieben. Vgl. Notizen, Quellenlektüre, Zeilen 33–36 (Material liegt bei der Autorin).

22 Unter »Tradition« verstehe ich ein immer wieder aktives Betonen von Praktiken seitens der Praktizierenden. Der Anthropologe Michael Herzfeld beschreibt detaillierter, dass Traditionen aus einem Kulturgut aus der Geschichte entspringen würden und mit diesen Begründungen sich Gemeinschaften voneinander abgrenzen beziehungsweise hervor-

vorherigen Abschnitt konnte bereits herausgearbeitet werden, dass die Akteur:innen häufig die Werte und Normen rund um den Schützenverein als statisch anerkennen. Der Kulturwissenschaftler Michael Martischnig kommt in seiner Untersuchung über Vereine in der österreichischen Gemeinde Mattersburg zu dem Ergebnis, dass auch in zahlreichen deutschen Schützenvereinen die gegenwärtigen Regeln bereits im 19. Jahrhundert entstanden sind.²³ Ihre Gründungszeit liege allerdings überwiegend weit vor dem 19. Jahrhundert, womit sich gerade in dieser Zeit ein Wandel der Regeln und Statuten erkennen lasse. Ebenso sind Schützenvereine heute nicht mehr für den Schutz eines Dorfes zuständig. Schon 1928 wurde in einer Militärzeitschrift festgestellt, dass die Schützenvereine in den jeweiligen Ortschaften nicht mehr der Verteidigung dienten, sondern vielmehr dem Waffensport, den Wettkämpfen und der Gemeinschaft, dies vor allem durch ihre Feste.²⁴

Meine eigene qualitative empirische Forschung besteht vornehmlich aus teilnehmenden Beobachtungen (beim Deutschen Schützentag 2019 in Wernigerode, bei der Delegiertenversammlung des Landkreises von Exegeshausen und bei verschiedenen Schützenfesten), offenen Interviews, Mental Maps²⁵ sowie autoethnographischen²⁶ Methoden. Insbesondere die teilnehmende Beobachtung ermöglicht mir, die Akteur:innen und ihre Praktiken in den Fokus der Erkenntnis zu rücken. Damit das Feld von den Forschungspartner:innen selbst eingegrenzt werden kann, habe ich auf qualitativ offene Interviews zurückgegriffen. Folglich können so Erfahrungen aus, über und mit dem Schützenvereins erzählt werden, wobei Raum für möglichst viele unterschiedliche und für die Akteur:innen wichtige Themen geboten wird.

Schon im Prozess der Erhebung habe ich begonnen, das Material im Programm MAXQDA erst in offene und dann in geschlossene Codes zu kodieren. Den Kodierungsprozess bin ich immer wieder bis zu Materialsättigung durchlaufen. Das offene Kodieren sowie das intensive Lesen der Beobachtungsnotizen und Interviewtranskripten helfen mir, mich vom Material zu distanzieren.²⁷ So kann ich mein Feld und die Themenschwerpunkte besser verstehen.

heben möchten (vgl. *Michael Herzfeld: The Poetics of Manhood. Contest and Identity in a Cretan Mountain Village.* Princeton/New Jersey 1988).

23 Vgl. *Martischnig*, wie Anm. 8, S. 12.

24 Vgl. *Hptm. Pestalozzi: Armee und Schützenverein.* In: *Allgemeine schweizerische Militärzeitung, Journal militaire suisse. Gazzetta militare svizzera* 74/94 (1928), Heft 6, S. 338–344, hier S. 341 f. URL: <https://www.e-periodica.ch/cntnmg?pid=asm-003%3A1928%3A74%3A%3A878> (Stand: 5.2.2022).

25 Vgl. *Cornelia Helfferich: Mental Maps und Narrative Raumkarten.* In: *Bischoff/Oehme-Jüngling/Leimgruber*, wie Anm. 18, S. 241–257.

26 Vgl. *Hine*, wie Anm. 19, S. 19–54.

27 Vgl. *Robert Emerson* u. a.: *Processing Fieldnotes: Coding and Memoing.* In: *dies. (Hg.): Writing Ethnographic Fieldnotes.* Chicago 1995, S. 142–168.

»Ich stehe zwischen den Stühlen«²⁸

Als Forscherin habe ich das Feld und die gewonnenen Erkenntnisse aktiv beeinflusst, dadurch dass ich einerseits auf das empirische Material mit – wenn auch reflektierten – Vorannahmen blicke, andererseits wirke ich als Mensch im Feld auf die Erhebung mit ein. Die Akteur:innen erzählen mir in künstlich geschaffenen Interviewsituationen über ihre Erfahrungen mit dem Schützenverein, während ich mich meinen Vorurteilen gegenüber dem Feld stellen muss, um meine eigene Positioniertheit reflektieren zu können, wozu das Leben im Dorf, die gemeinsamen Aktivitäten der Mitglieder im Schützenverein sowie ein übermäßiger Alkoholkonsum gehören. Zusätzlich hat mein Frausein nicht nur einen Ausschluss²⁹ zur Folge, sondern hat dazu beigetragen, dass die Akteur:innen mit mir allein, deswegen anders³⁰ gesprochen haben.

Um mich diesen Themen widmen zu können, reflektiere ich meine Position im Feld und deren Auswirkungen. So gehe ich der Frage nach, inwiefern ich ›studying down‹-Perspektiven³¹ produziere, da die Akteur:innen keinen akademischen Hintergrund haben und es während der Gespräche immer wieder zu Verwirrungen und Nachfragen bezüglich meines Studienfachs kommt. Natürlich begegnen mir immer wieder Erzählungen von Kommiliton:innen, die Schwierigkeiten haben, das Vielnamenfach Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie/Volkskunde/Empirische Kulturwissenschaft in erklärende Worte zu fassen oder auf »Was ist das? – Was willst du damit später machen?« Fragen transparent zu reagieren. So scheint in dem Feld des Schützenvereins Exegesenhausen e.V. die Thematik des nichtakademischen Hintergrunds immer wieder aufzukommen. Es ist nicht auszuschließen, dass ich als Forscherin das akademisch Sein selbst immer wieder in das Feld einschreibe.

Gewissermaßen kann ich mich zunächst mit den Akteur:innen im Feld identifizieren, da ich selbst auf dem ›Land‹ sowie in einem nichtakademischen Umfeld geboren und aufgewachsen bin. Im Laufe der Forschung wird mir jedoch zunehmend deutlich, dass die Akteur:innen mich als Akademikerin sowie ›Großstadtkind‹ und nicht als ›Eine von ihnen‹ lesen. Eine Dynamik entsteht, die es zu reflektieren gilt und deren Prozess wahrhaftig bis heute nicht beendet und vollständig ausgeschöpft ist.

28 Autoethnographische Methode, Ich, ein Dorf, ein Schützenverein, Zeilen 54–65 (Material liegt bei der Autorin).

29 Der Ausschluss meint, nicht an allen Veranstaltungen teilnehmen zu können.

30 Während meiner Feldaufenthalte habe ich vermehrt das Gefühl, dass meine Unwissenheit und gelesene Weiblichkeit mich in eine Position rücken, in welcher die Akteur:innen mir gerne ihren Schützenverein präsentieren sowie ich mich in einer Art untergeordneten verniedlichten Rolle wiederfinde.

31 Mit ›down‹ verbinde ich einen bestimmten Bildungsgrad und -weg, u. a. einen Studienabschluss.

»Der Backofen glüht«³²

Frauen sind in den meisten Schützenvereinen in Deutschland seit den 1970er-Jahren offiziell als Mitglieder zugelassen.³³ Damals gab es gravierende Rückgänge in den Mitgliederzahlen,³⁴ weswegen der Beitritt und Zugang zu den Schützenvereinen für Frauen geobnet wurde.³⁵ Damit werden vornehmlich wenig emanzipatorische Gründe für die Aufnahme von Frauen als Mitglieder angeführt. Auch sind bis heute einige Frauen aktiv im Schützenverein dabei, jedoch nicht als Mitglied registriert, sondern unterstützen durch ihre Arbeit – so ist auch die Akteurin Maria ein aktives Nichtmitglied. Sie ist zur Zeit der Feldforschung 53 Jahre alt und in Exegesenhausen aufgewachsen. Sie heiratete mit Anfang zwanzig Stephan, der derzeit im Vorstand aktiv ist. Der gemeinsame Sohn ist Andreas, welcher ebenfalls aktives Mitglied im Verein ist. Sie ist Hausmeisterin und erzählt mir in einem Gruppengespräch, dass sie für ihren Mann die Uniform bügelt, für den Verein Kuchen bäckt sowie bei den Festen helfe. Folgendes antworten Maria und Stephan während jener Interviewsituation, als ich sie nach Konsequenzen bezüglich der Mitgliedschaft von Stephan befrage. Auf die Frage »Und was hat das so für Auswirkungen als Familie, wenn der Vater im Vorstand ist? (zur Ehefrau gewandt) Du bist ja nicht im Schützenverein, ne?« reagieren Stephan und Maria mit folgenden Antworten:

Maria: »Neee. Auswirkungen hat es auf den Backofen, der glüht.« [alle lachen]

Stephan: »Na gut, wenn man natürlich einen Vorstandsposten hat, da muss die Frau und auch die ganze Familie mitziehen. Das muss.«

Maria: »Ja da musst du mitziehen. Ob du drin bist oder nicht.«

Stephan: »Das wird von dir erwartet«³⁶

Im Interviewabschnitt verhärtet sich eine klare Anforderung zur Unterstützung, dadurch das Stephan eine Erwartung an seine Ehefrau formuliert. Die binären Kategorien Frau und Mann werden benannt und es zeichnet sich eine erzwungene Heteronormativität ab.³⁷ In diesem Verständnis von Geschlecht bilden sich hier verschiedene Normen sowie kulturelle Praktiken ab.³⁸ Maria ist im System der Heterosexualität als Frau und Ehefrau eingeschrieben, weswegen das Backen hier als stereotypisch weibliche Praktik

32 Vgl. Gruppeninterview mit Maria, Stephan, Andreas und der Autorin vom 13.5.2019, Zeilen 202 f. (Material liegt bei der Autorin).

33 Vgl. *Bachter*, wie Anm. 5, S. 35.

34 Vgl. *Martischnig*, wie Anm. 8, S. 13.

35 Vgl. *Bachter*, wie Anm. 5, S. 35; *Ulrike Kammerhofer-Aggermann*: Ehrenamt und Leidenschaft: Vereine als gesellschaftliche Faktoren. Salzburg 2002, S. 5.

36 Vgl. Gruppeninterview mit Maria, Stephan, Andreas, wie Anm. 32, Zeilen 66–72.

37 Vgl. *Judith Butler*: Performative Akte und Geschlechterkonstitution. Phänomenologie und feministische Theorie. In: Uwe Wirth (Hg.): *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main 2002, S. 301–320, hier S. 309.

38 Vgl. *Paula-Irene Villa*: *Judith Butler. Eine Einführung*. Frankfurt am Main 2012, S. 67.

unhinterfragt als Aufgabe akzeptiert gehört. Zusätzlich bildet sich eine Aufteilung vom Inneren und Äußeren ab: Marias Aufgaben sind im Haus – in der privaten Sphäre, also im Verborgenen vor der Öffentlichkeit – angegliedert, wobei ihr dort eine ›agency‹ zu Teil wird. Folglich erfährt Maria durch ihre zugeschriebene Weiblichkeit bestimmte Anforderungen an sie als Person, wobei die ›agency‹ ihr die Möglichkeit gibt, sich den Erfahrungen anzupassen, jene aber auch aktiv zu verändern.³⁹ Indem sie die Kleidung von Stephan und Andreas kontrolliert und bestimmt, dass diese nicht mit unordentlicher Uniform das Haus verlassen dürfen.⁴⁰

Stephan repräsentiert das männlich kodierte Außen (die Öffentlichkeit), womit sich innerhalb der unterschiedlichen Praktiken die Handlungsmächte verschieben. Neben den zugeschriebenen Handlungsmächten produzieren die Subjekte Maria und Stephan konkrete Handlungen, um die Erwartungen an ihr jeweils zugeschriebenes Geschlecht zu erfüllen. Das Geschlecht, welches hier als soziale Konstruktion verstanden wird, ist brüchig. Denn »jede Inszenierung des Geschlechts [folgt] dem Muster der Imitation«.⁴¹ Somit entstehen aus den Erwartungen an das Verhalten des jeweiligen heteronormen Geschlechts konkrete Bemühungen, dem eigenen Geschlecht treu zu sein.⁴² Infolgedessen ist das Backen als eine konkrete Handlung anzusehen, um das brüchige Geschlecht aufrechtzuerhalten.

Während dieses Gespräches bitte ich Maria, eine Mental Map zu zeichnen. Sie malt einen Backofen und schreibt einige Wörter in folgender Reihenfolge:

»Backen; Verkaufen; Für Veranstaltungen da sein; Immer darauf achten, dass die Beiden [Andreas und Stephan; Anmerkung KH] gut angezogen sind; Fahrdienst.«

Maria macht einmal mehr ihre Handlungsmacht deutlich, die ihr im Inneren (Privaten) zugeschrieben wird, welches somit gleichzeitig weiblich kodiert ist. Sie erarbeitet sich Strategien, wie sie Machtpositionen inmitten des Familienkonstruktes einnehmen könnte. Wenn beide (Stephan und Andreas) nicht gut gekleidet sind, könnte sie potenziell sagen: »So dürft ihr aber nicht raus«. Durch das Übernehmen des Fahrdienstes wird ihr die Kontrolle zugeschrieben, wie lange ihr Ehemann auf dem Fest⁴³ bleiben darf. Auch hier lassen sich Machthierarchien erkennen, welche die Vorstellung erwecken, dass die Zuteilung der Aufgaben nach Geschlechtern einen reibungslosen Ablauf des Gemeinschaftslebens hervorbringen würde. Ein Kreislauf kristallisiert sich heraus, indem die Geschlechterrollen eine gewohnte Routine imaginieren, wodurch gleichzeitig die Gemeinschaft konstruiert wird, jene

39 Vgl. *Raewyn Connell*: Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Wiesbaden 2015, S. 11 und 124.

40 Vgl. Gruppeninterview mit Maria, Stephan, Andreas, wie Anm. 32, Zeilen 126–133.

41 Vgl. *Villa*, wie Anm. 38, S. 59.

42 Vgl. *Villa*, wie Anm. 38, S. 75.

43 Bei den Festlichkeiten handelt es sich um Vergnügen und Alkoholkonsum.

aber auch wieder die Geschlechterrollen (re-)produzieren. Maria agiert also in einem Referenzsystem, in dem ihr Ehemann und ihr Sohn klare Positionen erhalten, diese zugleich jedoch einfordern.

»Das Fell über die Ohren ziehen«⁴⁴

Marias Ehemann Stephan erzählt mir in einem Gespräch von sogenannten ›Ehrengerichten‹⁴⁵ während der Schützenfesttage. Dort würden Mitglieder verurteilt, die sich im Laufe des Jahres etwas zuschulden haben kommen lassen. So berichtet er mir von möglichen ›Bestrafungen‹, die in einem Ehrengericht gefällt werden können:

»Die ziehen dir aber nicht das Fell über die Ohren. Das kann mal ein Fass Bier kosten oder du musst den Schweinestall ausmisten, weil du das und das gemacht hast. Weil du in der Öffentlichkeit gepinkelt hast oder so, was weiß ich.«⁴⁶

Damit impliziert Stephan, dass es genaue Vorstellungen gebe, wie sich Frauen und Männer innerhalb der Gemeinschaft zu verhalten haben. Wenn eine Person gegen die Vorstellungen verstößt, wird dieses Fehlverhalten missbilligt. Vorstellungen von Männlichkeit werden bis zu einem gewissen Grad eingefordert und ausgeübt, bei Grenzüberschreitungen drohen jedoch Sanktionen, durch öffentliche Bloßstellungen und der Erzeugung von Scham und Schuld. In diesem Fall würden Sanktionen erlassen, die die Normen der konstruierten Gemeinschaft verdeutlichen sollen. Die Sanktionen, die mit Vorstellungen über Geschlechterrollen verwoben sind, werden nicht nur öffentlich auf den Schützenfesttagen verhängt, sondern auch dort ausgehandelt. Die Subjekte erleben also eine Dreifach-Sanktionierung, denn die Mitglieder selbst beobachten im Laufe des Jahres das Verhalten der anderen Mitglieder, sie melden diese und es folgt eine öffentliche ›Verhandlung‹ sowie ein öffentlicher Vollzug der Strafe, etwa unter Beobachtung einen Schweinestall auszumisten. Das gegenseitige Beobachten wirkt aber auch präventiv als Instrumentarium der Kontrolle.⁴⁷

Die Akteur:innen erzählen mir im Interview, dass eine unverheiratete Frau einen zu kurzen Rock während eines Schützenfestes trug. Sie wird von den älteren Frauen im Verein zurechtgewiesen und muss das Fest umgehend

44 Vgl. Gruppeninterview mit Maria, Stephan, Andreas, wie Anm. 32, Zeile 427.

45 Aus der Sicht meines Feldes ist Ehre relevant. Das Konzept wird als historisch gewachsen in der Kulturwissenschaft diskutiert und betrachtet (vgl. *Christine Bischoff*: Eine Frage der Ehre? Zur (De)Konstruktion eines Gefühls. In: *Schweizer Volkskunde* 100 (2010), S. 1–3).

46 Vgl. Gruppeninterview mit Maria, Stephan, Andreas, wie Anm. 32, Zeilen 410–412.

47 Vgl. *Michel Foucault*: Der Panoptismus. In: ders.: Überwachen und Strafen. Frankfurt am Main 1994, S. 251–292.

verlassen, um sich einen längeren Rock anzuziehen.⁴⁸ Die Sexualität scheint hier als komplexes Konstrukt von Praktiken tief im Subjekt verwurzelt zu sein.⁴⁹ Dadurch, dass die Frau keine Auswahlmöglichkeiten hat und einen längeren Rock tragen soll, wird sie in ihre genderspezifische Identität gedrängt. Offensichtlich kursieren Normen, die eine akzeptable und eine inakzeptable Sexualität einschließen. Die öffentliche Bloßstellung der Frau wird nicht nur durch das erzwungene Verlassen des Festes gezeigt, sondern auch, dass mir als Außenstehende einige Zeit später über diese Situation nicht von dieser besagten Frau selbst, sondern von Stephan berichtet wird. Es zeigt sich, wie das biologische Geschlecht (›sex‹) bestimmten körperlichen Merkmalen zugeschrieben wird, welche gleichzeitig durch gesellschaftliche Aus-handlungsprozesse konstruiert werden.⁵⁰

In einem weiteren Bericht über Bestrafungen erzählen mir die Akteur:innen noch eine sexuell aufgeladene Sanktion: Der Junggesellenverein, bestehend aus unverheirateten Männern, muss als Strafe auf einem Schützenfest als weiblich gelesene Strumpfhosen anziehen. Also durch das Anziehen eines historisch männlichen Kleidungsstückes, welches heute weiblich gelesen wird, sollen die Männer bloßgestellt werden. Das vermeintlich weibliche Objekt wird also genutzt, um die Männer öffentlich herabzuwürdigen. Der Grund, so wurde mir erklärt, sei das falsche Tragen der Uniform.⁵¹ Welche Trageformen akzeptabel sind, sei in den Statuten festgeschrieben.

Es zeigt sich, wie präsent und »omnirelevant«⁵² binäre Geschlechterrollen sind und wie mit männlich und weiblich gelesenen Zuschreibungen von den Akteur:innen gespielt wird. Die Identifikation innerhalb der Gemeinschaft des Schützenvereins bildet sich so durch Sanktionen und Ausschlüsse.⁵³ Folglich ist die sogenannte ›Gemeinschaft‹ immer eine Abgrenzung von ›Anderen‹.⁵⁴ ›Andere‹, die nicht dazugehörig sind, und ›Andere‹, die sich nicht an die gemachten Regeln, Werte und Normen halten.

48 Vgl. Gruppeninterview mit Maria, Stephan, Andreas, wie Anm. 32, Zeilen 214–224. Kurzer Disclaimer: Die Uniformen der Frauen bestehen aus einem knielangen Rock, einer Bluse und einem Blazer.

49 Vgl. *Jane Cowan*: *Dance and the Body Politic in Northern Greece*. Princeton/New Jersey 1990, S. 4.

50 Vgl. *Candance West/Don Zimmermann*: *Doing Gender*. In: *Gender & Society* 1 (1987), Heft 2, S. 125–151.

51 Vgl. Gruppeninterview mit Maria, Stephan, Andreas wie Anm. 32, Zeilen 214–224.

52 Vgl. *West/Zimmermann*, wie Anm. 50, S. 127.

53 Vgl. *Nina Degele*: *Gender/Queer Studies*. Eine Einführung. München 2008, hier S. 98.

54 Ich beziehe mich bei dem Begriff ›Andere‹ nicht auf das Konzept des ›Othering‹ von Edward Said, zu finden in: vgl. *Edward Said*: *Orientalismus*. Frankfurt am Main 2009.

»Der ›Andere‹ war voller als ich«

Niels ist zur Zeit der Forschung 29 Jahre alt, Dachdeckermeister und Mitglied im Freihandverein. Er erzählt mir Folgendes, nachdem ich ihn auf Traditionen im Freihandverein anspreche:

»Oh ja, da gibt's viele. Also wenn man in dem Freihandverein Mitglied wird, das war bei mir erst vor einem Jahr, dann muss das neue, also auch das jüngste Mitglied mit dem ältesten in den Keller, schon ein paar Tage vor der Zeremonie. Dann wird ein Schnaps gemischt, da ist alles drin, der bringt dich um. Und aus einem silbernen Kelch trinken wir dann zu zweit in dem Keller, weil wir das Gebräu ja auch probieren müssen. Wenn ich nichts vertrage, erzählt der Alte das rum und alle im Dorf machen sich über einen lustig.

Interviewerin: Und wie viel hast du getrunken?

Niels: Also der andere war voller als ich.«⁵⁵

Als Aufnahme-ritual im Freihandverein präsentiert er mir das Wetttrinken. Der Verlierer⁵⁶ wird im Dorf bloßgestellt, indem die Gewinner die Vorkommnisse schildern. Gegeneinander antreten gilt als typisches Männlichkeitsritual.⁵⁷ Durch das Aufrechterhalten der männlichen Geschlechterrolle mittels zugeschriebener männlicher Praktiken werden die brüchigen Geschlechter verstärkt. Es wird also versucht, gegen die Zerbrechlichkeit der Geschlechter wechselseitig zu wirken.

Zusätzlich gilt das Prahlern, welches Niels bei seinen Erzählungen mir gegenüber macht, ebenfalls als ›typische männliche Praktik‹, wodurch ›doing masculinity‹ heraussticht.⁵⁸ Durch das vorsätzliche Treffen, das vorsätzliche Alkoholtrinken sowie das vorsätzliche Berichten inszenieren sie eine Art von Männlichkeit, die spaßbetont ist und der doch eine Ernsthaftigkeit abgesprochen wird.

Die Frauen übernehmen hier die Rolle der passiven Beobachterinnen des Geschehens im Freihandverein. Im Anbetracht der vorher erwähnten ›Fahrerin‹ ist interessant, dass sich die aktiven und passiven Zuschreibungen der Geschlechter, je nach übernommener Aufgabe, verschieben. Gelesene Frauen und gelesene Männer mit nicht angesehenen Berufen werden systematisch vom Freihandverein ausgeschlossen und dadurch wird ihnen eine passive Rolle im Beobachten zuteil.

55 Vgl. Gedächtnisprotokoll Gespräch mit Niels, Zeilen 9–16 (Material liegt bei der Autorin).

56 Ich benutze bewusst das generische Maskulin, da es sich ausschließlich um gelesene Cis-Männer handelt.

57 Vgl. *Michael Meuser*: Ernste Spiele: Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In: Karl-Siegbert Rehberg/Deutsche Gesellschaft für Soziologie (Hg.): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbände 1 und 2, Frankfurt am Main 2008, S. 5171–5176.

58 Vgl. ebd., S. 5174.

Es spiegeln sich gesellschaftliche Ausschlussmechanismen wider, in denen sich klassistische und geschlechterorientierte Ungleichheitskategorien verstricken. ›Agency‹ erhalten hingegen die Beobachter:innen, indem sie zum Beispiel den Verlierer beim Wetttrinken verbal entblößen, darüber lachen oder den Verlierer zur Schau stellen. Die gesellschaftlichen Machtverhältnisse scheinen sich so zu verschieben, denn eine Unverträglichkeit des übermäßigen Alkoholkonsums wird auf körperliche Defizite der Männer zurückgeführt, wobei folglich den Männern ein gewisser Grad von Männlichkeit abgesprochen wird.

Einerseits bildet sich eine Form von Elite innerhalb des Dorfes, die bestimmte Männer und Frauen wiederum ausschließt, andererseits müssen sich die Mitglieder des Freihandvereins den Urteilen der Ausgeschlossenen stellen. Zudem sind sie zum Alkoholkonsum als Gruppenzwang ›gezwungen‹. Diese Art der Gewalt (re)produziert ebenfalls eine männliche Gemeinschaftsidentifikation,⁵⁹ welche insbesondere im Freihandverein durch Trinkfestigkeit, gewaltvollen Gruppenzwang, Ausschluss von Weiblichkeit und Klassismus⁶⁰ definiert wird. Die natürliche Männlichkeit wird so entzaubert und legt ihre Brüchigkeit des Geschlechts dar, sie gilt als Struktur, in die Männer und Frauen in ihre Position geleitet werden.⁶¹

Gemeinschaft und Geschlecht

Im Laufe der Forschung sprechen die Akteur:innen viel über Gemeinschaft und Geschlecht. Dabei ist jedoch nicht zu vernachlässigen, dass das Feld für mich (als Forscherin) konstruiert wird. Denn die Akteur:innen möchten mir ›ihren‹ Schützenverein erklären. Die Gespräche und Interviews finden meistens mit der Intention statt, dass die Akteur:innen mich über den Schüt-

59 Vgl. *Thorsten Berndt*: Fans und Vergemeinschaftungsprozesse. In: *Soziologische Revue* 37 (2014), Heft 3, S. 283–296, hier S. 286.

60 Klassismus definiert hier eine Unterscheidung von Individuen, meist einhergehend mit Diskriminierungen, die auf Grund von Praktiken, welche bestimmte soziokulturelle Herkunft zugeschrieben werden, durchgeführt wird. Insbesondere treten dabei auch sozioökonomische Faktoren wie die Berufswahl in den Vordergrund. Folglich bekommen Subjekte spezielle Leistungsmerkmale auf Grund ihrer Praktiken zugeschrieben, welche sie innerhalb einer Gesellschaft positioniert Vgl. *Anette von Alemann* u. a.: *Soziale Ungleichheit und Intersektionalität*. In: *Astrid Biele Mefebue/Andrea Bührmann/Sabine Grenz* (Hg.): *Handbuch Intersektionalitätsforschung*. Wiesbaden 2021, S. 2. URL: <https://link.springer.com/referencework/10.1007/978-3-658-26613-4?page=2#toc> (Stand: 21.3.2022). Damit lehne ich mich eher an das Konzept des ›doing class‹ an, dass Individuen als hierarchisch durch Praktiken innerhalb einer Gemeinschaft organisierte Subjekte versteht (vgl. *Andreas Kemper/Heike Weinbach*: *Klassismus. Eine Einführung*. Münster 2021, S. 21). Hiermit einhergehend können somit Praktiken nicht getrennt von anderen Kategorien wie Geschlechterrollen gedacht werden (vgl. *Stefan Wellgraf*: *Hauptschule: Formation von Klasse, Ethnizität und Geschlecht*. In: *Sabine Hess/Nikola Langreiter/Elisabeth Timm* (Hg.): *Intersektionalität revisted. Empirische, theoretische und methodische Erkundungen*. Bielefeld 2011, S. 119–148).

61 Vgl. *Connell*, wie Anm. 39, S. 122.

zenverein aufklären wollen, da ich immer wieder verlaute lasse, dass ich nichts über die Schützenvereine in Deutschland weiß. Gleichzeitig bemerke ich Interesse und Freude seitens der Akteur:innen, mir ihre Erfahrungen zu berichten.

Das Zusammenleben der Akteur:innen empfinde ich auf den ersten Blick als gegenseitige Hilfe und achtsamen Umgang miteinander. Dieses In-Gemeinschaft-Leben zeichnet sich durch eine Konstruktion von Insider versus Outsider ab,⁶² wodurch Ambivalenzen deutlich werden. Die Rolle des Insiders beziehungsweise Outsiders ist in Zeitlichkeit eingebettet und verschiebt sich je nach sozialen Aushandlungsprozessen. Diese konstruierten Zuschreibungen beschreiben somit stetig verschiedene Menschen und differenzieren zwischen der Akzeptanz beziehungsweise den Ausschluss in der jeweiligen Gemeinschaft und sozialen Situation.

Für die Dauer der Forschung habe ich mich selbst als ›Outsiderin‹ eingestuft und werde auch von den Akteur:innen so kategorisiert. Dies zeigt sich durch verwehrten Zugang zu manchen Veranstaltungen sowie klare Abgrenzungen, da ich nicht in Exegesenhausen gelebt/aufgewachsen habe/bin sowie kein Mitglied in diesem oder einem anderen Schützenverein bin/war. Insofern zeigt nochmal meine Position als Outsiderin die für mich konstruierten Forschungssituationen auf und auch wie meine Beobachtungen Einfluss auf die Empirie nehmen.

Die Forschung soll begründen, wie Geschlecht als ›omnirelevante‹ Analysekategorie stetig mit dem Feld (also der sogenannten ›Gemeinschaft‹, den Akteur:innen, dem Schützenverein sowie dem Ort Exegesenhausen) interagiert. Im empirischen Material äußert sich dies insbesondere durch die binäre Aufgabenverteilung sowie sexuell aufgeladenen Sanktionen. Demnach kann in diesem Feld davon gesprochen werden, dass die Akteur:innen einen Wunsch nach Gemeinschaft anstreben und dabei auf eine Reproduktion von Binarität zurückgreifen. Insbesondere sticht eine körperliche Performanz⁶³ der Geschlechter, die sprachlich geäußert wird, immer wieder im empirischen Material hervor. Zusätzlich zeigt sich, wie das Anstreben einer Wunschvorstellung des ›richtigen‹ Geschlechts durch binäre rollenorientierte Geschlechteraufgaben sowie das kreative Aushandeln von sexuell aufgeladenen Sanktionen praktiziert wird.

Kritische Reflexion und weitere Gedanken

Dieser Aufsatz und die Bachelorarbeit decken bei Weitem nicht mögliche Forschungsergebnisse zu Geschlechterrollen und Schützenvereinen ab. Es ist ein erster Versuch, empirisches Material zu erheben und in wissenschaftliche Kontexte einzubetten. Trotzdem bietet diese Arbeit eine Möglichkeit,

62 Vgl. *Michael Herzfeld*: *The Poetics of Manhood. Contest and Identity in a Cretan Mountain Village*. Princeton/New Jersey 1988, S. 16.

63 Vgl. *Butler*, wie Anm. 37, S. 301–320.

mit aktuellen Perspektiven der kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung auf heutige Gemeinschaftsbildung von Schützenvereinen zu blicken. Dieser Beitrag schafft damit einen Mehrwert zu den Ergebnissen, dass die Ziele der Vereine ein soziales Miteinander erstreben, und versuchen jene Gemeinschaft zu rahmen.⁶⁴

Aus heutiger Perspektive (also zwei Jahre nach Abgabe meiner Bachelorarbeit) würde ich hingegen das Forschungsmaterial mit einer intersektionalen Perspektive betrachten. Geschlecht ist als Ungleichheitskategorie unmöglich isoliert zu betrachten und geht immer mit anderen Ungleichheitskategorien einher.⁶⁵ Folglich sind die Verstrickungen zu analysieren, wobei einzelne Faktoren im empirischen Material mehr hervorstechen als andere. Wie zukünftig weiter unter anderem die Geschlechterrollen mit anderen Ungleichheitskategorien in der Analyse eingebettet werden können, zeigt folgendes Zitat:

»Für mich bedeutet Intersektionalität die Analyse verflochtener Machtverhältnisse. Machtverhältnisse wie Heteronormativität⁶⁶, Rassismus⁶⁷, Klassismus⁶⁸, Ableismus⁶⁹ oder Ossifizierung⁷⁰ sind auf komplexe Weise miteinander verflochten. Die Machtverhältnisse stellen gesellschaftliche Ordnungen her, die soziale Ungleichheiten (re-) produzieren, legitimieren und stabilisieren. Sie regeln, wer welchen Zugang zu ökonomischen und gesellschaftlichen Ressourcen (nicht) bekommt. Durch sie und in ihnen werden Kategorien mit Bedeutung versehen und wirkmächtig. Durch sie und in ihnen werden Individuen subjektiviert und intelligibel.«⁷¹

64 Vgl. *Martischnig*, wie Anm. 8, S. 21.

65 Vgl. *Helma Lutz*: Geschlechterverhältnisse und Migration. Einführung in den Stand der Diskussion. In: Anna Amelina/Helma Lutz (Hg.): *Gender, Migration, Transnationalisierung. Eine intersektionelle Einführung*. Bielefeld 2017, S. 71–96, hier S. 43.

66 Vgl. *Jutta Hartmann* u. a.: *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*. Wiesbaden 2007 (= *Studien Interdisziplinäre Geschlechterforschung*, Bd. 10).

67 *Paul Mecheril/Claus Melter*: *Gewöhnliche Unterscheidungen. Wege aus dem Rassismus*. In: Paul Mecheril u. a. (Hg.): *Migrationspädagogik*. Weinheim/Basel 2010, S. 150–178.

68 *Andreas Kemper/Heike Weinbach*: *Klassismus. Eine Einführung*. Münster 2009.

69 *Swantje Köbsell*: *Ableism. Neue Qualität oder ›alter Wein‹ in neuen Schläuchen?* In: Iman Attia/Swantje Köbsell/Nivedita Prasad (Hg.): *Dominanzkultur Reloaded. Neue Texte zu gesellschaftlichen Machtverhältnissen und ihren Wechselwirkungen*. Bielefeld 2015 (= *Sozialtheorie*), S. 21–34.

70 *Kathleen Heft*: *Kindschmord in den Medien. Eine Diskursanalyse ost-westdeutscher Dominanzverhältnisse*. Opladen 2020.

71 Vgl. *Urmila Goel*: *Intersektional Forschen – kontextspezifisch, offen, selbst-reflexiv*. In: Astrid Biele Mefebue/Andrea Bührmann/Sabine Grenz (Hg.): *Handbuch Intersektionalitätsforschung*. Wiesbaden 2021, S. 1–13. URL: <https://link.springer.com/reference-work/10.1007/978-3-658-26613-4?page=2#toc> (Stand: 21.3.2022).

Insbesondere müsste zukünftig auch reflektiert werden, welche Arten von Rassismus das Feld durchziehen und wie sich das *weiß* Sein der Akteur:innen und der Forscherin im empirischen Material widerspiegelt. Auch sollte herausgearbeitet werden, wie weitere soziale Ungleichheitskategorien im Feld konstruiert werden und damit in gesellschaftliche Prozesse eingebettet sind.

Kritisch ist ebenfalls zu betrachten, dass, obwohl ich mich als Forscherin im Forschungsprozess stets reflektiere, ein ständiges ›Ich‹ (als Forscherin) und die ›Anderen‹ (Akteur:innen) produziert wird. Ich selbst fühle mich als nichtakademisch zugeordnet, wobei das Feld und die Akteur:innen mich als Akademikerin und Außenstehende einordnen. Als Strategie, um mit diesen Zuordnungen umzugehen, entschied ich mich, meine Bachelorarbeit in ›Umgangssprache‹ zu verfassen. Fremdheitsgefühle meinerseits bestehen nicht nur gegenüber dem Feld, sondern ebenso dem universitären Kontext.

Tatsächlich studieren alle Akteur:innen nicht und haben keinen Zugang zu den Arbeitsweisen und Fachlogiken der Geisteswissenschaften. Beides sind Beweggründe dafür, die Abschlussarbeit ›umgangssprachlich‹ zu schreiben. Meine Intention ist es, dass die Akteur:innen den akademischen und theoretischen Sprech ebenfalls ohne akademische Vorbildung in den Geisteswissenschaften einordnen können. Während meiner Forschung sprechen mich Akteur:innen immer wieder darauf an, dass sie später meine Arbeit lesen möchten. Letztendlich hat jedoch keine:r der Forschungspartner:innen die eingereichte Bachelorarbeit gelesen oder sich danach erkundigt. Meinerseits habe ich nach dem Verfassen der Arbeit über den Status der Arbeit berichtet. Daraufhin kam kein Interesse oder eine Anfrage zum Lesen der Arbeit.

Sicherlich würden Ansätze der Engaged Anthropology⁷² und der kollaborativen Forschung helfen, sich solchen Problematiken zu nähern. Auch müsste eine Situiertheit⁷³ der Forscherin näher analysiert und in den Fokus gerückt werden. Mit dem Konzept der Situiertheit könnten die vorher beschriebenen Problematiken rund um die Konstruktionen des ›Ich‹ und der ›Anderen‹ angegangen sowie thematisiert werden. Um die Thematik des Schützenvereins mit seinen Narrativen rund ums Verteidigen, um Waffen und militärische Symboliken einzuordnen, könnte eine historisch-ethnographische Aufarbeitung in Betracht gezogen werden.

Der Aufsatz hat nur eine Möglichkeit aufgezeigt, empirisch qualitativ erhobenes Material in aktuelle kulturalanthropologische Diskurse einzubetten. Abschließend lässt sich festhalten, dass das Material lange nicht gesättigt ist

72 Vgl. Sabine Hess/Beate Binder: Eingreifen, Kritisieren, Verändern. Genealogien engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlechterforschung. In: Beate Binder u. a. (Hg.): Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch. Münster 2013, S. 22–54.

73 Vgl. Donna Haraway: Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: Feminist Studies 14 (1988), Heft 3, S. 575–599.

und es sich lohnt, die Thematik mit den eben vorgeschlagenen theoretischen Ansätzen (weiter) zu erkunden.



Kyra Hardt, B. A.
Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1 (Westflügel)
20146 Hamburg
kyra.hardt@uni-hamburg.de

›DOING GENDER‹ IM TREPPENHAUS. FRAU-SEIN IM STAATSSOZIALISTISCHEN RUMÄNIEN UND DANACH¹

Jana Sföxen

Brüder, Genossen, Parteigänger – zur Sonne, zur Freiheit.² Die politische Strömung des Sozialismus war nicht nur in Rumänien, aber unter anderem dort, weitestgehend männlich kodiert und erhob gleichzeitig den Anspruch, alle Geschlechter in ihren politischen und sozialen Bestrebungen nach Gleichheit, Solidarität und Emanzipation mit einzubeziehen. Das Konzept des Sozialismus ist primär eine Klassentheorie der Egalität, jedoch auch geschlechtlich kodiert – gab dies aber nur äußerst ungern zu.³ Bereits 1844 stellte der Philosoph und Historiker Friedrich Engels (1820–1895) als Vordenker des Sozialismus fest, dass »[der Mann] in der Familie der Bourgeois [ist und] die Frau das Proletariat [repräsentiert]«. ⁴ Ungleichheit stellt er hier im bekannten Maß der Klassengesellschaft anhand geschlechtlich differenzierter Gruppen dar. Das Zugestehen von Individualität bleibt dabei insgesamt aus. Insbesondere für die weiblichen Mitglieder der Bevölkerung ist der Standpunkt hier nicht nur ein nachgeordneter – ihnen fehlt es als Angehörige einer Arbeiter:innenklasse auf Basis ihres Geschlechts auch an freien, demokratischen Entfaltungsmöglichkeiten als Bürgerinnen. Dabei müssten sie doch – entsprechend der emanzipatorischen Haltung des politischen Systems – primäre Zielgruppe sozialistischer Bemühungen sein. Neben den Proletariern sollten schließlich nun die vielfach in der männlichen Bezeichnung mit eingeschlossenen Proletarierinnen verstärkt beach-

-
- 1 Der vorliegende Beitrag basiert auf Teilen meiner im Winter 2020 in Bukarest entstandenen Masterarbeit. Das in dieser Mikrostudie behandelte Bild von Geschlecht beruht auf den Positionen des 20. Jahrhunderts, insbesondere jenen im Rahmen des Sozialismus in Mittel- und Osteuropa. Dabei ist zu berücksichtigen, dass bestimmte körperliche Merkmale fest mit einer geschlechtlichen Zuordnung verknüpft werden, ohne die Konstruiertheit von Geschlecht kritisch zu hinterfragen. Auch fehlen die Erfahrungen von Menschen außerhalb der Geschlechterbinarität, sodass ich im Folgenden bewusst nur von cisgeschlechtlichen Frauen und Männern sprechen kann. Zudem sind entsprechende Äußerungen meiner Gesprächspartner:innen vor diesem cisheteronormativen Hintergrund zu verstehen, der das biologische ›Faktum‹ mit der sozialen Zugehörigkeit gleichsetzt. Die Masterarbeit wurde mit dem Regensburger Preis für herausragende Abschlussarbeiten im Bereich Regionalwissenschaften des CITAS sowie dem Abschlussarbeitspreis des *Schroubek-Fonds Östliches Europa* ausgezeichnet.
 - 2 Vgl. *Eckhard John*: Brüder zur Sonne, zur Freiheit. Die unerhörte Geschichte eines Revolutionsliedes. Berlin 2018.
 - 3 Vgl. *Klaus Steinitz*: Das Scheitern des Realsozialismus. Schlussfolgerungen für die Linke im 21. Jahrhundert. Hamburg 2007.
 - 4 *Friedrich Engels*: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Hottingen 1884, S. 75.

tet und eingebunden werden. Engels resümiert seinen Absatz mit einer Zukunftsaussicht, die als entsprechende Absichtserklärung der sozialistischen Gemeinschaftsbildung und mithin auch Vereinnahmung von Frauen dafür gelesen werden kann: »Es wird sich dann zeigen, daß [sic!] die Befreiung der Frau zur ersten Vorbedingung hat die Wiedereinführung des ganzen weiblichen Geschlechts in die öffentliche Industrie, und daß [sic!] dies wieder erfordert die Beseitigung der Eigenschaft der Einzelfamilie als wirtschaftlicher Einheit der Gesellschaft.«⁵

Seinem Ansatz mag ein emanzipatorischer Kern zwar zugrunde liegen, er spricht jedoch offenbar in erster Linie ›über‹ die Frau – womöglich auch über sie hinweg. Literarische Versuche einer Frau, über Frauen, ihre Positionen und ihre Zukunft zu schreiben, unternimmt hingegen die Schriftstellerin Virginia Woolf (1882–1941). Wenngleich sie damit zwar feministische Positionen bezieht, ist ihre bürgerlich-intellektuelle Herkunft, die sie neben den Kenntnissen der englischen Gesellschaft in der Industriemoderne mit Friedrich Engels teilt, steter Hintergrund ihrer Schriften. Neben ihrem Diktum, dass Frauen Räume bräuchten, um sich zu entfalten, hat sie – für ihre Zeit im Jahr 1929 – durchaus noch utopische Positionen:

»Moreover, in a hundred years, I thought [...] women will have ceased to be the protected sex. Logically they will take part in all the activities and exertions that were once denied them. The nursemaid will heave coal. The shopwoman will drive an engine. All assumptions founded on the facts observed when women were the protected sex will have disappeared [...]. Remove that protection, expose them to the same exertions and activities [...]. Anything may happen when womanhood has ceased to be a protected occupation.«⁶

Die Geschlechterdichotomie aufzulösen, war Woolf ein besonderes Anliegen. Der Weg dahin führe über die Frauenemanzipation, während der sich Frauen zunächst von der Rolle des geschützten, womöglich infantilisierten oder aber idealisierten Wesens loslösen sollten. Sie mit zu viel Schutz zu bedenken, festige allein die Benachteiligung. Wer bei der Neuordnung jedoch den aktiven Part übernehmen sollte, ist bei ihr uneindeutig. 100 Jahre nach Woolfs Prognose, dass die Frauen den Männern beruflich in nichts mehr nachstehen werden, befänden wir uns im Jahr 2029. Bis dahin sind es dato noch sieben Jahre – die Qualifikation und auch die Arbeit mögen sich auf das Dichteste angenähert haben. Diskrepanzen bestehen jedoch weiter und drücken sich etwa in ungleicher Bezahlung bei gleichwertiger Tätigkeit, dem Gender Pay Gap, und sogenannten ›gläsernen Decken‹ aus, die unter anderem Frauen nicht gleichberechtigt aufsteigen lassen.

Neben der Fokussierung auf den Arbeitsmarkt war auch das Liebes- und Beziehungsleben ein Thema, zu dem sozialistische Vordenkerinnen wie die

5 Ebd., S. 76.

6 *Virginia Woolf: A Room of One's Own*. London 2004, S. 47.

DiplomatIn Alexandra Michailowna Kollontai (1872–1952) eine entschieden feministische Position bezogen. Im Nachklang der Oktoberrevolution trat sie dafür ein, dass Paarbeziehungen ›kameradschaftlich‹ geführt werden und sich die erlangte Freiheit bis in das Liebesleben und die Intimsphäre erstrecken sollte.⁷ Ihre Schriften sind geprägt von Vorreiterinnenpositionen, die so erst wieder in den 1960er- und '70er-Jahren in Form von ›freier Liebe‹ und kommunistischem Gemeinwesen entdeckt wurden, jedoch auch dann noch beargwöhnte Beziehungsformen einer entschieden Minderheit waren. Das Intimleben als ein öffentlich kaum rezipiertes Thema ist damit eine schambehaftete Minderheiten- und Gegenposition zum Politischen, die erst in jüngerer Zeit wieder als ein Teil des ›turns‹ weg von vermeintlichen Geschlechternormen Thema gesellschaftlicher Auseinandersetzungen wird.

Stein gewordener Anspruch sozialistischer Lebensprojekte

Der private Haushalt als potenziell oppositionelles Gegenstück zur kontrollierbaren Öffentlichkeit sollte sich innerhalb von kommunistischen und sozialistischen Regimen endgültig erübrigen. Indem die weiblich konnotierten privaten Sphären der als männlich aufgefassten Öffentlichkeit gegenüberstanden, umfasste diese Agenda auch die geschlechtlich kodierten Rollenbilder beziehungsweise ihre Auflösung. Mit Blick auf die Einflüsse radikal kommunistischer Herrschaft schrieb Walter Benjamin (1892–1940) nach einem Moskaubesuch 1926/27 folgerichtig, dass der Bolschewismus das Privatleben abgeschafft habe.⁸ Sozialismus ist stets ein »etatistisches Konzept[: Die] Bevölkerung wird versorgt, es wird für sie gebaut, die Bevölkerung wird beplant«⁹. Der sozialistische Staat ist für ihre, zunächst aber für seine eigenen Belange »alleinige[r] Entwerfer, Gesetzgeber, Investor, Ausführender«.¹⁰ Im »single unified narrative«¹¹ der politisch linken Regime des 20. Jahrhunderts war alle Anstrengung teleologisch auf eine wohlstandssatte Gesellschaft, in der Gleichheit und Einheit herrschen, ausgerichtet. Diesem

7 Vgl. *Alexandra Kollontai*: Ein Weg dem geflügelten Eros! (zuerst 1923). In: Christiane Bauermeister/Helene Imendörfer/Krisztina Mánicke-Gyöngyösi (Hg.): *Alexandra Kollontai. Der weite Weg. Erzählungen, Aufsätze, Kommentare*. Frankfurt am Main 1979, S. 105–126, hier zitiert nach: *Ingrid Bauer/Christa Hämmerle/Gabriella Hauch* (Hg.): *Liebe und Widerstand. Ambivalenzen historischer Geschlechterbeziehungen*. Wien 2005, S. 17.

8 Vgl. *Svetlana Boym*: *Common Places. Mythologies of Everyday Life in Russia*. Cambridge 1994, S. 13, Hervorhebung im Original.

9 *Ruth May*: Der öffentliche Raum: Eine sozialistische Interpretation in StalinStadt. In: Christoph Bernhardt/Gerhard Fehl/Gerd Kuhn/Ursula von Petz (Hg.): *Geschichte der Planung des öffentlichen Raums*. Dortmund 2005, S. 183–198, hier S. 192.

10 *Stefan Ghenculescu*: Private Inseln. Öffentlich und privat im posttotalitären Osteuropa am Beispiel von Bukarest. In: Dietmar Eberle/Marie Antoinette Glaser (Hg.): *Wohnen – Im Wechselspiel zwischen öffentlich und privat*. Zürich 2009, S. 150–155, hier S. 151.

11 *Cristofer Scarboro*: Urbana. Socialist Humanism on Tour. Monuments, Public Spaces and Subjectivity in Haskovo, Bulgaria. In: Klaus Roth/Ulf Brunnhauer (Hg.): *Urban Life and Culture in Southeastern Europe. Anthropological and Historical Perspectives*. München 2006 (= *Ethnologia Balkanica*, Bd. 10), S. 77–90, hier S. 79.

kollektiven Anspruch folgend, war die Dichotomie ›privat/öffentlich‹ ohnehin überholt. Das Auflösen dieser gesellschaftlich-räumlichen Trennung war eine der priorisierten Aufgaben der Regime, die sich unter anderem in der Gestaltung des öffentlichen Raumes und im Wohnungsbau zahlreicher Länder Mittel- und Osteuropas niederschlug. Damit sollte auch in Rumänien kollektive Sinnstiftung staatlich vorangetrieben werden: Neben der Notwendigkeit einer ideologischen Basis war auch die Anpassung der Planung und Umsetzung von Bauvorhaben, unter anderem um der Wohnungsnot zu begegnen, eine Herausforderung an den Sozialismus. Aus Einrichtungen wie Schulen und Sportplätzen oder auch allgemein öffentlichen (Markt-)Plätzen wurden Zentren der Propaganda. Betriebe wurden der Plan(über)erfüllung verschrieben und Arbeit wurde in Form von Kunst als Symbol ideologischer, materialisierter und ästhetischer Überlegenheit interpretiert.¹² Der Wohnungsbau stellte daneben einen immensen Anspruch der Führung an sich selbst und das jeweilige Staatsvolk dar: Aus Einzelnen und Familien sollten Kollektive werden, die über das nachbarschaftliche Leben hinaus handelten und dachten. Sozialistische Architektur wurde daher »explicitly designed to construct a collective life«.¹³ Besonders die Wohnblöcke waren dabei Sinnbilder neuen, pragmatischen Bauens und Wohnens, verfügten sie doch über Einbauküchen, Müllschlucker, fließendes, auch warmes, Wasser sowie Elektrizität und zeichneten damit eine neue, bisher unbekannte Form von Modernität nach. Die Ideen des Sozialismus, die hier als Wohnräume gebaute »Zukunftsspiegel«¹⁴ der zu erwartenden Realität werden sollten, scheiterten nach und nach, beginnend in den 1970er- und 1980er-Jahren.¹⁵ Der »Charme der Utopie [...] wurde real existierend«¹⁶ und der ganzheitliche Ansatz, der das ideologische Fundament nicht nur schaffen, sondern es auch auf lange Sicht festigen sollte, konnte kaum mehr als eine reine Bedürfnisbefriedigung leisten: Die Menschen wohnten und waren in soziale, letztendlich jedoch staatliche Strukturen weitestgehend eingebunden. Neben dem solidarisierenden Effekt funktioniert die Nachbarschaft¹⁷ der in großer Zahl

12 Vgl. Ghenciulescu, wie Anm. 10, S. 151.

13 Caroline Humphrey: Ideology in Infrastructure. Architecture and Soviet Imagination. In: Royal Anthropological Institute. Journal of the Royal Anthropological Institute 11 (2005), S. 39–58, hier S. 42.

14 Margarita Harbova: Die architektonischen Zeichen des Sozialismus – Entpersönlichung, Entfremdung, Gigantomanie. In: Klaus Roth (Hg.): Sozialismus: Realitäten und Illusionen. Ethnologische Aspekte der sozialistischen Alltagskultur. Wien 2005, S. 41–48, hier S. 41.

15 Vgl. Ivan Nikolov: Der Plattenbau – Realität ohne Illusion. In: Roth, wie Anm. 14, S. 33–40, hier S. 35.

16 Frank Betker: Der öffentliche Raum in der ›sozialistischen Stadt‹. Städtebau in der DDR zwischen Utopie und Alltag. In: Christoph Bernhardt u. a. (Hg.): Geschichte der Planung des öffentlichen Raums. Dortmund 2005, S. 153–164, hier S. 158.

17 Vgl. Jana Stöxen: Postsozialismus im Vorbeigehen: Eindrücke einer Feldforschung abseits der großen Straßen. In: Frictions, 8.4.2021. URL: <https://frictions.europeamerica.de/research-notes-stoexen-post-socialism-in-passing/> (Stand: 24.4.2022).

gebauten Wohnblöcke und die fehlende Distanz in allen Lebensbereichen auch als soziale Kontrollinstanz.

Was der Staat und seine Institutionen nicht direkt formten, fügte sich hier aus dem sozialen Zwang der Konventionen, die durchaus traditionellen Mustern aus dem Leben der in die Stadt umgesiedelten Dorfbewohner:innen entsprechen konnten. So entstand ein Nebeneinander aus staatlicher, öffentlicher Präsenz unter sozialistischem Anspruch und lebensweltlichen Verhaltensordnungen, das wenig Möglichkeit zur individuellen Abweichung ließ. Im Nahraum konnte dies durchaus auch aus konservativen, familienzentrierten Begründungen heraus wirken – insbesondere im Hinblick auf traditionelle Rollenbilder, die den Gleichheitsanspruch konterkarierten.

Die Eliten der sozialistischen Staaten unter anderem Südosteuropas strebten »Kultur statt Zivilisation, Gemeinschaft statt Gesellschaft«¹⁸ an, um sich ihren staatstragenden Volksapparat heranzuziehen. Trotz allen »Harmoniebestreben[s]«¹⁹, das Nicolae (1918–1989) und Elena (1916–1989) Ceaușescu als rumänisches Diktatorenehepaar besonders im Hinblick auf Jugend und Familien durchsetzen wollte, musste deutlich werden, wie rigide ihre subjektive Interpretation des »Sozialismus [...] die Regeln der Alltagskultur formuliert[e]«.²⁰ Für Rumänien bedeutete dies insbesondere ab den 1980er-Jahren, dass das neostalinistische System nicht nur alle Beziehungen der Menschen zueinander durch diejenigen zum Staat zu ersetzen suchte, sondern sich zudem tief in das Privatleben einfraß: Der Staat ergriff die öffentlichen Aufgaben, insbesondere die der Wohlfahrt und nahm damit auf viele alltägliche Lebensbereiche Einfluss. Frauen wurden (ihren) Männern ad hoc gleichgestellt, um der klaren Rollenverteilung der bürgerlichen Gesellschaft zu widersprechen und dadurch feudale Strukturen aufzulösen. Diese Gleichstellung war jedoch keine Förderung oder gar von Selbstermächtigung geprägt, sondern eine Uniformierung vorhandener Gegebenheiten und der Individuen darin, zugunsten des staatlichen, auf Nicolae Ceaușescu personalisierten Machterhalts.²¹

Diese wirkte sich besonders auf den Arbeitsmarkt aus, der ein staatlich gelenkter, gewissermaßen künstlicher, war: 1985 waren 42 Prozent der arbeitenden Bevölkerung in Rumänien Frauen. Allerdings waren sie branchenspezifisch verteilt: 80 Prozent der Arbeitskräfte in der Textilbranche waren Frauen, im männlich konnotierten Maschinenbausektor stellten sie allerdings nur 30 Prozent. Die geschlechtliche Kodierung der Berufe hatte sich trotz der angestrebten Parität und einer höheren Aufnahme in ›blue collar jobs‹ nicht aufgelöst. Frauen waren daneben auch in den ›white collar jobs‹

18 *May*, wie Anm. 9, S. 196.

19 *Ebd.*

20 *Gabriele Wolf*: ›Herrschaft‹ und ›Eigensinn‹. Zur Analyse der real-sozialistischen Lebenswelt. In: Roth, wie Anm. 14, S. 87–101, hier S. 92 f.

21 Vgl. *Nikolov*, wie Anm. 15, S. 39 f. und *Bodgan Suditu*: Bucureștiul în locuințe și locuitori: de la începuturi până mai ieri (1459–1989). Bukarest 2016.

vor allem im Care-Sektor in Gesundheits-, Pflege- und Bildungsberufen tätig und stellten dort zwischen 65 und 75 Prozent der Beschäftigten. Leitungspositionen waren jedoch für sie weiterhin rar gesät.²² Dass Frauen in Brotberufen arbeiteten und dennoch Familie hatten, wurde im Sozialismus zu einer Selbstverständlichkeit. Gut ausgebaute Einrichtungen der Kinderbetreuung sicherten dabei nicht nur die Möglichkeit von Vollarbeit, sondern unterstützten die staatlichen Ziele der Gleichstellung. Diese ›Emanzipation‹ von oben war keine Erfüllung, sondern eine Gruppendynamik, der sich niemand entziehen konnte.

Privatsache Frau-Sein?

Während im Frühkommunismus noch die im Sinne der Ideologie verpflichtenden Arbeitseinsätze für die Gemeinheit, die Preisstabilität und die Liberalisierung unter anderem der Sexualmoral und des Scheidungsrechts attraktive Züge waren, die die Aufwertung von Fleiß und Initiative versprachen, nahm der unter anderem wirtschaftlich bedingte Druck der Diktaturen gerade in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und unter den Verschärfungen des Kalten Krieges enorm zu. Frauen litten unter diesen Wirkmächten in besonderer Art und Weise, da das System nach und nach ein Familienbild forcierte, das weitab liberalerer Tendenzen lag und gebärfähige Frauen vereinnahmte. Kinderlosigkeit galt nicht als Option.

Unter Ceaușescu wurde der Pronatalismus²³ Staatsraison: Jede Frau sollte Kinder für den Erhalt des Landes gebären. Reproduktion gleich Zucht – und sollte die staatliche Ordnung verfestigen.²⁴ Empfängnisverhütung erhielten Frauen von offizieller Seite erst nach dem fünften Kind und Abtreibungen waren ebenso verboten.²⁵

›Vater Staat‹ wurde in diesem Kontext zum paternalistischen Tyrannen: Der weibliche Körper stand als Reproduktionsinstrument im Fokus. Seine massive Verdinglichung führte sämtliche Emanzipationsanstrengungen ad absurdum. Dass Frauen unter propagandistischen Anstrengungen etwa als ›Mütter der Nation‹ gleichsam auf ideologische Podeste gehievt wurden, führt vor Augen, dass die Gleichstellung nur vordergründig war. Das Brechen der

22 Vgl. *Katherine Verdery*: *What Was Socialism and What Comes Next?* Princeton 1996, S. 67 sowie vgl. *Esther Kingston*: *Claiming Property: The Soviet-Era Private Plots as ›Women's Turf‹*. In: Lewis Siegelbaum (Hg.): *Borders of Socialism: Private Spheres of Soviet Russia*. New York 2006, S. 25–45, hier S. 37 f.

23 Vgl. *Susan Gal/Gail Kligman*: *The Politics of Gender after Socialism. A Comparative-Historical Essay*. Princeton 2000, S. 49.

24 Vgl. *Adriana Băban*: *Women's Sexuality and Reproductive Behavior in Post-Ceaușescu Romania. A Psychological Approach*. In: Susan Gal/Gail Kligman (Hg.): *Reproducing Gender. Politics, Publics, and Everyday Life after Socialism*. Princeton 2000, S. 225–255, hier S. 232.

25 Rigide Kontrollen und heimlich durchgeführte Abtreibungen mit häufig experimentellen Mitteln und entsprechenden gesundheitsschädlichen Folgen waren an der Tagesordnung, wurden aber verschwiegen, vgl. ebd. sowie *Gal/Kligman*, wie Anm. 23, S. 49.

Intimsphäre diente nicht nur der Abschaffung sozialer Klassen, sondern stellte sich auch als perfides Herrschaftsinstrument heraus, durch das der diktatorische Staat mittels der Aushöhlung des Privaten die Oberhand zu behalten versuchte. Unter diesem Druck sollte das ohnehin wacklige Gerüst des realen Sozialismus letzten Endes zusammenbrechen.

Sicherer Zwang versus unsichere Freiheit

Das auf Langfristigkeit angelegte System herrschte mit harter Hand. Unter dem Primat rigider Regierbarkeit wurde die gesellschaftlich umfassend erdachte, jedoch politisch und personell sowie auch baulich-materiell letztendlich instabile Idee in Rumänien umgesetzt. Gleichschaltung und Optionslosigkeit sowie Mangel und Angst waren die Faktoren dieses Prozesses. Die allumfassende Anwesenheit des Staates war eine Form der Machtdemonstration, die allen und jeden Raum – ganz gleich, ob die eigene Wohnung, die Betriebskantine oder den Sportplatz – zum Herrschaftsort werden ließ, in dem die Standardisierung in erster Linie der Beherrschbarkeit, auch durch Überwachung, diente. Räume des Privaten und Eigenen als kleine Möglichkeiten des Widerstands, des Rückzugs und der Reflexion waren rar.

Dass das »Klima der Angst«²⁶ auf lange Sicht nicht genügte, zeigt die im Dezember 1989 losbrechende Revolution: Reglementierungen des alltäglichen Lebens, gerade durch infrastrukturelle Mängel wie etwa in der medizinischen Versorgung oder im Bildungszugang, schufen in Rumänien eine anhaltende Opposition. Sie richtete sich gegen das System und ganz besonders gegen den Diktator und seine Ehefrau, vertrat allerdings auch die Hoffnung auf ›bessere‹ Zeiten.²⁷ Der Sturz des Paares und seines Systems sollte diese ermöglichen.

Mit den 1990er-Jahren brach auch in Rumänien jedenfalls eine *andere* Zeit an: Neu gewonnene Freiheiten, wie etwa die Möglichkeit, die vormals vom Staat bezogene Wohnung zu erwerben und sie so zum Eigentum zu machen, verliehen der zunächst ungekannten Konjunktur des Privaten sowohl im sozialen wie im juristischen Sinne zusätzlichen Nachdruck. Diese Möglichkeiten blieben unter dem Eindruck der sozialen und politischen Transformation und ihrer neuen Krisen für einen Großteil der Bevölkerung lediglich Fernziele. So beschränkten sie sich zunächst auf ihren Nahraum: »Es ist, als ob die Millionen unterdrückten Privatsphären, jetzt, wo das möglich ist, den öffentlichen Raum zu erobern versuchen, um sich dann gleichzeitig hinter ihren geschlossenen Grenzen zu verschanzen,«²⁸ schreibt etwa der Architekt Ștefan Ghenciulescu (*1972) über Rumän:innen, die offenbar mit den veränderten Umständen zunächst zurechtkommen und darin ihren Platz finden

26 *Radu Clit*: La peur au quotidien. In: Adrian Neculau (Hg.): La vie quotidienne en Roumanie sous le communisme. Paris 2008, S. 49–61, hier S. 50.

27 Vgl. *Anneli Ute Gabanyi*: Die unvollendete Revolution. Rumänien zwischen Diktatur und Demokratie. München 1990.

28 *Ghenciulescu*, wie Anm. 10, S. 152.

mussten. Die anhaltende Transformation hin zur Liberalisierung schaffte bei weitem nicht nur Chancen, sondern ebenso Probleme wie plötzliche Arbeitslosigkeit und unkalkulierbare Inflation. Insbesondere die Umstellung auf die Marktwirtschaft hatte erhebliche Einwirkungen auf die Sozialstruktur und die darin ohnehin untergeordneten Gruppen: ›Der Markt‹ sorgte rasch dafür, dass vor allem Frauen aus ihren Berufstätigkeiten fielen oder in gering bezahlte Positionen gedrängt wurden. Dennoch wurde die wiederentdeckte Rolle der Hausfrau gerade nun attraktiv, stellte sie doch einen Gegenentwurf zur bis dato propagierten arbeiterlichen Gesellschaft²⁹ dar und versprach Ruhe und Ordnung: »Once again, a woman's place is said to be in the home [...]. After years of exhausting six-day work weeks [under socialism], plus the occasional Sunday given to ›patriotic work‹, many women are eager to return to the role of homemaker.«³⁰

Swetlana Alexijewitsch (*1948), die belarussische Autorin und Nobelpreisträgerin, sieht die Menschen der östlichen Blockstaaten von der neuen Normalität überwältigt: »Alle waren berauscht von der Freiheit, aber nicht bereit für die Freiheit.«³¹ Die Orientierungsgrößen fehlten und mussten sich im Hinblick auf Zugehörigkeit und Rollenbilder neu (er-)finden. Dieser Prozess ist dabei langanhaltend und kaum begrenzbar – er ist das ›Post-‹, das dem Begriff des Sozialismus bis heute anhängt, um die Vagheit der lokalen und globalen Entwicklungen zu beschreiben. Das Aufeinandertreffen des altbekannten Kollektivismus mit den aufkommenden, vielversprechenden Individualisierungstendenzen schuf unter dieser Vorsilbe neue Narrative und Wertigkeiten: Mit dem Ende des sozialistischen Systems erfuhr nicht nur die Freiheit, sondern damit einhergehend die Privatheit und mit ihr wiederum die Abschottung gegenüber dem ›Außen‹ ein bis dahin nicht gekanntes Hoch. Diese Freisetzung brachte ungekannte, mit den hohen Erwartungen an den Umschwung verbundene Dilemmata für die Einzelnen – aber auch *en gros*.

Forschungspraxis im und am Raum – Bukarest, Winter 2020

Städte sind soziale, gebaute und erfahrbare Räume, in denen sich Geschichte und Gesellschaft lesen lassen. Die Stadt ist ein Palimpsest diverser Epochen und ihrer Architekturen sowie damit einhergehender Lebensstilformationen. Der Wohnblock ist darin das architektonische Sinnbild der sozialistischen Moderne und steht so auch in Bukarest (Rumänien) paradigmatisch für die soziale Homogenisierung des Landes. Die pragmatische Bauform war »Teil [eines] Experiment[s], dessen Grundidee die Vielfalt verwarf zu-

29 Vgl. Wolfgang Engler: Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land. Berlin 1999, S. 200.

30 *Bäban*, wie Anm. 24, S. 232 f.

31 Swetlana Alexijewitsch: Secondhand-Zeit. Leben auf den Trümmern des Sozialismus. München 2015, S. 13.



Abb. 1: Grau, aber keineswegs leblos: Bukarest-Berceni, das Umfeld der Feldstudie im Februar 2020, Quelle: J. Stöxen.

gunsten einer imaginären Gemeinschaft mit einer einheitlichen Kultur«.³² Mithilfe dieser baulichen Gestaltungsform sollten unter den Widrigkeiten der Planwirtschaft neue, sozialistische Menschen geschaffen werden.³³ Der Wohnblock, in dem ich im Januar und Februar 2020 für meine Masterarbeit in Bukarest-Berceni geforscht und auch gelebt habe, ist ein Beispiel für spät- und mittlerweile postsozialistische Ideengeschichte sowie alltägliche Lebenswelt.

In dem Zehngeschosser leben Familien, Paare und Alleinstehende jeden Alters. Fast alle von ihnen sind Eigentümer:innen dieser Wohnungen beziehungsweise stammen aus den Familien der Eigentümer:innen. Im Verlauf meiner Feldforschung zeigte sich, dass ein Großteil der Menschen höheren Alters zu denen gehört, die direkt nach dem Bau des Hauses im Jahr 1986 eingezogen sind. Unter den jüngeren Akteur:innen haben einige die Wohnung geerbt, andere wiederum haben sie später erworben. Das Haus ist als demographischer, aber ebenso sozialer Querschnitt »ein verkleinertes Modell der Gesellschaft«³⁴ und kann daher als Mikrokosmos verstanden werden, in dem sich die Geschichte des Hauses mit der seiner Bewohner:innen, ihren Erinnerungen, Alltagspraxen und Perspektiven im urbanen Raum verknüpft.

Übergänge und Zwischentöne im geteilten Raum

Der Blick in die Zwischenräume des Wohnblocks, also seiner Treppenhäuser und Flure, öffnet innerhalb des Wohnkontextes im Plattenbau den Blick für die Mehrdeutigkeit, die hier hinter der Fassade liegt. Am Beispiel des

32 Nikolov, wie Anm. 15, S. 40.

33 Vgl. Scarboro, wie Anm. 11, S. 90.

34 Nikolov, wie Anm. 15, S. 39.

Dazwischens lässt sich die Differenz von privat versus öffentlich durch die Analysekategorie Gender besonders ausleuchten: Die Flure und Treppenhäuser als »that strange no-man's-land, the space that belongs to everybody and to nobody but that creates discontent in both public and private existence«³⁵ sind nicht nur notwendige architektonische Elemente, sondern ebenso Bestandteil der gebauten Ideologie und des Soziallebens. Indem sie niemandem gehören und doch alle daran teilhaben, werden Fragen nach Verantwortungen und Bedürfnissen aufgeworfen, die sich nur in der Interaktion gestalten lassen. Die Ideologie ist hier mit dem Anspruch auf Vergemeinschaftung eingeschrieben worden.

Die Zwischenbereiche der Treppenhäuser und Flure sind semiprivate Gestaltungsräume im Rahmen des reglementierten Alltags. Besonders auf Frauen kann in diesem Rahmen ein tiefgreifender Blick gelenkt werden. Ihre spezifischen Erfahrungen lassen sich nicht unter den häufig als allgemein angenommenen, kulturell zugeschriebenen männlichen Blick subsumieren und sind somit nicht Teil der großen Geschichtsschreibung. Das Un-Verhältnis der hier binär repräsentierten Geschlechter setzt sich dabei räumlich fort.

Die Frage danach, welche Effekte die Vergemeinschaftung der Familie und ihre postsozialistische Transformation etwa im Rahmen des Wohnens auf das Frauenbild und Frauen als Individuen hatte und hat, kann dabei durch die Gespräche und Interviews sowie die teilnehmende Beobachtung im Rahmen meiner Feldforschung Perspektiven darauf eröffnen, welche Frauenbilder Kontingenz besitzen oder Umformungen erfahren.

Durch die Beleuchtung des Aspekts, wie Frauen in diesen alltäglichen Zwischenräumen agieren und ihrem Handeln Ausdruck verleihen, ist der Rahmen für eine Betrachtung eines Einzelfalls als Stellvertreter im Rollenhandeln von Generationen im (post-)sozialistischen Raum gesetzt. Die Perspektiven und Erfahrungen meiner Gesprächspartnerinnen bilden in dieser Mikroform des gebauten Sozialismus persönliche Geschichten und gleichzeitig verbreitete Muster ab. Auch die Frage danach, welche Diskrepanzen hier zwischen Ideologie und Praxis bestehen, geben historisch und gegenwärtig Anlass, das Genderverhältnis nicht nur als Thema, sondern als methodische Vermittlungsebene von Transformation und dem Umgang damit unter den spezifischen Bedingungen des (Post-)Sozialismus zu fassen. Gender ist eine brennglasartige Perspektive auf Geschichte und Gegenwart, die neue Blickwinkel auf das Bekannte eröffnet und breite thematische Anschlusspunkte zulässt.

Ein Block – zwei Frauen

Im Verlauf meiner Feldforschung ist das Thema Gender als sozio-kulturelle Variable zusätzlich zu anderen sozialen Faktoren wie Alter und Herkunft

³⁵ *Boym*, wie Anm. 8, S. 141.

dazugekommen. Besonders mit Frauen jüngerer Alters sowie älteren der Großmüttergeneration waren Gespräche – oft buchstäblich zwischen Tür und Angel – sowie Interviews möglich. Dabei ließen sie durch ihre Erzählungen Einblicke in ihren Alltag zu und eröffneten mir auch persönliche, lebensweltliche Perspektiven auf die Geschichte des Sozialismus in Rumänien sowie die Gegenwart vor Ort.

Um einen Vergleich zweier, nicht unmittelbar miteinander verbundener Perspektiven herbeizuführen, bieten sich besonders die Gespräche mit Ilinca und Mariana³⁶ an, um die Selbst- und Fremdverortungen der Frauen in ihrem Wohnkontext, aber auch im Hinblick auf gesellschaftliche Aspekte wie Sicherheit und Konventionen beispielhaft in den Blick zu nehmen.

Ilinca, die mit ihrem Verlobten in der Wohnung ihrer Eltern lebt, ist 32 Jahre alt und arbeitet als Verkäuferin in einem Fachgeschäft für belgische Schokolade. Ihre verrenteten Eltern haben die Wohnung Anfang der 2000er-Jahre erworben, sie aber nun ihrer Tochter überlassen. Die junge Frau betont immer wieder, dass diese Situation recht komfortabel ist und sie die Sicherheit, die ihr das Eigentum ihrer Eltern bietet, sehr schätzt. Diese Stabilität sei für viele ihrer Generation ein besonderes Bedürfnis, sodass Besitz und damit einhergehende Zugehörigkeit zum Hauptanliegen werden. Dabei beginnt sie jedoch zaghaft, dieses Konzept zu hinterfragen:

»[...] wir haben, glaube ich, eine Illusion von Schutz vor ... wir fühlen uns sicherer, wenn wir unser Eigentum haben. Keine Ahnung, warum. Ich glaube, es ist eine Frage der Mentalität, vielleicht auch aus dem vergangenen kommunistischen Regime, etwas zu haben, das dir gehört. Tatsächlich ist das nicht sehr logisch, wie wir das machen, aber so funktioniert das hier.«³⁷

Während die Sicherheit in Ilincas Gegenwart das persönliche Vermögen sowie das Erbe ist, ist die ihr vorhergehende Generation noch mit anderen Werten aufgewachsen. Die 70 Jahre alte Mariana etwa, die seit 1968 in Bukarest lebt und als Großmutter vierer Enkel sehr viel Zeit im Wohnblock verbringt, um auf diese aufzupassen, hat im Jahr 1977 als junge Frau mit ihrem Mann und anderen gleichaltrigen Paaren zugeteilte Wohnungen in einem Block in der Nachbarschaft bezogen. Sie alle seien »jumi-juma«³⁸, »halb und halb« – damals neue Einwohner:innen Bukarests mit deutlich ländlichem Hintergrund und ähnlichem Erfahrungsschatz, die im Sozialismus zur Arbeit in die Hauptstadt gekommen seien und dann dort blieben. Die ähnliche Lebenssituation, ihr jugendliches Alter und die damalige Zeit, so erzählt sie, hätten zu

36 Alle Personen aus der Feldforschung im Januar und Februar 2020 wurden namentlich anonymisiert. Ihre Erzählungen betrifft dies jedoch nicht. Die Gespräche wurden auf Rumänisch geführt. Für die bessere Lesbarkeit gebe ich sie hier in eigener Übersetzung auf Deutsch wieder.

37 Interview mit Ilinca vom 19.1.2020 (Material liegt bei der Autorin).

38 Gedankenprotokoll aus Gespräch mit Mariana vom 1.2.2020 (Material liegt bei der Autorin).

einer ›Etagen-Nachbarschaft‹ geführt, die sich sehr an das annähert, was sie aus ihrer Kindheit und Jugend aus dem ländlichen Südrumänien gewohnt gewesen sei: Die Nachbarschaft als eine soziale Nahstruktur, die an die (heteronormative) Kernfamilie anknüpft. Nachbarschaftshilfe oder, dass Mariana noch heute den Schlüssel ihrer Nachbarin und andersherum habe, sei für sie selbstverständlich – kleine Gesten, wie sich um Haustiere zu kümmern oder die Blumen zu gießen, wenn die anderen Bewohner:innen unterwegs seien, stellten für sie Normalität dar. Selbst wenn sie anfangs willkürlich zusammengewürfelt wurden, die Wohnsituation sei für sie als junges Paar ein Glück gewesen. Die lang gehegten Netzwerke der Nachbarschaft bestünden im Verlauf des Lebens fort und schafften Verbundenheit, die sie bei den Jüngeren vermisse. Die ›Dorfmentalität‹, die Mariana an sich selbst feststellt, wenn sie etwa betont, wie wichtig eine funktionierende Nachbarschaft sei, gehe den jüngeren Bewohner:innen ab. Sie seien häufig bereits in der Stadt aufgewachsen, seien ›echte‹ Bukarester:innen und wiesen eine höhere Mobilität auf, die sich in einer Unverbindlichkeit gegenüber ihrem Wohnumfeld äußere. Die Festigung von Nachbarschaften brauche hingegen Vertrauen und Zeit – insbesondere letzteres habe doch heute niemand mehr.³⁹

Ohne dass sie moralisiert, klingt in dem Gespräch mit Mariana an, dass sie nostalgisch ist und ihrem früheren Leben nachtrauert, insbesondere ihrer Jugend. Dass diese in einem totalitären Regime stattgefunden hat, kommt dabei nur kurz in Bezug auf ihren zwangsläufigen Umzug in den Wohnblock zur Sprache. Ihre Sicherheit im jetzigen Alter ist vor allem die wertgeschätzte Sozialstruktur dort, in die sie Zeit und Mühe investiert.

Damit erfüllt Mariana ein Rollenbild, das sie als sich kümmernde Großmutter fortsetzt: Frauen als pflegende, empathische Wesen. Indes betont sie, dass sie ›eigentlich‹ ausgebildete Bürokräftin im Außenhandel gewesen sei, den Beruf aber nach 1989 nicht fortsetzen konnte, da die staatlichen Strukturen wegbrachen. In ihrem Wohnblock sei es vor 1989 Usus gewesen, dass sich die Frauen etagenweise die Reinigung der Flure und Treppenhäuser aufteilten. Die Zwischenräume hatten so einen bindenden, aber auch solidarisierenden Charakterzug. Die etagenweise Zuständigkeit sei erhalten geblieben, doch stellten Hausgemeinschaften nun verstärkt Putzkräfte an, die diese Aufgabe ›schwarz‹ erledigten. Die soziale Komponente der Reinigungsarbeit gehe so verloren. Mariana betont, dass bei ihnen eine rüstige Nachbarin die Rolle übernehme und dafür von den anderen etwas Geld erhalte. Eine andere Etage, teilt sie verständnislos mit, habe sogar eine Firma in Anspruch genommen, obwohl dort nur ›Hausfrauen‹ lebten. Dass diese nicht die Zeit fänden, ab und an den Hausflur zu reinigen, sei ihr ein Rätsel, zumal sich auf einer weiteren Etage sogar ein junger Mann mit dem Reinigen des Treppenhauses einen kleinen Nebenverdienst erwerbe, den er wohl gebrauchen könne. Anerkennend, aber auch mit leisem Spott dazwischen,

39 Vgl. ebd.

merkt Mariana an, dass er seine Sache doch ganz ordentlich mache⁴⁰ – für einen Mann ist diese Art der Arbeit in ihrer Denkweise offenbar nicht vorgesehen.

Rollenbilder treffen nicht nur Individuen, sondern ebenso Paarkonstellationen wie Ilinca und ihren Verlobten, die zum Zeitpunkt des Gesprächs ihre Hochzeit planen. In Rumänien, so benennt die junge Frau es, seien die Positionen diesbezüglich noch sehr traditionell, beinahe stereotyp: Ihr, die einen dunklen Bob trägt, würde man dauernd zu langen Haaren zureden, damit sie bei der Feier ein gutes Bild abgebe. Sie und ihr Partner schmunzelten darüber bloß. Dennoch stellt sie diese Tendenzen in einen historischen Erfahrungskontext und versucht so, die ihr auferlegten Rollenbilder zu ergründen: In ihren Augen ist dieser Hang zu feierlichen Momenten durchaus mit dem Kommunismus verknüpft, da in dieser Zeit so etwas nicht möglich gewesen sei. Pompöse Auftritte und »eine Grandezza in den Schlüsselmomenten des Lebens, die du nicht im Alltag hast«, seien heute Elemente der Distinktion, »und diese wird dann in Löckchen und ein schweres, unübertreffliches weißes Kleid übersetzt«⁴¹. Dieses Aufbauschen vermeintlicher Traditionen sei wichtig, um sich zu behaupten und würde vor allem von Frauen vorangetrieben. Traditionelle Rollenverteilungen seien in ihrer ausschließlichen Binari-tät und den sich daraus ergebenden heteronormativen Vorannahmen noch stark akzeptiert. Für sie als Paar äußere sich diese Verankerung in spezifisch-binären Mustern darin, dass sie staatlich subventioniert werden – nach der Heirat erhielten Paare bevorzugt Kredite, über die sie einen gehobenen Lebensstandard anstreben könnten. Wenngleich Ilinca und ihr Partner diese Option zu günstigen Konditionen ebenfalls wahrnehmen, belächelt die berufstätige Frau die Selbstverständlichkeit des Prozederes:

»[...] die Leute in unserem Alter haben folgenden Witz: Nicht viele Hochzeiten halten so lange an wie ein Kredit in Rumänien. Weißt du ... der Kredit bleibt, mit den Kindern und so weiter. So, die erste Hochzeit, der erste Kredit. Du heiratest, du nimmst einen Kredit auf, machst ein Kind – so in etwa ist das.«⁴²

Ihre Kritik betrifft offenbar nicht die Praxis der Kreditnahme als solche, sondern die scheinbare Normalität, mit der sich diese Abhängigkeit – ironischerweise als ein Synonym finanzieller, vorläufiger Sicherheit – fortsetzt.

In Ilincas Schilderungen und Bemerkungen klingt eine stärker individuelle, auf ihr Verständnis als Frau bezogene Perspektive auf Selbstbestimmung und -bewusstsein an. Sie spöttelt durchaus über die reproduzierten Bilder. Ihre Zugehörigkeit zur ersten Generation, die nach dem Staatssozialismus ihr ›Coming of Age‹ erlebt hat, drückt sich darin aus, dass sie die Dilemmata, die aus dem Zusammenspiel oktroyierter Rollenbilder und ihrer eigenen

40 Vgl. ebd.

41 Interview mit Ilinca, wie Anm. 37.

42 Ebd.

Wahrnehmung entstehen, zu vereinen versucht. Sie geht einen Mittelweg und versucht sich daran, die Differenz auszuhalten. In ihrem konkreten Fall bedeutet das: Sie nimmt den Kredit und behält die kurzen Haare. Das Leben nach dem Staatssozialismus ist weit uneindeutiger als es vielleicht medial vermittelt wird und gibt ihr die Freiräume ihres Handelns – jedoch in begrenzten Formen und Ausmaßen. Marianas Position ist hingegen stärker am als ordentlich wahrgenommenen, nachbarschaftlichen Leben ausgerichtet und weist somit einen unverkennbaren Gemeinschaftsbezug auf. Dieser bröckelt jedoch strukturell sowie demographisch bedingt und legt lange negierte Schieflagen frei: Mariana als Vertreterin der Generation, die den rumänischen Sozialismus als Jugendliche und Erwachsene aktiv erlebt hat, betont Arbeit und Gemeinschaft als womöglich erlernte Werte ihres Lebens bis ins Alter. Dabei ist ihre Herkunft ebenso wie die mit dem Alter gewachsene Erfahrung ihr Referenzpunkt. Entlang von Konventionen entstandene, starrer als geahnt verhaftete Rollenbilder haben den Sozialismus überdauert und bestehen hier, rhetorisch und materiell häufig subtil, fort. Sie wirken so noch auf die Frauen von heute, wie hier auch auf die jüngere Ilinca. Tradition und die Orientierung am Vertrauten stoßen in diesem Rahmen merklich mit Erwartungen im Hinblick auf die Eigenständigkeit und mit materiellen Vorstellungen aneinander. Stereotype des vermeintlich Weiblichen definieren dabei die Arenen, in denen Debatten um Frauen- und Mütterrollen spielen – und nicht nur von den Akteurinnen selbst, sondern von tonangebenden Stellvertreter:innen, wie der (Groß-)Müttergeneration oder den kreditgebenden Institutionen als Verlängerung politischer Ideen und Strategien, ausgefochten werden.

Ebenso sind die Flure und Treppenhäuser als Teile des Mikrokosmos Plattenbau mit seiner Querschnittswirkung Schauplätze dieser gesellschaftlichen Bruchlinien. Diese äußern sich hier unter anderem in der Aufmerksamkeit, die die Nachbarschaft, und darunter vor allem die Frauen, dem Raum zukommen lässt. Sie füllen ihn mit Dekorationen auf und geben ihm ihre Note. Besonders Grünpflanzen und (Trocken-)Blumen stehen dabei häufig vor den Wohnungstüren oder auf kleinen Schränkchen und Tischen. Mit diesen alltäglichen, im gemeinsamen Innenraum platzierten Objekten verlängert sich die Zone des Dazwischen: Der Flur wird ein kleines Stück weit angeeignet und personalisiert. Dabei betonen besonders ältere Frauen aus Marianas Generation, dass diese Pflanzen, die mittlerweile zur Gewohnheit geworden seien, ihnen anfangs ein heimatliches Gefühl gebracht haben und sie an die Gärten ihres früheren, ländlichen Zuhauses erinnerten.⁴³ Diese nostalgische Wirkung ist bei den Frauen in Iincas Umfeld nicht vorhanden: Die Pflanzen und deren Pflege gehörten vielmehr zu dem Bild dazu, das man im Haus besser erwecke. Die Dekoration ist hier eine Konvention; ihr identifikatorischer Wohlfühlfaktor tritt gegenüber der (Selbst-)Verpflichtung, den Raum ›angemessen‹ zu befüllen und zu pflegen, zurück. Die Blumen und ihre Platzierung an den Wohnungsübergängen sind Zeichen einer generati-

43 Vgl. Gedankenprotokoll, Mariana, wie Anm. 38.

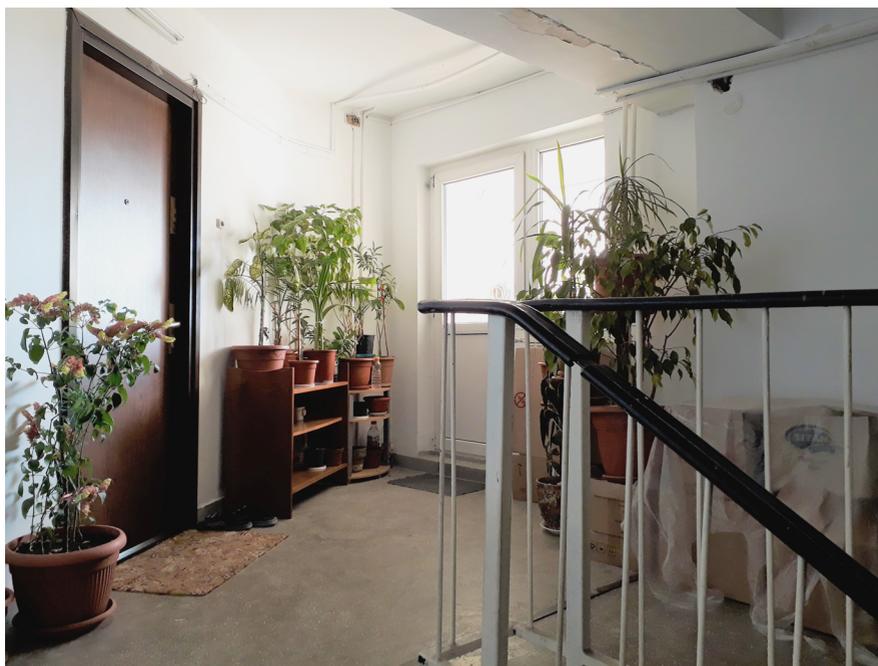


Abb. 2: Die Pflanzen der Nachbar:innen im Hausflur – ein Symbol für Hege und Pflege des Dazwischen, Quelle: J. Stöxen.

onsspezifisch unterschiedlichen Verpflichtung gegenüber gesellschaftlichen Formationen, die hier räumliche Artikulation finden. Daran gemessen, sind Emanzipation und Selbstständigkeit offenbar systemabhängige, wandelbare Topoi – und werden etwa durch Materialitäten wie Grünpflanzen und Hochzeitsfrisuren verraten.⁴⁴

Care-Arbeit und Raumkonzeption

Wenngleich die Flure und Treppenhäuser als »[c]ommon space [...] no man's land«⁴⁵ sind, also als geteilte Einheiten des Plattenbaus (zu) niemandem gehören, konstruieren Rollenbilder und ihre praktischen Ausformungen den Raum nachhaltig und machen ihn zu einer Sphäre von Distinktion und Kon-

44 Vgl. Jana Stöxen: Was Türen, Blumen und die Nachbarschaft so (nicht) erzählen. Ein Bukarester Plattenbau zwischen materiellem und ideellem Erbe des rumänischen Sozialismus. In: Valeska Bopp-Filimonov/Martin Jung (Hg.): Kaleidoskop Rumänien. Einblicke in die aktuelle Vielfalt des interdisziplinären Faches Rumänistik. Berlin 2022, S. 157–179, hier S. 165 f.

45 Karl Schlögel: Das sowjetische Jahrhundert. Archäologie einer untergegangenen Welt. Bonn 2018, S. 696.

trolle. So tritt die Care-Arbeit von Frauen unterschiedlichen Alters praktisch anhand von teilweise unentgeltlicher Reinigungsarbeit oder Dekoration und ideell durch Verantwortungsgefühl zutage. Konventionen entstehen dabei aus Erwartungshaltungen und verfestigen sich mit der Zeit, sodass sie als Normalitäten betrachtet werden.

Die Konzepte Haus und Heim – ursprünglich weiblich konnotierte Räume – sollten im Sozialismus zunächst zugunsten einer vergemeinschaftenden Ideologie aufgebrochen werden. Eine Emanzipationsleistung ging damit jedoch nur äußerst selektiv einher. Die Öffnung und Allgegenwart öffentlicher Räume galt zwar auch für Frauen, die bereits vorher geleisteten Aufgaben jedoch, die sich aus traditionellen Verständnissen von insbesondere der Mutterrolle ergeben, bestanden fort. »Our Soviet Woman is not only the housewife of the own hearth: she is the housewife of the entire nation«,⁴⁶ propagandierte etwa das sowjetische Rote Kreuz, dessen Position man auch auf das sozialistische Rumänien übertragen kann. Frauen sollten zugleich Parteisoldatinnen, Arbeitnehmerinnen, Mütter und Partnerinnen sein – auch hier fehlte ihnen Entscheidungs- und Handlungsfreiheit. »Agency« als selbst gebildete Kapazität des konstruktiven Widerspruchs oder der Selbstorganisation wäre einer Opposition womöglich bereits nah gekommen. Die an die Mehrfachrolle der Frauen gestellten Erwartungen schufen unzählige Möglichkeiten der Bevormundung und Einsortierung, die schlussendlich, wie am Beispiel der rigiden Geburtenpolitik, vielfach in Zwang und Unterdrückung endeten. Wenngleich der Sozialismus durch Alphabetisierung und Ausbildung breite Bevölkerungsschichten in seinen Grenzen mündig machte und insbesondere wirtschaftliche und soziale Innovationen befeuern wollte, ist diese Form der staatlich autorisierten Mehrfachbelastung der »Mythbuster« des vermeintlich egalitären Systems. Die »subtile[n] Fesseln«⁴⁷ als soziale Annahmen in Form von Erwartungen und Zwängen banden den weiblichen Körper an seine biologischen Möglichkeiten. Sie blockierten die Chancen eines emanzipatorischen Regimes und verstärkten die tradierte Abhängigkeit. »Das andere Geschlecht« ist von außen innerhalb geschlechtsspezifisch interpretierter Konstruktionen verortet.⁴⁸ Die Sozialisation wurde dabei zum Machtinstrument und zeigt, dass es dem Sozialismus in dieser Form bis heute nicht geglückt ist, Faktoren wie Geschlecht oder Status aufzulösen. Nach wie vor erfahren Frauen »den Raum [– wie im Fall der dekorierten, zum Teil arbeitsteilig gereinigten Hausflure –] um sich herum als begrenzt und umschlossen« und leben so, »als entwürfe[n] sie wenigstens ein kleines Gebiet, auf dem sie als freies Subjekt existieren« können.⁴⁹ Dieser Raum muss erst

46 Victor Buchli: *An Archaeology of Socialism*. Oxford 1999, S. 81.

47 Martin Legros: Hannah Arendt – Jeder Mensch ein Neuanfang. In: *philosophie Magazin*, Sonderausgabe 13 (2019), S. 101–105, hier S. 103.

48 Vgl. *Octave Larmagnac-Matheron*: Man kommt nicht als Beauvoir zur Welt. In: *philosophie Magazin*, Sonderausgabe 13 (2019), S. 124–130, hier S. 126 f.

49 Iris Marion Young: Werfen wie ein Mädchen (zuerst 1980). In: Stephan Günzel (Hg.): *Texte zur Theorie des Raumes*. Stuttgart 2013, S. 411–420, hier S. 413 f.

definiert und geschaffen werden. Im Sozialismus findet er sich ironischerweise im Privaten – dem Rahmen, der einem traditionell geprägten Weltbild entspricht, – und in den Zwischensphären, die Frauen nun nach wie vor gestalten, um Raumproduktion auf kollektiven oder individuellen Impuls hin zu schaffen. Die Motivationen sind dabei an Dynamiken geknüpft, die sich parallel zum Sozialismus und seinem Nachleben entwickelt haben. Transformationsprozesse betreffen dabei nicht nur das immanent Politische, sondern jegliche, stets intersektionale Lebensbereiche des Alltags – ganz gleich, wie banal sie im Kontext eines Wohnblocks wie vieler anderer zunächst wirken mögen.

Frau-Sein im sozialen und gebauten Raum des Sozialismus und danach

Zwischen angestrebten Zielen sowie der dazu verordneten Propaganda und der sozialen Realität ergeben sich, insbesondere im rumänischen, vielfach pronatalistisch geprägten Fall, klaffende Lücken. Der Plattenbau als Mikrokosmos gibt dafür Anhaltspunkte, dass Kontrolle und Reglementierung eingeschriebene Maximen der Staatsführung waren und sich bis tief ins Private niederschlagen sollten. Wenn Mariana und Iinca erzählen, wird deutlich, dass zahlreiche der Anstrengungen des Regimes zwar nicht geglückt sind, jedoch durchaus Nachwirkungen zeigen: So verweisen sie beide belächelnd auf als traditionell angesehene Vorstellungen von Frauen, festigen dieses Rollenbild, insbesondere im Fall der älteren Mariana, zum Teil aber durch ihre Praktiken von Kontakterhalt in der Nachbarschaft oder den Zuständigkeiten im Haushalt. Das Soziale ist nicht von Traditionen, Konventionen und trennenden Kodierungen abzukapseln, vielmehr speist es sich aus ihnen und bildet so, wie an diesem Beispiel, kulturellen Facetten einer post-sozialistischen Gesellschaft aus. Es ist jedoch nicht allein das sozialistische Modell, räumlich hier hergestellt durch den Plattenbau, sondern vielmehr die allgemeine Verquickung der Lebensumstände darin, die Frauen vielfach bindet. Die vorgegebene Ideologie ist dabei ein Baustein sozialer Verortung. Für Frauen bedeutete das vielfach, »daß [sic!] die weibliche Existenz sich selbst als im Raum positioniert erfährt«⁵⁰ und so das Niemandsland zugleich eine Sphäre der Rollenaushandlung zwischen Männern und Frauen sowie Alt und Jung ist. Tendenzen wie die postkollektive Individualisierung eröffnen zwar theoretische Handlungsspielräume, aber ganz so neu wurden die Karten nicht gemischt. Entstandene Unsicherheiten provozieren stattdessen Rückzüge auf Bekanntes und das Private. Das Motiv der Sicherheit triumphiert in einer von sozialem Misstrauen geprägten Gesellschaft.

50 Ebd.

»Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex haben«

... so titelte Kristen Ghodsee⁵¹ mit ihrer Verbindung zwischen Sozialismus und Feminismus prominent. Ihr Titel folgt zugespitzt einer aktuellen emanzipatorischen Annahme, dass ökonomische Selbstständigkeit Selbstbewusstsein schaffe und somit die eigene Position gestärkt werde. Diese Idee bewegt sich in einem politisch-utopischen Modell, das, bei aller zeitlichen und ideologischen Differenz, in Teilen sowohl an Engels als auch an Wolfs eingangs erwähnten Positionen zur gesellschaftlichen Lage von Frauen ihrer Zeit anknüpft. In aktuellen kritischen Debatten um unter anderem Care-Arbeit, die Corona-Pandemie und ihre Folgen sowie um eine wieder rigider werdende Sexualmoral in neautoritären Staaten⁵² scheint diese Verknüpfung durchaus Gültigkeit zu besitzen: Systemwechsel tragen Verheißungen mit sich und versprechen großflächigen Wandel – in jedwede mögliche Richtung. Dass diesem der Faktor Mensch als vielleicht letzte, vielfach unkalkulierbare Komponente entgegensteht, konnte auch diese Mikrostudie zeigen. Insbesondere am Fall des rumänischen Sozialismus wird deutlich, dass ein augenscheinliches Patentrezept keineswegs Bekanntes und Erlerntes überformen kann und dass selbst die Bestrebungen einer vielfach gewaltvoll betriebenen Gleichschaltung langfristig nur geringe Resilienz aufweisen. Ausgiebige Belege für das Scheitern machtpolitisch pervertierter Ideale im Großen liefert die Geschichte des mittel- und osteuropäischen Raums zu Genüge. Gelingende Modelle von Solidarität und Reziprozität scheinen sich dabei vielfach auf Ebenen wie die der engen Nachbarschaft zu beschränken.

Die unterschätzte Eigendynamiken von Individuen, die sich in der staatlich verordneten Frauenrolle und ihrer Interpretation nachvollziehen lässt, eröffnet Gender als analytische Perspektiven auf Wandel.⁵³ ›Doing Gender‹ ist damit eine unter anderem sozialräumliche Praxis aus kommunikativen und performativen Elementen. Über sie lassen sich etwa in einem Bukarester Treppenhaus aus gesellschaftlich konstruierten – und auch oktroyierten – Erwartungen zu und an Frauen wie Mariana und Ilinca und deren eigenem Verständnis intersektionale Perspektiven auf postsozialistische Lebenswelten zusammenfügen. Die Transformation, ihre Ursachen und Folgen sowie ihre Materialitäten und weitere alltägliche Formationen des anhaltenden Prozesses wie etwa die Re-Traditionalisierung von Paarbeziehungen sind dabei dynamische Felder gesellschaftlicher Wirklichkeit im Nachleben des sozialistischen Systems. Durch den Faktor Geschlecht kann der Blick über das Treppenhaus hinaus geweitet werden: Es wird zu einem Verhandlungs-

51 *Kristen Ghodsee*: Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex haben und andere Argumente für ökonomische Unabhängigkeit. Berlin 2019.

52 Vgl. *Renata Mierkowska-Norkiene*: Die politisch-kulturelle Dimension der Frauenproteste in Polen. In: *Polen-Analysen* 267 (2020), S. 2–6.

53 Vgl. *Claudia Kraft*: Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen. Die Rolle der Kategorie Geschlecht in den Demokratisierungsprozessen in Ost- und Westeuropa seit 1968. In: *L'homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 20 (2009), S. 13–30.

ort von Interaktion und mithin Transformation. Als Untersuchungsgegenstand schafft der Zwischen-Ort Treppenhaus dabei ein Verständnis der gegenderten und Asymmetrien bestärkenden Differenzen der Alltagswelt – im Sozialismus und danach.



Jana Stöxen, M. A.
Lehrstuhl für Vergleichende Kulturwissenschaft
Universität Regensburg
Universitätsstraße 31
93053 Regensburg
jana.stoexen@gmx.de

MORE THAN JUST ONE STORY. REPRODUKTION UND SUBVERSION POPULÄRER NARRATIVE SEXUELLER GEWALT IN AUSGEWÄHLTEN SPIELFILMEN

Inken Blum

Die Thematik der sexuellen Gewalt hat im gesellschaftlichen Diskurs der letzten Jahre im Zuge der sogenannten ›#MeToo-Debatte‹¹ (2017 mit Vorwürfen gegen Harvey Weinstein beginnend) Diskussionen um zeitgemäße Gesetzgebungen und feministische Revisionen des Konsensbegriffs² eine besondere Aufmerksamkeit erlangt. Vergewaltigung und – allgemeiner – Ausübung sexueller Gewalt bleiben dabei jedoch in ihrer Bedeutung heftig umstrittene Begriffe, was durch das erneut verstärkte Aufleben der Diskussionen nur umso mehr unterstrichen wird. Bei kaum einem anderen Thema prallen so viele unterschiedliche Sicht- und Deutungsweisen aufeinander und werden mit solch heftiger emotionaler Aufladung diskutiert.

Mediale Darstellungen bieten dabei die Möglichkeit, gesellschaftliche Diskurse zu begleiten und sie einerseits zu dokumentieren und andererseits voranzutreiben. Dementsprechend erfuhr die Thematik in den populären Medien und unter anderem im Film einen großen Aufschwung. Zunehmend werden die Erfahrungen von Betroffenen sexueller Übergriffe³ und die Konsequenzen für ihre Lebenswelten zum Thema gemacht. Die innerhalb dieser Erzählungen entstehenden Narrative nehmen dabei in der Aushandlung verschiedener Verständnisse von sexueller Gewalt eine entscheidende Rolle ein. Die Europäische Ethnologin Silke Meyer schreibt dem Erzählen als performativen Akt eine sinnstiftende Funktion zu.⁴ Ihr zufolge wird in der Narrativisierung von (realen oder fiktiven) Ereignissen die zugrunde liegende Geschichte in einem Prozess der Selektion und Umgestaltung in den kausalen Zusammenhang einer Erzählung gebracht. Erst dadurch wird die Bedeu-

1 Vgl. *Alison Phipps*: ›Every Woman Knows a Weinstein‹: Political Whiteness and White Woundedness in #MeToo and Public Feminism around Sexual Violence. In: *Feminist Formations* 31 (2019), Heft 2, S. 1–25.

2 Vgl. *Claudia Mäder*: Sexualität wird zum Superproblem. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 2.7.2019. URL: <https://www.nzz.ch/feuilleton/sexuelle-belaestigung-und-gewalt-wie-wir-reden-und-regulieren-ld.1492804?reduced=true> (Stand: 10.4.2022).

3 Der Begriff der ›Betroffenen‹ wird hier gewählt, da er im Gegensatz zu anderen Bezeichnungen wie ›Opfer‹ oder ›Überlebende‹ (vom Englischen ›survivor‹), die beschriebene Person nicht über das ihr Geschehene definiert, sondern die gemachte Erfahrung als Ereignis hervorhebt, welches für das Subjekt nicht identitätsbildend ist.

4 Zur sinnstiftenden Funktion von Narrativen vgl. *Silke Meyer*: Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 110 (2014), Heft 2, S. 243–267, hier S. 245–248.

tung der Ereignisse für das erzählende Subjekt hergestellt und gleichzeitig einer sozialen Aushandlung zugänglich gemacht. Die daraus resultierenden Narrative stehen allerdings nicht für sich, sondern sind Teil eines Diskurses, der sich aus einem Repertoire an ebenfalls interpretierenden beziehungsweise mit ›Be-Deutungen‹ belegten Erzählungen zusammensetzt.

In Bezug auf die Thematik der Vergewaltigung gibt es somit einen Kanon von Topoi bei den Vergewaltigungsnarrativen, innerhalb dessen sich eine Erzählung sexueller Gewalt unweigerlich platzieren muss. Über Annäherungen oder Abgrenzungen bestimmt der umgebende Diskurs dabei den jeweiligen Prozess der Narrativisierung eines Ereignisses zur Erzählung entscheidend mit. Gleichzeitig verändert jede Narration als Teil dessen die Landschaft des Diskurses. Ein ähnlich reziprokes Verhältnis lässt sich auch zwischen filmischen Narrativen, mit denen ich mich in dieser Arbeit beschäftigen werde, und der gesellschaftlichen Realität erkennen.⁵ Einerseits bilden Filme die Realität gewissermaßen ab beziehungsweise verdichten sie und können somit Hinweise auf den momentanen gesellschaftlichen Umgang mit bestimmten Themen geben. Andererseits sind Filme selbst eine Art des Umgangs mit der Realität und können als gesellschaftlicher Kommentar verstanden werden. Sie greifen also bestehende Narrative auf und schaffen gleichzeitig Neue. Da Filme dabei auch als Wissensbestand genutzt werden, der lenkende Orientierung in der Erfahrung von Realität gibt, wird rückwirkend die Wahrnehmung dieser wiederum beeinflusst. Die Kulturwissenschaftlerin Mithu M. Sanyal beschreibt dies folgendermaßen: »[D]ie Art, wie wir uns etwas vorstellen, beeinflusst die Art, wie es Macht über uns hat, und sogar die Art, wie es in der Welt ist.«⁶ Insgesamt gilt: »Film [und Narrative im Allgemeinen] schaff[en] also Realität und entsteh[en] gleichzeitig aus ihr.«⁷

Vor diesem Hintergrund möchte ich im Folgenden die in den Filmen *The Light of the Moon*⁸ und *Alles ist gut*⁹ präsentierten Narrative sexueller Gewalt analysieren. Damit soll herausgearbeitet werden, welche Verständnisse von sexueller Gewalt hier vermittelt und wie diese in der filmischen und narrativen Präsentation konstruiert werden. Bis in die 1960er-Jahre wurde die Thematik der sexuellen Gewalt im Film – wenn überhaupt – vor allem innerhalb eines ›blanks‹, also im Off, oder zwischen den Zeilen, thematisiert.¹⁰ Entsprechend der steigenden gesellschaftlichen Präsenz und Enttabuisierung des Themas haben die Präsentation sexueller Gewalt seitdem und insbeson-

5 Zur Wechselwirkung von Film und Realität vgl. Jochem Kotthaus: Vorwort. In: ders. (Hg.): Sexuelle Gewalt im Film. Weinheim 2015, S. 7–12, hier S. 9.

6 Mithu M. Sanyal: Vergewaltigung. Aspekte eines Verbrechens. Hamburg 2016, S. 10.

7 Kotthaus, wie Anm. 5, S. 9.

8 Jessica M. Thompson: *The Light of the Moon*. USA 2017, DVD: Stedfast Productions.

9 Eva Trobisch: *Alles ist gut*. DE 2018, DVD: Trimafilm.

10 Vgl. Angela Koch: Das ›unsägliche‹ Verbrechen. Überlegungen zur Tabuisierung von sexueller Gewalt im Spielfilm. In: Ute Frietsch u. a. (Hg.): *Geschlecht als Tabu. Orte Dynamiken und Funktionen der De/Thematisierung von Geschlecht*. Bielefeld 2008, S. 187–202, hier S. 187 f.

dere in den letzten Jahren nicht nur in ihrer Häufigkeit, sondern auch in ihrer Explizitheit deutlich zugenommen.¹¹ Die meisten Filme, wie zum Beispiel das mittlerweile fest etablierte Genre des Rape-Revenge-Films, nutzen das Ereignis einer Vergewaltigung dabei vor allem als Plot-Generator. In diesem Genre wird der sexuelle Übergriff als Ausgangspunkt und Motivation für einen, dann meist sehr brutalen und actionreichen Rachefeldzug verwendet, während die sexuelle Gewalt selbst und deren Bedeutung für das Opfer nicht explizit thematisiert werden.¹²

Die beiden für diese Analyse gewählten Filme *Alles ist gut* und *The Light of the Moon* zeichnen sich dagegen dadurch aus, dass sie das Erleben der sexuellen Gewalt und die Auswirkungen auf den Alltag der Beteiligten in den Vordergrund stellen. Die Handlung gestaltet sich zunächst recht schlicht: Am Anfang beider Erzählungen steht jeweils eine Frau, der eine Vergewaltigung widerfährt. Für den restlichen Verlauf der Filme werden die beiden Frauen jeweils in ihrem Alltag nach dem Übergriff gezeigt, sodass die Zuschauer:innen miterleben können, welche Bedeutung die Vergewaltigung für die beiden hat und erhält und wie damit umgegangen wird.

Die Filme werden dabei klar als Beiträge zum zeitgenössischen Diskurs um Vergewaltigung positioniert und auch in der Berichterstattung als solche behandelt. So schreibt zum Beispiel die *Süddeutsche Zeitung* über *Alles ist gut*: »[D]er Film [appelliert] an alle, die Opfern gerne vorwerfen, dass sie sich nicht zu Wort melden.«¹³ Und die *Neue Zürcher Zeitung* stellt in ihrem Kommentar, das Werk lebe »von Zwischentönen, die unter besagtem Hashtag zuweilen untergingen«¹⁴, eine Verbindung mit der »#MeToo-Bewegung« her. Auch für *The Light of the Moon* werden solche Bezüge zur realen Thematik sexueller Gewalt attestiert, wenn zum Beispiel die *New York Times* den Film als »therapeutically minded« oder »resource for those looking to understand the process of recovery« beschreibt.¹⁵ Darüber hinaus wurden beide Filme zunächst vor allem im Kontext von Filmfestivals rezipiert und diskutiert, wodurch ihnen eine gewisse künstlerische und gesellschaftliche Relevanz zugewiesen und in sie eingeschrieben wird. Bevor ich jedoch genauer auf die in den beiden Filmen präsentierten Narrative eingehe, möchte ich zuerst mit einer kurzen Einführung in die populären Erzählungen sexueller Gewalt

11 Vgl. ebd., S. 188 und *Kotthaus*, wie Anm. 5, S. 7 f.

12 Vgl. *Alexandra Heller-Nicholas*: Rape-Revenge Films. A Critical Study. Jefferson 2011, S. 22–35.

13 *David Steinitz*: Opfer sind immer die Anderen. In: Die Süddeutsche, 24. 9. 2018. URL: <https://www.sueddeutsche.de/kultur/alles-ist-gut-im-kino-opfer-sind-immer-die-anderen-1.4142623> (Stand: 10. 6. 2020).

14 *Urs Bühler*: Eine Frau verweigert sich der gängigen Opferrolle. In: Neue Zürcher Zeitung, 16. 01. 2019. URL: <https://www.nzz.ch/feuilleton/film-alles-ist-gut-eine-frau-laesst-sich-nicht-unterkriegen-ld.1451835> (Stand: 20. 6. 2020).

15 *Teo Bugbee*: Review: »The Light of the Moon« and the Trauma of Rape. In: The New York Times, 31. 10. 2017. URL: <https://www.nytimes.com/2017/10/31/movies/review-the-light-of-the-moon-and-the-trauma-of-rape.html> (Stand: 10. 6. 2020).

und den sich darum ergebenden Diskurs beginnen, innerhalb dessen die Filme sich bewegen.

Narrative sexueller Gewalt

Sexuelle Gewalt in der einen oder anderen Form ist Teil offenbar jedes gesellschaftlichen Systems. Als soziales Problem muss sie jedoch in ihren jeweils spezifischen Kontexten entdeckt und als solche definiert und etabliert werden.¹⁶ Dementsprechend schreibt die Historikerin Joanna Bourke:

»Vergewaltigung ist eine Form von sozialer Performance: Sie ist hochritualisiert. Sie variiert von Land zu Land und zwischen unterschiedlichen Zeiten. An Vergewaltigung ist nichts Zeitloses oder Zufälliges. Ganz im Gegenteil sind Vergewaltigungen und sexuelle Gewalt tief in konkreten politischen, ökonomischen und kulturellen Umständen verwurzelt.«¹⁷

Aufgrund dieser »Konstruktionsgebundenheit des Phänomens«¹⁸ sexueller Gewalt als Problematik ist es schwierig beziehungsweise unmöglich, eine abschließende Definition von ihr zu geben. Zum einen werden je nach sozialem Kontext unterschiedlichste Zuschreibungen an die Bedeutung sexueller Gewalt und seiner Rahmung als Verbrechen gemacht. Zum anderen werden durch diese Konstruktion auch Vorstellungen davon geprägt, wer sexuelle Gewalt ausübt und wer von ihr betroffen ist beziehungsweise wer sexuelle Gewalt überhaupt ausüben oder von ihr getroffen werden kann und was diese jeweiligen Rollen ausmacht.

Demzufolge wurden Vergewaltigungen als Urform der in ihren Ausformungen und Schattierungen sehr breit aufgestellten sexuellen Gewalt zunächst als nur gegen Frauen gerichtet wahrgenommen. Das als »konservativ« bezeichnete Modell der sexuellen Gewalt sah eine Vergewaltigung vor allem als Verletzung des Eigentumsrechts an einer Frau, denen ein Selbstbestimmungsrecht grundsätzlich verwehrt war.¹⁹ Folglich gilt: »[D]ie Gewalt richtet sich also nicht gegen die Frau als Person, sondern vielmehr gegen den als legitim anerkannten *Besitzer* der Frau – also den Ehemann, Vater oder sonst einen Souverän.«²⁰ Somit wurde sexuelle Gewalt nur in einem Kontext anerkannt, in dem die Frau durch die Vergewaltigung ihren Wert verlor. Ausschlaggebend hierfür war ihre Ehre, die in der sexuellen Reinheit verortet wurde.²¹ Frauen, deren Rollen von der Gesellschaft bereits als grundsätzlich

16 *Marianne Kosmann*: Sexualisierte Gewalt als soziale Praxis. Sozialwissenschaftliche Diskurse zum Phänomen sexueller Gewalt. In: Kotthaus, wie Anm. 5, S. 14–24, hier S. 18 f.

17 *Joanna Bourke*: Rape. A History from 1860 to the Present Day. London 2007, S. 6 f.

18 *Kosmann*, wie Anm. 16, S. 15.

19 Vgl. *Angela Koch*: Ir/reversible Bilder. Zur Visualisierung und Medialisierung von sexueller Gewalt. Berlin 2015, S. 20.

20 Ebd.

21 Vgl. *Sanyal*, wie Anm. 6, S. 52–54.

ehrlos konzipiert wurden, wie zum Beispiel Prostituierte, galten demnach als nicht vergewaltigbar. Und innerhalb des sittlichen Geschlechtsverkehrs der Ehe konnte es in diesem Verständnis ebenfalls keine Vergewaltigung geben.²² Die Ausübenden sexueller Gewalt waren in solchen Vorstellungen folglich fremde Männer. Die Tat wurde dabei so erklärt, dass Männer von ihren sexuellen Trieben, die so stark seien, dass sie im Sinne des »Dampfkesselmodell[s]«²³ irgendwann überlaufen, selbst überwältigt würden. Besonders an den dieser Auffassung zugrunde liegenden Vorstellungen von einer übermäßig aktiven Sexualität des Mannes und einer passiven Rolle der Frau im Ausleben ihrer Sexualität wird bis heute noch oft festgehalten.²⁴ So zum Beispiel, wenn im Sinne einer ›Gelegenheit-macht-Diebe‹-Mentalität über die Kleidung von Vergewaltigungsopfern diskutiert und dem Ausstellen weiblicher Attraktivität eine Männer zur Vergewaltigungen provozierende Wirkung zugeschrieben wird.²⁵ Im Zuge der damit gemachten Schuldzuweisungen an Frauen, die Männer durch ihre Aussehen absichtlich reizen, lebt auch die Idee der ›ehrbaren Frau‹ weiter, deren sittliches Verhalten und Unschuld als Voraussetzung ›echter‹ sexueller Gewalt konstruiert wird.²⁶

Demgegenüber brachte die mit der Frauenbewegung in den 1970ern aufkommende Sensibilisierung und Enttabuisierung der Thematik sexueller Gewalt und die Anerkennung der sexuellen Selbstbestimmung von Frauen eine grundsätzliche Revision des Verständnisses von (auch innerehelicher) Vergewaltigung.²⁷ Das neu aufkommende, als ›liberal‹ bezeichnete Verständnis »begriffte sexuelle Gewalt als ein Verbrechen gegen das sexuelle Selbstbestimmungsrecht und die Unverletzlichkeit des Körpers«.²⁸ Jeder sexuelle Akt gegen den Willen der betroffenen Person, die außerdem nicht mehr ausdrücklich nur als weiblich verstanden wurde, wird somit zur sexuellen Gewalt. Dies brachte ganz neu im Diskurs die Frage nach den Ausdrucks- und Verstehensmöglichkeiten dieses Willens eines Menschen auf, welcher nun zum entscheidenden Kriterium wurde und ebenfalls unterschiedlich konstruiert werden konnte und kann.²⁹ Somit bleiben Vergewaltigung und sexuelle Gewalt als Verbrechen komplexe und umstrittene Tatbestände, deren Verständnis geprägt ist von »einer kulturhistorischen Aufladung des Begriffs, die Konzeption von Eigenem und Fremden, von Alterität und Differenz, von Macht, Herrschaft, Gewalt, Dominanz, Freiheit und Unterwerfung, vom Subjektstatus, von Aktivität und Passivität, von Schuld, *Schande* und

22 Vgl. ebd., S. 52 f., 71.

23 Ebd., S. 23.

24 Vgl. ebd., S. 30 f.

25 Vgl. *Urania Milevski*: Stimmen und Räume der Gewalt. Erzählen von Vergewaltigung in der deutschen Gegenwartsliteratur. Bielefeld 2016, S. 64 f.

26 Vgl. ebd., S. 64.

27 Vgl. *Sanyal*, wie Anm. 6, S. 35 f.

28 *Koch*, wie Anm. 19, S. 22.

29 Vgl. ebd., S. 22 f.

Scham, von der Relation von Sex und Gewalt, Verführung und Zwang sowie Konzeptionen vom Raum«. ³⁰

Innerhalb all dieser Variablen, die an der Konstruktion von sexueller Gewalt als Verbrechen teilhaben, haben sich in den kulturellen Aushandlungen bestimmte Narrative zu Topoi ausgeprägt, die eine dominante Position im Diskurs über Vergewaltigungen und in deren populären Wahrnehmungen einnehmen. Ein großes Anliegen der Bewegung der 1970er und ihres Nachklangs bis heute ist es, die sogenannten ›Vergewaltigungsmythen‹ zu entlarven, die auf dem früheren Verständnis sexueller Gewalt aufbauen und dieses bestätigen. ³¹ Elementare Punkte dieser Mythen sind die Auffassung eines fremden, männlichen Täters, der eine Frau in einer für sie als gefährlich etablierten Situation überfällt und vergewaltigt. Die Frau hat dabei bestimmte Kriterien der Attraktivität zu erfüllen, die sie für den Täter sexuell ansprechend machen. Daraus folgt, dass sie eine gewisse Mitschuld trage, da sie sich nicht vorsichtig oder unauffällig genug verhalten hat, um einen Übergriff zu umgehen. Gleichzeitig und nicht ganz widerspruchlos zum ersten Mythos wurde eine Vergewaltigung so verstanden, dass sie insgeheim von der Frau gewünscht war und sie lediglich überzeugt und verführt werden müsse. Folglich wurden Fehlbeschuldigungen sehr häufig angeführt und ›echte‹ Vergewaltigungen als eher selten eingeschätzt. Dem steht das heute dominante Verständnis von Vergewaltigung als Machtverbrechen entgegen, das Sexualität als Gewalt lediglich als Mittel der Macht nutzt und das in erster Linie auf die Integrität der Persönlichkeit und Identität abzielt. ³² Zur Entlarvung der Vergewaltigungsmythen als solche ist jedoch anzumerken, dass diese Klassifizierung zwar durchaus den akademischen Diskurs bestimmt, doch die Mythen in der allgemeinen Wahrnehmung und in den populären Narrativen weiterhin präsent sind und reproduziert werden. Literatur- und Medienwissenschaftlerin Urania Milevski schreibt dementsprechend:

»Als Mythen werden diese Diskurse um sexualisierte Gewalt deswegen beschrieben, weil sie ein Kumulativ aus kulturell gewachsenen Ansichten, eigener Erfahrung und belegtem Wissen darstellen. Obwohl sie einen Wahrheitsanspruch geltend machen, erweisen sie sich rational betrachtet als nicht haltbar.« ³³

Noch heute findet folglich eine kontinuierliche Aushandlung vor allem eben dieser Vorstellungen statt, die entweder direkt oder als Gegenentwurf den populären Diskurs der letzten Jahre maßgeblich mitbestimmen.

30 Ebd., S. 24.

31 Zu den Vergewaltigungsmythen vgl. *Milevski*, wie Anm. 25, S. 49–72; *Sanyal*, wie Anm. 6, S. 39 f., und *Verena Zurbriggen*: Sexuelle Gewalt, im Besonderen gegen Frauen. In: Paul Hugger/Ulrich Stadler (Hg.): *Gewalt. Kulturelle Formen in Geschichte und Gegenwart*. Zürich 1995, S. 299–320, hier S. 302–305.

32 Vgl. *Sanyal*, wie Anm. 6, S. 41.

33 *Milevski*, wie Anm. 25, S. 47.

Von Subjektivität und Objektivität

Entsprechend dieser kurzen Einführung zu den Narrativen möchte ich mich nun mit der Frage beschäftigen, was in den beiden Filmen *Alles ist gut* und *The Light of the Moon* eigentlich die sexuelle Gewalt darstellt und welche Bedeutung ihr zugeschrieben wird. Auf der Handlungsebene findet in beiden Filmen eine vaginale Penetration gegen den Willen der jeweiligen Frau statt, was als Vergewaltigung klassifiziert werden kann. Wie sich gezeigt hat, schwingen in der Definition von Vergewaltigung jedoch stets verschiedene zugrunde liegende Verständnisse mit, die diesen Sachverhalt in einen größeren Bedeutungszusammenhang einordnen. Dabei werden neben den spezifischen Umständen der Tat auch die Ursachen und Folgen miteinbezogen. Folglich werden in beiden Filmen unterschiedliche Vorstellungen davon aktiviert, was eine Vergewaltigung bedeutet und ausmacht. Dies geschieht zum einen durch die narrative und audiovisuelle Präsentation der Tat selbst und zum anderen durch die Zuschreibungen, die im Nachhinein an die Geschehnisse gemacht werden und wo der entstandene ›Schaden‹ im weiteren Verlauf der Erzählung verortet wird.

Beide Erzählungen unterscheiden sich stark im situativen Kontext, in dem der Übergriff stattfindet. Zwar zeigen beide zu Beginn, nach einer kurzen Einführung der Figuren, ähnliche Sequenzen, in denen die beiden Frauen auf einer Party tanzen, trinken und Spaß haben. Sie verweisen somit auf einen situativen Verlauf, der oft als für einen sexuellen Übergriff prädestiniert angesehen wird. Doch in der tatsächlichen Situation des Übergriffs unterscheiden sich die Filmsequenzen in prägnanten Punkten. Bonnie befindet sich in *The Light of the Moon* nachts allein auf dem Heimweg, als sie von einer fremden, verummumten Person angegriffen und in einen dunklen Hinterhof gezogen wird. In *Alles ist gut* hingegen bietet Janne einem Bekannten, Martin, nach der Feier an, bei ihr auf der Couch zu übernachten. Bei ihr in der Wohnung will Martin dann plötzlich Sex und setzt sich über Jannes Abweisungen hinweg. Der Ablauf des Übergriffs in ›*The Light of the Moon*‹ bestätigt viele Vorstellungen, die im zeitgenössischen Diskurs als ›Vergewaltigungsmysmen‹ verhandelt werden. Das Bild einer alkoholisierten Frau, die nachts in einer dunklen Straße von einem Fremden überwältigt wird, könnte als das klassische Vergewaltigungsnarrativ schlechthin bezeichnet werden. *Alles ist gut* zeigt ein anderes Bild auf. Mit der narrativen Einbettung des Übergriffs in Anschluss an einem ausgelassenen Partyabend, an dem ebenfalls Alkohol konsumiert wird, und Jannes Einladung von Martin zu ihr nach Hause, wird ebenfalls ein stereotypischer Verlauf einer Vergewaltigungssituation verwendet. Dieser andere Mythos spielt darauf an, dass Janne Martin Hoffnungen auf eine sexuelle Begegnung vermeintlich in Aussicht gestellt habe. Dabei handelt es sich bei dem Täter nicht um einen Fremden, der aus dem Nichts auftaucht und Janne angreift, sondern um eine Person aus dem »soziale[n] Nahraum«. ³⁴ Janne und Martin kennen sich und verbringen

34 Ebd., S. 50.

einen lustigen Abend miteinander, was auf die Zuschauer:innen ebenso wie auf Janne einen zunächst harmlosen Eindruck macht, bis es eben plötzlich nicht mehr so ist. Über Martins erste unbeholfene Annäherungsversuche lachen die beiden noch und bezeichnen sie als »albern«.³⁵ Als Janne ihn dann klar abweist und Martin sie trotzdem weiter bedrängt, fragt sie nur zurück: »Echt jetzt, ja?«³⁶ In diesem Kommentar wird eben diese Zwiespältigkeit der Situation ausgedrückt, die einerseits in das klassische Schema von Vergewaltigungsnarrativen passt und die Tat somit gewissermaßen – die Frau wolle vermeintlich »verführt« werden – »erwartbar« macht, aber durch die Bekanntheit und den zunächst freundschaftlichen Umgang der beiden Figuren miteinander in eben diesem Schema als harmlos und sicher konstruiert wird. Der Übergang von der alltäglichen, freundschaftlichen zur bedrohlichen und verletzenden Interaktion verschwimmt dabei, was nicht nur auf die narrative Rahmung, sondern auf die objektive filmische Repräsentation zurückzuführen ist, die auf der Bild- oder Tonebene die Ereignisse präsentiert und den Übergriff nicht als solchen dramaturgisch hervorhebt oder kennzeichnet.³⁷ Er erscheint dadurch fast schon wie eine Banalität, was sich zudem in Jannes abschließenden Kommentar (»Fertig?«³⁸) und der Alltäglichkeit fortsetzt, mit der sie sich danach die Zähne putzt.

Eine Besonderheit des Films *Alles ist gut* ist, dass die übergriffige Situation im weiteren Verlauf niemals als Vergewaltigung benannt oder anderweitig diskursiv der sexuellen Gewalt zugeordnet wird. Die klassifizierende Beurteilung des objektiven Geschehens wird somit auf die Zuschauer:innen zurückgeworfen, die selbst Worte finden müssen, um die Tat einzuordnen und ihr damit Bedeutung zu verleihen. Dadurch schafft es der Film, insgesamt die Frage aufzuwerfen, wo beziehungsweise wann genau hier eine Grenze überschritten wird und wer die Deutungsmacht über diese Grenze hat. Mit der implizierten Vielseitigkeit und Individualität der möglichen Antworten wird die Legitimität solcher Zuschreibungen außerdem grundsätzlich infrage gestellt. Dieser individuelle Aushandlungsprozess der Bestimmung einer Grenzüberschreitung wird gegen Ende des Films erneut aufgegriffen, wenn Janne während einer Teambuilding-Übung in ihrer Firma unbewusst den für die Aufgabe benötigten Tischtennisball in die Hosentasche steckt und damit das Spiel aufhält. Eine Arbeitskollegin beschreibt dies in der anschließenden reflektierenden Gesprächsrunde mit den Worten: »Ich hab das auch eher als übergriffig empfunden.«³⁹ Ein anderer Kollege hingegen sagt: »Wir müssen das Ganze auch nicht größer machen als es ist.«⁴⁰ Die Seminarleiterin klärt die Unstimmigkeit mit der Aussage: »Es geht gar nicht so sehr ums groß Machen. Das ist einfach, dass wir hier eine Außenwahrneh-

35 *Trobisch*, wie Anm. 9, Minute 00:17:18 ff.

36 *Ebd.*, Minute 00:19:11 ff.

37 Vgl. *ebd.*, Minuten 00:19:15–00:20:12.

38 *Ebd.*, Minute 00:20:00 ff.

39 *Ebd.*, Minute 01:23:00 ff.

40 *Ebd.*, Minute 01:22:44 ff.

mung beschreiben. Das ist eigentlich ganz wertfrei.«⁴¹ Die Feststellung von Übergrifflichkeit wird hier also allein in der persönlichen Wahrnehmung der Verletzung von Integrität verortet, ohne dabei Ansprüche auf objektive Gültigkeit zu stellen. Dementsprechend lässt sich auf die anfängliche Situation des sexuellen Übergriffs übertragen, dass der objektiv präsentierte Ablauf und der narrative Kontext der Situation für die Einordnung des Geschehens letztendlich unerheblich sind. Die Vergewaltigung erhält ihre Bedeutung und Gültigkeit somit lediglich in der Wahrnehmung Jannes als Betroffene.

In *The Light of the Moon* wird die Gültigkeit der sexuellen Gewalt im Gegensatz dazu keineswegs hinterfragt, sondern als intersubjektive Gegebenheit betrachtet, die keiner Legitimation oder Aushandlung bedarf. Diese Eindeutigkeit wird einerseits über den situativen Kontext des Übergriffs, der dem konservativen Vergewaltigungsmythos entspricht, hergestellt und andererseits durch Bonnies Anzeige der Tat als Vergewaltigung bei der Polizei verfestigt. Dadurch wird das Geschehene außerdem in einem juristischen Kontext als Verbrechen deklariert und anerkannt. Trotz dieser objektiven Rahmung und Klassifizierung des Übergriffs wird in der Szene, in der er stattfindet, eine persönlich geprägte Wahrnehmung des Geschehens vermittelt.⁴² Die eigentliche Tat wird dabei implizit über eine subjektive Ton- und Bildspur dargestellt, die Bonnies individuelle Erfahrung den Zuschauer:innen zugänglich macht. Die Szene ist mit einer wackelnden Handkamera gefilmt und das Bild ist überwiegend dunkel, wodurch keine klaren Beobachtungen der Ereignisse möglich werden. Die Tonspur ist ebenfalls düster gehalten und folgt Bonnies selektiver Wahrnehmung. Neben vereinzelten melodischen Tönen werden dementsprechend alle umliegenden Geräusche neben Bonnies Schluchzen und dem Stöhnen des Angreifers ausgeblendet und Bonnies Überwältigung durch das Einspielen von ›White Noise‹, also Rauschen, erlebbar gemacht.

Die beiden Filme wählen insgesamt also einander entgegengesetzte Herangehensweisen, um den jeweiligen Übergriff darzustellen und ihm Bedeutung zu verleihen. In *Alles ist gut* wird mithilfe einer objektiven und dabei gleichzeitig ambivalent deutbaren Präsentation letztendlich ein Verständnis von Vergewaltigung vermittelt, dass auf der subjektiven Bedeutungszuschreibung von Janne beruht und den Zuschauer:innen nicht direkt zugänglich ist. In *The Light of the Moon* wird die Vergewaltigung hingegen zunächst als subjektive Erfahrung dargestellt, die allerdings durch ihre Kontextualisierung und narrative Einbettung objektive Gültigkeit zu erlangt scheint. Von unterschiedlichen Seiten gelangen somit beide Filme schlussendlich zu einer Auffassung von sexueller Gewalt als subjektiv erfahrene Grenzüberschreitung, was sich mit dem zeitgenössischen allgemeinen Verständnis von sexueller Gewalt als Verletzung des sexuellen Selbstbestimmungsrechts deckt.⁴³

41 Ebd., Minute 01:22:48 ff.

42 Vgl. *Thompson*, wie Anm. 8, Minuten 00:07:47–00:09:06.

43 Vgl. *Koch*, wie Anm. 19, S. 22.

Teil dieses Verständnisses ist die Annahme, dass Geschlechtsverkehr oder sexuelle Befriedigung keineswegs das Ziel sexueller Gewalt ist, sondern ein Mittel darstellt, das der Ausübung von Macht dient.⁴⁴ Diese Konzeption ist als Paradox insbesondere für filmische Repräsentationen zu werten, denn mit dieser Auffassung wird die sichtbare körperliche Einwirkung lediglich zum Werkzeug eines Übergriffs, der letztendlich die unsichtbare Psyche zum Ziel hat.⁴⁵ Der Angriff auf die psychische Integrität, den eine Vergewaltigung darstellt, ist jedoch im Film als audiovisuelles Medium nicht direkt darstellbar. Es können lediglich die körperlichen Elemente des Angriffs, über die das Selbstbestimmungsrecht verletzt wird, gezeigt werden, wobei »das Feld des Sichtbaren weit davon entfernt ist, evident zu sein.«⁴⁶ Medientheoretikerin Angela Koch führt dementsprechend zu den Möglichkeiten und Grenzen der Visualisierung sexueller Gewalt aus:

»Die Visualisierung bezeichnet also einen Akt des Zu-Sehen-Gebens innerhalb der Möglichkeiten einer Sichtbarkeit. [...] Das Gemeinsame all dieser Visualisierungen liegt im Versuch, Ähnlichkeiten herzustellen, vorzustellen, auszudrücken, einzufangen, zu symbolisieren und auszustellen oder zu verwerfen, zu negieren und zu suspendieren. Die Betonung liegt hier auf dem *Versuch*, denn alle Bilder, ganz egal ob sie sprachlich, gemalt oder technisch verfasst sind, verweisen immer auch auf etwas Anderes, ihnen ist eine Differenz bzw. Alterität eingeschrieben, etwas, das im Zeigen verborgen ist oder durch das Zeigen verdeckt wird. [...] Die Visualisierung impliziert sofern immer auch den Akt des Nicht-Sehens, des Wegsehens, des Übersehens sowie die Unverfügbarkeit des Sichtbaren und die Grenzen der Verbildlichung.«⁴⁷

Die filmische Präsentation sexueller Gewalt bildet hier somit ein Zeichen, das in seiner Natur uneindeutig ist und sich vom Bezeichneten grundsätzlich unterscheidet.⁴⁸ Entsprechend dieser eigentlichen Nichtdarstellbarkeit der Vergewaltigung als psychischer Gewalt wählen beide Filme die Strategie, die Handlungen der Tat nicht in den Bildausschnitt aufzunehmen. Stattdessen werden in den Momenten der Vergewaltigung vor allem Nah- oder Großaufnahmen der Gesichter der beiden Frauen gezeigt. Dadurch erfolgt eine Abwendung vom faktischen hin zum emotionalen Geschehen, die auf den eigentlichen, unsichtbar im Inneren stattfindenden Übergriff verweist. Gleichzeitig wird ebenfalls in beiden Filmen versucht, den Angriff nachhaltig für die Zuschauer:innen sowie die Figuren innerhalb der Diegese sichtbar zu machen. Dazu wird auf die rein körperlich erfahrene Gewalt zurückgegriffen, die sich über Verletzungen darstellen lässt. Die visuelle Präsenz

44 Vgl. *Sanyal*, wie Anm. 6, S. 41.

45 Vgl. *Koch*, wie Anm. 10, S. 193 f.

46 *Koch*, wie Anm. 19, S. 24.

47 Ebd., S. 31 f.

48 Vgl. *Umberto Eco*: Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte. Frankfurt am Main 1977, S. 86–88.

der Prellungen im Gesicht, die beide Frauen davontragen, steht dabei in einem Spannungsverhältnis mit den inneren, psychischen Verwundung, die sie erlitten haben, denn letztendlich können sie die primär erfahrene Verletzung nicht zum Ausdruck bringen.

Eine Verletzung des Individuums oder der Gemeinschaft?

Beide Filme verorten die Verletzung der Vergewaltigung also grundsätzlich innerhalb der Psyche der Betroffenen. In Bezug auf die sich daraus ergebenden Folgen, die im weiteren Verlauf der Erzählungen präsentiert werden, unterscheiden sich die Filme erneut. Bonnies Umfeld in *The Light of the Moon* erfährt recht schnell und weitläufig davon, was ihr passiert ist. Die Ausgangslage ist hier also eine interpersonelle und gesamtgesellschaftliche Aushandlung der Bedeutung des Übergriffs und seiner Folgen und findet dementsprechend vor allem in einem sozialen Gefüge statt. Janne entscheidet sich in *Alles ist gut* hingegen dafür, ihre Erfahrungen nicht mit ihrem Umfeld zu teilen, wodurch sich die Narration einer gesellschaftlichen Wahrnehmung und Beurteilung der Geschehnisse entzieht. Dadurch bleibt zwar eine abschließende Anerkennung der Tat als sexuelle Gewalt innerhalb der Diegese aus, doch es wird auch möglich, die Verortung der Verletzung allein in Jannes persönlichem Empfinden aufrecht zu erhalten, über die sie sich somit stets die Deutungsmacht erhält.

Das Selbstbestimmungsrecht Jannes bildet im Verlauf des Films folglich den Rahmen, in dem die Verletzung durch den Übergriff wahrgenommen und verhandelt wird. Fragen des Wollens werden dabei immer wieder nebeneinander in den Dialogen thematisiert. Beispielsweise wenn Janne der Freundin ihres Chefs, der nach einem Streit mit ihr nicht mit ihr reden will, anbietet, ihn für sie zu kontaktieren und die Freundin dies mit den Worten ablehnt: »Man muss schon wollen.«⁴⁹ Jannes individueller Umgang mit dem erfahrenen Verstoß gegen ihren Willen wird somit vor einer vielschichtigen Spannweite der Diskursivierung dieses abstrakten Konzepts präsentiert, dessen Bedeutung dadurch umso komplizierter erscheint. Es wird jedoch nicht nur Jannes Wille im Verlauf des Films ausgehandelt, sondern vor allem ihr Recht, diesen Willen durchzusetzen. Obwohl es zunächst den Anschein macht, Janne würde in ihrem Alltag nur wenig von der Vergewaltigung beeinflusst, lässt sich nach und nach eine Dramaturgie erkennen, in der es vor allem um einen Kampf um Kontrolle über ihr Leben und ihren Körper geht. So fasst sie zum Beispiel den Entschluss, eine neue Arbeitsstelle anzunehmen, nachdem die unternehmerische Selbstständigkeit, gemeinsam mit ihrem Freund, in der Insolvenz geendet ist. Dabei lässt sie sich weder von dessen Abneigung gegen ihr Vorhaben noch durch die Tatsache, dass ihr Vergewaltiger Martin dadurch zu einem Arbeitskollegen von ihr wird, den sie regelmäßig sieht, von ihrer selbstbestimmten Entscheidung abhalten. Ebenso beendet sie ihre Schwangerschaft, deren Ursprung ungeklärt bleibt, ohne sich mit

49 *Trobisch*, wie Anm. 9, Minute 01:20:39 ff.

ihrem Partner abzusprechen und nimmt dafür sogar die daraus resultierende Trennung in Kauf. Gleichzeitig erhält man als Zuschauer:in das Gefühl, dass sich Janne weniger in einem Prozess der Zurückgewinnung ihrer Handlungsmacht befindet, den sie aktiv beschreitet, sondern vielmehr auf den durch den Übergriff erfahrenen Verlust von Kontrolle reagierend versucht, Schadensbegrenzung zu betreiben. Dies zeigt sich besonders deutlich in der letzten Szene des Films, in der Janne sich weigert, bei einer Fahrkartenkontrolle den Zug zu verlassen, um ihre Personalien aufnehmen zu lassen. Im Kontrast zum Beginn des Films, als ihr die Kontrolle über das, was mit ihrem Körper passiert, genommen wurde, protestiert sie hier durch die Beanspruchung des Raumes mit ihrem Körper gegen die Machtinstanz, die ihr vorschreibt, was sie tun soll. Dies ist allerdings eher als verzweifelte Trotzreaktion, denn als aktive Selbstermächtigung zu begreifen, was durch ihre immer wieder stur wiederholte Ausrede, der Fahrkartenaufnahme sei kaputt gewesen, verdeutlicht wird. Dass es sich bei diesen Versuchen, Kontrolle zurückzugewinnen, vor allem um ein Aushandeln und Testen von Grenzen handelt, zeigt die Szene, in der Janne Martin mit seiner Tat konfrontiert. Hier begreift sie ihn und fragt auf seine Ablehnung reagierend provokativ zurück: »Ich soll aufhören? Möchtest du das nicht? Gefällt dir das nicht?«⁵⁰ In diesem Moment lotet sie die Überschreitung der Selbstbestimmung von der Täterseite aus. Insgesamt zeigt der Film also eine Figur, die auf die erfahrene sexuelle Gewalt in Bezug auf ihre Selbstbestimmung in eine Krise gestürzt wird.

Bonnie geht in *The Light of the Moon* grundsätzlich anders mit der Situation um und erzählt ihrem Umfeld proaktiv von dem Übergriff. Obwohl auch in diesem Film die Vergewaltigung grundsätzlich als Eingriff in ihr Selbstbestimmungsrecht verstanden wird und die Erzählung stets Bonnie und ihrem Erleben folgt, steht Bonnies Erfahrung dieser Verletzung ihres Selbstbestimmungsrechts weniger im Vordergrund. Vielmehr beobachten die Zuschauer:innen vor allem, wie das Verbrechen der Vergewaltigung und des Überfalls im Nachhinein in einer sozialen Aushandlung verarbeitet und konstruiert werden. Sowohl Bonnie als auch ihre Mitmenschen versuchen dadurch, ihre Erlebnisse in der gesellschaftlichen Ordnung zu positionieren. Durch diese interpersonelle Deutungsmacht über das Geschehene wird der Angriff hier weniger als einer auf das Individuum, sondern vielmehr als einer auf die soziale Gemeinschaft vermittelt. Verständnisse von Vergewaltigung als Verbrechen gegen das Kollektiv und die Sittlichkeit werden somit reaktiviert. Wie eingangs erklärt, wurde in historisch früheren Verständnissen einer Vergewaltigung vor allem die Bedeutung eines Ehrverlusts zugeschrieben, denn die sexuelle Reinheit wurde als den Wert und Status einer Frau bestimmend angesehen.⁵¹ Da die weibliche Sexualität darüber hinaus als öffentliches Gut verhandelt wurde, traf dieser Verlust der Ehre dabei nicht nur das Individuum, sondern die gesamte Gemeinschaft. Als Konsequenz hatte die betroffe-

50 Ebd., Minute 01:17:19 ff.

51 Zum Konzept der Ehre und den Folgen ihres Verlusts vgl. *Sanyal*, wie Anm. 6, S. 52–60.

ne Frau deshalb mit dem »sozialen Tod«⁵² zu rechnen, da sie durch ihren Statusverlust aus der intakten, ehrbaren Gemeinschaft ausgeschlossen wurde. Mit der Anerkennung eines sexuellen Selbstbestimmungsrechts von Frauen verlagerte sich die Auffassung des Angriffsziels einer Vergewaltigung nun von ihrer öffentlichen Ehre und der Sittlichkeit der Gemeinschaft nach innen auf eine abstrakte Ebene der individuellen Persönlichkeit.⁵³ Gleichzeitig bleibt die Verletzung jedoch betont im juristischen Kontext des Rechts platziert, das die Regeln des Zusammenlebens einer Gesellschaft vorgibt. Das resultierende Verständnis der Vergewaltigung als Verstoß gegen diese gesellschaftlichen Regeln und Gesetze stellt daher eine Gefährdung der Gemeinschaft dar.⁵⁴ Trotz der Verschiebung des Verständnisses bleiben die Konsequenzen für die betroffene Person somit dieselben, denn um die gesellschaftliche Ordnung zu sichern, muss das Deviante, das von dem Opfer des Regelverstoßes performativ verkörpert wird, außerhalb dieser Ordnung platziert werden. Dementsprechend verliert auch Bonnie in *The Light of the Moon* auf verschiedene Weise durch die Vergewaltigung ihren Status im gesellschaftlichen Leben. Dies zeigt sich besonders explizit in ihrem Berufsalltag, in dem ihr aufgrund der sichtbaren Spuren, die der Überfall hinterlassen hat, ihre repräsentative Rolle nach außen entzogen wird. Später wird ihr aufgrund ihrer emotionalen Angegriffenheit als Folge des Vorfalles auch nach innen Verantwortung entzogen. Die Gefährdung der gesellschaftlichen Ordnung wird darüber hinaus im privaten Umfeld ihrer Beziehung zu Matt thematisiert und ausgehandelt. Matt behandelt Bonnie nach dem Übergriff betont behutsam und reproduziert somit stets die von ihr verkörperte Abweichung von der Normalität, die ihr über die Folgen einer Vergewaltigung zugeschrieben werden. Zusätzlich drängt er Bonnie dazu, sich einer Selbsthilfegruppe anzuschließen, um ihre Erlebnisse zu verarbeiten. Dabei geht es jedoch weniger um die Wiederherstellung ihrer persönlichen, psychischen Unversehrtheit als um die Rettung der Beziehung, die durch den Vorfall in eine Krise gestürzt wurde.

Dass nicht nur Bonnie und ihr Selbstbestimmungsrecht von der Vergewaltigung getroffen wurden, sondern auch ihr und Matts Verständnis der Beziehung, in der sie sich befinden, verdeutlicht Matts Aussage: »This happened to us. [...] I lost something too.«⁵⁵ Im Verlauf des Dialogs wird dabei explizit klargestellt, dass es sich bei diesem Etwas, das nicht nur Bonnie, sondern auch Matt verloren hat beziehungsweise das ihnen geraubt wurde, nicht wie in früheren Verständnissen um Bonnies »purity«⁵⁶ handelt. Vielmehr wurden beide durch die Vergewaltigung als Verstoß gegen die gesellschaftlichen Regeln und die geteilten Wertvorstellungen einer sexuellen Begegnung in ihrem Verständnis von Sexualität und Partnerschaft erschüttert und ihrer

52 Ebd., S. 57.

53 Vgl. Ebd., S. 76.

54 Vgl. Ebd., S. 71.

55 Thompson, wie Anm. 8, Minute 01:17:42 ff.

56 Ebd., Minute 01:17:56 ff.

Beziehung in dieser Hinsicht die Grundlage genommen. Dies zeigt sich nicht nur in ihren Schwierigkeiten, ihre sexuelle Beziehung fortzuführen, sondern ebenso in der veränderten Gestaltung ihres gemeinsamen Alltags und der Diskussion der Rollen, die sie darin füreinander einnehmen. So ergibt sich innerhalb eines Streits um Matts neu entfachter Fürsorge und Aufmerksamkeit für Bonnie folgender Dialog:

Matt: »Isn't that what I'm supposed to do? Take care of you?«

Bonnie: »You never wanted to do that for me before.«⁵⁷

Die alte Ordnung ihres Zusammenlebens wurde durch die Vergewaltigung gestört, zerstört, und muss neu ausgehandelt werden, wobei sich immer wieder Streitigkeiten zwischen beiden ergeben, die das Fortführen der Beziehung schließlich untragbar machen und mit Bonnies Auszug enden. Dass der Übergriff dabei nicht nur eine Devianz darstellt, die in das gesellschaftliche Verständnis der beiden integriert werden kann, sondern eine grundlegende und nachhaltige Neuordnung ihrer Beziehung bedeutet, verdeutlicht dieser Dialogausschnitt:

Bonnie: »I just want everything to go back to the way it was before. [...]«

Matt: »I don't know if it can be like that again. But look, maybe we're supposed to create a new kind of normal. Maybe that's how we get through this.«⁵⁸

Insgesamt scheint es hier also weniger um Bonnies individuelles Selbstbestimmungsrecht, das durch die Vergewaltigung verletzt wurde und wie bei Janne infrage gestellt und neu ausgehandelt wird, zu gehen. Vielmehr zeigt *The Light of Moon* ein Verständnis von sexueller Gewalt auf, das den Angriff im Ursprung zwar gegen das Individuum und dessen Persönlichkeit gerichtet versteht, dessen Problematik aber vor allem in der Verletzung der gesellschaftlichen Ordnung und deren daraus resultierender Gefährdung eingeordnet wird. Bonnies individuelle Verletztheit spielt demzufolge immer eine untergeordnete Rolle gegenüber der Wiederherstellung der Unversehrtheit der Gemeinschaft, insbesondere in ihrer Partnerschaft mit Matt. Die Diskussion um ihre Position im Gesellschaftsgefüge und um die Bedeutung einer Vergewaltigung ist dabei außerdem maßgeblich davon geprägt, dass sie eine Frau ist. Deshalb möchte ich mich im Folgenden genauer damit auseinandersetzen, welche Rolle das Geschlecht im Vergewaltigungsdiskurs beider Filme spielt.

57 Ebd., Minute 00:36:35 ff.

58 Ebd., Minute 01:16:18 ff.

Die Rolle von Geschlecht

Sanyal bezeichnet Vergewaltigungen als das »*gendertste* Verbrechen überhaupt«. ⁵⁹ Seit dem Aufkommen der Thematisierung von sexueller Gewalt gibt es eine klare Codierung, die ein weibliches Opfer und einen männlichen Täter vorsieht. ⁶⁰ Die Vorstellungen, die es als ›Natur‹ des Mannes ansehen zu überwältigen und als ›Natur‹ der Frau überwältigt zu werden, gehen dabei bis auf die Antike zurück. Solche biologischen Erklärungsansätze dieser geschlechtsspezifischen Zuschreibungen wurden in Auffassungen weitergeführt, die die geschlechtsbezogene Ordnung des Sexualverhaltens als Ergebnis der Zivilisierung betrachteten, wobei stets von einer zugrunde liegenden Geschlechterdichotomie des Wesens von Sexualität ausgegangen wurde. Mit der Ablösung des Verständnisses von Vergewaltigung als Triebtat hin zur Klassifizierung als Machtverbrechen, das nicht per se an ein Geschlecht gebunden ist, wurden weibliche Täterinnen und männliche Opfer schließlich in der öffentlichen Wahrnehmung von Vergewaltigung überhaupt erst möglich. ⁶¹ Trotzdem bleibt die klassische Geschlechterverteilung in der Täter-Opfer-Konstellation sexueller Gewalt bis heute eines der am wenigsten problematisierten und hinterfragten Stereotypen in Vergewaltigungsnarrativen und wird auch deshalb fortlaufend im populären Diskurs reproduziert. ⁶² Dies ist sicherlich auch darauf zurückzuführen, dass die Thematik der sexuellen Gewalt vor allem innerhalb eines feministischen Kontexts diskutiert wird, der sich überwiegend damit befasst, patriarchale Machtstrukturen als Grundlage der Vergewaltigung von Frauen aufzudecken und zu dekonstruieren. Die Sozialwissenschaftlerin Marianne Kosmann führt dazu aus:

»Diskutiert wurden und werden Erklärungsmuster, die die vorherrschenden Konstruktionen der Geschlechterverhältnisse hervorheben, mit der hierarchischen Dominanz des einen Geschlechts über das andere.« ⁶³

Dadurch werden nicht nur vor allem Geschichten von männlichen Tätern und weiblichen Opfern erzählt, die eine Präsenz erhalten, die sicherlich ihre empirische Daseinsberechtigung hat. Die Problematik ergibt sich vielmehr daraus, dass Männlichkeit und Weiblichkeit auf Basis der historischen Verankerungen zur wesenhaften Substanz der Täter- und Opferrolle werden. ⁶⁴ Die hier stattfindende Essenzialisierung des Weiblichen als Angriffsziel sexueller männlicher Gewalt schließt in die Definition von Vergewaltigung die Konstruktion des Tatbestandes als Verbrechen gegen die Frau – also die individuelle betroffene Frau, aber auch ›die Frauen‹ im Allgemeinen – mit ein.

⁵⁹ Sanyal, wie Anm. 6, S. 18.

⁶⁰ Zu den Ausführungen zur weiblichen Opfer- und männlichen Täterschaft vgl. ebd., S. 12–24.

⁶¹ Vgl. ebd., S. 124 f.

⁶² Vgl. ebd., S. 126–134.

⁶³ Kosmann, wie Anm. 16, S. 20.

⁶⁴ Sanyal, wie Anm. 6, S. 30 f.

Auch in *The Light of the Moon* und in *Alles ist gut* handelt es sich bei den Opfern der Vergewaltigungen um Frauen. Trotzdem gehen die Filme sehr unterschiedlich mit diesem Umstand um und messen ihr ein abweichendes Gewicht im Verständnis der Tat zu. Da Janne Vergewaltigung grundsätzlich nicht diskursiviert wird, entzieht sich *Alles ist gut*, wie bereits festgestellt, einer gesellschaftlichen Einordnung des Verbrechen, weshalb auch Geschlechternormen und -zuschreibungen nicht thematisiert werden. Durch die Verweigerung einer intersubjektiven Aushandlung des Verbrechen bleibt die Tat gewissermaßen auf das angegriffene Individuum mit seinen individuellen und nicht verallgemeinerbaren Eigenschaften beschränkt. Janne wird also grundsätzlich nicht als Teil eines gesellschaftlichen Gefüges vergewaltigt, in dem ihr eine Position zugewiesen ist, die sich darüber definiert, dass sie eine Frau ist. Die Vergewaltigung widerfährt ihr dagegen als individueller Mensch, der unter anderem die Eigenschaft hat, eine Frau zu sein.

An dieser Stelle wird es hilfreich Johan Galtungs Gewalttheorie⁶⁵ hinzuzuziehen, in der zwischen drei Dimensionen der Gewalt unterschieden wird, die in enger Wechselwirkung zueinanderstehen. Die sichtbare Gewalt, die von einem:r Akteur:in gegen einen anderen Menschen ausgeführt wird, bildet dabei die ›personale‹ Gewalt. Im Hintergrund und als Grundlage, auf der personale Gewalt stattfinden und als solche wahrgenommen werden kann, wirken darüber hinaus ›strukturelle‹ und ›kulturelle‹ Gewaltssysteme. Mari- anne Kosmann erklärt deren Zusammenwirken wie folgt:

»Während die personale Gewalt eindeutig einem oder mehreren Handelnden zuzuordnen ist, verweist die strukturelle Gewalt auf den gesellschaftlichen Raum, auf die soziale Ungleichheit, auf Unterschiede in den Machtpositionen, somit auf gesellschaftliche Strukturen, die sowohl das Verbrechen als auch die Täter begünstigen. [...] Die kulturelle Gewalt als dritter Teil diese[s] nur an seiner Spitze als personale Gewalt sichtbaren Dreiecks besteht aus Ideologien, Überzeugungen, Überlieferungen, Legitimationssystemen, mit deren Hilfe direkte Gewalt ermöglicht bzw. legitimiert oder indem sie erst gar nicht sichtbar wird.«⁶⁶

Übertragen auf die sexuelle Gewalt, die in *Alles ist gut* präsentiert wird, kann man also feststellen, dass sich die Narration des Films vor allem mit der personalen Ebene der Gewalt befasst. Strukturelle und kulturelle Dimensionen dieser spezifischen Gewalt, wie die des Machtverhältnisses zwischen Martin und Janne aufgrund der Gesellschaftsstrukturen, in den sie sich begegnen, oder Fragen nach Schuld und Glaubwürdigkeit, die an gesellschaftliche Wertvorstellungen geknüpft sind, werden hingegen nicht explizit thematisiert. Auch Geschlecht als Klassifizierungssystem einer Gesellschaft, durch

65 Galtungs Gewalttheorie hier nach Kosmann, wie Anm. 16, S. 16 f.

66 Ebd., S. 17.

welches hindurch strukturelle als auch kulturelle Gewalt wirken kann, wird folglich nicht direkt problematisiert.

The Light of the Moon bezieht dagegen über die gesamtgesellschaftliche Thematisierung der Problematik sexueller Gewalt die strukturelle und kulturelle Dimension ein. So taucht zum Beispiel über die Anzeige der Vergewaltigung das Rechtssystem im Film auf, das für seine Unfähigkeit Bonnie weiterzuhelfen kritisiert und als grundsätzlich problematisch dargestellt wird, wenn es zum Beispiel heißt: »If you were black or he was your husband ... Don't even think about it. You're one of my easy cases.«⁶⁷ Von der Polizei bei der Aufnahme der Anzeige gestellte Fragen – »How much did you have to drink?«⁶⁸ – verweisen außerdem auf den Topos um die Mitverschuldung sexueller Übergriffe durch die Opfer. Hier wird auf den Vorwurf angespielt, Bonnie habe sich durch ihren Alkoholkonsum selbst in eine gefährliche Situation gebracht, was als Teil einer Legitimierungsstrategie von sexueller Gewalt aufgefasst werden kann.⁶⁹ Gerade in dieser wiederholten Thematisierung von Schuld und als gefährlich wahrgenommenen Situationen wird dabei auf einen genderspezifischen Hintergrund verwiesen. Der stereotypische situative Kontext von Bonnies Vergewaltigung, während sie nachts allein im öffentlichen Raum unterwegs ist, wird wiederholt als insbesondere für Frauen gefährlich gekennzeichnet, indem Bonnie in solchen Situationen voller Angst gezeigt wird oder ihre Freunde darauf bestehen, sie zu begleiten, um ihre Sicherheit zu gewährleisten. Bonnie selbst gibt dabei die Idee der Mitschuld an einem potenziellen sexuellen Übergriff am Ende des Films weiter. Harsch weist sie eine andere Frau mit den Worten: »Do you realise how reckless you were just being? [...] Do you realise you were practically asking for it?«⁷⁰ zurecht, weil diese allein in Dunkeln unterwegs war, mit Kopfhörern Musik gehört und deshalb nicht aufmerksam auf ihre Umgebung geachtet hatte. Darüber hinaus sind alle anderen Opfer, denen Bonnie im Verlauf des Films im Rahmen ihrer Anzeige und dem Treffen mit einer Selbsthilfegruppe begegnet, weiblich und in der Diskussion von Tätern und Opfern wird grundsätzlich eine stark gegenderte Sprache verwendet. Bonnie wird insgesamt also weniger in ihrer gesonderten Rolle als ein von einer Vergewaltigung betroffener Mensch porträtiert, sondern als beispielhafte Figur in einem gesellschaftlichen Rahmen dargestellt, in dem Frauen im Allgemeinen von Vergewaltigungen bedroht und betroffen sind. Gerade der wiederholt dargestellte Vorwurf der mangelnden Vorsicht von Frauen präsentiert hier ein Verständnis, in dem Weiblichkeit insbesondere im Bereich der Sexualität als grundsätzlich »verletzungsoffen«⁷¹ konstruiert wird. Das Frau zu sein wird somit mit dem Potenzial, von sexueller Gewalt betroffen zu sein, gleichgesetzt, wodurch diese für Frauen zur allgegenwärt-

67 *Thompson*, wie Anm. 8, Minute 01:04:06 ff.

68 *Ebd.*, Minute 00:16:11 ff.

69 Vgl. *Zurbruggen*, wie Anm. 31, S. 304 f.

70 *Thompson*, wie Anm. 8, Minute 01:23:59 ff.

71 *Milevski*, wie Anm. 25, S. 40.

tigen Bedrohung wird. Gleichzeitig entsteht eine Konzeption von Weiblichkeit als schützenswert, während die Rolle des Beschützers wiederum den Männern zugeschrieben wird.⁷² So fragt einer der Polizisten zum Beispiel: »Where was your boyfriend at the time of the attack?«⁷³ Frauen werden dadurch zu Subjekten von Angst, während Männer im Allgemeinen die Objekte dieser Angst bilden.⁷⁴ Die Bedrohung wird in *The Light of the Moon* dementsprechend stets als männlich identifiziert. So zum Beispiel schon in der anfänglichen Szene beim Feiern in einem Club, wenn Bonnie und ihre Freundinnen mehrfach von Männern aufdringlich angesprochen werden und diese nachdrücklich zurückweisen müssen. Die stilisierten Aufnahmen der tanzenden Frauen in Zeitlupe etablieren Weiblichkeit hier als Objekt der Begierde, deren Subjekte die Männer sind. Somit wird hier auf Vorstellungen von sexueller Übergriffigkeit als Triebtat und Folge des unkontrollierbaren männlichen Sexualtriebs angespielt.

Insgesamt wird in *The Light of the Moon* also das stereotypische Bild weiblicher Schwäche und Opferschaft und männlicher Stärke und Täterschaft nicht nur reproduziert, sondern die Geschlechterordnung verallgemeinernd auf die Rollen sexueller Gewalt verteilt und als integraler Bestandteil dieser dargestellt. Diese Verallgemeinerung findet in *Alles ist gut* durch die weitreichende Ausblendung struktureller und kultureller Gewaltdimensionen in Bezug auf sexuelle Gewalt nicht statt. Vielmehr werden die stereotypischen Geschlechterzuordnungen zu Gewalt eher aufgeweicht, indem in einem Nebenhandlungsstrang die Geschichte eines Mannes erzählt wird, dem von seiner Frau häusliche Gewalt angetan wird. Jedoch werden in diesem Film allein in seiner Präsentation eines Narrativs, in dem eine Frau von einem Mann vergewaltigt wird, Zuschreibungen von Geschlechterrollen performiert. Insbesondere durch ihre Schwangerschaft wird Janne in ihrer Opferrolle zusätzlich klar als weiblich gekennzeichnet. Durch diese Zuordnung der Folgen einer Vergewaltigung in einen naturalistisch weiblich codierten Bereich wird auch hier die verübte Gewalt zu einem Verbrechen gegen das essenziell Weibliche und die Vergewaltigung somit als spezifisch gegen eine Frau gerichtete beziehungsweise eine Frau treffende Tat konstruiert.

Positionierung im Vergewaltigungsdiskurs

Abschließend lässt sich sagen, dass beide Filme in den präsentierten Konzeptionen der Vergewaltigung als Verbrechen an unterschiedlichen Stellen populäre Vorstellungen von Vergewaltigungen einerseits bestätigen und in anderen Momenten wiederum unterwandern. In beiden Erzählungen wird grundsätzlich ein Verständnis von Vergewaltigung als Verletzung des sexuellen Selbstbestimmungsrechts präsentiert, die sich aus der subjektiven Erfahrung einer Grenzüberschreitung ergibt. Besonders in *The Light of the*

72 Vgl. Sanyal, wie Anm. 6, S. 145 f.

73 Thompson, wie Anm. 8, Minute 00:17:12 ff.

74 Vgl. Sanyal, wie Anm. 6, S. 145.

Moon kommt zu dieser Diskussion der psychischen Verletzung des individuellen Opfers eine soziale Ebene der Vergewaltigung als Verbrechen gegen die gesellschaftliche Ordnung hinzu, die weitläufig in der Beziehung von Bonnie und Matt diskutiert wird und Konzeptionen von Vergewaltigung als Verbrechen gegen die Gemeinschaft reaktiviert. *Alles ist gut* bleibt dagegen näher bei Janes persönlichem Empfinden. Derweil spielt das Geschlecht von Opfer und Täter in *The Light of the Moon* eine größere Rolle, da Bonnie in ihrer Opferposition als exemplarisches Beispiel für Frauen im Allgemeinen dargestellt wird. Damit werden populäre Konzeptionen von Tätern und Opfern reproduziert, wobei der aus diesen distinktiven Zuschreibungen in Verbindung mit konservativen Geschlechternormen entstehende Angstdiskurs ebenfalls präsentiert, jedoch nicht infrage gestellt wird. *Alles ist gut* stellt seine Figuren im Kontrast dazu klar als Individuen aus.

Insgesamt zeigt sich also, dass, obwohl *The Light of the Moon* und *Alles ist gut* in der groben narrativen Struktur eine ähnliche Geschichte erzählen, sich die Filme am Ende sehr in den präsentierten Handlungsverläufen und den darüber konstruierten Verständnissen sexueller Gewalt unterscheiden. *The Light of the Moon* greift dabei entsprechend seiner vorrangigen Präsentation eines sozialen Aushandlungsprozesses der Bedeutung von Vergewaltigungen vielfach explizit Elemente aus dem Diskurs um Vergewaltigung auf. Die gesellschaftlichen Diskussionen innerhalb der Diegese spiegeln dabei die den Film umgebende Diskurslandschaft wider. Somit wird Bonnies Geschichte nicht nur innerhalb des Films zu einem exemplarischen Vergewaltigungsnarrativ, sondern der gesamte Film positioniert sich im Diskurs um Vergewaltigung als ein solches Exempel. Demgemäß bezieht sich der Film immer wieder klar in auf bestimmte Elemente der gesellschaftlichen Diskussionen um Vergewaltigung und kann an ihnen Kritik üben. Gleichzeitig wird dadurch jedoch das subversive Potenzial der Erzählung vermindert, da sie sich innerhalb eben dieser Strukturen bewegt, die sie bewertet. *Alles ist gut* blendet im Vergleich dazu mit seiner deutlichen Fokussierung auf Janne als Individuum den umgebenden Diskurs weitgehend aus und verweigert sich einer Bezugnahme und Beurteilung dessen. Gerade dadurch wird jedoch der notwendige Raum innerhalb der Narration geschaffen, um grundlegende, über die einzelne Erzählung hinausgehende Annahmen in Bezug auf sexuelle Gewalt infrage zu stellen. Während *The Light of the Moon* über das präsentierte Narrativ also vor allem eine Antwort auf den zeitgenössischen Vergewaltigungsdiskurs liefert, wirft *Alles ist gut* die Zuschauer:innen auf eben jene Fragen zurück, die den Ausgangspunkt dieses Diskurses bilden.



Inken Blum, B. A.
inken.blum@uzh.ch

RAPE AND REVENGE. ETHNOGRAFISCHE UND KULTURTHEORETISCHE ANNÄHERUNGEN AN RACHE-KULTUREN UND SEXUALISIERTE GEWALT

Manuel Bolz

(Alltags-)Rache als kulturwissenschaftlicher Forschungsgegenstand

Eurozentrische Vorstellungen des Phänomens Rache werden häufig von hochkulturellen Vorlagen wie Literatur, Filmen und Serien, Populärkultur sowie durch massenmediale Berichterstattungen geprägt.¹ Sie evozieren kulturell aufgeladene, mentale Zerrbilder von rächenden Figuren und stereotypen Rachebeziehungen. Nicht selten werben die Titel von Boulevardzeitungen mit Überschriften mit ›Blutrache‹, ›Selbstjustiz‹ oder ›Ehrenmord‹.² Rache wird in diesen Interpretationen und Repräsentationsformen zudem häufig männlichen Akteur:innengruppen aus geografischen Räumen außerhalb Europas sowie mit spezifischen religiösen Zugehörigkeiten zugeschrieben.³ Die Argumentationen der medialen Diskurse rekurrieren damit nicht zuletzt auf die in der Öffentlichkeit rezipierte Wissenschaftsgeschichte der Völkerkunde/Ethnologie und ihre Ritual- und Gewaltstudien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In diesen wurde das Phänomen Rache zivilisatorisch, kolonial und antimodernistisch markiert. Mehr noch, Rache wurde zu ganzen Gesellschaftsentwürfen (›Rachegesellschaft‹) überhöht.⁴

-
- 1 Vgl. *Jean Ma*: Circuitous Action: Revenge Cinema. In: *Criticism* 57 (2015), Heft 1, S. 47–70, hier S. 47; *Merril D. Smith* (Hg.): *Encyclopedia of Rape and Sexual Violence*. Santa Barbara, California 2018, S. 277–301.
 - 2 Vgl. *Benjamin Schulz*: Der hohe Preis der Rache. In: *Der Spiegel*, 7.12.2015. URL: <https://www.spiegel.de/panorama/justiz/freiburg-urteil-zu-selbstjustiz-nach-vergewaltigung-soll-signal-sein-a-1066494.html> (Stand: 14.8.2022).
 - 3 Vgl. *Meike Bährens*: Ein Leben für ein Leben. Narrative Identitätskonstruktionen von Opfern, Tätern und Rächern. In: Brigitta Schmidt-Lauber/Gudrun Schwibbe (Hg.): *Alterität: Erzählen vom Anderssein*. Göttingen 2010, S. 33–45, hier S. 33. Siehe auch die Studie *Natalie Naygarth*: *U. K. Press Discourses Surrounding Representations of Rape in Film and the Subject of Male Violence against Women*. Norwich 2019.
 - 4 Für einen ersten Überblick vgl. zum Beispiel *Rafael Karsten*: *Blood Revenge. War and Victory Feasts among the Jibaro Indians of Eastern Ecuador*. Washington 1923; *Christopher R. Hallpike*: *Bloodshed and Vengeance in the Papuan Mountains: The Generation of Conflict in Tauade Society*. Oxford 1977; *Susan Jacoby*: *Wild Justice: The Evolution of Revenge*. New York 1983; *Christopher Boehm*: *The Enactment and Management of Conflict in Montenegro and other Tribal Societies*. Pennsylvania 1984; *Rolf Kuschel*: *Vengeance Is Their Reply: Blood Feuds and Homicides on Bellona Island*. Kopenhagen 1988; *Stephen Wilson*: *Feuding, Conflict and Banditry in Nineteenth-Century Corsica*. Cambridge 1988; *Lincoln Keiser*: *Friend by Day, Enemy by Night: Organized Vengeance in a Kohistani Community*. Belmont 1991; *Sabine Klocker*: *There Should Be One Grave Opposite the Other: Blutrachepraxis bei den Beduinen in Nordalbanien*. Hamburg 1996; *Joseph Ginat*: *Blood Revenge: Family Honor, Mediation, and Outcasting*. Portland 1997 und *Karl Isak*:

In den Cultural Studies hat sich das Konzept der ›Moral Panic‹⁵ (zu deutsch ›Moralische Panik‹) entwickelt, mit der jene hegemonialen Zuschreibungen bezeichnet werden könnten, in denen konkrete Gruppen als eine ›Gefahr‹ umschrieben und dabei als eine Ursache für die Erosion von gesellschaftlichen Normen- und Wertevorstellungen herausgestellt werden. Aber auch die Literatur-, Geschichts-, Rechtswissenschaften und die Psychologie haben Rache als einen Forschungsgegenstand eingekreist. Es lässt sich insofern festhalten, dass Rache kulturhistorisch, wissenschaftsgeschichtlich und gesellschaftspolitisch betrachtet ein Phänomen darstellt, das in polarisierende, emotionalisierende und moralisierende Debatten eingebettet ist. Mehr noch, einige Argumentationen sehen Rache sogar als eine anthropologische Grundkonstante. Rache, so wird deutlich, ist Erfahrungswert, Praxis und Deutungsmuster, wird als Defizit und Krisenzustand interpretiert, als ganze Gesellschaftsdiagnose verstanden und hat dadurch sozio-kulturell ganz unterschiedliche Erscheinungs- und Ausdrucksformen.

Mein Beitrag möchte an diese Spannungs- und Konfliktfelder ansetzen, eine spezifische Ausdrucksform von Rache untersuchen und einen kulturwissenschaftlichen Theoretisierungsversuch anstreben.⁶ Am Beispiel des filmischen Motivs und der Handlungsformel ›Rape and Revenge‹⁷ (Deutsch Vergewaltigung und Rache). Mich interessieren die medialen, künstlerisch-ästhetischen, sozialen und kulturellen Vermittlungsformen, in denen die Praxis sichtbar wird. Das heißt, ich zeige anhand konkreter Fallbeispiele auf, wie Rachepraktiken, -narrationen und -imaginationen mit sexualisierter Gewalt verbunden werden.⁸ Mehr noch, ich gehe der Frage nach, wie die Verständigungs- beziehungsweise Umschreibungsformel und Genrezuschreibung ›Rape and Revenge‹ als kulturwissenschaftliche Analyse-kategorie nutzbar gemacht werden kann, um sich den Verflechtungen von Geschlecht, Gewalt und (Un-)Gerechtigkeitsgefühlen anzunähern.⁹ Wie ich

Die Rache-gesellschaft. Der Rachediskurs in den Printmedien. Ein Beitrag zur Logistik der Medien. Wien 2007.

5 *Thompson Kenneth*: *Moral Panics*. London 1998, S. 7.

6 Der Beitrag basiert auf meiner Masterarbeit, die im August 2022 mit dem Titel *Rache erzählen. Eine ethnografische Studie zu biografischen Rache-geschichten und Krisennarrativen als kommunikative Emotionspraktik* am Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Fachbereich Kulturwissenschaften der Universität Hamburg angenommen wurde.

7 Vgl. Universität Kiel: Lexikon der Filmbegriffe. Stichwort: Rape and Revenge (o. J.). URL: <https://filmlexikon.uni-kiel.de/index.php?action=lexikon&tag=det&id=2454> (Stand: 20.9.2022). In Italien hat sich in den 1960er-Jahren zum Beispiel das ›Mondo‹-Filmgenre herausgebildet.

8 Vgl. *Joanna Bourke*: *Rape: A History from 1860 to the Present*. London 2007; *dies.*: *A Global History of Sexual Violence*. In: Louise Edwards/Nigel Penn/Jay Winter (Hg.): *The Cambridge World History of Violence*. Vol. 4: 1800 to the Present. Cambridge 2020, S. 147–167, hier S. 147.

9 Für die Verknüpfung von geschlechtsspezifischer und sexualisierter Gewalt siehe zum Beispiel *Elisabeth Katschnig-Fasch*: *Sexualität und Gewalt. Gedanken zur symbolischen Wirksamkeit*. In: *kuckuck. Notizen zur Alltagskultur* 7 (1992), Heft 2, S. 4–7; *Sabine Kienitz*: *Sexualität, Macht und Moral. Prostitution und Geschlechterbeziehungen Anfang*

zeigen werde, verweist das Konzept Rape and Revenge bereits auf eine ihm inhärente Dramaturgie hin, die über die Praxis von Handlung – Gegenhandlung hinaus geht. Ferner lassen sich in Anlehnung an den Philosophen Fabian Bernhardt weitere Eigenlogiken von Rache herausarbeiten: Die Überkreuzung von Handeln und Erleiden, die affektive und normative Dimension sowie die Verletzlichkeit/-barkeit des Menschen als Grundvoraussetzung.¹⁰ Mit einem verstehenden und dekonstruktivistischen Ansatz eröffnet die kulturwissenschaftliche Operationalisierung ein Verständnis für Erzähl-, Plausibilisierungs- und Argumentationslinien sowie Repräsentationsformen von diskursivem Rachewissen.¹¹ Ein Ziel meiner Annäherung ist es, Aussagen über das Verhältnis von Gewalt, Geschlecht und Sexualität, Emotionen und Alltag sowie Praktiken des Konfliktmanagements und Formen der Beziehungsgestaltung im sozialen Nahraum zu formulieren.¹²

Ein weiteres Ziel besteht darin, die von mir bereits angedeuteten Wechselwirkungen zwischen individueller Wirklichkeitskonstruktion und Einflüssen medialer Diskurse und populärkultureller Ausdrucksformen vorzustellen. Dieses Beziehungsgeflecht zwischen Mikro- und Makroebene und Individuum-Struktur kann mit dem kultursoziologischen Konzept der »Diskurs-Praxis-Formation«¹³ fassbar gemacht werden. Denn in den Fallbeispielen wird

des 19. Jahrhunderts in Württemberg. Ein Beitrag zur Mentalitätsgeschichte. Tübingen 1995. Siehe auch die Tagung *Geschlecht und Gewalt in Geschichte und Gegenwart*, die sich unter anderem mit Rape Cultures beschäftigte und deren Ergebnisse 2023 veröffentlicht werden. URL: https://www.ges.ovgu.de/Aktuelles/Neuzeit+_Geschlechterforschung/Geschlecht+und+Gewalt+in+Geschichte+und+Gegenwart.html (Stand: 20.9.2022).

- 10 Vgl. *Fabian Bernhardt*: Rache. Über einen blinden Fleck der Moderne. Berlin 2021, S. 65, 76, 81; *ders.*: Was ist Rache? Versuch einer systematischen Bestimmung. In: Martin Baisch/Evamaría Freierenhofer/Eva Lieberich (Hg.): Rache – Zorn – Neid. Zur Faszination negativer Emotionen in der Kultur und Literatur des Mittelalters. Göttingen 2014, S. 49–71. Bernhardt spricht zum einen vom »Inkognito«, da Rache nur in spezifischen Momenten und Erzeugnissen sichtbar wird, zum anderen vom kulturellen Imaginären der/von Rache in der Gegenwart (vgl. ebd., S. 31, 250). Mehr noch, Rache sei »systematisch unterbestimmt« und »semantisch überdeterminiert« (vgl. ebd., S. 11). Diese Merkmale, so meine These, treffen auch auf das Motiv/die Praxis »Rape and Revenge« zu.
- 11 *Stuart Hall*: The Work of Representation. In: *ders./Jessica Evans/Sean Nixon* (Hg.): Representation. Cultural Representations and Signifying Practices. New York 1997, S. 15–61.
- 12 Für eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf die soziale und kulturelle Konstruiertheit von Emotionen siehe zum Beispiel *Monique Scheer*: Are Emotions a Kind of Practice (and is that What Makes Them Have a History?) A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion. In: *History and Theory* 51/2 (2012), S. 193–220 und die Beiträge in *Matthias Beitz/Ingo Schneider* (Hg.): Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen und Gefühlswelten. Volkskundemuseum. Wien 2016. Siehe auch die Anfänge bei *Geoffrey M. White/Catherine Lutz*: The Anthropology of Emotions. In: *Annual Review of Anthropology* 15 (1986), S. 405–436; *dies.*: Emotion, Thought, and Estrangement: Emotion as a Cultural Category. In: *Cultural Anthropology* 1/3 (1986), S. 287–309.
- 13 Vgl. das Kapitel *Praktiken und Diskurse. Zur Logik von Praxis-Diskursformationen* in *Andreas Reckwitz*: Kreativität und soziale Praxis. Bielefeld 2016, S. 49–67; *ders.*: Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: *Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann* (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz

deutlich, wie gesellschaftliche Bewertungen den Rahmen beziehungsweise kulturelle Vorlagen für individuelle Einordnungen von Rape and Revenge schaffen, wie diese aber gleichzeitig auch Normierungen, Werteverständnisse und vor allem Geschlechterordnungen prägen und revitalisieren.¹⁴

Nachdem ich erörtert habe, wieso und wie sich eine Kulturwissenschaft/Kulturanthropologie mit dem Phänomen beschäftigen kann, stelle ich nun verschiedene Perspektivierungen vor: Hoch- und populärkulturelle Ausdrucksformen, mediale Berichterstattungen und biografische Rachegeschichten.¹⁵ Der Beitrag schließt mit dem Vorschlag einer Anthropology of ›Rape and Revenge‹ ab, um die vorgestellten Form(e)l(n), Funktionen und Figurationen für weitere Studien anschlussfähig zu machen. Wieso sollte sich eine Kulturwissenschaft/-anthropologie überhaupt mit Rape and Revenge beschäftigen?

›Rape and Revenge‹ kulturwissenschaftlich betrachtet

Eine Antwort auf diese Frage bietet die Kulturanthropologin Sherry Ortner und ihre Perspektive auf eine Dark Anthropology.¹⁶ Das Forschungsprogramm setzt die Schwerpunkte weniger auf Praktiken, Narrationen und Deutungen des ›guten‹ Lebens (Anthropology of the good), sondern stellt Unrechts- und Gewalterfahrungen, Macht- und Ausbeutungsverhältnisse in den Mittelpunkt einer Kulturanalyse.¹⁷ Ausgangspunkte spielen hier die

qualitativer Forschung. Frankfurt am Main 2008, S. 188–209; *ders.*: Praktiken und ihre Affekte. In: Hilmar Schäfer (Hg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld 2016, S. 163–181.

- 14 Vgl. *Angela Koch*: Gefährdete Ordnung im Rape-Revenge-Film. In: Astrid Deuber-Mankowsky/Christoph Holzhey/Anja Michaelson (Hg.): Lebenswissen, Medialisierung, Geschlecht. Berlin 2009, S. 175–190. Siehe auch psychologisierende Deutungen bei *Wilfried Rasch*: Motivistische Hintergründe von Vergewaltigungen. In: Arbeitskreis Sexuelle Gewalt/Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V. (Hg.): Gewaltverhältnisse. Eine Streitschrift für die Kampagne gegen sexuelle Gewalt. Frankfurt am Main 1987, S. 143–155.
- 15 *Andreas Jud/Jörg M. Fegert*: Herausforderungen, sexualisierte Gewalt in der empirischen Forschung zum Thema zu machen. In: Sabine Andresen/Rudolf Tippelt (Hg.): Sexuelle Gewalt in Kindheit und Jugend. Theoretische, empirische und konzeptionelle Erkenntnisse und Herausforderungen erziehungswissenschaftlicher Forschung. Weinheim 2018 (= Zeitschrift für Pädagogik. Beiheft 64), S. 67–80. Method(olog)isch gibt es erste Ausarbeitungen bei *Cécile Cuny*: Sexualisierte Gewalt in der Feldforschung. In: Institut für Sozialforschung Frankfurt am Main (Hrsg.): IfS Working Papers Nr. 15 (2021), S. 1–24.
- 16 Vgl. *Sherry B. Ortner*: Anthropology and Social Theory: Culture, Power, and the Acting Subject. Durham 2006; *dies.*: Dark Anthropology and Its Others: Theory Since the Eighties. In: Journal of Ethnographic Theory 6 (2016), Heft 1, S. 47–73.
- 17 *Regina F. Bendix*: Cultural Expression and Suppression of the Undesirable and Unbearable in Everyday Life. In: Ethnologia Europea 45 (2015), Heft 2 (= Special Issue: Rage, Anger and other Don'ts), S. 5–16. Rolf Lindner spricht von »cultural conjunctures (kulturelle Konstellationen«, vgl. *Rolf Lindner*: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 2 (2003), S. 177–188, hier S. 184.

Selbstverständnisse und Handlungsstrategien von ›suffering subjects‹.¹⁸ Die Beispiele im Forschungsfeld Rape and Revenge zeigen sensible, intime und als gewaltvoll wahrgenommene Dimensionen menschlichen Seins und Akteur:innenperspektiven.

Es ist jedoch Vorsicht geboten: Dem forschenden Blick auf Gewaltfantasien und Unrechtserfahrungen in Rachekontexten droht Gefahr, in Voyeurismus umzukippen, wie es beispielsweise das Genre ›True Crime‹ vermehrt tut. Es gelten in der kritischen Analyse daher vor allem forschungsethische Fragen und -datenmanagementspezifische Richtlinien im Untersuchungsdesign zu berücksichtigen. Das bedeutet, danach zu fragen, welche Handlungslogiken, Wertvorstellungen und Erfahrungen ›verletzte‹, ›leidende‹ und ›vulnerable‹ Akteur:innen internalisiert haben und welche Widerstände und Strategien sie entwickeln. Mehr noch, die involvierten Akteur:innen sollten nicht nur eindimensional als aktive Täter:innen oder passive Opfer charakterisiert und dementsprechend als handlungsunfähig skizziert werden. Ein Zugriff auf Repräsentationsformen von vigilanter Gewalt und als brutal gelesener Racheformen kann Wissen über die emotionalen Dimensionen menschlicher Alltags, Affekte und Gefühlslagen formulieren, vor allem von jenen, die als ›undesirable‹ und ›unbearable‹ wahrgenommen werden.¹⁹

Ausgehend von der Prämisse, dass Emotionen, Affekte und Gefühle in ihrer jeweiligen Ausprägung historisch gewachsen, prozesshaft und sozial und kulturell konstruiert sind, können sich Gefühlslagen zu überindividuellen Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Gefühlsmustern/-strukturen – in den Cultural Studies »structure of feelings«²⁰ und in der Emotionssoziologie »feeling rules«²¹ genannt – verdichten. In meinem Forschungsfeld bedeutet dies, dass lebensweltliche Rachegefühle immer in Relation zu gesellschaftlichen Dynamiken stehen (oder wie Fabian Bernhardt sagt, durch das rache-spezifische »Verknüpfungsprinzip«²² eine sinnhafte Ordnung schaffen). Sie können, wie ich zeigen werde, kollektiviert sichtbar und erfahrbar (gemacht) werden. Des Weiteren wird in einigen Argumentationen sichtbar, wie Rape and Revenge als Interpretationsfolien genutzt wurden, um Akteur:innen-gruppen zu charakterisieren.

18 Joel Robbins: Beyond the Suffering Subject: Toward an Anthropology of the Good. In: Journal of the Royal Anthropological Institute 19 (2013), Heft 3, S. 447–462.

19 Vgl. Teresa Toth: Der Fall Marianne Bachmeier. Über die Legitimation von Selbstjustiz. In: Barbara Sieferle (Hg.): Strafe(n). Kulturanthropologische Perspektiven. Freiburg 2021, S. 24–36. Siehe auch Fabian Bernhardt: Forgiveness and Revenge. In: Thomas Szanto/Hilge Landweer (Hg.): The Routledge Handbook of Phenomenology of Emotion. London 2020, S. 497–508.

20 Vgl. Lindner, wie Anm. 17, S. 183. Siehe auch Dewight R. Middleton: Emotional Style: The Cultural Ordering of Emotions. In: Ethos 17 (1989), Heft 2, S. 187–201.

21 Vgl. Arlie R. Hochschild: Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure. In: American Journal of Sociology 85 (1979), Heft 3, S. 551–575; dies.: Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle. Frankfurt am Main 1990.

22 Bernhardt, wie Anm. 10, S. 66.

Forschungen zu sexualisierter Gewalt sowie zu geschlechtsspezifischen Diskriminierungserfahrungen wurden in den letzten Jahren vor allem durch die ›#MeToo-Debatte‹ zunehmend sichtbar gemacht und öffentlichkeitswirksam verhandelt.²³ Die Kultur-, Sozial-, Medien-, Rechts- und Literaturwissenschaften haben eine Vielzahl von historischen, ethnografischen und theoretisch-reflexiven Studien zu dem Themenkomplex Geschlecht – Sexualität – Gewalt produziert.²⁴ Mit der aus den feministischen Filmwissenschaften kommenden Handlungsformel und Genrebezeichnung Rape and Revenge werden seit den 1970er-Jahren affektiv wirksame Exploitationfilme bezeichnet, die sich durch eine spezifische Interaktionskette beziehungsweise Temporalität auszeichnen: Die Erfahrung (brutaler) sexualisierter Gewalt, häufig Vergewaltigung und Missbrauch, bis hin zu Mord, gefolgt von einer Zeit der Reflexion und der Planung sowie ein ihr folgendes, darauf reagierendes ebenso gewaltvolles Rachehandeln.²⁵ Diese Handlungsstrategie beziehungs-

-
- 23 Ich spreche bewusst von sexualisierter Gewalt und nicht von sexueller Gewalt, da Sexualität in den Gewaltpraktiken instrumentalisiert wird, um geschlechtsspezifische (Ohn-)Machtsverhältnisse herzustellen und/oder aufrecht zu erhalten. Vgl. *Luise F. Pusch*: ›Sexualisierte‹ oder ›Sexuelle Gewalt‹? (o. J.). URL: <https://www.fembio.org/biographie.php/frau/comments/sexualisierte-oder-sexuelle-gewalt/> (Stand: 20. 9. 2022). Siehe auch *Bärbel Grubner*: Sexualisierte Gewalt. Feministisch-anthropologische Überlegungen. In: *Austrian Studies in Social Anthropology* 2 (2005), S. 1–32; *Joanna Bourke*: Diskurs, Repräsentation, Traumata. Reflektionen über Macht. In: Gaby Zipfel/Regina Mühlhäuser/Kirsten Campbell (Hg.): *Vor aller Augen. Sexuelle Gewalt in bewaffneten Konflikten*. Hamburg 2021, S. 153–183.
- 24 An dieser Stelle können nicht der vollständige Forschungsstand und die feministischen Theorie- und Forschungstraditionen nachgezeichnet werden. Für den Einstieg siehe *Susan Brownmiller*: *Against Our Will: Men, Women, and Rape*. Robbinsdale 1975; die Beiträge in *Alain Corbin* (Hg.): *Die sexuelle Gewalt in der Geschichte*. Berlin 1992; *Anke Meyer-Knees*: *Verführung und sexuelle Gewalt: Untersuchungen zum medizinischen und juristischen Diskurs im 18. Jahrhundert*. Tübingen 1992; *Sandra Gunning*: *Rape, Race, and Lynching: The Red Record of American Literature, 1890-1912*. Oxford 1997; *Sabine Sielke*: *Reading Rape: The Rhetoric of Sexual Violence in American Literature and Culture 1790-1990*. Princeton 2002; *Christine Künzel*: *Vergewaltigungslektüren. Zur Codierung sexueller Gewalt in Literatur und Recht*. Frankfurt am Main 2003; *Patricia Zuckerhut*: *Von der Gewaltdebatte in Anthropologie und Sozialwissenschaften hin zu einer feministischen Analyse geschlechtlich konnotierter Gewalt*. In: *Zeitschrift für Ethnologie* 135 (2010), Heft 2, S. 275–304; *Susanne Heynen*: *Vergewaltigt. Die Bedeutung subjektiver Theorien für Bewältigungsprozesse nach einer Vergewaltigung*. Weinheim 2000; die Beiträge in *Cheryl Brown Travis* (Hg.): *Evolution, Gender, and Rape*. Cambridge 2003 und *Peter Arnade/Walter Prevenier* (Hg.): *Honor, Vengeance, and Social Trouble*. Cornell 2015; *Lisa M. Schroot*: *A Culture of Rape: In Twentieth Century American Literature and Beyond*. Lexington 2016; die Beiträge in *Mary K. Holland/Hewett Heather* (Hg.): *#Metoo and Literary Studies: Reading, Writing, and Teaching about Sexual Violence and Rape Culture*. New York 2021, *Gaby Zipfel/Regina Mühlhäuser/Kirsten Campbell* (Hg.): *Vor aller Augen sexuelle Gewalt in bewaffneten Konflikten*. Hamburg 2021 und *Lisa Funnell/Ralph Beliveau* (Hg.): *Screening #MeToo. Rape Culture in Hollywood*. New York 2022.
- 25 Zur symbolischen Dimension verletzter/toter/unversehrter Körper und Geschlecht siehe *Lili Paquet*: *The Corporeal Female Body in Literary Rape-Revenge: Shame, Violence, and Scriptotherapy*. In: *Australian Feminist Studies* 33 (2018), Heft 97, S. 384–399.

weise -abfolge kann jedoch ebenso abseits fiktionaler Erscheinungsformen vorkommen, umgekehrt (›Revenge and Rape‹) und verschoben (›Rape as Revenge‹) werden, beispielsweise wenn Akteur:innen aus Rache Vorwürfe sexualisierter Gewalt artikulieren.²⁶ Hinzu kommen Praktiken und Diskurse um ›Revenge Porn‹, das heißt die Veröffentlichung von pornografischen Inhalten (Fotos, Videos usw.) aus Rache als spezifische Form von sexualisierter (symbolischer) Gewalt, ohne die Zustimmung der repräsentierten Personen erhalten zu haben.²⁷

Die Praxis Rape and Revenge darf, so zeigen es die Verweise, nicht auf ein fiktionales Motiv, neurologisches, psychologisches und soziales Defizit oder auf eine überwundene Rechtsinstitution reduziert werden. Der vorliegende Beitrag nimmt eine Vielfalt an Ausdrucksformen und medialen Repräsentationsformen abseits von Filmen in den Blick, ohne eine Kausalität zwischen sexualisierter Gewalt und Rachepraktiken vorauszusetzen. Die Verflechtungen von sexualisierter Gewalt und Rache wirken wie ein Brennglas für gesellschaftliche Wissensordnungen um eine ›Rape Culture‹ und dominante postkoloniale Argumentationen über sozialstrukturelle Kategorien in Rache-Diskursen, primär Geschlecht, Ethnizität und Alter, Bildungsabschlüssen und Religion herum.

Gleichzeitig möchte ich das kritische Potenzial des ethnografischen Forschungszugriffs auf Wirklichkeiten dafür nutzen, auf die Eindimensionalität der Repräsentationsweise, Blickregime und Bilderwelten von Rape and Revenge hinzuweisen.²⁸ Die Philosophin und Soziologin Lilian Schwerdtner plädiert dafür, das Sprechen über sexualisierte Gewalt als Form der Kollektivierung, der Selbstermächtigung, des Widerstandes und der Emanzipation – also als eine machtvolle, wirklichkeitskreierende und solidarische Praxis abseits des konkreten Sprachaktes – anzuerkennen. Das Nachdenken und Sprechen über sowie das Verschweigen von sexualisierter Gewalt können wiederum selbst verletzendende Kräfte entwickeln.²⁹ Ferner bedeutet dies, dass die Artikulationsmöglichkeiten und Referenzpunkte immer mit Machtansprüchen, Positionierungen und Fremd- und Selbstregulierungen verbunden sind: Wer ist (nicht) sichtbar? Wer kann/darf (nicht) sprechen/handeln und wer wird individuell, institutionell und strukturell ausgeschlossen? Wer wird (nicht) repräsentiert?

26 Bernd Kramlinger: Prozess in Memmingen. Frau bezichtigt Mann aus Rache der Vergewaltigung. In: Illertisser Zeitung, 4.3.2011. URL: <https://www.augsburger-allgemeine.de/illertissen/Prozess-in-Memmingen-Frau-bezichtigt-Mann-aus-Rache-der-Vergewaltigung-id14096021.html> (Stand: 14.8.2022).

27 Siehe die Beiträge in *Matthew Hall/Jeff Hearn* (Hg.): *Revenge Pornography, Gender, Sexuality and Motivations*. London 2017. Bekannt war unter anderem der Blog *Is Anyone Up?* in den 2010er-Jahren, gegen den gerichtlich vorgegangen wurde.

28 Vgl. *Stefan Wellgraf*: Nach dem Exotismus. Ethnografie als Kritik. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 116 (2020), Heft 1, S. 5–25.

29 Vgl. *Lilian Schwerdtner*: Sprechen und Schweigen über sexualisierte Gewalt. Ein Plädoyer für Kollektivität und Selbstbestimmung. Münster 2021.

In literarisch-künstlerischen Werken und filmischen Produktionen um Rape and Revenge traten nichtweiße, männliche, cisheterosexuelle Akteur:innen bisher nur vereinzelt und wenn, dann stereotypisiert als Protagonist:innen auf. Es existiert also ein blinder Fleck in der Repräsentation von FLINTA*- und BIPOC-Lebensrealitäten, auch wenn sie keine homogenen Gruppen darstellen.³⁰ Wie nachfolgend in den Fallbeispielen deutlich wird, sind es vor allem geschlechtliche Zuschreibungen und ethnisierende Zugehörigkeiten, welche die Erzählweisen prägen. Das Rachewissen erscheint immer vermittelt und tritt nicht in ›Reinform‹ auf. Mir geht es also nicht darum, die Narrationen auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu prüfen, sondern spezifische Argumentations- und Deutungsweisen offen zu legen, beispielsweise über Geschlecht, Gerechtigkeit und Gruppendynamiken.³¹ Die Erzählungen verhandeln das destruktive und als antisozial wahrgenommene Verständnis von Rache; ihnen werden gleichzeitig jedoch ordnende, produktive und (re-)aktivierende Kräfte zugeschrieben, gerade für die Strukturierung eigener Biografien/Lebensläufe.

Forme(l)n, Funktion, Figurationen von Rape and Revenge in Geschichte und Gegenwart

In den vorgestellten Rachezyklen – das heißt in den zirkulären und in der Intensität steigenden Rachepraktiken – geht es meist um eine Vergeltung auf der Basis eines subjektiven Äquivalenzprinzips, das dazu dienen soll, Reziprozität auszuüben.³² Damit schließt das Konzept an Rachedefinitionen an, die sie – angelehnt an Marcel Mauss' Konzept des Gabentausches – als eine Art umgekehrten Tauschhandel interpretieren.³³ Nutzt mensch diese Denkfigur der Symmetrie für die Analyse des Phänomens Rape and Revenge, so

30 Vgl. die Beiträge in *Stephanie Patrick/Mythili Rajiva* (Hg.): *The Forgotten Victims of Sexual Violence in Film, Television and New Media. Turning to the Margins*. London 2022.

31 *Christopher Shultz*: *Women Are Reclaiming and Perfecting the Rape Revenge Narrative* (16.10.2019). URL: <https://litreactor.com/columns/women-are-reclaiming-and-perfecting-the-rape-revenge-narrative> (Stand: 20.9.2022); *Sophie Breeze*: *Violent Women and Rape-Revenge Fantasies in Film* (17.5.2021). URL: www.antithesisjournal.com.au/blog/2021/5/17/violent-women-and-rape-revenge-fantasies-in-film (Stand: 20.9.2022). Siehe auch *Peter Lehman*: *Don't Blame This on a Girl. Female Rape-Revenge Films*. In: *Steven Cohan/Ina Rae Hark* (Hg.): *Screening the Male. Exploring Masculinities in Hollywood Cinema*. New York 1993, S. 103–117; *Herbert T. Walter*: *Sexual Violence and American Manhood*. Cambridge 2022, S. 127–157.

32 Vgl. *Günther Schlee/Bertram Turner*: *Rache, Wiedergutmachung und Strafe*. In: dies. (Hg.) *Vergeltung. Eine interdisziplinäre Betrachtung der Rechtfertigung und Regulation von Gewalt*. Frankfurt am Main 2008, S. 49–69. Siehe auch die Überarbeitung in *dies.*: (Hg.): *On Retaliation. Towards an Interdisciplinary Understanding of a Basic Human Condition*. New York 2018.

33 Vgl. *Marcel Mauss*: *Die Gabe. Die Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften* (zuerst 1925). Frankfurt am Main 1968.

wird deutlich, dass Sexualität und Gewalt reziprok verstanden werden.³⁴ Im Folgenden werde ich drei Dimensionen um Rape and Revenge skizzieren – hoch- und populärkulturelle Vorlagen, mediale Diskurse und empirische Annäherungen –, um letztere anschließend noch weiter auszudifferenzieren. Ganz im Sinne von George Marcus' Konzept des »Follow the Conflict« beziehungsweise »Follow the Metapher« gehe ich also auf ethnografische Spurensuche von Rape and Revenge.³⁵

Die Wirkmacht populärkultureller Vorlagen

Auch wenn ich an dieser Stelle keine vollständige Kultur- und Wissensgeschichte des Phänomens Rape and Revenge nachzeichnen kann, so möchte ich betonen, dass Rache im Anschluss an eine erlittene Vergewaltigung oder das Erleben sexualisierter Gewalt ein dominantes künstlerisch-ästhetisches und tradiertes Motiv darstellt, das sich vor allem in popkulturellen Erscheinungsformen wie Literatur, Kunst oder Musik niederschlug beziehungsweise bis dato durch diese Quellengattungen motivgeschichtlich und epochenspezifisch (re-)konstruiert wurde.³⁶ Ich sehe diese Formen in Literatur und visueller Kultur als spezifische Wissensspeicher, Aushandlungsorte und Projektionsflächen von gesellschaftspolitischen Diskursen an. Diese antworten einerseits auf Bedarfe einer populärkulturellen Auseinandersetzung, (re-)produzieren, verfestigen und verändern andererseits aber auch Erzähl-, und Darstellungsweisen sowie Opfer-Täter-Narrative.³⁷ Die künstlerischen Ausdrucksformen fungieren als soziale, kulturelle und auch wissenschaftliche Vorlagen. Mehr noch, sie begründen eigene Ökonomien in der Kulturindustrie, sowohl Low-Budget- als auch Blockbuster-Produktionen in Hollywood.³⁸ Dabei ist es wichtig zu reflektieren, dass Rape-and-Revenge-Konzepte je nach Ort, Zeit und filmischem Medium unterschiedliche Gestalten annehmen können.³⁹ Die kulturgeschichtliche »Analyse histo-

34 Vgl. die Beiträge in *Renée J. Heberle/Victoria Grace* (Hg.): *Theorizing Sexual Violence*. New York 2009.

35 *George E. Marcus*: *Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography*. In: *Annual Review of Anthropology* 25 (1995), S. 95–117.

36 Vgl. *Stuart Hall*: *Notes on Deconstructing ›the Popular‹*. In: *Samuel Raphael* (Hg.): *People's History and Socialist Theory*. New York 1981, S. 227–240. Für eine Kritik an eurozentrischen Repräsentationsformen vgl. *Victor J. Vitanza*: *Sexual Violence in Western Thought and Writing: Chaste Rape*. London 2011; *ders.*: *Chaste Cinematics*. New York 2015.

37 Vgl. *Kasper Maase*: *Populärkultur – Unterhaltung – Vergnügung. Überlegungen zur Systematik eines Forschungsfeldes*. In: *ders./Christoph Bareither/Mirjam Naast* (Hg.): *Unterhaltung und Vergnügung. Beiträge der Europäischen Ethnologie zur Populärkulturfor-schung*. Würzburg 2013, S. 24–37.

38 Vgl. *Lisa M. Cuklanz*: *Rape on Prime Time: Television, Masculinity, and Sexual Violence*. Philadelphia 2000.

39 Vgl. *Sarah Projanksky*: *Watching Rape: Film and Television in Postfeminist Culture*. New York 2001; *Lehman*, wie Anm. 31.

rischer Diskursformationen«⁴⁰ in den Künsten arbeitet in einem foucaultschen Sinn spezifische Diskurs-Wissen-Gefüge und »Machtmechanismen«⁴¹ heraus. Die Konstruktion von Entwicklungen und Ursprüngen muss aber immer auch kritisch gelesen werden.⁴² Als prominente Beispiele fungieren antike Rache-Mythen und ihre Adaptionen wie *Philomela* (ca. 1 n. Chr. bis 8 n. Chr. durch Publius Ovidius Naso), William Shakespeares Tragödie *Titus Andronicus* (1594) oder die autobiografischen Gemälde der Malerin Artemisia Gentileschi (1593–1653), welche sexualisierte Gewalt und Rache in Form von Tötungen, Verspeisungen oder Verstümmelung verhandelten.⁴³ In mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Erzählungen agieren weibliche Akteur:innen als Rächerinnen eher im Hintergrund. Aufgrund vorherrschender Geschlechterordnungen und Rechtskodizes treten hier männliche (Familien-)Figuren wie zum Beispiel Partner, Väter oder Brüder stellvertretend als Rächer auf.⁴⁴ Als Gründe lassen sich vor allem Ehrkonzepte nennen, die sich unter anderem in der Praxis des Fehdentums institutionalisierten.⁴⁵ Erst im Zuge des 20. Jahrhunderts treten Rächer:innen sexualisierter Ge-

40 Joseph Vogl: Genealogie. In: Clemens Kammler/Rolf Parr/Ulrich J. Schneider/Elke Reinhardt-Becker (Hg.): Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Wiesbaden 2014, S. 255–258, hier S. 255.

41 Ebd.; Zum Verhältnis von Literatur und Wissen siehe zum Beispiel die Zeitschrift *Kultur-Poetik. Journal for Cultural Poetics*, die Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft versteht.

42 Für erste Systematisierungen von Rape-Cultures siehe die Beiträge in *Cassandra Connell/Noreen Wilson* (Hg.): *Rape: The First Sourcebook for Women*. New York 1974 und *Merril D. Smith* (Hg.): *Encyclopedia of Rape*. Westport 2004.

43 Siehe z.B. *Beth Linklater*: ›Philomela’s Revenge‹: Challenges to Rape in Recent Writing in German. In: *German Life and Letters* 54 (2001), Heft 3, S. 253–271; *Hetty E. Joyce*: *Picturing Rape and Revenge in Ovid’s Myth of Philomela*. In: *Marice Rose/Alison C. Poe*: *Receptions of Antiquity, Constructions of Gender in European Art, 1300–1600*. Leiden 2015, S. 305–350; *José M. G. Salas*: *Artemisia Gentileschi: Drama, Revenge and Feminism in her Work*. In: *Asparkia* 34 (2019), S. 109–134; *David Willbern*: *Rape and Revenge in Titus Andronicus*. In: *Englisch Literary Renaissance* 8/2 (1978), S. 159–182; *William W. Weber*: ›Worse Than Philomel‹: Violence, Revenge and Meta-Allusion in *Titus Andronicus*. In: *Studies in Philology* 112 (2015), Heft 4, S. 698–717.

44 Vgl. *Sue Lees*: *Ruling Passions: Sexual Violence, Reputation and the Law*. Maidenhead 1997; *Jff/hak/dpa*: *Selbstjustiz in Freiburg. Vergewaltiger von Tochter getötet: Mord-Urteil gegen Vater*. In: *Fokus online*, 7.12.2015. URL: https://www.fokus.de/regional/freiburg/er-toetete-den-vergewaltiger-seiner-tochter-landgericht-freiburg-verurteilt-vater-und-sohn-zu-hohen-haftstrafen_id_5136801.html (Stand: 14.8.2022); o.V.: *Stiefvater erschlagen. Hunderttausende fordern Freilassung von Jugendlichen*. In: *Frankfurter Allgemeine – FAZ.net*, 28.1.2022. URL: https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/kriminalitaet/stiefvater-erschlagen-freilassung-von-jugendlichen-gefordert-17761665.html?GEPIC=s6&fbclid=IwAR1cuCwkRNrUczkQbaOp44xyJmwdWqWIBd8b0eozM0V4dnOAbJ_ffjTj8 (Stand: 30.10.2022).

45 Vgl. *Christine Reinle*: *Fehde*. In: *Handwörterbuch zu deutschen Rechtsgeschichte*. Band 1, Berlin 2018, S. 1515–1525. Für eine historisch-anthropologische Perspektive siehe *Ute Frevert*: *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*. München 1991.

walt in Kunstformen wieder selbst in den Vordergrund⁴⁶ – und zwar überwiegend in populärkulturellen Figurationen wie Literatur (Lyrik, Drama, Prosa), Graphic Novels (Animes, Femasthetics, Zines), bildender Kunst, Film (auch Pornografie), Musik (Pop-Songs), wie überhaupt in medialen und transkulturellen Repräsentationen aus der (us-amerikanischen) Populärkultur. Dazu zählen beispielsweise der indische Film *Bandit Queen* (1994), die US-amerikanischen Produktionen *Thelma und Louise* (1991), *Revenge* (2017), *Promising Young Women* (2021), *Violation* (2021) oder *The Last Duel* (2021).⁴⁷ Die Erzähltraditionen und die Mythenbildung wirken in die Gegenwartskünste hinein. Diese aktualisieren das Motiv und eignen es sich an, nicht aber ohne Bezüge zu tradierten Erzählformen herzustellen oder gar mit Lesarten zu spielen. Es wird deutlich: Rape and Revenge wird künstlerisch-ästhetisch und transkulturell verhandelt, zum Beispiel im ›Bollywood‹/›Nollywood‹.⁴⁸ Die Kulturindustrie, ihre Neuauflagen, Adaptionen und Revivals zeigen, dass die Thematik, sicherlich zuletzt aufgrund ökonomischer Logiken, nicht an Aktualität eingebüßt hat.⁴⁹ Trotz der Vielfalt an künstlerischen Erscheinungsformen existieren von Seiten der Film- und Medienwissenschaften nur wenige Grundlagenstudien.⁵⁰ Erste filmwissenschaftliche und medien-theoretische Annäherungen erfolgten vor allem in den 1990er-Jahren. Diese untersuchten die genre- und geschlechtsspezifischen Visualisierungs- und Narrationsstrategien.⁵¹ Es lässt sich resümieren, dass die Merkmale von

46 Vgl. *Julia Reifenberger*: ›Getting even evener‹. Revenge-Rape und Geschlechterpolitik im aktuellen Rape-Revenge-Film. In: *Navigationen – Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaften* 12 (2012), Heft 1, S. 45–58; *dies.*: ›Kill your rapist!‹ Der Rape-Revenge Film als genderpolitisches Verwirrstück. In: *Jochem Kotthaus* (Hg.): *Sexuelle Gewalt im Film*. Basel 2015, S. 82–106.

47 Vgl. *Tilo Renz*: Gewalt weiblicher Figuren als resignifizierendes Sprechen. *Thelma and Louise*, *Baise-moi* und *Judith Butlers* Politik des Performativen. In: *Jochen Fritz/Neil Stewart* (Hg.): *Das schlechte Gewissen der Moderne. Kulturtheorie und Gewaltdarstellung in Literatur und Film nach 1968*. Köln 2006, S. 181–212. Eine Liste mit einigen Filmbeispielen findet sich auf Wikipedia. URL: https://en.wikipedia.org/wiki/Category:Rape_and_revenge_films (Stand: 15.8.2022).

48 Vgl. *Isha Karki*: Scripting Resistance: Rape and the Avenging Woman in Hindi Cinema. In: *Journal of International Women's Studies* 20 (2018), Heft 4, S. 83–102; *Jonathan Haynes*: *Nollywood. The Creation of Nigerian Film Genres*. Chicago (USA) 2016.

49 Vgl. *Debra Ferreday*: ›Only the Bad Gyal Could Do This‹: Rihanna, Rape-Revenge Narratives and the Cultural Politics of White Feminism. In: *Feminist Theory* 18 (2017), Heft 3, S. 263–280, und *Kelly Wilz*: *Resisting Rape Culture through Pop Culture. Sex After #MeToo*. Washington 2019.

50 Vgl. *Claire Henry*: *Maternal Revenge and Redemption in Postfeminist Rape-Revenge Cinema*. In: *Sheila C. Bibb/Daniel Escandell* (Hg.): *Best Served Cold: Studies on Revenge*. Leiden 2010, S. 105–113; die Beiträge in *Kyle Wiggins* (Hg.): *American Revenge Narratives. A Collection of Critical Essays*. London 2018.

51 Siehe die ›großen‹ Rape-and-Revenge-Studien: *Molly Haskell*: *From Reverence to Rape. The Treatment of Women in the Movies*. London 1987; *Jacinda Read*: *The New Avengers: Feminism, Femininity and the Rape-Revenge Cycle*. Manchester 2000; *Alexandra Heller-Nicholas*: *Rape-Revenge-Films: A Critical Study*. Jefferson 2021, S. 97; *Julia Reifenberger*: *Girls with Guns. Rape & Revenge Movies: Radikalfeministische Ermächtigungs-*

filmischen Formen der Selbstjustiz als ein spezifischer Motivkanon interpretiert werden kann, in dem Betroffene sexualisierter Gewalt Rache an ihren:seinen Vergewaltiger:innen ausüben und/oder sich Partner:innen, Familienmitglieder:innen oder Freund:innen (stellvertretend) an ihnen rächen (wollen). Gleichzeitig werden vor allem in Filmkritiken und Online-Blogs Genrekonventionen, Aneignungsstrategien des Filmgenres sowie die Grenzen der Filmgattung diskutiert, zum Beispiel in Abgrenzung zum Genre des ›klassischen‹ Horrorfilmes oder ›Slashermovies.⁵² Die filmischen Auseinandersetzungen und Produktionen können – geht man davon aus, dass diese durch gesellschaftliche Diskurse geformt werden – auf ihren Bedeutungsgehalt hin befragt werden.⁵³ Auch wenn der Motivkanon und die Kompositionen der Filme punktuell untersucht wurden, fehlen Ausarbeitungen zu den Konzeptualisierungen und Produktionen von Rape-and-Revenge-Filmen und zu ihren Wirkungen (Rezeptionsstudien).⁵⁴ In den Rape-and-Revenge-Filmen werden meist stereotypisierte Geschlechterordnungen und Beziehungsnetze – weibliche Ohnmacht und männliche Macht – als Ausgangslage genutzt, um die Brutalität, Grausamkeit und Genugtuung der Protagonist:innen im weiteren Filmverlauf vorzubereiten.⁵⁵ Die Akteur:innenkonstellationen, die zeitliche Einordnung sowie der gebaute und soziale Raum variieren.

fantasien? Berlin 2013 und *Claire Henry: Revisionist Rape-Revenge. Redefining a Film Genre*. New York 2014.

52 Vgl. *Felicia Feaster/Bret Wood: Forbidden Fruit. The Golden Age of the Exploitation Film*. Baltimore 1999; *Eric Schaefer: ›Bold! Daring! Shocking! True!‹: A History of Exploitation Films, 1919–1959*. Durham 1999; *Rikke Schubart: Super Bitches and Action Babes: The Female Hero in Popular Cinema, 1970–2006*. Jefferson 2007, S. 83.

53 Vgl. *Stefan Höltgen: Vergewaltigung und Vergeltung: Film, Zuschauer und Zensur im Simulationsraum der Gewalt*. In: *Ästhetik und Kommunikation* 125 (2004), S. 39–46; *David Andrews: Reconsidering the Body Genre: Rape-Revenge and Postfeminist Softcore as Bi-cultural Phenomena*. In: *Alphaville. Journal of Film and Screen Media* 7 (2014), S. 1–22. Es lassen sich verschiedene Adaptionenmöglichkeiten herausarbeiten. Vgl. *Jeffrey A. Brown: Beyond Bombshells: The New Action Heroine in Popular Culture*. Jackson 2015.

54 Vgl. *Heinz Bude: Die Rekonstruktion kultureller Sinnsysteme*. In: Uwe Flick/Ernst von Kardoff/Heiner Keupp/Lutz von Rosenstiel/Stephan Wolff (Hg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. München 1991, S. 101–112. In der Kulturwissenschaft hat sich der Forschungsbereich der Visuellen Anthropologie beziehungsweise Medienanthropologie herausgebildet. Einen gesellschaftskritischen Forschungszugang stellen auch die Perspektiven der Cultural Studies dar, die kulturelle Güter und Produkte immer als sozial, historisch, ökonomisch und politisch situiert einordnen.

55 Vgl. *Christine Künzel: ›Das gerade wäre der Ort, wo ich am tödlichsten zu verwunden bin!‹ Sexuelle Gewalt und die Konzeption weiblicher Verletzungsoffenheit*. In: Petra Leutner/Ulrike Erichsen (Hg.): *Das verortete Geschlecht. Literarische Räume sexueller und kultureller Differenz*. Tübingen 2003, S. 61–80; siehe auch die Beiträge in *Halina Bendorowski/Irene Rotalsky (Hg.): Die alltägliche Wut: Gewalt, Pornografie, Feminismus*. Berlin 1987; *Christiane Schmerl: Wann werden Weiber zu Hyänen? Weibliche Aggressionen aus psychologisch-feministischer Sicht*. In: dies./Bettina Dausien/Martina Herrmann/Mechtild Oechsle/Marlene Stein-Hilbers (Hg.): *Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft*. Opladen 1999, S. 197–215.

Ganz im Sinne des Horrorgenres werden die Täter:innen wegen der Ausübung sexualisierter Gewalt gequält, gefoltert und häufig getötet. Die in der Regel weiblichen Akteur:innen üben Vergeltungspraktiken und Formen der Selbstjustiz aus, während die Täter:innen zum passiven Spielball ›weiblicher Wut‹ werden und sich ihre Handlungsmöglichkeiten sukzessive gegen Null verringern.⁵⁶

Außerdem existiert eine Vielzahl an Rache-Ratgeberliteratur, welche die skizzierten populärwissenschaftlichen Argumentationen und psycho(patho)logisierenden Denkfiguren aufgreifen. Dieses spezifische Literaturgenre formuliert Handlungsimperative im Sinne eines Emotionsmanagements und einer Selbstsorge zu transformieren. Das heißt, Rachegefühle werden vor dem Hintergrund von gesellschaftlichen Optimierungsnarrativen, neo-liberalen Vorstellungen individueller Selbstverwirklichung und emotions- und arbeitsökonomischen Gründen produktiv genutzt und für die Arbeit an dem eigenen Selbst umgeleitet. Die Themenfelder, welche angesprochen werden, umfassen meistens den beruflichen, persönlichen und finanziellen Erfolg oder die Distanzierung von rächenden Akteur:innen im sozialen Nahbereich. Geht es um Rache und das Erleben von sexualisierter Gewalt, dann wird meist eine Selbstpsycho(patho)logisierung und -therapie angedeutet, um über erfahrene Traumata nachzudenken beziehungsweise eine Bewältigung anzustreben.⁵⁷ Mich interessieren in meiner Analyse neben den fiktionalen Ausdrucksformen vor allem empirische Phänomene, wie ich im Folgenden genauer aufzeigen werde.

Diskursive Aushandlungen. Sexualisierte Gewalt und Rache in Print- und Onlinemedien

Bereits die wissenschaftsgeschichtliche Skizzierung und die Fülle an künstlerisch-ästhetischen Verhandlungen von Rape and Revenge zeigen, wie sexualisierte Gewalt und Rache-Kulturen eng mit Arten und Weisen des

56 Ausnahmen sind zum Beispiel die Filme *Sleepers* (1996). Die Vergewaltigung männlicher Protagonisten im Kindes- beziehungsweise Jugendalter findet in dem Raum ›Gefängnis/ Erziehungsanstalt‹ statt. Für einen ersten theoretischen Einstieg siehe *Richie J. McMullen*: *Male Rape: Breaking the Silence on the Last Taboo*. Boston 1990; die Beiträge in *Anthony M. Scacco/Edward H. Peeples/Stuart J. Miller* (Hg.): *Male Rape: A Casebook of Sexual Aggressions*. New York 1982 und *Gillian C. Mezey/Michael B. King* (Hg.): *Male Victims of Sexual Assault*. Oxford 2000. Für psycho(patho)logisierende Deutungen siehe *Damon Mitchell/Richard Hirschman/Gordon C. Nagayama Hall*: *Attributions of Victim Responsibility, Pleasure, and Trauma in Male Rape*. In: *Journal of Sex Research* 36 (1999), S. 369–373, und *Darren L. Burt/Lesley R. DeMello*: *Attribution of Rape Blame as a Function of Victim Gender and Sexuality, and Perceived Similarity to the Victim*. In: *Journal of Homosexuality* 43 (2002), Heft 2, S. 39–57.

57 Vgl. die quellenkritische Einordnung bei *Timo Heimerdinger*: *Wem nützen Ratgeber? Zur alltagskulturellen Dimension einer populären Buchgattung*. In: *Non-Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen* 7 (2012), Heft 1/2, S. 37–49; *Michael Niehaus/Matias Martinez*: *Herausforderungen meistern, Krisen überwinden. Über Ratgeberliteratur aus narratologischer Sicht*. In: ebd., S. 57–71.

Erzählens (story telling) verknüpft sind. Durch diese werden partielle Wahrheiten formuliert. Für die Charakterisierung eigener Biografien und für Gruppenidentitäten können die Erzählweisen strukturierend und chronologisierend wirken, gerade weil sie eine kohärente Ordnung von Ereignissen bedingen können.⁵⁸ Mediale Beispiele in der Tagespresse und in der journalistischen Aufbereitung dafür, häufig vermittelt in Print- und Onlinemedien, sind etwa der Fall von Marianne Bachmeier, die 1981 den Vergewaltiger und Mörder ihrer siebenjährigen Tochter Anna im Gerichtssaal erschoss und damit weltweit für Aufsehen, Zustimmung und Ablehnung sorgte, oder der Gerichtsprozess um Valérie Bacot aus dem Jahr 2021, die ihren Vergewaltiger und Ehemann erschoss. Die gesellschaftlichen Reaktionen und medialen Debatten, die auf die beiden Gerichtsprozesse folgten, zeigen, wie die beiden Frauen als weibliche Sozialfiguren (rächende Mutter und Ehefrau) überhöht wurden.⁵⁹ Sie wurden zur Projektionsfläche von Vorstellungen von Selbstjustiz, mütterlicher Fürsorge und weiblicher Selbstermächtigung.⁶⁰ Mehr noch, die Rachestrategien warfen gesellschaftspolitische Fragen nach der moralischen Legitimität von als brutal gelesenen Rachepraktiken und die Infragestellung nationalstaatlicher Rechtstaatlichkeit (Vigilantismus) auf, die ›verwundbare‹ Körper konstruieren.⁶¹ Darüber hinaus ist in den Narrationen medialer Berichterstattungen zu erkennen, wie Brüder und/oder Väter, seltener Freund:innen, sich an dem (potenziellen) Vergewaltigern ihrer Schwester, Tochter und Freund:in rächen⁶² und dadurch (familiäre) Stellver-

-
- 58 Vgl. *Silke Meyer*: Was heißt Erzählen? Narrationsanalyse als hermeneutische Zugangsweise in der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 110 (2014), S. 243–267.
- 59 Vgl. *Moritz Ege/Jens Wietschorke*: Figuren und Figurierungen in der empirischen Kulturanalyse. Methodologische Überlegungen am Beispiel der ›Wiener Typen‹ vom 18. und des Berliner Prolls im 21. Jahrhundert. In: LiThes. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 11 (2014), S. 16–35. Siehe auch *Sebastian Moser/Tobias Schlechtriemen*: Sozialfiguren – zwischen gesellschaftlicher Erfahrung und soziologischer Diagnose. In: Zeitschrift für Soziologie 47 (2018), Heft 3, S. 164–180.
- 60 Vgl. *Theophus Smith*: Vengeance is Never Enough: Alternative Visions of Justice. In: Amy B. Brown (Hg.): Roads to Reconciliation: Conflict and Dialogue in the Twenty-First Century. New York 2005, S. 35–53.
- 61 Vgl. *Irene Altemüller*: Der Fall Marianne Bachmeier: Selbstjustiz einer Mutter. In: ndr. de. 6.3.2022. URL: <https://www.ndr.de/geschichte/chronologie/Selbstjustiz-einer-Mutter-Der-Fall-Marianne-Bachmeier,mariannebachmeier101.html> (Stand: 20.3.2021). Ihre Lebensgeschichte hat sie in einer Biografie veröffentlicht und diese wurde mehrfach verfilmt; o.V.: Prozess um Rache nach Vergewaltigung (22.8.2020). URL: <http://www.radio lippe.de/nachrichten/lippe/detailansicht/prozess-um-rache-nach-vergewaltigung.html> (Stand: 20.3.2021). Siehe auch *Gernot Kramper*: Fatale Rache. 19-jährige tötete ihren Vergewaltiger – nun soll sie lebenslang in Haft. In: stern.de, 25.12.2019. URL: <https://www.stern.de/panorama/wissen/19-jaehrige-toetete-ihren-vergewaltiger---nun-soll-sie-lebenslang-in-haft-9062622.html> (Stand: 23.3.2021); *Alice Bolin*: Dead Girls: Essays on Surviving an American Obsession. New York 2018.
- 62 *Deutsche Presse Agentur (dpa)*: Selbstjustiz nach Vergewaltigung. Vater und Sohn wegen Mordes vor Gericht. In: Tagesspiegel, 8.4.2015. URL: <https://www.tagesspiegel.de/ge>

treter:innenkonflikte auslösen.⁶³ In den Argumentationen wird nicht selten über männliche Gruppendynamiken, religiöse und ethnisch markierte Ehrkonzepte und Vorstellungen von Solidarität aufgrund von Zugehörigkeiten gesprochen und als Erklärungsmuster genutzt. Hier werden vor allem geschlechtliche, ethnische und religiöse Narrative reproduziert. Kritisch sollten zudem die Heroisierungen von Einzelakteur:innen eingeordnet werden und die ihnen zugrunde liegenden Familien- und Verwandtschaftsentwürfe (Mutter-, Vater- und Geschwisterrollen).⁶⁴

Während psycho(patho)logisierende Lesarten Rape and Revenge als Coping-Strategie im Umgang mit traumatisierenden Gewalterfahrungen deuten, sehen andere Racheverständnisse die Praxis als Ausdruck von Kritik an einer unbefriedigenden Sanktionierungspraxis in geltenden Rechtssystemen an.⁶⁵ So tauchen Diskurspositionen auf, in denen sich für eine erlittene Kränkung, ein erfahrenes Unrecht oder eine fehlende Anerkennung mit sexualisierter Gewalt gerächt wird.⁶⁶ Sexualisierte Gewalt fungiert als Strafpraxis und wird gezielt als Rachestrategie eingesetzt, die insbesondere in Kriegskontexten in Erscheinung treten kann.⁶⁷ Ferner gibt es populistische und antifeministi-

sellschaft/panorama/vater-und-sohn-wegen-mordes-vor-gericht-3620104.html (Stand: 20.3.2021).

- 63 *AFP*: ›Rache-Vergewaltigung‹ in Pakistan: Perverse Methode zur Familienschlichtung. In: Hessische/Niedersächsische Allgemeine – hna.de, 27.3.2018. URL: <http://www.hna.de/welt/rache-vergewaltigung-pakistan-familien-streit-zr-9730924.html> (Stand: 20.3.2021); o.V.: Vergewaltigung aus Rache – Haftstrafen für Gruppe. In: Welt (21.8.2019). URL: <https://www.welt.de/vermischtes/article198952269/Berlin-Vergewaltigung-aus-Rache-Haftstrafen-fuer-Gruppe.html> (Stand: 20.3.2021); o.V.: Grausame Rache: Frau sorgt dafür, dass sieben Männer ihre Freundinnen vergewaltigen (21.6.2020). URL: <https://www.tag24.de/justiz/missbrauch/rache-frau-sorgt-dafuer-dass-sieben-maenner-ihre-freundinnen-vergewaltigen-1553906> (Stand: 23.3.2021).
- 64 Siehe z.B. *Clara Müller*: Vergewaltiger stimmt Vergewaltigung seiner Schwester zu (4.6.2022). URL: <https://jurios.de/2022/07/04/vergewaltiger-stimmt-vergewaltigung-seiner-schwester-zu/> (Stand: 14.8.2022).
- 65 Vgl. *Carol J. Clover*: Men, Women, and Chain Saws: Gender in the Modern Horror Film. Princeton 1992; *Barbara Creed*: The Monstrous-Feminine Film, Feminism, Psychoanalysis. London 1993; *Elisabeth Miller*: Rape-Revenge Films During the Antirape Movement: 1972–1988. Haverford 2020; *Claire Henry*: Maternal Revenge and Redemption in Postfeminist Rape-Revenge Cinema. In: Inter-Disciplinary.Net (Hg.): Best Served Cold. Freeland 2010, S. 105–115.
- 66 *Eva Maria Vaasen*: Zweieinhalb Jahre Haft: 45-Jähriger soll Ex-Freundin aus Rache vergewaltigt haben (8.8.2019). URL: <https://www.suedkurier.de/region/bodenseekreis/ueberlingen/Zweieinhalb-Jahre-Haft-45-Jaehriger-soll-Ex-Freundin-aus-Rache-vergewaltigt-haben;art372495,10241874> (Stand: 23.3.2021).
- 67 Vgl. *Bonnie Miller/Jessie Quintero Johnson*: When Women ›Snap‹: The Use of Mental Illness to Contextualize Women’s Acts of Violence in Contemporary Popular Media. In: Women’s Studies in Communications 39 (2016), Heft 2, S. 211–227. Aufgrund der begrenzten Kapazitäten dieses Beitrages kann ich an dieser Stelle nur auf das große Forschungsfeld ›Sexualisierte Gewalt und Krieg‹ hinweisen (vgl. die Beiträge in *Raphaelle Branche/Fabrice Virgili* (Hg.): Rape in Wartime. Basingstoke 2012; *Carol Rittner/John K. Roth* (Hg.): Rape: Weapon of War and Genocide. St. Paul 2012.

sche Online-Gruppen wie die *Incels*, die sexualisierte und physische Gewalt (bis hin zu Femiziden) als Formen der imaginierten und praktizierten Rache ausüben. Dieses Verhältnis kann mit einem offenen Verständnis von Rape and Revenge greifbar und analysierbar gemacht werden.⁶⁸ Es lässt sich resümieren, dass in den oftmals reißerisch aufbereiteten Berichterstattungen die Verknüpfung von sexualisierter Gewalt und Rache häufig eine kulturialisierende und essenzialistische Kodierung erhalten.⁶⁹ Sicherlich werden diese Narrationen ebenfalls in politischen Argumentationen aufgegriffen und für die Erzeugung von sozialen Verwerfungen, Aversionen und Antipathien instrumentalisiert. Um die Eigenlogik der Praxis Rape and Revenge verstehen zu können, bedarf es neben einer kulturgeschichtlichen und fiktionalen Rekonstruktion auch einer empirisch-kulturwissenschaftlichen Analyse, um Rape and Revenge im Feld der Alltagserfahrungen sichtbar zu machen.

Über Gewalt und Unrecht sprechen: Rape and Revenge als Alltagserfahrung und Gefühlskonstellation

Als Grundlage der hier folgenden Ausführungen dient meine Masterarbeitsforschung aus den Jahren 2020/21, für die ich über 20 leitfadengestützte Interviews und informelle Gespräche sowie Zeitungsartikel, Forenbeiträge und Populärkultur (Rache-Ratgeberliteratur und Podcasts) ausgewertet habe.⁷⁰ In der Auswertung des empirischen Materials wurden neben der Vielfalt an Erzähl-, Wahrnehmungs- und Deutungsweisen (Ding-, Helden-, Erfolgs- oder Befreiungsgeschichten), vor allem die Verflechtungen von sexualisierter Gewalt und Rache deutlich: Als Praktiken ausgeübt, als Erwartungshaltung an von Unrecht und Gewalt erfahrenden Akteur:innen herangetragen, imaginiert oder als eine durch den Vertrauensverlust gegenüber staatlichen Institutionen ausgeführte Form von vigilanter Gewalt und Selbstjustiz. Damit schließe ich an das Plädoyer des Racheforschers Fabian Bernhardt an, sich mehr mit den »alltäglichen Micropraktiken der Rache«⁷¹ auseinanderzusetzen.

68 Vgl. Siehe auch *Thom Brooks*: Punishment. London 2012, S. 199; *Veronika Kracher*: Incels: Geschichte, Sprache und Ideologie eines Online-Kults. Mainz 2020.

69 *dpa/euronews*: Pakistan: Mann darf aus Rache Mädchen vergewaltigen – 20 Festnahmen. In: Euronews, 26. 7. 2017. URL: <https://de.euronews.com/2017/07/26/pakistan-mann-darf-aus-rache-madchen-vergewaltigen---20-festnahmen> (Stand: 23. 3. 2021).

70 Vgl. weitere Überlegungen, die auf einem Workshop vom März 2022 an der Universität Hamburg basieren: *Manuel Bolz/Christine Künzel* (Hg.): Rape and Revenge. Rache-Kulturen und sexualisierte Gewalt in intermedialer Perspektive. Göttingen 2023 (in Vorbereitung). Siehe auch *Manuel Bolz*: Rape and Revenge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf sexualisierte Gewalt (14. 9. 2021). URL: <https://www.gender-blog.de/beitrag/kulturwis-senschaft-sexualisierte-gewalt/> (Stand: 20. 9. 2022); *ders.*: ›Revenge‹ as Affective Assemblaes? Emotions, Narratives and Social Relationships from Ethnographic Perspectives. In: *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 14 (2022), S. 49–67.

71 *Bernhardt*, wie Anm. 10, S. 38.

Die dritte Dimension stellen (auto-)biografische Rachege­schichten dar, in denen Akteur:innen über erfahrene, praktizierte und fantasierte Rache sprechen. Ich formuliere einen ersten Klassifizierungs- und Kategorisierungsversuch der ›Fallgeschichten‹ und schlage erste Ordnungsprinzipien vor, um die Wirklichkeitskonstruktionen und Bedeutungszuschreibungen zu strukturieren.⁷² Es ist wichtig zu reflektieren, dass die Gespräche von Eigen- und Selbstregulierungen geprägt sind. Das heißt, auch diese Erzählungen geben nicht eins zu eins die Wirklichkeit wieder oder liegen in objektiv-faktischer ›Reinform‹ vor, sondern sie sind bereits selektiert und durch Auslassungen und Interpretationen gekennzeichnet. So haben einige der Gesprächspartner:innen Wissen bewertet, aktiv zurückgehalten oder es ergaben sich Grenzen im Erzählen.⁷³ Kurz: Die Erfahrungsberichte sind bereits selektiert, bewertet, gefiltert und geordnet, etwa durch die Frage, was als erinner- und erzählwürdig erachtet wird. Die Erzählungen werden von mir nicht auf ihre Authentizität/Glaubwürdigkeit oder auf den Wahrheitsgehalt geprüft, sondern mich interessieren die Bedeutungszuschreibungen und Sinnkonstruktionen.⁷⁴ Des Weiteren gibt es, so meine Einschätzung, Grenzen in der Versprachlichung von sexualisierten Gewalterfahrungen und sexualisiertem Handeln ohne Konsens. Die Gewalt- und Unrechtserfahrungen können Sprachlosigkeit und eine Schweigsamkeit bedingen, aber diese sollten nicht einseitig auf psycho(patho)logisierende Verdrängungsmechanismen in einer freudschen Lesart oder gar auf Krankheitsbilder reduziert werden dürfen, auch wenn dieses Wissen über die Verknüpfung von sexualisierter Gewalt und Rache dominant und in medialen Diskursen wirkmächtig zu sein scheint.⁷⁵ Sprachlosigkeit kann auch heißen, dass es historisch-kulturell noch keine ausdifferenzierte ›Sprache‹ für sexualisierte Gewalterfahrungen gibt, in der sich Menschen ausdrücken können, vielmehr lange eine Kultur des ›Todschweigens‹ dominierte. Ferner ist es die Interviewsituation selbst, die durch ihre Atmosphäre, die zeitliche Begrenztheit und die Tagesverfassung der Alltagsakteur:innen Auswirkungen auf die

72 *Pierre Bourdieu*: Verstehen. In: ders. u. a. (Hg.): Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz 1997, S. 779–823.

73 Für eine biografisch-rekonstruierende Erweiterung, die auch im Kontext von Rachege­schichten fruchtbar ist vgl. *Rixta Wundrak*: Biografie als Praxis-Diskurs-Formationen. Eine praxeologische Perspektive auf lebensgeschichtliche Interviews. In: Ina Alber-Armenat/Birgit Griese/Martina Schiebel (Hg.): Biografieforschung als Praxis der Triangulation. Wiesbaden 2018, S. 83–104.

74 Vgl. *Ralf Bohnsack/Winfried Marotzki*: Einleitung. In: dies. (Hg.): Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Wiesbaden 1998, S. 7–18. Zur Frage nach Authentizität siehe *Christine Künzel*: Ver-rückte Erzählungen: Vergewaltigungstrauma und das Problem der Glaubwürdigkeit. In: Günter H. Siedler/Wolfgang U. Eckart (Hg.): Verletzte Seelen. Möglichkeiten und Perspektiven einer historischen Traumaforschung. Gießen 2005, S. 213–228; *Audrey S. Yap*: Credibility Excess and the Social Imaginary in Cases of Sexual Assault. In: *Feminist Philosophy Quarterly* 3/4 (2017), S. 1–24.

75 Vgl. *Stefan Hirschauer*: Ethnografisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. In: *Zeitschrift für Soziologie* 30 (2001), Heft 6, S. 429–451.

Racheerzählungen besitzt. So wurden einige Gespräche face-to-face in Ko-Präsenz in Cafés, in Parks, an öffentlichen Plätzen, in Universitätsräumen oder via (Video-)Telefonie durchgeführt. Orte wie das eigene zu Hause gaben den Gesprächspartner:innen laut eigener Aussage Gefühle von Sicherheit, gerade um über sexualisierte Gewalt und Rache zu sprechen. In den öffentlichen Räumen veränderte sich die Tonlage: An Gesprächsstellen, in denen es um Paarbeziehungen, Sexualität und Gewalt ging, wurde sie meist leiser und die Interviewten schauten sich in dem jeweiligen Raum um, wer ihnen zuhören könnte. An anderen Stellen wurden sie wütend und der Tonfall ihrer Stimmen lauter.

Die Beschäftigung mit empirischen Rachege-schichten und sexualisierten Gewalterfahrungen ist ein sensibles Forschungsfeld, das – wie einleitend bereits erwähnt – vulnerable Gruppen betrifft und zu strukturellen Diskriminierungen und Stigmatisierung führen kann. Die Analyse von empirischen Daten über sexualisierte Gewalt und Rache wirft daher spezifische Fragen der Forschungsethik und des Forschungsdatenmanagements auf, die Strategien der Anonymisierung, den Datenschutz, die Gefahr der Rekonstruktion von Persönlichkeitsprofilen oder die (nachhaltige) Speicherung der Audioaufnahmen und Transkriptionen betreffen. Des Weiteren schließen hier auch methodologische Fragen nach der Greifbarkeit, Flüchtigkeit und Analysierbarkeit von Emotionen, Gewalt- und Unrechtserfahrungen an.

Im Folgenden stelle ich vier ausgewählte Erzählmuster vor: Ethnisierende und kulturalisierende Deutungen, psycho(patho)logisierende Denkfiguren und Wissensformen, Praktiken der Emanzipation, der Distanzierung und des Widerstandes sowie Erwartungshaltungen, Körperverständnisse und Vorstellungen einer Affektkontrolle. Aus Gründen der Forschungsethik, des Datenschutzes und der Begrenztheit dieses Beitrages werde ich im Folgenden außer mit einem Beitrag aus meinen Feldnotizen nicht mit wörtlichen Zitaten arbeiten, sondern die von den anonymisierten Akteur:innen artikulierten ›Fallgeschichten‹ in komprimierter Form wiedergeben.

Kollektivierungen und Kulturalisierungen. Die Konstruktion von Rape and Revenge als ethnisierendes Merkmal (Susanne, Jürgen)

Meine Interviewpartner:innen Susanne und Jürgen, zwei circa 40-jährige Staatsanwält:innen aus der Hamburger Justizbehörde, teilen mir mit, dass ihnen Rape-and-Revenge-Strategien als strafrechtliches Motiv in Form von Geständnissen im Gerichtsaal und in juristischen Dokumenten begegnen.⁷⁶ Häufig werde Rache – so ihre Wahrnehmung – als Motiv (Strafgesetzbuch), Praxis und Deutungsmuster zwischen Männern und Männergruppen in

⁷⁶ Vgl. Peter W. G. Robson: Beyond the Courtroom – Vigilantism, Revenge and Rape-Revenge Films in the Cinema of Justice. In: Caroline J. K. S. Picart/Michael H. Jacobsen/Cecil Greek (Hg.): Framing Law and Crime. An Interdisciplinary Anthology. Lanham 2016, S. 165–202; ders.: Developments in Revenge, Justice and Rape in the Cinema. In: International Journal for the Semiotics of Law 34 (2019), S. 69–88.

gewalttätigen Gruppenkonflikten auf St. Pauli genannt.⁷⁷ Rache wird juristisch als ein niedriger Beweggrund eingestuft und mit Gefühlsregungen wie Eifersucht, Wut, Ärger und Hass gleichgesetzt. Im weiteren Verlauf der Gespräche verweisen beide auf kriminelle Gruppen (Clans) im Hamburger Stadtraum und argumentieren damit ähnlich wie dies dominante ethnisierte, geschlechtsspezifische und psycho(patho)logisierende Narrationen und mediale Diskurse in Print- und Onlinemedien tun. Des Weiteren benennen die Argumentationen von Susanne und Jürgen nicht nur spezifische Räume von Rache und sexualisierter Gewalt wie den Gerichtssaal oder die Straße, sondern rekurren gleichzeitig auf tradierte Geschlechterordnungen und Machtverhältnisse. In dieser Logik sind es (religiöse) Ehr-, Anerkennungs- und Sexualitätsvorstellungen, die Identitäten stabilisieren, reparieren, aufrechterhalten oder wiederherstellen. Die Akteur:innen, welche den beiden Staatsanwält:innen in ihren Arbeitsalltag begegnen, würden sich insofern dafür verantwortlich fühlen, eine Verletzung von Anerkennung im Namen einer Gruppe wie zum Beispiel der eigenen Familie (stellvertretend) rächen zu müssen, zu dürfen und zu können, insbesondere wenn eine Tochter, Schwester oder nahe Verwandte von sexualisierter Gewalt betroffen sei. Es sind also nicht die weiblichen Akteur:innen selbst, die Vorstellungen von Recht und Gerechtigkeit einfordern, sondern diese werden in eine passive/ohnmächtige und dadurch schweigende Position hineinbefördert. Ihnen wird dadurch eigene Handlungsmacht (›agency‹) abgesprochen.⁷⁸ Einige Positionen in den Diskursen vertreten die Meinung, dass die polizeiliche Meldung der Gewalt- und Unrechtserlebnisse bei staatlichen Akteur:innen, die juristische Aufarbeitung und mögliche Disziplinierung selbst als Form der Rache gelesen werden können. Dies geht jedoch mit einer Deutung von Rache als Rechtspraxis einher, die ich zu verkürzt finde. In meiner Lesart verweist die Praxis Rape and Revenge sowohl auf Leerstellen und blinde Flecken innerhalb des juristischen Systems hin als auch darauf, dass gleichzeitig subjektive Vorstellungen von (Un-)Gerechtigkeit existieren und Gültigkeit beanspruchen.⁷⁹ Ein weiteres Deutungsmuster, das im Kontext von Rape and Revenge präsent ist, sind die bereits mehrfach angedeuteten psycho(patho)logisierenden Interpretationen und Denkfiguren: ›Kindheitstraumata‹, Befreiungsgeschichten und ›therapeutisierende‹ Bewältigungsstrategien.

77 Vgl. Interview mit Susanne vom 29.10.2020 und Jürgen vom 11.11.2020 (Material liegt beim Autor).

78 Vgl. Carine M. Mardorossian: Framing the Rape Victim: Gender and Agency Reconsidered. New Brunswick 2014.

79 Vgl. Seitz Sergej: Ambivalenzen der (De)Subjektivierung. Methodische Überlegungen zur Analyse von Gewaltdarstellungen. In: Dagmar von Hoff/Brigitte E. Jirku/Lena Wetenkamp (Hg.): Visualisierungen von Gewalt: Beiträge zu Film, Theater und Literatur. Frankfurt am Main 2018, S. 11–31.

Psycho(patho)logisierende Denkfiguren: ›Kindheitstraumata‹ (Isabell, Ronja, Julia)

Meine Interviewpartnerin Isabell, eine 26-jährige Altenpflegerin aus Göttingen, rächt sich an ihrem Großvater, in dem sie ihm nur das Nötigste für das alltägliche Leben besorgt beziehungsweise ihn nach dem Tod seiner Frau, Isabells Oma, seit 1½ Jahren nur bedingt im Alltag unterstützt.⁸⁰ So kümmert sie sich zwar im Sinne einer familiär-bedingten und entlohnten ›Care-Work‹ um seine Wäsche, unterstützt ihn bei der Lebensmittelbeschaffung und -zubereitung oder Körperhygiene, stellt ihm seine Medikamente bereit oder räumt seine Wohnung auf. Alle Aktivitäten darüber hinaus unterlässt sie. Das heißt, sie entzieht ihre persönliche Nähe und distanziert sich. Mehr noch, sie entwickelte für sich eine Haltung der Resilienz. Gleichzeitig äußert sie im Interview, dass sie ihm gegenüber brutale Gewaltfantasien entwickelte (Verletzung bis Tötung), diese aber aufgrund der familiären Bindung und ihrem religiösen Selbstverständnis nicht in die Praxis umsetzt. Der Grund für die Rachefantasien und -praktiken liegt darin, so Isabell, dass ihr Großvater sie, ihre Mutter und ihre Großmutter über Jahre schlecht behandelt hat. Isabell äußert mir gegenüber, dass ihr Großvater ständig ihren Namen vergessen oder bewusst falsch gesagt hat, während ihr etwa gleichaltriger Bruder bevorzugt wurde; dass ihr Großvater ihre Mutter und ihre Großmutter schlug, sie psychisch und emotional unter Druck setzte, verbal und körperlich attackierte, und wie ihr Großvater sie und ihre Mutter mehrfach sexuell belästigte: Sie ›komisch‹ berührte und küsste.

Isabell rächt sich, indem sie keine Praktiken oder Gesten familiärer Nähe – Begrüßungen, Umarmungen, Smalltalk – abseits der pflegerischen/betreuenden Fürsorge gewährt. In der Rachegeschichte wird deutlich, wie Isabell retrospektiv eine Chronologie ihrer biografischen Erlebnisse konstruiert, in dem sie das über Generationen und Jahre erlittene Unrecht, die Rachepraktiken des Entziehens und Distanzierens, die es ausgleichen sollen, und das Abwägen von Konsequenzen einer brutalen Rache zusammendenkt. Diese wirkt auch in ihre Selbstverständnisse ein. Des Weiteren verortet sie das als sexistisch, misogyn, manipulativ, kontrollierend und ignorant wahrgenommene Verhalten ihres Großvaters wiederum in dessen Kindheit. Mehr noch, sie verweist darauf, dass ihr Großvater als junger Mann Opfer sexualisierter Gewalt durch seine Mutter wurde.⁸¹ Damit bedient sich Isabell psycho-logisierender Deutungsmuster und psychopathologischer Denkfiguren wie ›Kindheitstraumata‹ und leitet das gegenwärtige Verhalten ihres Großvaters, an dem sie sich rächt, aus seiner Kindheit her und der sexualisierten Gewalt, die er erlitten hat. Rape and Revenge wird also dafür genutzt, um sich das übergriffige Verhalten des Großvaters herzuleiten. Isabells Wahrnehmung liegt die Annahme zugrunde, dass Ereignisse in der Kindheit Einfluss auf

80 Vgl. Interview mit Isabell vom 4.3.2022 (Material liegt beim Autor).

81 Ebd.

die kognitive, emotionale und soziale Entwicklung des Akteurs im weiteren Verlauf seines Lebens besitzen.

Ähnlich spricht meine Interviewpartnerin Ronja, eine 28-jährige Angestellte in einem Medienunternehmen in Berlin, von ihrer praktizierten Rache.⁸² Sie rächt sich an ihrem ehemaligen Partner, weil dieser sie über den Beziehungszeitraum von fünf Jahren manipulierte, kontrollierte, unter Druck setzte und verbal attackierte. Er verletzte ihr Selbstbewusstsein, wie sie mir gegenüber erzählte, so stark, dass sie heute noch Zukunftsängste, Panikattacken und ein ihrer Meinung nach gestörtes Verhältnis zu sich, ihrem Körper und ihrer sexuellen Selbstbestimmung habe. Meine Interviewpartnerin berichtet, dass sie ihn heimlich sexuell betrog, aus diesem Racheakt wiederum Kräfte und Energie zog und ihn kurz danach verließ. Sie hat ihm bis heute nichts davon gesagt. Die Heimlichkeit bestärkt sie noch heute. Auch Ronja rechtfertigt das Verhalten ihres Ex-Freundes mit der skizzierten psych(patho)logisierenden Denkfigur ›Kindheitstraumata‹, da er von seinem Vater emotional und psychisch unter Druck gesetzt wurde und von seiner Mutter als Kleinkind missbraucht wurde. Damit stellt auch in diesem Beispiel internalisiertes psychologisierendes Wissen ein sinnstiftendes Erklärungsmuster und Referenzpunkt in der Wirklichkeitskonstruktion dar.⁸³

Auch das dritte und letzte Beispiel, ein informelles Gespräch mit der 26-jährigen Pflegefachkraft Julia aus Hamburg, verweist auf diese Denkfigur, die mir gegenüber als valide Argumentation genutzt wurde:⁸⁴ Ihr ehemaliger Partner, von dem sie sich nach zwei Jahren aus einer toxischen, von Kontrolle geprägten und manipulativen Beziehung trennte, nachdem er ihr gegenüber mehrfach handgreiflich geworden ist, sei in seiner Kindheit von seiner Mutter sexuell missbraucht worden. Julia leidet sein ihrer Meinung suizidales und depressives Verhalten aus den Erlebnissen in seiner Kindheit ab. So habe sie ihm mehrfach vorgeschlagen, sich therapeutische Hilfe zu suchen. Zum einen habe er sich an seiner Familie gerächt, in dem er sich von ihnen distanziert hat. Zum anderen rächt sich Julia an ihm für die aus ihrer Sicht verschwendete Zeit und die ständigen Streitigkeiten, die den Beziehungsalltag geprägt haben: Sie spielt mit seiner Hoffnung, dass die Beziehung noch nicht vorbei sei, oder er muss zum Beispiel Cannabis kaufen und es ihr in

82 Vgl. Interview mit Ronja vom 13.3.2020 (Material liegt beim Autor).

83 Zur Psychologisierung von Alltagswissen siehe *Eva Illouz*: Die Errettung der modernen Seele: Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe. Frankfurt am Main 2009; die Beiträge in *Boris Traue/Hubert Knoblauch* (Hg.): Das Subjekt der Beratung. Zur Soziologie einer Psycho-Technik. Bielefeld 2010; *Pascal Eitler/Jens Elberfeld* (Hg.): Zeitgeschichte des Selbst: Therapeutisierung – Politisierung – Emotionalisierung. Bielefeld 2015; *Boris Traue*: Die (Psycho-)Macht des Therapeuten und die Optionalisierung des Handelns. In: Roland Anhorn/Marcus Balzereit (Hg.): Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit. Wiesbaden 2016, S. 249–261.

84 Vgl. Feldtagebuch, 7.3.2021 (Material liegt beim Autor).

ihre 300 km entfernte Wohnung bringen. Er nimmt dafür eine mehrstündige Bus- und Bahnfahrt auf sich.⁸⁵

Befreiungsgeschichten: Selbstermächtigung, Emanzipation und Widerstand (Melanie)

Nicht nur in künstlerischen Ausdrucksformen, medialen Berichterstattungen oder strafrechtlichen Diskursen dient Rache als (legitime) Bewältigungsstrategie nach dem Erleben sexualisierter Gewalt. Einige der bereits genannten Beispiele können als Befreiungsakte und demnach als Befreiungsgeschichten aus Paarbeziehungen gelesen werden. Befreiung wird hier als Praxis und Deutungsmuster verhandelt und es lassen sich sicherlich Schnittstellen zu Verlust- und Erfolgsgeschichten erkennen. Hier entfaltet Rache Emanzipationspotenziale, dient zur Bewältigung der Gewalt- und Unrechterfahrungen oder fungiert als Selbstermächtigung, um aus der Passivität auszubrechen und sich Handlungsmacht zurückzuholen.⁸⁶

In einem informellen Gespräch mit der 26-jährigen Melanie, Altenpflegerin aus Hamburg, wird die Verschränkung von Rache und Recht deutlich, die in solch einem Befreiungsakt wirksam werden können.⁸⁷ Vor ein paar Jahren wurde sie morgens auf dem Weg zur Frühschicht auf einem menschenleeren Hamburger S-Bahnhof plötzlich von einem jungen Mann von hinten umarmt und an ihre Oberweite gefasst – gegen ihren Willen. Sie hat sich nach eigener Aussage nur schwer losreißen können und wollte die Person zur Rede stellen. Der plötzliche Griff des Mannes und der Schrecken erschwerten die Befreiung jedoch. Der Mann lief nach wenigen Minuten davon. Melanie rief ihm noch hinterher. Sie hat sein Gesicht jedoch nicht erkennen können. Sie erstattete deshalb keine Anzeige, auch weil sie nicht stigmatisiert werden wollte. Seit diesem Tag entwickelte Melanie Gefühle von Angst und Unbehagen, gerade wenn sie Frühschicht hatte und im Morgengrauen im öffentlichen Nahverkehr in Hamburg unterwegs war. Sie führte seitdem ein pinkfarbened Brotmesser in ihrer Handtasche mit und steckte dieses an der Bahnstation für eine etwaige Selbstverteidigung in ihre Jackentasche. Mir gegenüber plausibilisiert sie dieses Verhalten als ihre spezifische Racheform, die der Erfahrung eines sexualisierten Übergriffes folgte. Das Brotmesser erhielt eine spezifische »Dingbedeutsamkeit«⁸⁸ – eine Waffe zur Selbstverteidigung – abseits seiner ursprünglichen Funktion und

85 Ebd.

86 Für die identitätsstiftende Kraft vgl. *Eva Tov*: *Leben mit der Vergewaltigung*. Narrative Identitätskonstruktionen bei Frauen mit sexualisierter Gewalterfahrung. Opladen 2009. Sie arbeitet folgende biografische Narrative heraus: Entwicklungs-, Kontinuitäts- und Reparaturgeschichten, Geschichten über Verluste, Abstiege und Zerstörungen, bedrohte Identität/krisenhafte Verarbeitung, fragile und erschütterte Identität.

87 Vgl. *Feldtagebuch*, wie Anm. 84.

88 Vgl. *Gudrun M. König*: *Stacheldraht: Die Analyse materieller Kultur und das Prinzip der Dingbedeutsamkeit*. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 15 (2004), Heft 5, S. 50–72.

seines Zwecks als Küchenutensil für die Zerkleinerung von Lebensmitteln. Das Messer wurde instrumentalisiert und sollte als Waffe eingesetzt werden, um einen (potenziellen) Angreifer zu verletzen. Mehr noch, es wurde zu einem vergeschlechtlichten Gegenstand, gegen männliche Macht und Gewalt gerichtet, irritierenderweise in genau der Farbe, die meist als weiblich/feminin markiert wird.⁸⁹ Melanie zog wenig später aus Hamburg weg und zählte den sexualisierten Übergriff und ihre Rache – ausgedrückt durch die permanente Angst, dass sich der Angriff wiederholt, und materialisiert in dem Brotmesser – als ein Schlüsselerlebnis auf, das nachhaltig ihr Selbstbild geprägt hat.⁹⁰

Erwartungshaltungen: Rachegefühle als psycho(patho)logische Bewältigungsstrategie (Miriam/Martin, Niklas/Helena)

Mit der letzten Dimension von biografischen Rachegegeschichten umschreibe ich die (therapeutische) Erwartung von Ärzt:innen, Justizmitarbeiter:innen und Psycholog:innen an Akteur:innen, dass diese Rachege Gedanken und -fantasien als einen Katalysator für ein erlittenes Unrecht fühlen und artikulieren sollen/müssen, nachdem sie sexualisierte Gewalt erfahren haben.⁹¹ Psychologisches Wissen in Form von Psychotherapien, Psychosomatiken oder Aufenthalt in einer Psychiatrie, spielen für die medizinisch-therapeutischen Expert:innen eine für sie angemessene, die Problematiken um die Unrechts- und Gewalterfahrungen adäquat lösende Rolle bei Handlungs- und Interventionsstrategien.

Die symbolischen Kämpfe um Deutungshoheiten im Kontext von medizinischen Wissensbeständen, psycho(patho)logisierenden Denkfiguren, Modellen und Abläufen wurden mir in zwei informellen Gesprächen mit einem angehenden Psychotherapeuten aus Bielefeld, der mit Kindern und Jugendlichen arbeitet (Martin) und einer Pflegefachkraft in einer stationären Psychiatrie für Erwachsene in Hamburg erzählt (Miriam).⁹² Des Weiteren wurden sie auch in den Interviews umschrieben und von einigen sogar aus eigenen Psychiatrie- und Therapieerfahrungen abgeleitet. Auch der Blick in psychologische Studien zu sexualisierter Gewalt und Rache zeigt zum einen die Wirkmächtigkeit von Denkfiguren wie ›Traumata‹, zum anderen festigen sie mechanistische und biologisierende Menschenbilder, Körperverständnisse, Vorstellungen eines Emotionsmanagements und einer Affektregulierung.

89 Vgl. Kevin Bonnycastle: *Stranger Rape: Rapists, Masculinity, and Penal Governance*. Toronto 2012.

90 Vgl. Feldtagebuch, wie Anm. 84.

91 Vgl. Robert A. Paul: *Reconciliation and the Craving for Revenge in Psychotherapy*. In: Amy B. Brown (Hg.): *Roads to Reconciliation: Conflict and Dialogue in the Twenty-First Century*. New York 2005, S. 107–121; Ulrich Orth: *Feelings of Revenge, Retaliation Motive, and Posttraumatic Stress Reactions in Crime Victims*. In: *Journal of Interpersonal Violence* 21 (2006), Heft 2, S. 229–243.

92 Vgl. Feldtagebuch, wie Anm. 84, 13.5.2021.

Es sind vor allem Rachefantasien nach dem Erleben sexualisierter Gewalt, die in den therapeutischen Gesprächen identifiziert und in Modelle übersetzt werden. Um Evidenz zu erzeugen, schickte mir die Pflegefachkraft Bilder von Therapie- und Gesprächsmodellen wie zum Beispiel die sogenannte ›Validierung‹ zwischen Psychotherapeut:in und Patient:in, in denen Rachefantasien nach dem Erleben sexualisierter Gewalt eine besonderen Stellenwert erhalten und durch Gesprächstechniken entschärft werden sollen. Mehr noch, die Pflegefachkraft spricht sogar eine aktive Traumdeutung und -gestaltung in einer freudschen Lesart an. Die Argumentationen verfestigen psychologische Deutungen, dass Rachegeanken, so die Argumentation, eine (produktive) kognitive und emotionale Coping-Strategie für erfahrene Traumata und das eigene Ich einnehmen können. Beide Gesprächspartner:innen sprachen von Phasen, Modellen und ›erfolgreichen‹ Therapien, die sich bemerkbar machen würden, indem die Patient:innen ruhig schlafen oder (aktiv) ihre Träume steuern könnten. So sind es in psychologischen Kontexten vor allem die routinierten Gespräche und Therapiesitzungen, in denen die eigenen sexualisierten Gewalt- und Unrechtserfahrungen und die Rachegeanken thematisiert werden (müssen). Das Nachdenken und Sprechen über sexualisierte Gewalt und Rache kann auch von anderen medizinischen Institutionen eingefordert werden, zum Beispiel um potenzielle Abweichungen von einem normierten Gesundheitsverhalten attestiert zu bekommen oder den Gesundheitsstrukturen wie Krankenkassen Evidenzen zu produzieren. Die angesprochene Selbstregulierung und -gestaltung, um nach dem Erleben sexualisierter Gewalt mit Rachefantasien umzugehen, könnte als eine sozio-körperliche Technik der Gefühlsregulierung interpretiert werden. So gilt Rachegefühle zuzulassen in dieser psychotherapeutischen Logik als ein die emotionalen, psychischen und physischen Folgen von sexualisierter Gewalt – Depressionen, Panikattacken und Suizidgedanken – fördernde Praktik, die gestärkt werden müsse.

Nicht nur die beiden in der psychotherapeutischen und psychiatrischen Praxis arbeitenden Akteur:innen berichteten mir von den Verflechtungen zwischen sexualisierter Gewalt und Rache, sondern auch andere Gesprächspartner:innen. So äußerten die in der Praxis arbeitenden Akteur:innen gegenüber Familienmitgliedern und Freund:innen die Erwartungshaltung an Personen, die sexualisierte Gewalt erfahren haben, Rachegefühle und -fantasien zuzulassen, gerade auf dem Weg zu einer mentalen Besserung. Hier manifestiert sich eine Verwissenschaftlichung und Psychologisierung von Alltagswissen, die in die Wirklichkeitskonstruktionen meiner Gesprächspartner:innen Eingang findet beziehungsweise zeigt, dass diese die psycho(patho)logisierenden Interpretamente internalisiert haben.

Meine beiden Interviewpartner:innen Niklas, ein 25-jähriger Student aus Hamburg, und seine Mutter Helena, eine 46-jährige Bildungsreferentin, berichten mir beide unabhängig in Gesprächen davon, wie Niklas brutale se-

xualisierte Gewalt (Vergewaltigung) erfuhr/erlitt.⁹³ Mehr noch, diese folgte einer mehrmonatigen manipulativen, durch Kontrolle und Erpressung geprägten Bekanntschaft. Während Helena in ihrer Narration eine ›klassische‹ Opfer-Täter-Struktur benennt und Eigen- und Fremdverschulden abwägt, verweist Niklas auf die Kontingenz der Akteur:innen-Konstellation und auf sozialstrukturelle Hintergründe des Täters wie soziale Herkunft, Religion und Männlichkeitsvorstellungen hin. Niklas Mutter entwickelte nach eigenen Aussagen gewaltvolle Rachefantasien gegenüber dem polizeibekanntem Täter wie gegenüber dem Justizsystem, welches aufgrund seiner bürokratisierten Arbeitsweisen und stark heteronormativ geprägten Verständnisses von Straftaten und Akteur:innenrollen für Helena handlungsunfähig wirkte – sowohl zeitlich, weil sich Prozesse des Anklagens über Monate hinzogen, wie räumlich, da Stadträume polizeilich kartiert und Zuständigkeiten nicht transparent gemacht werden. Helenas Selbstjustiz, sie recherchierte zum Beispiel Auftragsmörder oder fantasierte Morde, kann daher als Einforderung von mütterlicher, auf Vorstellungen von Fürsorge beruhender Handlungsmacht gelesen werden.

Niklas selbst äußerte mir gegenüber in einem fast dreistündigen Interview, wie seine Eltern und die beiden Brüder die Erwartungen äußerten und einforderten, Rachege Gedanken und -fantasien gegenüber dem Täter zu entwickeln beziehungsweise zuzulassen. In der Logik stellt die katalysatorische Funktion von Gedanken eine Art Regulierungsinstanz dar, die in den Lebenswelten der Familienmitglieder als natürlich gelesen und die Abwesenheit von Rachegefühlen pathologisiert wurde. Fehlende Rachewünsche von Niklas wurden als brüchiges Element einer aus psychologischem Sinne angemessenen Aufarbeitung erlittener Traumata angesehen. Die homosexuelle Akteur:innenkonstellation (›Mann-Mann-Gewalt‹) schuf, so Niklas und Helena, darüber hinaus Irritationsmomente bei der Polizei, in der juristischen Aufarbeitung und auch im familiären Umkreis, wie zum Beispiel bei seinem Vater und bei den beiden Brüdern.⁹⁴

In der kulturalanalytischen Annäherung darf methodisch nicht außer Acht gelassen werden, dass den Interviews über sexualisierte Gewalt und Rache aufgrund der kommunikativen Praktiken des Reden-Lassens, Zuhörens sowie gezielt Nachfragen-Stellens spezifische Effekte zugeschrieben werden. Niklas meldete mir nach dem Interview zurück, dass es ihm nach unserem Gespräch »ganz gut ging«, ihm »einerseits bewusst wurde, wie lange das schon her ist« und er sich andererseits an »die Intensität der Gefühle« erinnerte. Er resümiert: »Also alles in allem eine kostenlose Therapiesitzung mit ausreichend Abstand und wohlüberlegten, empathischen Fragen.«⁹⁵ Auch

93 Vgl. Interviews mit Niklas und Helena vom 3.4.2020 und 7.4.2020 (Material liegt beim Autor).

94 Vgl. *Gerlinda Smaus*: Vergewaltigung von Männern durch Männer. In: Christine Künzel (Hg.): *Unzucht – Notzucht – Vergewaltigung. Definitionen und Deutungen sexueller Gewalt von der Aufklärung bis heute*. Frankfurt am Main 2003, S. 221–243.

95 Vgl. Feldtagebuch, wie Anm. 84, 10.4.2021.

jetzt betont Niklas, dass er keine Rachedgedanken entwickelt hat, sondern dass er eher ein Typ ist, der Situationen (analytisch) und distanziert durchdenkt, ohne vorschnell Schlussfolgerungen zu ziehen. Dies stellte für seine Familie und Freund:innen etwas dar, mit dem sie schlecht umgehen konnten. Sie erwarten nach wie vor von ihm, Rachedgedanken und -fantasien zu entwickeln. Dem gemeinsamen Gespräch über sexualisierte Gewalt und Rache wurden seinerseits therapeutische Qualitäten zugeschrieben und ich als Adressat seiner Erzählungen kategorisiert. Dies sind Kompetenzen, die ich mir selbst nicht zuschreiben würde, da ich keine professionelle Ausbildung in der Psychotherapie absolviert habe. Das Interview suggerierte für ihn jedoch eine Ähnlichkeit.⁹⁶

Es lässt sich resümieren, dass eine dominante Facette von sexualisierter Gewalt und Rache die fieberhafte Suche nach Ursprüngen in eigenen und fremden Biografien, vor allem in den Kindheiten, darstellt. Hinzu kommen psycho(patho)logisierende Denkfiguren wie ›Traumata‹, ›Projektionen‹, ›Unbewusstsein‹ und ›Verdrängungsmechanismen‹, welche die Argumentationen um Rape and Revenge prägen. Die erlittenen Verletzungen und das erfahrene Unrecht werden daher keineswegs als kontingente Situationen interpretiert. So greifen meine Interviewpartner:innen auf die psycho(patho)logisierenden Versatzstücke zurück, mit denen nicht nur das soziale Handeln der rächenden und gerächten Akteur:innen gedeutet werden, sondern mit denen auch eigene Verhaltens- und Denkweisen legitimiert werden. In den Lebenswelten der gerächten Personen wurde nach Leerstellen und Brüchen gesucht, welche als Zeichen für Traumata oder psychische Verletzungen dienen könnten. So wurden ›biografische Störfaktoren‹ aus der Vergangenheit herauspräpariert, um die Handlungen in der eigenen Wirklichkeitskonstruktion erklären zu können. Gleichzeitig wurde das Wissen für ›gültig‹ erklärt und als Analyseinstrument benutzt, um beispielsweise Kindheiten des Gegenübers nach Erklärungsmuster zu befragen.

Für eine Anthropology of Rape and Revenge – Ausblick

Das Phänomen Rape and Revenge zeichnet sich durch Vielschichtigkeit und Komplexität aus. Neben fikionalisierten und künstlerisch-ästhetischen Ausdrucksformen in hochkulturellen Settings (Literatur, Film, Kunst), stellen die Verknüpfungen von Rache und sexualisierter Gewalt ein Deutungs- und Erklärungsmuster dar, das in empirischen Wirklichkeiten präsent ist: In juristischen Diskursen, in medialen Berichterstattungen und in biografischen Rachegegeschichten.

Während psychologisierende Perspektiven nach Ursprüngen, Mechanismen und biologischen Bedingtheiten von sexualisierter Gewalt und Rache fragen, näherte ich mich dem Motiv, der Praxis und dem Deutungsmuster Rape

⁹⁶ Vgl. Florian von Dobeneck/Sabine Zinn-Thomas: Statusunterschiede im Forschungsprozess. In: Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern 2013, S. 86–101.

and Revenge mit einem verstehenden Ansatz an, der nach dem ›Wie‹ fragt. Ferner sollten kulturtheoretische Ansätze die Erfahrungen von Individuen in den Fokus einer Alltagskulturanalyse stellen. Dies geschieht jedoch nicht, ohne Bezüge zu gesellschaftlichen Dynamiken, Strukturen und Institutionen herzustellen, die Rache verhandeln, einfordern oder dezidiert ablehnen. Mehr noch, sexualisierte Gewalt, so wurde deutlich, ist eng verknüpft mit patriarchalen Geschlechterentwürfen und Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Die Dekonstruktion und Neukontextualisierung zeigt eindrücklich, wie sexualisierte Gewalt und Rache ein Thema darstellen, in dem soziale, kulturelle und politische Aushandlungen stattfinden, insbesondere über Ethnizität, Sexualität und Geschlecht. Darüber hinaus schreiben einige Akteur:innen dem Phänomen Emanzipationspotenziale und Handlungsmacht zu: Als Bewältigungs- und Copingstrategie, als Katalysator, Projektionsfläche oder als das Ergebnis einer (scheinbaren) mangelnden Affektkontrolle und eines defizitären Emotionsmanagements. Darüber hinaus habe ich aufgezeigt, dass dichotome Opfer- und Täter:innenrollen, die vor allem im filmischen Narrativ auftauchen, aufgebrochen werden müssten, insbesondere, um die Komplexität der zwischenmenschlichen Beziehung zwischen Täter:innen und sexualisierte Gewalt erfahrenen Akteur:innen anzuerkennen.

Die ethnografische Perspektive bietet dabei einen analytischen Mehrwert. Demnach lassen sich abstrakte Konzepte wie Gewalt, Strukturen und Rache – im metaphorischen Sinne einer Tiefenbohrung – auf biografische Erfahrungen und Lebenswelten herunterbrechen. Gleichzeitig zeige ich auf, wie die kulturalanalytische Auseinandersetzung mit dem Phänomen Rape and Revenge gesellschaftliche Dynamiken um individuelle und kollektive Gerechtigkeitsempfinden offenlegen. Es werden Fragen nach Selbstverantwortung, -behauptung, Scham und Schuld und der (gesellschaftliche) Stellenwert von Selbstjustiz verhandelt.⁹⁷ Rache erhält – neben den als destruktiv wahrgenommenen Kräften – hier spezifische ordnende, produktive und reaktivierende Funktionen.

Weitere Studien können hier ansetzen und das Konzept Rape and Revenge mit empirischen Fallbeispielen bereichern, insbesondere sollten intersektionale, geschlechtersensible und dekoloniale Ansätze geschärft werden.⁹⁸ Die Re-Konstruktion kann einzelne Stimmen sichtbar, hörbar und greifbar machen, nicht aber ohne die historischen Verflechtungen und institutionalisierten Bedingungen sexualisierter Gewaltformen und Vorstellungen von (Un-)Gerechtigkeit mit einzubeziehen.

97 Vgl. das Forschungsprojekt SHaME (Sexual Harms and Medical Encounters) an der Birkbeck University in London. URL: <https://shame.bbk.ac.uk> (Stand: 31.8.2022) sowie *Joanna Bourke: Disgrace: Global Reflections on Sexual Violence*. London 2022.

98 Vgl. *Danielle McGuire: At the Dark End of the Street: Black Women, Rape, and Resistance – a New History of the Civil Rights Movement from Rosa Parks to the Rise of the Black Power*. Westminster 2010.



Manuel Bolz, M. A.
Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Universität Hamburg
Edmund-Siemers-Allee 1, ESA W (Westflügel)
20146 Hamburg
manuel.bolz@uni-hamburg.de

»I CALL IT THE WOMEN'S MOVEMENT«.

ONLINE-FRAUENRECHTSAKTIVISMUS

GEGEN SEXUALISIERTE GEWALT IN KAIRO

Sarah Nadia Goltz

Einleitung: Forschen zu sexualisierter Gewalt in Kairo

An einem Abend im November 2020, kurz nachdem ich in Kairo gelandet war, schrieb ich meinen Freund Muhammad an. Ich habe ihn bei meinem letzten Aufenthalt in Kairo 2018 kennengelernt und schlage nun ein gemeinsames Treffen vor. Kurze Zeit später holte er mich auf eine Spritztour in Zamalek ab und wir fuhren in seinem blauen Audi durch die Straßen und tranken Cola. »Tell me, what's new in Egypt since I left!«, wollte ich neugierig wissen und freute mich, ihn wiederzusehen. »There is nothing new. Everything is the same as before. Everything is closed nowadays, it's kind of boring«, sagte er und deutete damit auf die Covid-19-Pandemie hin, die sich 2020 auch in Kairo auf das öffentliche Leben auswirkte. Er schaute durch die Fensterscheibe in die Dunkelheit. »Well, wait there is one thing. Women start to have a voice now, they start to fight for their rights to not be assaulted and everything«, antwortete er schließlich. »Is it a right to not be assaulted? I mean, it should be a basic human behaviour shouldn't it?«, fragte ich verärgert und schüttelte den Kopf. »Well yes ... but not here in Egypt!«, antwortete er mit einem Blick, der so viel sagte wie: »Du weißt doch mittlerweile, dass die Dinge hier anders sind.«¹

Einige Monate zuvor war der Fall von Ahmad Bassam Zaki, eines Studenten der Eliteuniversität American University in Cairo über Social-Media-Kanäle publik geworden. Über Jahre hinweg hatte der junge Mann Frauen belästigt, sexuell missbraucht und vergewaltigt. Der Fall löste in Teilen Ägyptens eine Debatte um sexualisierte Gewalt² aus, die eine Gruppe von Studentinnen der Ober- und oberen Mittelschicht online eröffnete und an der seither Tausende Menschen teilnehmen.³ Es entstanden zahllose Online-Plattformen,

1 Gespräch Muhammad, 17.11.2020, Kairo (Material liegt bei der Autorin).

2 Sexualisierte Gewalt bezieht sich nicht primär auf körperliche Sexualität. Sexualität ist in diesem Kontext als Mittel zu verstehen, dessen sich Täter bedienen, um eine männliche Machtposition gewaltsam herzustellen oder zu sichern.

3 Im Jahr 2011 zählen circa 7 Prozent der ägyptischen Bevölkerung zur Oberschicht und circa 45 Prozent der Gesellschaft zur Mittelschicht. In der Metropole Kairo sind es prozentual anteilig einige mehr. Laut der Weltbank zählen 2015 in Kairo 29,2 Prozent der Gesellschaft zur Oberschicht und 12,9 Prozent zur oberen Mittelschicht (World Bank Group 2019: 45,46 Prozent). Die Oberschicht und obere Mittelschicht zeichnen sich unter anderem dadurch aus, dass die ihr angehörenden Personen meist einen universitären Abschluss besitzen. Sie genießen eine private Bildung, häufig an ausländischen Prestige-Schulen und Universitäten. Vgl. *World Bank Group: Understanding Poverty and Inequality in Egypt: Background Papers*. World Bank, Washington D.C. 2019; *Abu-Ismaïl &*

auf denen vor allem Frauen Aktivismus betreiben, um gegen Ahmad Bassam Zaki und weitere Täter vorzugehen, Bildung über sexualisierte Gewalt zu schaffen und Informationen über sämtliche Anlaufstellen in diesem Kontext bereitzustellen.

So entstand bei mir die Idee für das hochaktuelle Thema, zu dem ich die darauffolgenden Wochen forschen würde.

Im Folgenden werden die ersten Forschungsergebnisse und ein inhaltlicher Einblick in die Forschung zum Kairoer Online-Frauenrechtsaktivismus vorgestellt, die im Kontext meiner Masterarbeit entstehen. Binnen drei Monaten Forschungsreise entstanden insgesamt zehn qualitative Interviews mit weiblichen Aktivistinnen, die öffentlich über die Social-Media-Plattform *Instagram* Aktivismus betreiben. Außerdem entstanden zahlreiche Gespräche mit unterschiedlichen Ägypter:innen, welche selbst keinen Aktivismus betreiben, jedoch alle etwas zu der entstandenen Bewegung und dem Aktivismus mitzuteilen haben. Hinzu kommt die Analyse von Online-Beiträgen der verschiedenen aktivistischen Social-Media-Plattformen über Social Media.

Ziel dieses Beitrags ist es, einen Einblick in die aktivistische Arbeit gegen sexualisierte Gewalt in Kairo zu vermitteln und innerhalb der regionalen Gegebenheiten in den Kontext zu setzen. Es wird aufgezeigt, wie die Aktivistinnen in ihrer Arbeit vorgehen, welche Ziele sie verfolgen, wie sie soziale Medien als Raum nutzen und welche Erfolge und Niederlagen sie erleben. Es folgen Besonderheiten des Kairoer Frauenrechtsaktivismus und ein Ausblick auf eine zukünftige Entwicklung. Zur Sicherheit meiner Informant:innen werden Namen teilweise geändert.

Regionales Setting

Die regionalen kulturellen Werte, das Konzept von ›Honor and Shame‹, die soziale Kontrolle von Frauen anhand von unterschiedlichen Methodiken, eine eingeschränkte Meinungsfreiheit, das Versammlungs- beziehungsweise Demonstrationsverbot, der Datenschutz, welcher zum Betroffenen- und gleichzeitig Täterschutz wird, das Bildungssystem, strukturelle Probleme, die Wahrnehmung von Begriffen wie Feminismus oder ›#MeToo‹ und der sozio-ökonomische Hintergrund spielen eine Rolle, wenn es um das Verstehen der Bewegung geht.

Die regionalen kulturellen Werte schreiben vor, dass zwischen Frau und Mann⁴ vor und außerhalb der Ehe keine sexuelle Interaktion stattfinden darf. Honor and Shame sind Konzepte, die im öffentlichen und privaten Leben vieler Ägypter:innen von zentraler Bedeutung sind. Die Begriffe beschreiben die inneren Werte und das soziale Standing einer Person und der sozialen Gruppe, in der sie agiert und sind zumeist durch die männliche

Sarangi: Rethinking the Measurement of the Middle Class: Evidence from Egypt. Helsinki 2015.

4 Der Koran geht von einer binären und heteronormativen Geschlechterordnung aus.

Perspektive geprägt. Nach Beschreibung meiner Informantinnen möchte ich diese Begriffe als Reputation und Scham übersetzen. Die Reputation einer Frau und durch sie zudem die Reputation ihres sozialen Umfeldes, werden unter anderem durch ihre Sexualität beziehungsweise sexuelle Keuschheit definiert. Das Befolgen einer Etikette ist nötig, um ihrer Reputation nicht zu schaden oder den Verdacht zu erwecken, dass eine Verletzung dieser geschehen könnte.⁵ Ob eine Frau willentlich sexuellen Kontakt mit einem Mann hat oder dieser gegen ihren Willen passiert, wie bei einem Missbrauch oder einer Vergewaltigung, spielt bei der Verletzung ihrer Reputation nicht immer eine Rolle. Innerhalb der aktivistischen Bewegung wird deutlich, dass ein solcher Normverstoß und die damit einhergehende Verletzung der Reputation langfristige Folgen für eine Frau und ihr soziales Umfeld haben kann.⁶ Dies geschieht sogar durch einen nur virtuellen sexuellen Kontakt, zum Beispiel den Austausch von erotischen Bildern oder Nachrichten über das Internet, und führt zu weiteren Problematiken.

Es macht den Anschein, dass in der ägyptischen Gesellschaft der allgemeine Glaube besteht, dass Frauen weniger sexuelle Lust empfinden und in ihrer Sexualität eher passiv sind, wohingegen Männer den lustvollen, aktiven Part darstellen.⁷ Diese Auffassung kann zu einer Rechtfertigung von sexualisierter Gewalt führen. Zudem ist Sexualität ein allgemeines Tabuthema, sexuelle Bildung und eine offene Kommunikation über Sexualität und somit auch über sexualisierte Gewalt, fehlen häufig.⁸

Die eingeschränkte Meinungsfreiheit äußert sich unter anderem dadurch, dass es nicht erlaubt ist, öffentlich zu protestieren. Dies gilt in erster Linie für den öffentlichen Raum, trifft jedoch größtenteils ebenso auf den virtuellen Raum zu. Regierungs- oder systemkritische Inhalte, die über das Internet verbreitet werden, werden je nach Kontext kontrolliert und bestraft. Das Versammlungs- beziehungsweise Demonstrationsverbot verschärfte sich als Antwort auf den Arabischen Frühling 2011, bei dem vor allem ausgehend vom Tahrir-Platz, einem zentralen Platz in Kairo, Demonstrationen und Kundgebungen stattfanden. Es ist nicht möglich, sich in Gruppen an öffentlichen Orten zu versammeln und zu demonstrieren.⁹

Die bestehenden sozio-ökonomischen Unterschiede, die meine Informantinnen als ›class system‹ beschreiben, werden durch die Online-Bewegung sehr deutlich. Nicht alle Menschen haben die gleichen Möglichkeiten, ihre Mei-

5 *Havor Moxnes*: Honor and Shame. In: *Biblical Theology Bulletin A Journal of Bible and Theology* 23 (1993), Heft 4, S. 167–176.

6 *Yusuf Sidani*: *A Spring Aborted: How Authoritarianism Violates Women's Rights in the Arab World*. Bingley 2019.

7 *Abdessamad Dialmy/Allon J. Uhlmann*: Sexuality in Contemporary Arab Society. In: *Social Analysis. The International Journal of Anthropology* 49 (2005), Heft 2, S. 16–33.

8 *Dialmy/Uhlmann*, wie Anm. zuvor; *Lisa L. Wynn*: *Love, Sex, and Desire in Modern Egypt: Navigating the Margins of Respectability*. Austin 2018.

9 *Jon Nordenson*: *Online Activism in the Middle East: Political Power and Authoritarian Governments from Egypt to Kuwait*. London 2017.

nung frei zu äußern. Je nachdem aus welcher sozio-ökonomischen Schicht eine Person stammt, werden ihr unterschiedliche Freiheiten sowie Verantwortungen zuteil.¹⁰ Auch strukturelle Unterschiede fließen hier mit ein.

Die Bildungschancen sind in Ägypten je nach sozialem Hintergrund und finanziellen Mitteln sehr unterschiedlich. Die öffentlichen und privaten Bildungsinstitutionen gehen in ihrem Lehrplan laut meinen Informantinnen weit auseinander. Öffentliche Bildung, die Ägypter:innen unabhängig von ihren finanziellen Möglichkeiten in Anspruch nehmen können, ist im Lehrstoff, meinen Informantinnen zufolge, eher regional geprägt. An privaten Schulen und Universitäten, die Namen wie zum Beispiel British, German, French oder American University tragen, entspricht das Lehrmaterial westlichen Vorbildern. Die private Bildung ist für ägyptische Verhältnisse teuer und nur für die Ober- und obere Mittelschicht erschwinglich, denn ein Studium an der American University in Cairo (AUC) kostet beispielsweise ungefähr 30.000 USD pro Jahr.¹¹

Kairoer Online-Frauenrechtsaktivismus gegen sexualisierte Gewalt

Der Beginn der Bewegung

Die Online-Bewegung startete im Juli 2020 mit dem Fall von Ahmad Bassam Zaki. Wie ich später erfahre, war der Auslöser ein Beitrag meiner Informantin Nadia, den sie über ihren privaten Instagram-Account veröffentlichte. Sie machte ihre Missbrauchserfahrungen durch den jungen Mitstudenten publik, um andere Frauen vor ihm zu schützen, wie sie in einem Interview erklärt:

»He can't keep doing this, he left the university, but he is still talking to girls. This person is a predator so be careful. Girls, don't speak to him. Know, he has harassed and assaulted many girls so be careful«,

so lautete ihre Botschaft an andere Frauen im Netz.¹² Wenige Tage später entstand der Instagram-Account namens *Assault Police*, der mit mehreren hunderttausend Follower:innen die größte Online-Plattform gegen sexualisierte Gewalt innerhalb dieser Bewegung darstellt. Weitere aktivistische Plattformen folgten und zum Zeitpunkt meiner Forschungsreise gab es ungefähr 30 private sowie öffentliche Social-Media-Accounts, die Online-Aktivismus betreiben. Diese Schätzung basiert auf der Recherche in öffentlichen Accounts und jenen privaten, die mir durch meine Informant:innen zugänglich waren.

10 *Lubna Azzam*: Ohne Frauen ist kein Staat zu machen. Kapitel: The Transformation of Egypt. The Post-Mubarak Role of Women, Civil Society and the Military. In: Argumente und Materialien zum Zeitgeschehen 90 (2013), S. 31–42.

11 *American University in Cairo*: Cost of Attendance. URL: <https://www.aucegypt.edu/students/consumer-information/cost-attendance> (Stand: 8.5.2022).

12 Interview Nadia, 21.1.2021, Kairo (Material liegt bei der Autorin).

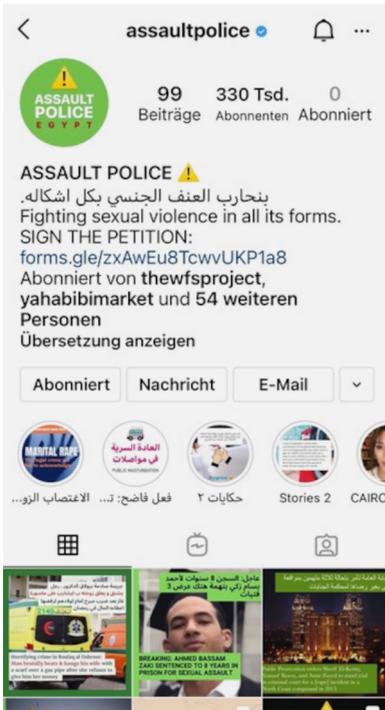


Abb. 1 und 2: Screenshots des Instagram-Accounts von Assault Police (Abb. 2 wurde veröffentlicht im Juli 2020, aufgenommen am 5.5.2021), Quelle: S. Goltz.

Die Aktivistinnen

Meine Hauptinformantinnen sind zwei Künstlerinnen, eine *Doula*¹³, eine Mental-Health-Coachin und Lehrerin, die Aktivistin, die den Fall von Ahmad Bassam Zaki eröffnete, die Gründerin und Autorin der Online-Plattform *Catcalls of Cairo*, deren Schwester, die ebenfalls eine Aktivistin ist, eine Autorin des Online-Magazins *Teentimes* und eine weitere private Aktivistin. Die Aktivistinnen der Bewegung sind zu Beginn größtenteils junge Frauen, Studentinnen der AUC, die gegen Ahmad Bassam Zaki vorgehen. Binnen kurzer Zeit wird der Kreis der Aktivistinnen größer und geht über die Studierenden jener Universität hinaus. Auch wenige Männer schließen sich im späteren Verlauf der Bewegung an. Die von mir befragten Aktivistinnen, die alle ungefähr zwischen sechzehn und sechsundzwanzig Jahre alt sind,

¹³ Eine *Doula* ist eine Art nichtmedizinische Helferin, welche eine werdende Mutter vor, während und nach der Geburt ihres Kindes begleitet, vgl. *Sandra Schmid*: Doula als Geburtsbegleiterin sinnvoll? In: Apotheken Umschau, 26.7.2018. URL: <https://www.apotheken-umschau.de/familie/schwangerschaft/geburt/doula-als-geburtsbegleiterin-sinnvoll-792239.html> (Stand: 9.5.2022).

ordnen sich selbst der ›Generation Z‹¹⁴ zu. Häufig haben sie selbst sexualisierte Gewalt erfahren oder sind durch Freund:innen und Familie mit ihr in Berührung gekommen.

Die Aktivistinnen befinden sich meist im unmittelbaren Freundes- und Bekanntenkreis von Ahmad Bassam Zaki oder anderen Tätern, die innerhalb der Bewegung publik werden, hauptsächlich in einem erweiterten Kreis um die American University in Cairo herum. Sie studieren größtenteils ebenfalls dort, kommen teilweise jedoch auch aus anderen universitären, schulischen und beruflichen Umfeldern zusammen. Die aktivistischen Seiten betreiben sie ausnahmslos ehrenamtlich neben ihren eigentlichen Tätigkeiten. Diejenigen, die öffentlich Aktivismus betreiben, sind zudem fast ausnahmslos Frauen mit einem hohen Bildungsgrad, die sich selbst der Ober- und oberen Mittelschicht zuordnen. Sie genießen alle eine Bildung an privaten Schulen und Universitäten.

Online beobachtet, geliked, gefolgt oder geteilt werden die aktivistischen Beiträge jedoch von Menschen aus unterschiedlichen Schichten, wobei auch hier ein Großteil der Ober- und Mittelschicht zugeordnet werden kann. Mehr als die Hälfte der Audience, die beispielsweise der Seite *Assault Police* folgt, sind Männer und geschlechtlich nicht zuzuordnende Personen. Von ihnen positioniert sich selbst jedoch kaum jemand öffentlich im Netz gegen sexualisierte Gewalt. Dies kann womöglich daran liegen, dass das Tabu bei Männern, sich öffentlich gegen sexualisierte Gewalt auszusprechen, im sozio-kulturellen Setting größer zu sein scheint.

Forderungen, Ziele, Taktiken

Die Bewegung verfolgt eine Reihe von unterschiedlichen Zielen und Taktiken. Als Taktiken verstehe ich die Strategien, durch welche die Ziele erreicht werden sollen. Im Zentrum der Aktivistinnen steht die Bekämpfung jeglicher Art von sexualisierter Gewalt innerhalb Ägyptens. Hier geht es vor allem um konkrete Fälle von sexuellem Missbrauch, Vergewaltigung, Belästigung und anderen Formen von sexualisierter Gewalt, die von bestimmten Personen begangen werden.

Die Informantinnen sprechen davon, dass sexualisierte Gewalt offline sowie online stattfindet.

Bei sexualisierter Gewalt offline können folgende Praktiken identifiziert werden: 1. ›Catcalling‹¹⁵, Berühren, Zu-nahe-Treten oder das Verfolgen der Betroffenen gegen ihren Willen im öffentlichen Raum, 2. sexuelle Nötigung,

14 Die *Generation Z* bezeichnet die Generation von Menschen, die nach dem Jahr 2000 geboren sind, vgl. *Markus Mittermüller*: Wer die Generation Z hat, gewinnt auch alle anderen. In: *KSV* 1870, 27. 6. 2019. URL: <https://www.ksv.at/magazin-forumksv/generation-z-ge-winnt> (Stand: 9.5.2022).

15 ›Catcalling‹ bezeichnet sexuell anzügliches Hinterherrufen, Hinterhersprechen oder Nachpfeifen im öffentlichen Raum. Vgl. *Susanne Schaumann*: Catcalling. Was es ist und

3. Vergewaltigung und 4. sexuelle Misshandlung. Bei sexualisierter Gewalt online steht vor allem die Praktik des ›Revenge Porn‹¹⁶ im Vordergrund. Die Praktiken ›Slut Shaming‹¹⁷ und ›Victim Blaming‹¹⁸ finden sowohl offline als auch online sowie über andere Medien wie das öffentliche Fernsehen statt. Diese Arten von sexualisierter Gewalt zu bekämpfen, ist das übergeordnete Ziel der Aktivistinnen. Darüber hinaus lässt sich eine zweite Ebene von Zielen verorten, die die Informatinnen im Gespräch nennen.

Diese Ziele sind 1. die Täter zu outen, zu diffamieren und auszugrenzen, um zukünftige potenzielle Betroffene zu schützen, 2. juristisch gegen die Täter vorzugehen, sie im besten Fall verhaften und verurteilen zu lassen, 3. die Befreiung und der Schutz von Betroffenen und Zeug:innen, die in die jeweiligen Fälle von sexualisierter Gewalt direkt verwickelt sind (diese befinden sich teilweise in Haft oder in Gefahr öffentlich diffamiert, angegriffen oder verhaftet zu werden), 4. eine Atmosphäre zu schaffen, in der Betroffene von sexualisierter Gewalt keine Angst haben, ihre Erfahrungen publik zu machen, bei der Polizei Anzeige zu erstatten und Hilfe in Anspruch zu nehmen, 5. Frauen dahingehend zu bestärken, persönliche Grenzen zu setzen, für sich selbst einzustehen und sich demjenigen entgegenzustellen, der ihre Grenzen zu überschreiten versucht, 6. das Weiterleiten zu Anlaufstellen zu gewährleisten, bei denen Betroffene von sexualisierter Gewalt verschiedene Arten von Hilfe in Anspruch nehmen können, 7. potenzielle Sexualstraftäter abzuschrecken sowie eine Sensibilität und ein Verständnis für die Thematik zu schaffen und 8. sexualisierte Gewalt als Thema zu endtabuisieren.

Die potenziell zielführenden Taktiken hierfür sind 1. genug Material zu sammeln, um juristisch gegen die Täter vorzugehen. Hierfür werden zuallererst Überlebende, Betroffene und Zeug:innen gefunden, die ihre persönlichen Geschichten teilen und bereit sind, gegen die mutmaßlichen Täter auszusagen. Je mehr Aussagen aufgenommen werden, desto wahrscheinlicher ist eine Verurteilung, 2. Frauen über ihre Rechte und juristische Vorgehensweisen aufzuklären, 3. öffentlicher Druck durch Online-Beiträge, durch Online-Petitionen und durch das Kontaktieren von Arbeitgeber:innen und anderen

wie du dich wehrst. In: Brigitte, o.J. URL: <https://www.brigitte.de/liebe/sex-flirten/catcall-ling--so-kannst-du-dich-wehren-11591582.html> (Stand: 9.5.2022).

- 16 ›Revenge Porn‹ beschreibt das Veröffentlichen von Nacktfotos, Sex-Videos und anderem intimen Material einer Person im Netz oder in Chat-Gruppen, die sich nicht damit einverstanden erklärt hat. Vgl. *Judith Fischer*: Fruchtbare Rache: Warum ›Revenge Porn‹ als Gewalt an Frauen immer mehr zum Problem wird. In: *Elle*, 11.8.2021. URL: <https://www.elle.de/lifestyle-feminismus-revenge-porn-gewalt-frauen> (Stand: 9.5.2022).
- 17 ›Slut Shaming‹ greift Frauen oder Mädchen für ihr sexuelles Verhalten an oder redet ihnen Schamgefühle ein, sofern diese einen oder mehrere Geschlechtspartner oder sexuelle Gefühle haben, nach denen sie handeln. Vgl. *Feminismus101*: Slut Shaming. In: *Feminismus101*, 15.11.2012. URL: <https://feminismus101.de/slut-shaming/> (Stand: 9.5.2022).
- 18 ›Victim Blaming‹, die sogenannte ›Täter:innen-Betroffenen-Umkehr‹, beschreibt das Phänomen, bei dem Menschen die Schuld für ein traumatisches Ereignis der betroffenen Person zuschieben. Vgl. *Elisa Schwarze*: Victim Blaming? In: *Zeit Jung*, 16.2.2021. URL: <https://www.zeitjung.de/was-ist-victim-blaming/> (Stand: 9.5.2022).

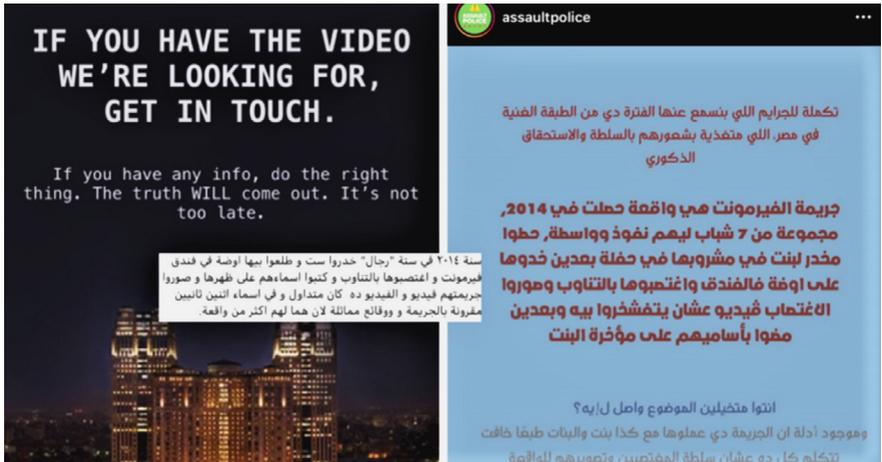


Abb. 3: Screenshot eines Instagram-Beitrags des Accounts Assault Police, der auf den Fairmont-Fall aufmerksam macht (veröffentlicht im Juli 2020), Quelle: S. Goltz.

Personen, die mit den mutmaßlichen Sexualstraftätern in Kontakt stehen, aufzubauen, 4. die Geschichten und Erlebnisse von Frauen zu teilen und ihnen Gehör zu verschaffen und 5. Bildung in Bezug auf Sexualität, Rechte, sozio-kulturelle Normen, Gesundheit und weitere zu schaffen.

Gerade für Menschen, die in den aufgeführten Bereichen weniger Bildung erfahren, ist die Informationsbeschaffung und -bereitstellung wichtig. So können sie Grenzüberschreitungen teilweise erst identifizieren und erfahren, welche Möglichkeiten es gibt, um gegen sie vorzugehen oder mit ihnen umzugehen. So werden Menschen, die zum Beispiel den Account von ›Assault Police‹ anschreiben und nach Informationen oder um Hilfe bitten, meist direkt an Anlaufstellen weitergeleitet, bei denen sie psychologische Betreuung, medizinische Versorgung oder juristische Beratung erhalten. Dieses Netzwerk aufzubauen, ist eines der Ziele, welches sich durch die Interaktionen der verschiedenen aktivistischen Plattformen rasch formiert hat.

Andere Themen aus den Bereichen Feminismus und Gender werden nach der Bearbeitung der konkreten Missbrauchsfälle zweitrangig behandelt, finden jedoch ebenfalls ihren Platz innerhalb der Bewegung. Hierzu gehört die Praktiken der weiblichen Genitalverstümmelung, Vergewaltigung innerhalb der Ehe, das bestehende Schamgefühl von Frauen sowie andere sozio-kulturelle Thematiken.

Soziale Medien als Raum für Protest und Vernetzung

In Bezug auf die Online-Bewegung, die sich seit dem Sommer 2020 in Ägypten formiert, birgt Social Media als Raum für Aktivismus sowohl Vor- als auch Nachteile für die Aktivistinnen in sich. Es gibt verschiedene Faktoren, die in diesem Rahmen als deutlich positiv zu bewerten sind. Zu der Zeit, als die Bewegung mit dem Fall von Ahmad Bassam Zaki und der Gründung des Accounts von *Assault Police* startete, befanden wir uns bereits seit einigen Monaten in der Covid-19-Pandemie. Social Media als Raum für Aktivismus gibt den Aktivistinnen die Möglichkeit, öffentlich zu protestieren, ohne sich dabei gesundheitlich in Gefahr zu bringen. Generell kann davon ausgegangen werden, dass die physische Sicherheit in einem höheren Maß gegeben ist als bei Formen von Aktivismus, die offline stattfinden. Ein Beispiel hierfür ist *The Girl in the Blue Bra*, die junge Frau, die auf einer Demonstration während des arabischen Frühlings öffentlich nahe dem Tahrir-Platz von Polizeibeamten entkleidet und misshandelt wurde.¹⁹ Auch Demonstrationsverbote können online umgangen werden, wobei natürlich bei unerwünschter Meinungsäußerung über das Internet ebenfalls Restriktionen stattfinden können. Ich frage meine Informantin Marina in einem Interview, ob sie von Demonstrationen in Kairo, im Kontext von sexualisierter Gewalt wisse. Sie schüttelt den Kopf:

»No, no. Not to my knowledge. And I think that's why this movement was very powerful. Because it's not safe to demonstrate anymore. We have a law that says that you can't demonstrate, you can't have big numbers of people demonstrating, it's illegal. So this generation found a way to demonstrate legally, online«,²⁰

berichtet sie. Weitergehend ermöglicht das Internet einen schnellen Informationsaustausch über das Veröffentlichen und Teilen von Beiträgen und bietet eine Plattform zur Meinungsäußerung durch Kommentare unter den einzelnen Beiträgen und privaten Nachrichten. Hierbei ist es den Aktivistinnen, aber auch der Audience der Bewegung, möglich, teilweise völlig anonym zu agieren und sich so privat zu schützen.

Bei den als negativ empfundenen Aspekten von Social Media als Raum für Aktivismus kann der mangelnde Datenschutz verzeichnet werden. Sowohl Täter als auch Betroffene und Aktivistinnen haben häufig nicht die Möglichkeit, ihre privaten Daten ausreichend zu schützen, während diese über das Internet veröffentlicht werden. Persönliche und sensible Daten werden über Social-Media-Kanäle publiziert und schnell verbreitet. Auch die Anonymität, die es einigen erst ermöglicht, Aktivismus zu betreiben, gibt anderen die Möglichkeit, ebenfalls aus der Anonymität heraus Betroffene oder Aktivistinnen anzugreifen, sie zu beleidigen oder ihnen zu drohen. Auch Hackerangriffe können dafür sorgen, dass Aktivistinnen die Kontrolle über ihre Social

19 *Sherine Hafez*: Bodies That Protest: The Girl in the Blue Bra, Sexuality and State Violence in Revolutionary Egypt. In: *Signs* 40 (2014), Heft 1, S. 20–28.

20 Interview Marina, 30.11.2020, Kairo (Material liegt bei der Autorin).

Media-Accounts verlieren, indem ihr Profil durch einen Hacker oder eine Hackerin übernommen wird.

Außerdem bleibt die Frage, wer überhaupt Social Media nutzen und Teil der Bewegung werden kann. Es kann davon ausgegangen werden, dass nicht alle Menschen, vor allem ältere und arme Personen noch weniger, sich in diesem virtuellen Raum bewegen.

Medien, Formen und Vorgehensweisen

Der Aktivismus gegen sexualisierte Gewalt drückt sich in dieser Bewegung in zahlreichen Formen aus. Er findet fast ausschließlich online statt und die Aktivistinnen bewegen sich an den Grenzen des Möglichen, die ihnen innerhalb des regionalen Settings zur Verfügung stehen. Es werden größtenteils Social-Media-Plattformen wie Instagram, *Facebook* und *Twitter* für die Informationsverbreitung, den Austausch und den Protest genutzt. Weitergehend kommen hier auch Blogs, Online-Magazine und andere Websites zum Tragen. Podcasts und *YouTube*-Videos werden ebenfalls zur Verbreitung von Informationen verwendet.

Einige der Accounts, die über Social-Media-Kanäle Aktivismus betreiben, nutzen sicherheitshalber zusätzlich ›Backup-Accounts‹. Dabei handelt es sich um einen gleichnamigen zweiten Account, der parallel zum Haupt-Account existiert. Der Backup-Account ist grundsätzlich inaktiv, postet also keine Beiträge. Jedoch sind die Follower:innen des Haupt-Accounts dazu angehalten, dem Account ebenfalls zu folgen. Für den Fall, dass der Haupt-Account gesperrt, gelöscht oder gehackt wird, kann so der Backup-Account aktiv werden und die Aufgabe des Haupt-Accounts durch das Teilen von Beiträgen übernehmen.

Um Betroffene von sexualisierter Gewalt zu mobilisieren und gegen konkrete Straftäter vorzugehen, werden *Google*-Umfragen und Online-Petitionen genutzt. Während die *Google*-Umfragen zur anonymen Aussage von Betroffenen sehr gut zu funktionieren scheinen, ist die Wirkungskraft der Petitionen noch unklar. Auch Arbeitgeber:innen, Freund:innen und Angehörige von Sexualstraftätern zu kontaktieren und Konsequenzen zu fordern, ist eine Vorgehensweise, um Druck auf die Täter aufzubauen. Die Aktivistinnen sind gut miteinander vernetzt und tauschen sich fortlaufend innerhalb privater Gruppen, die online sowie offline stattfinden, über Inhalte aus. Sie helfen sich häufig gegenseitig dabei, die Beiträge zu layouten, die Veröffentlichungen zu planen und die Texte zu redigieren. Je nachdem, in welchem Bereich die jeweiligen Aktivistinnen eine Expertise besitzen und welche persönlichen Interessen sie verfolgen, nehmen die aktivistischen Beiträge unterschiedliche Formen und Inhalte an.

Ein typisches Vorgehen der Aktivistinnen ist es, ein Foto des mutmaßlichen Sexualstraftäters öffentlich auf Instagram via Beitrag oder Story zu posten und darunter in roten Großbuchstaben das Wort ›Rapist‹ abzubilden. Dies



Abb. 4 : Screenshot des Beitrags eines aktivistischen Instagram-Accounts mit dem Hashtag ›#endthesilence‹ (veröffentlicht im Juli 2020), Quelle: S. Goltz.

wird dann von vielen Aktivistinnen im Netz geteilt, also verbreitet. Zusätzlich werden für den Online-Aktivismus meist kurze, prägnante Texte in englischer sowie arabischer Sprache formuliert. Diese können sowohl rein informativ sein, also über die konkreten Missbrauchsfälle berichten oder allgemeine Aufklärung über sexualisierte Gewalt leisten. Der gewählte Duktus kann wissenschaftlich, literarisch oder sogar poetisch, zum Beispiel in Form von Gedichten, sein. Auch künstlerische Beiträge anhand von Grafiken, Bildern und Videos werden von den Aktivistinnen kreiert oder zur Verfügung gestellt. Alle Texte werden anschließend entweder auf einen schlicht schwarzen oder weißen Hintergrund eingepflegt, oder es wird ein mehrfarbiges Bild gelayoutet, welches als Beitrag auf einem oder mehreren der Social-Media-Accounts veröffentlicht wird. Die Aktivistinnen geben teilweise an, die Layouts, Designs und Texte für ihre Beiträge rein intuitiv zu gestalten, ohne sich strategische Gedanken bei der Gestaltung zu machen. Andere folgen mit ihren Beiträgen einem gewissen Schema, welches ihrer Überzeugung nach, die geteilten Inhalte für ihre Audience besonders interessant, verständlich und leicht aufnehmbar macht. Die einzelnen Beiträge werden fast immer mit verschiedenen Hashtags in arabischer sowie englischer Sprache versehen, sodass sie im Algorithmus der jeweiligen Social-Media-Plattform häufiger auftauchen und schnell gefunden werden können. Diese sind beispielsweise #rapist, #ABZCase, #MishABZbas, #endthesilence, #AhmadBassamZakiMuttaharrash oder #AhmadBassamZaki.

Niederlagen und Schwierigkeiten

Welche Schwierigkeiten mit der Thematik von sexualisierter Gewalt in Ägypten verknüpft sind, wird in Bezug auf das regionale Setting deutlich.

Die Informantinnen beschreiben eine Reihe von Problematiken, die in zwei Kategorien einzuordnen sind. Die einen sind jene, die einen Rahmen schaffen, in dem sexualisierte Gewalt vermehrt stattfinden kann, die anderen sind die Problematiken, welche das Vorgehen gegen sexualisierte Gewalt, also den Aktivismus, erschweren. Beide Kategorien müssen in das soziale Setting eingebettet werden und überschneiden sich teilweise.

»Unfortunately, here in Egypt the way that things are, is usually that it's the girls fault. [...] here in Egypt it's a matter of the girl's reputation«, erzählt Nadine in einem Interview.

»When a girl comes forward with a case like this [...] she would be recognized as tarnished goods, it's like, she is not pure anymore because she had someone lay his hand on her, she is not good anymore, she is spoiled good. That's how the Egyptian population thinks. So, most girls won't come forward, because that way they might not get a husband or they disturb the family [...]«²¹,

erzählt Nadia. Männer nutzen die kulturellen Werte dazu, Frauen sexuell gefügig zu machen, sozial zu kontrollieren oder Repressionen von sich abzuwenden. Fox nennt diese kulturellen Werte ›Value Constructs‹, also Wertekonstrukte, und beschreibt drei Formen der sozialen Kontrolle, die auf Frauen ausgeübt werden und die im regionalen Setting zutreffend sind. Wenn eine Frau sich außerhalb dieses Rahmens der sozialen Kontrolle bewegt, werden vor allem Methodiken wie ›Slut Shaming‹ und ›Victim Blaming‹ angewandt, um diese zu bestrafen, sozial auszustoßen und so die soziale Kontrolle wiederherzustellen. Das repressive Verhalten gegen jene Frauen, die gegen diese Wertekonstrukte verstoßen, geht beiderlei von Männern sowie Frauen aus. Laut Fox verinnerlichen Frauen von früh an die Werte und Normen und lernen so, sich selbst und andere Frauen sozial zu kontrollieren, was meine Informantinnen bestätigen.²²

Betroffene von sexualisierter Gewalt haben selten die Möglichkeit, ihre Erfahrungen publik zu machen, da dies weitreichende soziale Konsequenzen mit sich ziehen kann. Das Schweigen der Betroffenen über die eigenen Erfahrungen macht es Tätern möglich, weiterhin sexualisierte Gewalt auszuüben und die sexuelle Interaktion als Druckmittel gegen die Frauen zu verwenden. So gehen Frauen nur selten den Weg der Anzeige. Teilweise werden sie so sexuell gefügig gemacht. Durch die herrschenden Vorstellungen davon, was als ›normal‹ gilt, sind sich sowohl Täter als auch Betroffene von sexualisierter Gewalt teilweise nicht bewusst darüber, dass sie Gewalt auf andere ausüben oder von ihr betroffen sind. Sie können einen sexuellen Übergriff durchaus als ein ›normales‹ Verhalten interpretieren und dennoch psychische sowie physische Konsequenzen und Traumata erleiden.

21 Interview Nadia, 21.1.2021, Kairo (Material liegt bei der Autorin).

22 Greer Litton Fox: ›Nice Girl‹. Social Control of Women through a Value Construct. In: Signs 2 (1977), Heft 4, S. 805–817.

Die Schwierigkeiten, die anhand der sozio-ökonomischen Unterschiede auftreten, werden durch ein Interview mit der Aktivistin Habiba deutlich. In unserem ersten Gespräch kommt sie auf die ›TikTok Girls‹ zu sprechen. Eine Gruppe von Mädchen im Teenageralter, die Tanzvideos drehten, diese auf der Plattform *TikTok* online veröffentlichten und daraufhin verhaftet wurden. Über Social-Media-Kanäle, Fernsehsendungen und das Radio wurde der Fall in den öffentlichen Diskurs aufgenommen. ›Indecency and destruction of family values‹ heißt der Vorwurf gegen die drei Tänzerinnen, die mit ihren Videos gegen die kulturelle Norm verstoßen.

Tanzvideos dieser Form zu drehen und hochzuladen, wird innerhalb des sozialen Umfeldes, aus dem die Frauen stammen, nämlich einem ›lower social background‹, wie Habiba mir erklärt, nicht toleriert. Habiba weist darauf hin, dass ich, wenn ich die Diskriminierung von Frauen, die gesellschaftlichen Zusammenhänge und den Aktivismus wirklich verstehen will, zuerst das ›class system‹ verstehen müsse.

»The class system in Egypt is wonderful (ironic voice). Actually, when lower class women come to speak up or come to do anything or come to post or whatever, they instantly get jailed and persecuted. So far, in a short time from summer till now ten women were jailed for dancing on TikTok videos. For posting their dance moves, for posting themselves«,

erzählt sie.

»The class system in Egypt is horrible, it's really horrible [...] How do I know this? How do I know, this is my right? How do I know how I need to live? It's because of my education. It's because of my privilege.«²³

Ägyptischen Frauen werden je nach sozialem Hintergrund unterschiedliche Freiheiten sowie Verantwortungen zuteil. Von ihnen wird unterschiedliches Verhalten erwartet, geduldet und bestraft. Während Frauen aus einem ›lower social background‹ in ihrem öffentlichen Auftreten eher mit Bedacht handeln müssen, traut sich, laut meiner Informantinnen, kaum jemand, Frauen aus einer höheren sozio-ökonomischen Gesellschaftsschicht öffentlich zu kritisieren. Juristische Maßnahmen werden für gewöhnlich nicht ergriffen.

Auch die ungleichen Bildungschancen, die für große Unterschiede in der Bildung sorgen, wirken sich auf den Aktivismus gegen sexualisierte Gewalt aus. Nur wer eine Bildung hinsichtlich dieser Thematik erfährt, hat die Möglichkeit Machtverhältnisse überhaupt in Frage zu stellen oder Wissen darüber zu erlangen, wie persönliche Rechte eingefordert werden können.

Auch die soziale und wirtschaftliche Unabhängigkeit ist bei den Frauen der Ober- und oberen Mittelschicht häufig höher als bei denen der unteren

23 Interview Habiba, 9. 12. 2020, Kairo (Material liegt bei der Autorin).

ren sozio-ökonomischen Schichten.²⁴ Diese haben eher die Möglichkeit, ihre Rechte einzufordern und unabhängige Entscheidungen zu treffen. Hierzu gehört etwa die Möglichkeit, juristische Hilfe in Anspruch zu nehmen oder sich aus einer gewaltvollen Partnerschaft zu lösen.

Strukturelle Probleme sorgen dafür, dass Sexualstraftäter, selbst wenn die Betroffenen zur Polizei gehen und Anzeige erstatten, nur in seltenen Fällen verurteilt werden.²⁵ Meine Informantinnen erzählen, dass Zeug:innen oder Betroffene, die gegen sexualisierte Gewalt bei der Polizei aussagen, in manchen Fällen selbst verhaftet werden. »But how is the connection between the police and this guy, the rapist?«, frage ich meine Informantin Marina in einem Interview. »They are very well connected. The system here is very corrupt, so he can easily influence this«,²⁶ antwortet sie. Die finanziellen Mittel der Täter und ihre Vernetzung mit einflussreichen Kontakten spielen hierbei eine Rolle. »They (the predators) feel so protected by the law. The first instinct is ›Ok, why don't you go, file a report?‹ (they tell women). Because they know that they not gonna be held accountable«, erzählt auch Amina mir während unseres Gesprächs. »Imagine a criminal asking for their victim to go file a report against them because they feel so safe and they feel so ok with what they did that they feel like, the girl would never win the case, she would never do that also (file a report).«²⁷

Offline findet kaum Aktivismus statt. Am Beispiel eines meiner Interviews wird deutlich, woran dies – neben der Gesetzgebung – noch liegt. Eine meiner Informantinnen, die junge Künstlerin Sara, schafft es nach zwei Jahren intensiver Suche, eine Galerie zu finden, die bereit ist, eins ihrer Kunstwerke auszustellen, da, wie sie beschreibt, niemand über solche Themen sprechen möchte. Kurz nach der Veröffentlichung erscheint ihr Werk auf unzähligen Accounts in den sozialen Netzwerken und wird Teil der Bewegung.²⁸ Ihr Kunstwerk stellt eine *Abaya*²⁹ dar, die mit arabischen Worten bestickt ist, welche ihr und anderen Frauen auf der Straße von Männern nachgerufen werden.

Die Online-Bewegung kann an einigen Stellen und von außen beziehungsweise aus Distanz betrachtet durchaus auch kritisch thematisiert werden. Es ist interessant darüber nachzudenken, wie sinnvoll es ist, dass Menschen der Ober- und oberen Mittelschicht, diejenigen der unteren sozio-ökono-

24 *Bahira Sherif*: Gender Contradictions in Families: Official v. Practical Representations among Upper Middle-Class Muslim Egyptians. In: *Anthropology Today* 15 (1999), Heft 4, S. 9–13.

25 *Sidani*, wie Anm. 6.

26 Interview Marina, wie Anm. 20.

27 Interview Amina, 9.2.2021, Kairo (Material liegt bei der Autorin).

28 Interview Sara, 26.11.2020, Kairo (Material liegt bei der Autorin).

29 Die *Abaya* ist ein traditionelles islamisches Kleidungsstück für Frauen. Vgl. *Basma Magazin*: Glossar – Abaya. In: *Basma Magazin*, o.J. URL: <https://basmamagazine.com/glossar/> (Stand: 9.5.2022).



Abb. 5: Foto der Abaya, bestickt mit Worten, die Frauen in den Straßen Ägyptens nachgerufen werden (Aufnahme zur Verfügung gestellt von der Künstlerin).

mischen Schichten vertreten. Es ist fraglich, ob diese überhaupt befürworten, dass die Aktivistinnen als ihr Sprachrohr agieren und für ihre Rechte kämpfen. In vielen Fällen wissen diese Frauen nicht viel über die Bewegung und vertreten das Gedankengut der Aktivistinnen nicht. In ihrem eigenen Arbeiten sehen die Aktivistinnen Probleme darin, dass die Bewegung kaum klassenübergreifend ist. Sie beschreiben selbst, dass fast ausschließlich Mädchen und Frauen der oberen sozio-ökonomischen Schichten Aktivismus betreiben oder sich öffentlich positionieren und sehen es als notwendiges Ziel an, ihren Aktivismus langfristig klassenübergreifender zu gestalten. Innerhalb des Netzwerkes der Aktivist:innen gibt es kaum Meinungsunterschiede. Meine Informantinnen können sich, laut eigener Aussage, zwar nicht mit jedem aktivistischen Account identifizieren, respektieren jedoch jeden aufrichtigen Versuch, Aktivismus zu betreiben. Sie sprechen davon, dass sie jede Person begrüßen, die sich öffentlich gegen sexualisierte Gewalt positioniert und die anderen Aktivistinnen innerhalb des Netzwerkes mit großem Dank und Bewunderung betrachten.

Als problematisch ist auch der mentale Gesundheitszustand meiner Informantinnen wahrzunehmen. Meine Hauptinformantinnen geben ausnahmslos an, dass der Aktivismus die Ursache für verschiedene psychische Probleme ist, die sie alle mehr oder weniger beschreiben. Alle Informantinnen sprechen von einem Gefühl der Energielosigkeit, von depressiven Phasen, sozialem Druck, Stress und Belastung durch die Beschäftigung mit dem emotional aufgeladenen Thema und davon, sich unverstanden zu fühlen. Auch

Hassnachrichten und Drohungen sowie tragische persönliche Geschichten von Betroffenen, die sie über das Internet erhalten, wirkten sich kritisch auf ihren mentalen Gesundheitszustand aus. Die Frauen geben alle an, dass sie sich regelmäßig Auszeiten von ihrer aktivistischen Arbeit nehmen (müssen) und dann tagelang inaktiv auf ihren Social-Media-Accounts sind, um sich mental zu erholen und neue Kraft zu schöpfen.

Erfolge

Innerhalb der ersten Monate vom Beginn der Bewegung an bis zum Ende meiner Forschungsreise wurden bereits erste Erfolge durch den Aktivismus deutlich. Es gibt jene Erfolge, welche das Erreichen von konkreten Zielen beschreiben, und jene, die auf einer zweiten Ebene, innerhalb der Online-Bewegung zu verzeichnen sind.

Der größte Erfolg ist die Verurteilung von Ahmad Bassam Zaki. Der junge Mann, mit dessen Fall die Bewegung begann, wurde zu mehreren Jahren Haft verurteilt. Zudem kam und kommt es zu weiteren Anklagen gegen Sexualstraftäter.

Auf zweiter Ebene sind folgende Erfolge aufzuführen: 1. die Aktivistinnen bauen binnen weniger Monate über Social-Media-Accounts ein Netzwerk auf, das verschiedene Anlaufstellen für Betroffene zur Verfügung stellt oder an die entsprechenden Stellen weiterleitet, 2. die Informantinnen beschreiben, dass der Zusammenhalt innerhalb der weiblichen Gemeinschaft durch die Bewegung enorm gesteigert wird und eine gegenseitige Mobilisierung sowie ein stetiges Empowerment stattfinden. Dies empfinden die Aktivistinnen mitunter als größte Erfolge. Insgesamt fühlen sie sich gestärkt und sicherer in ihrem Alltag, 3. die Wissensschaffung durch die Bewegung. Durch die formulierten und weitergetragenen Informationen werden sowohl ein größeres Bewusstsein für sexualisierte Gewalt innerhalb der Gesellschaft geschaffen als auch eine Sensibilisierung für das Thema erzeugt.

Selbst diejenigen, die vorher kein Interesse daran hatten, sich mit der Thematik der sexualisierten Gewalt zu befassen, kommen durch die neuere mediale Aufmerksamkeit mit ihr in Berührung. Nicht zuletzt deswegen, weil sie sich darüber informieren wollen, wie sie sich zu verhalten haben, um nicht eines Tages eventuell selbst öffentlich diffamiert zu werden, so erklärt es eine Informantin. Die Abschreckung von potenziellen Tätern wird als Erfolg verstanden.

»I think one of the bigger things is not having that sense of fear anymore. [...] Egyptian women think a million times before we leave the house, what we are wearing. [...] I won't wear heels or sandals or Birkenstocks or whatever. I don't wear them outside because I think: ›Wait, what if I need to run? What if someone is running after me?‹, and I have been chased with a car before«, erzählt Nadia. »I think along with imprisoning these people and getting justice, I think (the

main achievement is) that not being scared anymore when going in the street,³⁰ fährt sie fort.«

Bezeichnung der Bewegung

Die Begriffe ›Feminismus‹ sowie ›#MeToo‹ werden von einigen Informantinnen – teilweise streng – abgelehnt, von anderen werden sie mit Bestimmtheit angenommen. Diese Begriffe werden vermutlich häufig mit westlicher Intervention und westlichem Gedankengut in Verbindung gebracht und verursachen in der ägyptischen Gesellschaft daher Unmut, wie die folgenden Interviews zeigen.

»I call myself a feminist [...] It just means that you believe in equal rights for men and women. [...] I don't want to call it a #MeToo movement, I don't like to call it #MeToo because I don't think everything should be seen as us following what the ›advanced‹ West is doing (laughing). We have hard women fighting here and fighting there for tens and tens or maybe hundred years fighting. [...] Why does everything have to be measured by the West? [...] We have completely different problems«,³¹ erzählt Marina.

Eine weitere Informantin, Reem, steht dem Begriff Feminismus dagegen kritisch gegenüber, wie sie in einem Interview erklärt: »[...] honestly it's because the word ›feminism‹ reminds people of the West. [...] actually, even in my hashtags I never use the word ›feminism‹. Because I don't want anything ... I don't want the language of feminism that the West has. Because ours needs to be ours.«³²

Die Aktivistinnen einigen sich auf keinen konkreten Namen der Bewegung. ›Women's Movement‹, ›Feminist Revolution‹, ›#MeToo-Movement‹, ›The Movement‹ und ›Feminist Movement‹ sind die verschiedenen Bezeichnungen, die immer wieder auftauchen. Darauf, dass eine Bewegung im Gange ist, einigen sich die Informantinnen zwar, benennen jedoch meist die konkreten Missbrauchsfälle, wenn sie über die Bewegung sprechen und legen keinen Wert auf eine einheitliche Bezeichnung.

Aktueller Stand und Zukunftsperspektive

Die regionalen Gegebenheiten setzen sowohl das Stattfinden von sexualisierter Gewalt als auch den Aktivismus dagegen in einen besonderen Rahmen. Seit Beginn der Bewegung schaffen die jungen Aktivistinnen aus der Ober- und oberen Mittelschicht es, ein Netzwerk auszuweiten, in dem Straftäter decouvriert und angezeigt werden, Aufklärung im Kontext von sexualisierter Gewalt entsteht und sämtliche Anlaufstellen zur Hilfe von Betrof-

30 Interview Nadia, wie Anm. 21.

31 Interview Marina, wie Anm. 20.

32 Interview Reem, 11.2.2021, Kairo (Material liegt bei der Autorin).

fenen bereitgestellt werden. Social-Media-Plattformen ermöglichen es den meist jungen Frauen, sicher zu protestieren und Gehör zu finden, wo ein Offline-Protest nicht möglich ist. Das Internet birgt jedoch auch einige Gefahren als Raum für Aktivismus.

Die Aktivistinnen entwickeln zwar Taktiken und Vorgehensweisen, mit denen sich erste Erfolge einstreichen lassen. Dennoch gibt es auch Niederlagen und Schwierigkeiten, denen die Aktivistinnen sich entgegenstellen. Ob es erwünscht ist, dass die Bildungselite für die weniger privilegierten Frauen spricht, ist unklar. Ob die Aktivistinnen langfristig in der Gesellschaft eine Veränderung bewirken werden, wird die Zukunft zeigen. »I think this is a small step that we are doing here. And with what I did, it's great and we started something and ›Assault Police‹ is great for helping and everything, but this is a small seed, that we need to let grow and grow and grow and grow, until this problem is not here anymore«, blickt Nadia in die Zukunft.³³



Sarah Nadia Goltz, B. A.
Sarah.Goltz@gmx.de

33 Interview Nadia, wie Anm. 21.

DAS SELFIE ZWISCHEN KONTROLLE UND BEFREIUNG

Katrin Deja

Das Selfie und seine Möglichkeiten

›Das Selfie‹ – also das digitale Selbstportrait für Social Media – wird oft als Synonym einer narzisstischen, selbstdarstellerischen ›Generation Z‹ gesehen.¹ Dabei stellt das Selfie ebenso eine Möglichkeit zur Selbsthinterfragung und Selbstreflexion dar. Es kann als ein Kontrollinstrument gesehen werden, da es einerseits die Selbstdarstellung durch das Feedbacksystem der Social-Media-Plattform und eine damit einhergehende Erwartungsnormierung an die Selbstdarstellung kontrolliert. Andererseits eröffnet das Selfie eine noch nie da gewesene Chance für jede Person, sich selbstbestimmt in der Öffentlichkeit darstellen zu können. Das Selfie kann somit auch als Befreiungsinstrument fungieren. Dies zeigt sich insbesondere, wenn es um die Darstellung von Frauen geht, die sich dem ›Male Gaze‹, dem traditionell männlich geprägten Blick auf Frauen, widersetzen.

Die Filmwissenschaftlerin Laura Mulvey prägte den Begriff des Male Gaze. Dieser bezieht sich in einer erweiterten Perspektive, die die Kulturwissenschaftlerin Karin Esders einnimmt, nicht nur auf ein männlich geprägtes Blickregime, das sich auf die Darstellung des weiblichen Körpers bezieht. Vielmehr inkludiert er eine damit einhergehende Wertigkeit und Positionierung des Subjekts. Demnach legt der Male Gaze eine Idealnorm des Körpers fest, nach welcher weibliche Körper verglichen und im Rang angeordnet werden.² Der Male Gaze bestimmt, welche Körper auf welche Art und Weise sichtbar werden dürfen und lässt sich somit als eine Art Katalog von Körper- und Inszenierungsimperativen verstehen. Dabei vermitteln die stetig produzierten Körperbilder nicht nur Körperideale, sondern werden ebenso mit Persönlichkeitseigenschaften verknüpft. Die Annäherung an das Ideal verspricht Anerkennung. Und dadurch wird der Male Gaze internalisiert und auf den eigenen Selbstwert übertragen.³ Der Male Gaze lässt sich demnach als ein Machtverhältnis verstehen.

1 Vgl. Christopher T. Berry u. a.: ›Let Me Take a Selfie. Associations between Self-Photography, Narcissism, and Self-Esteem. In: Psychology of Popular Media Culture 6 (2015), Heft 1, S. 48–60.

2 Vgl. Karin Esders: ›You make me feel like a natural woman ...‹. Von der (Un-)Wirklichkeit digitaler Körperbilder. In: Jutta Weber/Corinna Bath (Hg.): Turbulente Körper, soziale Maschinen. Feministische Studien zur Technowissenschaftskultur. Opladen 2003, S. 183–199, hier S. 195.

3 Vgl. Winfried Gerling/Susanne Holschbach/Petra Löffler: Bilder verteilen. Fotografische Praktiken in der digitalen Kultur. Bielefeld 2018, S. 78.

Die Fotografie als Massenmedium erhöhte die Zugänglichkeit und Nutzung von Fotos und verstärkte damit das Blickregime des Male Gaze. Gleichzeitig bot die Fotografie als Massenmedium auch die Möglichkeit, mit dem eigenen Abbild zu experimentieren und durch die technische Innovation des Selbstauslösers autonom zu arbeiten.

Die Kuratorin Gabriele Schor prägte den Begriff der ›Feministischen Avantgarde‹ und beschrieb damit unabhängig voneinander agierende Künstlerinnen, die dennoch einte, dass sie alle »radikal neue Fragen an die Gesellschaft, an den Kunstbetrieb und die Rollen der Frau« stellten.⁴ Die Feministische Avantgarde stand in einem Zusammenhang zur zweiten Welle des Feminismus in den 1960er-Jahren, in der Frauen die Auflösung körperbezogener Normvorstellungen forderten und für eine Sichtbarmachung aller Körper und dementsprechend für eine Hinterfragung von tradierten Schönheitsidealen plädierten.

Das Selbstporträt diente dabei in der feministischen Kunst als bedeutendes Medium zur Hinterfragung und Dekonstruktion der Rolle sowie der vielfältigen Darstellung von Frauen.⁵ Das Selbstporträt ist folglich nicht mehr der Ort, um seine Identität darzustellen, sondern der Ort, gerade diese zu hinterfragen. Der Körper wurde dabei als Material eingesetzt und ließ die Künstlerinnen zwischen Objekt und Subjekt changieren. Die Künstlerinnen der Feministischen Avantgarde erschufen Gegenentwürfe zu den »traditionellen Weiblichkeitsbildern«⁶ und zeigten demnach radikal neue weibliche Körperbilder auf, die noch heute die feministische Kunst beeinflussen.⁷

Damit zeigt die Feministische Avantgarde auf, dass Selbstporträts Verwirrung stiften können. Die Werke schockierten, regten zum Nachdenken an und hinterfragten oder widersetzten sich dem Male Gaze. Laut Judith Butler können Wiederholungsprozesse von geschlechterspezifischen ›Verwirrungsmomenten‹ die »kulturelle Codierung von Geschlechtlichkeit nachhaltig« verändern,⁸ indem sie die »Festschreibungen unterlaufen«.⁹ Leider

4 *Zentrum für Kunst und Medien Karlsruhe*: Feministische Avantgarde der 1970er-Jahre. URL: <https://zkm.de/de/ausstellung/2017/11/feministische-avantgarde-der-1970er-jahre> (Stand: 16.12.2020).

5 Vgl. *Teresa Koester*: Ich-Sein. Körper-Sein. Frau-Sein. Über das weibliche Selbstporträt in der Fotografie. In: *Schirn Magazin*, 25.5.2016. URL: https://www.schirn.de/magazin/kontext/weibliche_selbstportraet_fotografie/ (Stand: 16.12.2020).

6 *Silvia Eiblmayr*: Die Frau als Bild: Der weibliche Körper in der Kunst des 20. Jahrhunderts. Berlin 1993, S. 9.

7 Vgl. *Zentrum für Kunst und Medien Karlsruhe*, wie Anm. 4.

8 *Paula-Irene Villa*: Subjekte und ihre Körper: Kultursoziologische Überlegungen. In: Julia Graf/Kristin Ideler/Sabine Klinger (Hg.): *Geschlecht zwischen Struktur und Subjekt. Theorie, Praxis, Perspektiven*. Leverkusen 2013, S. 59–78, hier S. 72.

9 *Maren Butte*: Blick und Mythos. Überlegungen zu einem sentimental Bild-Konzept von Weiblichkeit. URL: <https://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/891/894> (Stand: 16.12.2020).

blieb die feministische Kunst lange Zeit kunsthistorisch unaufgearbeitet.¹⁰ Dennoch kann man festhalten, dass das fotografische Selbstporträt in der Feministischen Avantgarde das Potenzial zur Ermächtigung und zur Re-signifikation geschlechterspezifischer Codierungen besitzt. Dieses Potenzial lässt sich demnach auch auf das Selfie übertragen. Die Social-Media-Plattformen bieten die Möglichkeiten, in denen Frauen sich öffentlich und selbstbestimmt darstellen können. Die Frage ist also, wie wird dieses Potenzial genutzt.

Instabodies

Die *MaLisa-Stiftung* und das *Internationale Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen* (IZI) untersuchten diesbezüglich Selbstinszenierungen auf dem Social-Media-Portal *Instagram*.¹¹ Analysiert wurden die Selbstinszenierungen von populären Influencerinnen und deren Wirkungseffekte auf Mädchen und junge Frauen. Durch qualitative Interviews konnte festgestellt werden, dass die Darstellungen der Influencerinnen als Vorbild für die eigene Inszenierung der Probandinnen genutzt werden. Die Instagram-Nutzerinnen gaben an, ihr Aussehen, aber auch die Inszenierungsmechanismen der Influencerinnen nachzuahmen. Diesbezüglich wird das Styling auf gleiche Weise wie die Körpertechnik und das Setting adaptiert. Eine Angleichung erfolgt zudem anhand von Filter- und Bildbearbeitungsprogrammen.¹² Wie prekär diese Nachahmungsprozesse sind, zeigte sich durch die quantitative Untersuchung der Studie, die Inszenierungsmechanismen der Influencerinnen auf Instagram analysierte. So weisen die Influencerinnen ein sehr eindimensionales Bild von Weiblichkeit auf. Auch gleichen sich die Influencerinnen untereinander stark an und bedienen sich stereotyper Körpertechniken. Die Selbstinszenierungen zeigen ein optimiertes Selbst. Dabei soll die eingenommene Körperhaltung den Körper möglichst dünn erscheinen lassen, die Haut soll möglichst makellos aussehen.¹³ Es werden aber nicht nur stetig die gleichen normierten Körper gezeigt, sondern eine eben-

10 Vgl. *Carsten Probst*: Hamburger Kunsthalle. Feministische Avantgarde der 1970er-Jahre. In: deutschlandfunk.de, 14. 3. 2015. URL: https://www.deutschlandfunk.de/hamburger-kunsthalle-feministische-avantgarde-der1970er.691.de.html?dram:article_id=314262 (Stand: 20. 5. 2021).

11 *Maya Götz*: Die Selbstinszenierung von Influencerinnen auf Instagram und ihre Bedeutung für Mädchen. Zusammenfassung der Ergebnisse einer Studienreihe. In: *TelevIZION* 32 (2019), Heft 1, S. 25–28, hier S. 27. URL: https://www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/publikation/televizion/32_2019_1/Goetz-Die_Selbstinszenierung_von_Influencerinnen.pdf (Stand: 16. 12. 2020).

12 Vgl. ebd., S. 27.

13 Vgl. *Maya Götz/Josephine Becker*: Das ›zufällig‹ überkreuzte Bein. Selbstinszenierungsmuster von Influencerinnen auf Instagram. In: *TelevIZION Digital* 1 (2019), S. 21–32, hier S. 27. URL: https://www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/publikation/televizion/Digital/Goetz_Becker-Ueberkreuztes_Bein.pdf (Stand: 16. 12. 2020).

so oberflächliche Gefühlswelt, die innerhalb ihrer dargestellten Emotionen zwischen Freude und Leidenschaftlichkeit wechselt.¹⁴

Als besonders problematisch zeigt sich, so die Ergebnisse der Studie, die Verschiebung des Begriffes ›Natürlichkeit‹. Das perfekte Foto lässt die Dargestellten ›möglichst schlank‹ wirken.¹⁵ Dabei spielen Filter- und Bearbeitungsprogramme eine entscheidende Rolle zur Optimierung der Figur, ebenso zur Optimierung der Haare und der Haut. Bearbeitete und inszenierte Fotos werden demnach von den Userinnen als natürlich wahrgenommen und empfunden und gleichen sich dabei den Darstellungs- und Inszenierungsmechanismen der Influencerinnen an, denen gefolgt wird.¹⁶

Die Anpassung an bestimmte Inszenierungsmechanismen bietet dabei eine erhöhte Wahrscheinlichkeit, Anerkennung und Bestätigung auf der Plattform zu bekommen.¹⁷ Maya Götz, Forscherin der MaLisa-Studie, verknüpft die Darstellungsimperative mit der ›postfeministischen Maskerade‹, die die Kulturwissenschaftlerin Angela McRobbie beschrieben hat. Demnach wird auf Instagram eine Art Natürlichkeit des Körpers abgebildet, bei der die Körperarbeit auf einen Grad der Weiblichkeit verweist. Die optimierende Selbstarbeit wird dabei gleichgesetzt mit einer erfolgreichen Lebensführung, dabei wird der »Zwang zur Selbstbeschränkung, den früher das Patriarchat ausübte«, nun von der »Mode- und Schönheitsindustrie übernommen, und Mädchen (und Frauen) fügen sich heute diesen Zwang freiwillig selbst zu«.¹⁸ Der Male Gaze werde dadurch modifiziert. Man solle den Male Gaze befolgen, dies jedoch ganz im Sinne der Selbstbestimmung tun, denn es gehe in erster Linie nicht mehr um die Anerkennung von Männern.¹⁹ Die Arbeit in Bezug auf die stetige Optimierung des Selbst solle man allein ›für sich‹ machen, wobei dies auch Spaß machen soll, so wie es die Influencerinnen auf ihren Profilen zeigen. Die Soziologin Paula-Irene Villa sieht darin eine »sich neu abzeichnende Fassung einer arbeitsintensiven Geschlechterdifferenz«.²⁰

Die Verstärkung der Stereotypisierung auf Social-Media-Plattformen wie Instagram wird dabei aktiv von der Plattform selbst gefördert beziehungsweise die Plattform ließ diese Verstärkung der Stereotypisierung erst auf

14 Vgl. ebd., S. 29 und 32.

15 Vgl. Götz, wie Anm. 11, S. 26 f.

16 Vgl. ebd., S. 28; vgl. *Maya Götz*: ›Man braucht ein perfektes Bild‹. Die Selbstinszenierung von Mädchen auf Instagram. In: *TelevIZion* 32 (2019), Heft 1, S. 9–20, hier S. 18. URL: https://www.br-online.de/jugend/izi/deutsch/publikation/televizion/Digital/Goetz-Perfektes_Bild.pdf (Stand: 16.12.2020).

17 Vgl. ebd., S. 12.

18 Ebd., S. 19.

19 Vgl. ebd., S. 16.

20 *Paula-Irene Villa*: Habe den Mut, Dich Deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung. In: dies. (Hg.): schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst. Bielefeld 2008, S. 245–272, hier S. 249.

diese Art und Weise entstehen. Insbesondere der Algorithmus auf Instagram spielt dabei eine zentrale Rolle. Eine Studie von *Algorithmwatch.org* und *European Data Journalism Network* befasste sich mit der Frage des Verhältnisses von spezifischen Darstellungsmechanismen und dem Algorithmus auf Instagram.²¹ Es wurden hierzu die Feeds von Proband:innen untersucht und festgestellt, dass der Algorithmus auf Instagram überproportional junge Frauen in knapper Bekleidung bevorzugt. Die Ergebnisse decken sich diesbezüglich mit den Ergebnissen der MaLisa-Stiftung und erklären zudem die Angleichung an die Darstellungsimperative. Will man somit Sichtbarkeit beziehungsweise Reichweite auf der Plattform erreichen, muss man sich den Imperativen der Darstellungslogik unterwerfen.²² Instagram macht nur bestimmte Körper sichtbar und verdrängt damit andere. Es entsteht somit eine Hegemonie der Bedeutungsproduktion von Körpern.²³ Der Kultur- und Medienwissenschaftler Ramón Reichert nutzte den Begriff der Immersion, um die Interdependenz des Gefühls der ›realen‹ Realität und dem der ›digitalen‹ Realität bei der Nutzung der Social-Media-Plattformen zu beschreiben.²⁴ Der Algorithmus spielt folglich eine wesentliche Rolle, um den Eindruck von ›Normalität‹ herzustellen. Dabei wird der Algorithmus nicht ausschließlich durch das eigene Nutzungsverhalten gebildet, sondern ergibt sich aus intransparenten Filterungsprozessen, die demnach auch bestimmen, welche Körper gezeigt werden und somit den Status der Sichtbarkeit bekommen.

Female Gaze und dangerous bodies

2017 starteten die Künstlerinnen Arvida Byström und Molly Soda einen Aufruf auf Instagram und baten ihre Follower:innen, ihnen ihre zensierten Fotos zuzuschicken. Herausgekommen ist das Fotobuch ›Pics or it didn't happen‹. Die meisten Fotos sehen dabei aus, als seien sie auf die »Zensur aus gewesen«. ²⁵ So zeigen sich die Protagonistinnen meist nackt und innerhalb eines sexualisierten Kontextes, was gegen die Richtlinien Instagrams verstößt. Man findet in dem Fotobuch jedoch auch Fotos, die vom Inszenierungs- und Nacktheitsgrad her mit denen der Influencerinnen identisch sind. Den Unterschied stellt dabei oftmals eine sichtbare Körperbehaarung oder der übergewichtige Körper dar. Bestimmte Körper und Körperinszenierungen werden von der Sichtbarkeit auf Instagram ausgeschlossen und

21 Judith Duportail u. a.: Instagram-Algorithmus: Wer gesehen werden will, muss Haut zeigen. URL: <https://algorithmwatch.org/de/haut-zeigen-auf-instagram/> (Stand: 20.5.2021).

22 Vgl. Götz, wie Anm. 16; vgl. Johanna Schaffer: Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung. Bielefeld 2008, S. 58.

23 Vgl. Schaffer wie zuvor, S. 85 und S. 91.

24 Ramon Reichert: Die Macht der Vielen. Über den neuen Kult der digitalen Vernetzung. Bielefeld 2013, S. 98.

25 Annika Meier: Zensur auf Instagram. Was heißt hier ›unangemessene Bilder‹? In: Monopol Magazin, 4.4.2017. URL: <https://www.monopol-magazin.de/was-haben-selfies-mit-feminismus-zu-tun> (Stand: 16.12.2020).

ihnen wird in Rahmen der Immersion die Existenz abgesprochen.²⁶ Byström folgert hierzu in einem Interview:

»Vielleicht kann man sagen, dass es ein Buch über Körper ist, die nicht den Vorstellungen von Unternehmen entsprechen. Warum, zum Beispiel, ist ein Foto von einem rasierten Bein sicherer als von einem unrasierten? Das Foto ist sicherer, weil viel Geld und Zeit investiert wurde, um diese Haare loszuwerden.«²⁷

Byström verweist demnach auf die ›postfeministische Maskerade‹ und die von Villa herausgestellte Betonung der aufwendigen Selbstarbeit.

Im ›Choice-Feminismus‹ wird davon ausgegangen, dass jede Handlung eine feministische Handlung ist, sobald diese selbstbestimmt getroffen wird.²⁸ Demnach ist selbst die vermeintlich konforme Darstellung innerhalb des Male Gaze eine feministische, wenn diese selbstbestimmt erfolgt. Es wird dabei vorausgesetzt, dass alle Frauen die gleichen Möglichkeiten haben, sich frei und selbstbestimmt für etwas entscheiden zu können. Der Aufbau und die Zensurpolitik Instagrams zeigen jedoch eindrücklich auf, dass der Zugang zur Reichweite und Sichtbarkeit nicht für alle gleich ist. Frauen mit normierten Körpern, die sich innerhalb des Male Gaze zeigen, sind damit nicht als feministisch zu bewerten, sondern tun letztlich genau das, was von ihnen erwartet wird, nämlich, sich den patriarchalischen Vorstellungen von Weiblichkeit zu unterwerfen. Dies findet jedoch unter dem Deckmantel der Selbstbestimmung statt. Der Male Gaze wird zur Selbsttechnologie stilisiert.²⁹ Anhand des Fotobuchs ›Pics or it didn't happen‹ lässt sich feststellen, dass auf Instagram schon dezente Überschreitungen der ›Norm‹ zensiert werden, sobald der Körper beziehungsweise die Körperdarstellung nicht in das normierte Ideal passen. Durch die Subjektivierung der Selbstarbeit, die Intention, den individuellen Körper innerhalb der Vorgaben, aber in seiner spezifischen ›Natürlichkeit‹ zu zeigen, wird der ›dangerous body‹ entworfen.³⁰ Der ›dangerous body‹ ist jedoch stetig dem Risiko ausgesetzt, von Instagram zensiert zu werden.

26 Vgl. *Julia Reuter*: *Geschlecht und Körper. Studien zur Materialität und Inszenierung gesellschaftlicher Wirklichkeit*. Bielefeld 2011, S. 13 und S. 33.

27 *Arvida Byström*, zitiert nach *Tish Weinstock*: Dieses Buch besteht aus von Instagram gelöschten Selfies. In: *i-D Magazine*, 10. 3. 2017. URL: <https://i-d.vice.com/de/article/j58zjb/arvida-bystroem-molly-soda-interview-pics-or-didnt-happen> (Stand: 16. 12. 2020).

28 Vgl. *Ariana Damavandi*: *Feminism 101: What is Choice Feminism?* In: *Fem Magazine*, 17. 5. 2016. URL: <https://femmagazine.com/feminism-101-what-is-choice-feminism/> (Stand: 16. 12. 2020).

29 *Rosalind Gill*: *Postfeministische Medienkultur. Elemente einer Sensibilität*. In: *Kathrin Peters/Andrea Seier* (Hg.): *Gender & Medien-Reader*. Zürich/Berlin 2015, S. 541–556, hier S. 549.

30 Vgl. *Arvida Byström/Molly Soda*: *Pics or It Didn't Happen: Images Banned from Instagram*. München 2017, S. 16.

Diese bestimmte Art der Selbstinszenierungen, die von den stereotypischen Selbstdarstellungen abwich, wurde medial oftmals als ›Netzfeminismus‹ bezeichnet.³¹ Die Inszenierungen, wie sie im Buch ›Pics or it didn't happen‹ zu finden sind, thematisieren vor allem eine Enttabuisierung der Bereiche Menstruation, Körperhaare und des Dickseins. Der Netzfeminismus, der als Kritik an den Darstellungsimperativen zu fassen ist, zeigt die ›dangerous bodies‹ und befindet sich somit in einem stetigen Balanceakt gegenüber der Zensurpolitik Instagrams. Der Netzfeminismus widersetzt sich insofern der Plattform, nutzt diese jedoch ebenso für seinen Widerstand. Die Kulturwissenschaftlerin Annekathrin Kohout identifizierte im Netzfeminismus die ›Bildstrategie des Empowerments‹. Dabei geht es im Wesentlichen darum, in Selbstporträts die vermeintlichen körperlichen Makel, wie beispielsweise Cellulitis, Körperhaare oder auch Menstruation, positiv zu codieren. Kohout beschreibt diesbezüglich die Selfies der Netzkünstlerin Arvida Byström als Beispiel für die ›Bildstrategie des Empowerments‹. Byström zeigt sich meist gestylt und bewusst inszeniert und verweist damit zunächst auf stereotype Inszenierungsmechanismen, bricht diese jedoch beispielsweise durch das Zeigen ihrer Achselhaare auf. Kohout spricht davon, dass Byström hier ein Angebot mache, wie Schönheit, Weiblichkeit und Sexyness fernab der stereotypischen Darstellungen aussehen könnte.³²

Kohout differenziert die ›Bildstrategie des Empowerments‹ von einer ›Bildstrategie der Provokation‹, die man vermehrt bei der Feministischen Avantgarde fand. Bei der ›Bildstrategie der Provokation‹ ging es besonders um den Moment des Schocks, die Entlarvung von Täterschaft und darum, den Finger in die Wunde zu legen. Das Empowerment lässt im Gegenzug die ›Opfer‹ sprechen, betont die eigene Handlungsmacht und Stärke. Die Protagonistinnen stellen sich somit ganz im Sinne des Begriffs ›Empowerment‹ als selbstbewusst und ermächtigt dar und wollen innerhalb einer positiven Bildsprache dabei motivierend auf Andere wirken.³³ Das Empowerment als Bildstrategie des Netzfeminismus findet man jedoch auch in abgewandelter Form. So sieht man nicht nur eine Bezugnahme auf die stereotypen Darstellungen mit Störpotenzialen, wie das Zeigen von Körperhaaren oder Menstruationsblut, sondern ebenso Body-Close-ups von vermeintlichen Makeln. Zudem lassen sich Selbstinszenierungen finden, die nicht auf die stereotypen Darstellungen verweisen, wie beispielsweise die bildnerische Fokussierung auf die Vulva. Die Protagonistinnen zeigen sich dabei meist nackt oder in einfacher Unterwäsche und sind dabei meist ungeschminkt und ungestylt.

31 Vgl. *Annekathrin Kohout*: Netzfeminismus. Strategien weiblicher Bildpolitik. Berlin 2019. S. 9 f.; vgl. *Anika Meier*: Anika Meier über Feminismus 4.0. Netzfeminismus? Ja bitte! In: Monopol Magazin, 5.7.2016. URL: <https://www.monopol-magazin.de/anika-meier-ueber-feminismus-4-punkt-null> (Stand: 16.12.2020).

32 Vgl. *Annekathrin Kohout*: Yes we can! Empowerment vs. Provokation. Internet, Kunst, Pop. URL: <https://sofrischsogut.com/2020/01/06/yes-we-can-empowerment-vs-provokation/> (Stand: 20.5.2021).

33 Vgl. *Urs Stäheli*: Pop als Provokation? In: Soziale Systeme 10 (2004), Heft 2, S. 333–339, hier S. 335, zitiert nach *Kohout*, wie Anm. 32.

Die Inszenierungen sind bewusst nicht darauf ausgelegt, den Körper zu optimieren, um sexy oder schön aussehen zu wollen. Der Netzfeminismus forciert demnach eine erneute Verschiebung des Begriffes von Natürlichkeit im Sinne der Verweigerung der Selbstarbeit. Die ›Bildstrategie des Empowerments‹ wirkt dabei visuell, aber ebenso textuell. In den Bildunterschriften wird hierbei zumeist der Druck beschrieben, sich den Schönheitsimperativen anpassen zu müssen. Es werden Unsicherheiten, Misserfolg, Traurigkeit und Wut thematisiert. Häufig geht es um das Unvermögen, den eigenen Körper zu lieben, sich selbst zu akzeptieren und sich aus diesem Grund sozial zu isolieren sowie bestimmte Situationen zu vermeiden. Es werden diesbezüglich auch mentale Erkrankungen wie Essstörungen und psychische Probleme angesprochen. Gleichsam wird oftmals die eigene Empowerment-Story erzählt. Die Protagonistinnen beschreiben ihren Weg zur Selbstakzeptanz, geben diesbezüglich Tipps und Hilfestellungen.

Das Empowerment lässt sich daher als eine visuelle und textuelle Strategie festhalten, die vermeintliche körperliche Mängel als positiv umcodieren will. Sie ermutigt zur Selbstakzeptanz und der Befreiung von fremdbestimmten Darstellungsimperativen, die als schön, sexy und feminin gelten. Damit bildet der Netzfeminismus auf mehreren Ebenen einen Bruch mit den stereotypischen Körpertechniken, die sich nach dem modifizierten Male Gaze richten. Das Selfie fungiert – wie das fotografische Selbstporträt in der Feministischen Avantgarde – als Ausweisung der Selbstbestimmung und Emanzipation. Es wird zur Demonstration der Macht über den eigenen Körper und bildet somit das Komplement zum Male Gaze – den ›Female Gaze‹.

Es geht bei der Neuverhandlung des Weiblichen insbesondere darum, alltägliche Handlungen und vor allem das Private, das traditionell weiblich konnotiert ist, öffentlich zu machen.³⁴ Dies funktioniert in Form von fotografischen Körperinszenierungen, bei denen Selbstbeobachtungen beziehungsweise Körperentdeckung thematisiert werden. Das Private wird aber zudem durch die Darstellung von alltäglichen Handlungen gezeigt. Dabei zeigen sich die Protagonistinnen beispielsweise beim Rasieren oder bei der Körperhygiene. Das private Setting sowie die meist sichtbare Selbstfotografie soll zeigen, dass die Protagonistinnen für niemanden außer sich selbst posen. Der Netzfeminismus zeigt somit nicht nur eine Erweiterung der Sehgewohnheiten, zumeist in Form von spezifischen Enttabuisierungen, sondern ebenso eine Erweiterung des Gefühlsrepertoires.

Die Bildstrategie des Empowerments ist wie der Netzfeminismus als Produkt der Plattform zu verstehen. Die Wirkungskraft des Empowerments lässt sich insbesondere anhand der Kommentare erkennen, wobei eine ›Affektvermischung‹ entsteht. Einerseits fühlen sich die Rezipient:innen empowert, wenn sie sich mit der netzfeministischen Community identifizieren können. Andererseits finden sich ebenso Kommentare, die entsetzt und angeekelt von der Darstellung der Netzfeministinnen sind. Hier zeigt sich, dass

34 Vgl. Kohout, wie Anm. 31, S. 55.

die Bildstrategie des Empowerments ebenso einen provokanten Charakter enthält und somit der algorithmischen Logik der Plattform entspricht. Kohout geht davon aus, dass negative Gefühle durchaus stärker im Kontext von Social Media wirken als positive. Dieser Effekt wird durch die Zirkulation und die damit vorhandene Dekontextualisierung verstärkt, wodurch sich Reichweite generieren lässt.³⁵ Demnach ist ein Bild dann am wirkungsvollsten, »wenn es empoweren möchte und dies auch in bestimmten Communitys tut, dabei aber gleichzeitig auch außerhalb des eigenen Systems provoziert, denn nur so entsteht eine Debattendynamik, die bestimmten Themen überhaupt erst zu Sichtbarkeit in einer breiten Öffentlichkeit verhilft.«³⁶

Trotz der algorithmischen Intransparenz auf Instagram, kann durch das häufige Angucken, Kommentieren und Liken von netzfeministischen Inhalten erreicht werden, dass vermehrt ähnliche Beiträge im Feed angezeigt werden. Instagram kann somit ebenso als Ort für Neuverhandlungen von Diskursen gesehen werden, da diese schneller als in traditionellen Medien an Reichweite gewinnen können.³⁷ Durch den Algorithmus können ›andere‹ Körper trotz der algorithmischen Bevorzugung von normierten Körpern wiederholt angezeigt werden und damit eine (digitale) Normalität beziehungsweise neue Sehgewohnheiten erzeugt werden.

Vergegenwärtigt man sich erneut die Studienergebnisse der MaLisa-Stiftung, wird jedoch deutlich, dass Darstellungen fernab der normativen Idealvorstellung nicht die stereotypen Darstellungen abgelöst haben. Gleichzeitig sind netzfeministische Bildinszenierung noch immer häufig von der Zensurpolitik Instagrams betroffen.

Der Netzfeminismus zwischen Kontrolle und Befreiung

Dabei ist es ›trendy‹ geworden, sich zum Feminismus zu bekennen.³⁸ Der Netzfeminismus ist durch seine Bildstrategie des Empowerments bekannt geworden und sieht sich seither mit der Kritik des Markt-feminismus, also einer Kommerzialisierung des Feminismus, konfrontiert. Demnach werde der Feminismus als Alleinstellungsmerkmal genutzt, um aus der Masse herauszustechen und sich als progressiv und modern zu vermarkten. Das Aus-testen und Provozieren der Zensurpolitik auf Instagram könne man damit als Strategie deuten, um überhaupt Aufmerksamkeit zu bekommen.³⁹ Die

35 Vgl. Kohout, wie Anm. 32.

36 Ebd.

37 Vgl. Ulrike Koch/Anna Zschokke: Was bleibt? Grenzen und Möglichkeiten eines queere-feministischen Archivs im Internet. In: FEMINA POLITICA. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft 14 (2014), Heft 2, S. 34–46, hier S. 37.

38 Anne-Kathrin Weber: Feminismus – Wie die Märkte eine politische Bewegung umdeuten. In: deutschlandfunk.de, 31. 7. 2017. URL: <https://www.deutschlandfunk.de/feminismus-wie-die-maerkte-eine-politische-bewegung-umdeuten-100.html> (Stand: 20. 12. 2020).

39 Vgl. Meier, wie Anm. 31.

teilweise radikale, freizügige Bildästhetik ließe sich als ›Sex sells‹-Marketingstrategie interpretieren.

Die Kritik am Netzfeminismus ist nicht neu. Der Vorwurf, den Feminismus als Eigenwerbung zu nutzen, wurde auch bei den Künstlerinnen der Feministischen Avantgarde wie bei Birgit Jürgenssen oder Hannah Wilke laut. So würden sie ihre »wohlgeformten Körper« zum Zentrum ihrer Werke machen, um Eigennutzen daraus zu erzielen.⁴⁰ Generell wird oftmals die Selbstdarstellung von Frauen in einem Zusammenhang mit dem Vorwurf des Narzissmus, wie ebenso als Ausdruck von Unsicherheiten und dem Wunsch nach Anerkennung medial besprochen.⁴¹ Bei der Kritik spielt immer auch die Angst vor dem Verlust der Privilegien, dem Verlust über die Kontrolle von Frauen, die Angst vor dem Verlust von Kapital, wenn Frauen nun über ihren Selbstwert entscheiden können und dies nicht mehr Männer oder die Marktwirtschaft machen, mit. Die Soziologin Katrin Tiidenberg fasst hierbei passend zusammen:

»The judgement that young women's selfie practices are narcissistic could be seen as an underlying anxiety about them suddenly bypassing the traditional gatekeepers of visibility. When young girls no longer need the regulatory intervention of a powerful man with a modelling agency and another one with a professional camera, when gay guys or trans kids slip through the cracks and proudly show that they exist, the social order is taken. The judgement of a narcissism relies on the assumption that other people, social norms and institutions have the right to decide if you are worthy of looking at. To go a step further, we could even say that the consumer economy thrives on people, woman in particular, not being self-satisfied. A lot of money is being made from selling us creams, clothes and gym memberships that promise to get us closer-but not quite-to worthy of being looked at.«⁴²

Das Aufkommen des Feminismus auf kapitalistischen Social-Media-Plattformen sowie die Nutzung als progressive Marketingstrategie von Unternehmen lässt den Netzfeminismus und den Marktfeminismus verschwimmen. Der Feminismus, der stets als eine Kritik an der Gesellschaftsstruktur und diesbezüglich auch als Kritik am Kapitalismus zu lesen war, modifiziert sich damit. Die Autorin Andi Zeisler spricht dabei vom ›Empowertising‹. Das ›Empowertising‹ beruht auf der Idee, »dass jede Konsumentenentscheidung eine feministische Entscheidung ist, sobald sie das Etikett von einer selbst

40 Gabriele Schor: Die Feministische Avantgarde. Eine radikale Umwertung der Werte. In: dies. (Hg.): Feministische Avantgarde. Kunst der 1970er-Jahre aus der SAMMLUNG VERBUND Wien. München 2015, S. 22.

41 Vgl. Amy Shields Dobson: Postfeminist Digital Cultures. Femininity, Social Media and Self-Representation. New York 2015, S. 1 f.

42 Katrin Tiidenberg: Selfies. Why We Love (and Hate) Them. Bingley 2018, S. 81.

ernannten Feministin verpasst bekommt«.⁴³ Dabei wird das Empowerment innerhalb des Netzfeminismus als ›branded content‹ genutzt. Es wird hierzu der Fokus des Produktes weniger auf das Produkt selbst, sondern eher auf die Person und die Geschichte der Person, demnach auf die Netzfeministin, gelegt. Somit entstehen Verbindungsebenen zwischen dem ›Feminismus‹ und Alltagsgegenständen wie Tassen, Unterhosen oder Kerzen, die als ›feministisch‹ verkauft werden.

Mit der Betonung auf das Empowerment entsteht aber ebenso eine Problemverlagerung. Das Individuum wird beim Empowerment betont. So mutiert nach Ulrich Bröckling das Empowerment zum Alleskönner: Denn was auch immer das Problem ist, so liegt es meist an einem »Mangel der Macht«.⁴⁴ Damit befreit sich der Feminismus von der Problematisierung struktureller Ungleichheit und Diskriminierung. Sexismus und Diskriminierungen sind kein Grund mehr, sich zu beschweren, sondern ein Grund, sich zu empoweren. Demnach wird die ›Schuld‹ nicht mehr beim Patriarchat gesucht, auch nicht mehr in der Mode- und Schönheitsindustrie, sondern bei sich selbst.

Eine Modifizierung des empowernden Feminismus zur Verstärkung des unternehmerischen Selbst⁴⁵ auf einer kapitalistisch reglementierten Plattform wie Instagram mag nicht wundern. Der Netzfeminismus dient dabei auch als Alibi-Funktion einer von Instagram öffentlichkeitswirksam inszenierten ›Diversity‹. Der Netzfeminismus erfreut sich großer werdender Beliebtheit und führt dazu, dass sich mehr User:innen angesprochen fühlen und somit im Gegenzug auch vermehrt Instagram nutzen. Instagram profitiert vom Netzfeminismus, den es als einstigen Widerstand gegen sich selbst erschuf.

Es ist durch den Netzfeminismus durchaus ein neues Blickregime entstanden, das den Female Gaze stärkt und eine neue Feminität entwickelt hat. Gleichwohl ist der Female Gaze allerdings durch die Plattform und seine kapitalistische Rahmung entworfen und geprägt worden. Die Ambivalenz zwischen Befreiung und Kontrolle bleibt demnach erhalten und sollte uns bei aller Euphorie über die Sichtbarkeit ›anderer‹ Körper nicht vergessen lassen, dass die Krux darin liegt, dass es Instagram schafft, die »Allmacht der Technik mit der eigenen Macht« zu verschleiern.⁴⁶

43 *Andi Zeisler*: Wir waren doch mal Feministinnen: Vom Riot Grrrl zum Covergirl. Der Ausverkauf einer politischen Bewegung. Zürich 2017, S. 38 f.

44 *Ulrich Bröckling*: You are not responsible for being down, but you are responsible for getting up. Über Empowerment. In: *Leviathan* 31 (2003), Heft 3, S. 323–344, hier S. 328.

45 Vgl. *Ulrich Bröckling*: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main 2007, S. 7.

46 *Susanne Dungs*: Anerkennen des Anderen im Zeitalter der Mediatisierung. Sozialphilosophische und sozialarbeitswissenschaftliche Studien im Ausgang von Hegel, Lévinas, Butler, Žižek. Hamburg 2000, S. 296.



Dr. phil. Katrin Deja
RespectResearchGroup
Universität Hamburg
Rothenbaumchaussee 34
20148 Hamburg
deja@respectresearchgroup.org

DIE DARSTELLUNG HOMOSEXUELLER MÄNNER IN DER DATINGSHOW ›PRINCE CHARMING‹

Franziska-Sophie Rohlf

In gewisser Hinsicht kann die Show *Prince Charming* wohl als Meilenstein betrachtet werden. Als erste homosexuelle Datingshow gibt sie schwulen Männern eine Bühne im deutschen Fernsehen – nicht nur als Sidekicks, sondern als ›Main Characters‹. Es wird gelacht und geweint, geknutscht und gestritten. Doch was hat es mit der Show auf sich und wie kommt sie bei den Männern an, die sie repräsentieren soll?

Um diese Fragen zu beantworten, erkläre ich zunächst, worum es geht. Grundsätzlich läuft *Prince Charming* nach dem *Bachelor*-Prinzip: Es gibt einen Prinzen – in der ersten Staffel handelt es sich dabei um Nicolas aus Köln –, der auf einer griechischen Insel unter 20 Kandidaten den richtigen Partner sucht. Die Zuschauer:innen sehen Einzel- und Gruppendates, viel Party, noch mehr Drama und am Ende ein glückliches Paar. Ebenso wie beim *Bachelor* als der szenischen Vorlage, wird dies als Reality-Show konzipiert, die unterhalten soll. Dazu wird auf dramaturgische Mittel wie schnelle Schnitte, zusammengewürfelte Diskussionen, durchgängige Beobachtung durch Kameras und Mikrofone sowie Kommentare aus Einzelinterviews zurückgegriffen.¹ Dies zusammen ergibt ein Narrativ, durch das das Publikum Sympathien oder Antipathien mit den Kandidaten aufbauen und beim Verlauf der Sendung mitfiebern kann.² So weit, so bekannt.

Was unterscheidet *Prince Charming* also von anderen Shows? Wie bereits erwähnt, haben nur homosexuelle Männer an dem Format teilgenommen. Damit hat der Sender TVNow etwas Neues gewagt und seine Zielgruppe erweitert. Doch dies impliziert auch Verantwortung: Die Repräsentation von Minderheiten kann immer eine Chance zur Aufklärung über Vorurteile sein. Somit hat die Show trotz ihres Fokus auf Unterhaltung auch einen aufklärerischen Ansatz. Dies wird zum Beispiel in der vierten Folge klar, in der positive Coming-out-Erfahrungen geteilt werden und die Männer sehr reflektiert über herrschende Vorurteile innerhalb der Community sprechen. Das Thema wird nochmals in der Wiedersehensfolge der Show, in der sich die Kandidaten nach Ende der Staffel erneut treffen und die vergangene Show reflektieren, aufgegriffen, jedoch nicht zu Ende besprochen. In dieser Sequenz werden dem Publikum, welches nicht nur aus homosexuellen Männern besteht, Denkanstöße gegeben und Perspektiven aufgezeigt, die ein großer Teil von ihnen vermutlich nicht persönlich erfahren hat.

Prince Charming schafft Sichtbarkeit für schwule Männer. Aber ist das überhaupt erstrebenswert? Die Forderungen nach mehr Sichtbarkeit, vor allem

1 Vgl. Lothar Mikos: Film- und Fernsehanalyse. Konstanz 2008, S. 178 und 333.

2 Vgl. ebd., S. 49.

auch in den Massenmedien, waren schon vor Jahrzehnten Bestandteil des Kampfes einiger Aktivist:innen der LGBTQIA*-Gemeinschaft, um ihre Ziele durchzusetzen.³ Nur diejenige Diskriminierung, die erst sichtbar gemacht wird, könne laut ihnen auch bekämpft werden.⁴ Außerdem würden Kulturprodukte wie Medien maßgeblich mitbeeinflussen, wie einzelne Subjekte sich in einer Gesellschaft einordnen und welche Lebensrealitäten die Gesellschaft durch Medien kennenlerne.⁵ Doch genauso lasse sich Sichtbarkeit negativ bewerten: Mehr öffentliche Repräsentation berge das Potenzial für mehr feindlichen Gegenreaktionen, die sich gegen queere Identitäten richten.⁶ Gleichzeitig könne Sichtbarkeit paradoxerweise auch zu Unsichtbarkeit führen, indem deutlich gemacht wird, dass die dargestellte Gruppe eigentlich nicht zu dem Umfeld, in dem sie sichtbar gemacht wurde, gehöre.⁷ Michael Warner, Professor für English and American Studies in Yale erklärt: Gerade in Bezug auf das Format *Prince Charming* müsse zudem erwähnt werden, dass in den Medien Sexualität kommerzialisiert werde.⁸ Gerade in schwulen, *weißen*, gebildeten Männern wurde großes Potenzial als Konsumenten gesehen, sodass sich viele Formate speziell an diese Gruppe richten.⁹ Diese Reduzierung auf ihren wirtschaftlichen Wert vernachlässige die Chance, Sexualitäten, die von heteronormativen Vorstellungen abweichen, differenziert und aufgeklärt zu repräsentieren, und verstärke damit gleichzeitig bestehende Stereotype. Diese Aspekte müssen bei der Auswertung der Meinungen über die Serie bedacht werden.

In der Auswahl der Rezeption der Zuschauer habe ich mich in meiner Arbeit auf Online-Quellen fokussiert. Die meisten Kommentare stammen aus dem Medienforum IOFF, in dem über Fernsehserien diskutiert wird, zudem aus Facebook-Gruppen der LGBTQIA*-Community und aus Artikeln über die Datingshow aus Onlinemagazinen wie www.queer.de. Die Kommentare wurden im Zeitraum, in dem die Serie ausgestrahlt wurde, gesichtet. So habe ich die Diskussionen über die Entwicklung der Serie parallel zur Ausstrahlung der einzelnen Episoden verfolgen können. Es ist wichtig zu erwähnen, dass ich explizit nur die Kommentare von schwulen Männern analysieren wollte, da es meiner Meinung nach wichtig ist, zuerst die Personen zu Wort kommen zu lassen, um die es geht, und nicht ausschließlich über sie zu sprechen.

3 Vgl. *Yener Bayramoğlu*: Queere (Un-)Sichtbarkeiten: Die Geschichte der queeren Repräsentationen in der türkischen und deutschen Boulevardpresse. Bielefeld 2018 (= *Critical Studies in Media and Communication*, Bd. 21), S. 43.

4 Vgl. ebd., S. 60.

5 Vgl. ebd., S. 55.

6 Vgl. ebd., S. 63.

7 Vgl. *Sabine Fuchs*: Queerness zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. Ambivalenzen des *passing* aus fem(me)inistischer Perspektive. In: Barbara Paul/Lüder Tietz (Hg.): *Queer as ... – Kritische Heteronormativitätsforschung aus interdisziplinärer Perspektive*. Bielefeld 2016, S. 127–146.

8 Vgl. *Michael Warner*: *The Trouble with Normal. Sex, Politics, and the Ethics of Queer Life*. Cambridge 1999, S. 69.

9 Vgl. *Bayramoğlu*, wie Anm. 3, S. 63.

Gleichzeitig muss gesagt werden, dass ich mich dabei auf die in den Kommentaren gepostete Selbstauskunft der Männer verlassen habe. Die Prüfung der Identität ist weder möglich noch erwünscht, auch deshalb müssen die Beiträge kritisch gelesen werden. Wie in allen Forschungen gilt: Nur ein kleiner Teil von Meinungen kann untersucht werden, diese bilden auch hier keine allgemeingültigen Aussagen. Nachdem ich rund 1000 Kommentare gesichtet hatte, habe ich sie thematisch in vier Bereiche sortiert, von denen ich im Folgenden die beiden, in denen es die überraschendsten Ergebnisse gab, vorstellen werde. Dabei werde ich auch relevante Positionierungen, die in den Episoden vorkamen, miteinbeziehen und mit den entsprechenden Online-Rezeptionen verknüpfen.

Der Umgang mit Klischees

Die meisten Kommentare waren sich einig: Bei *Prince Charming* wird auf Klischees zurückgegriffen. Das ist erst mal nicht ungewöhnlich, wenn man bedenkt, dass vergleichbare Reality-Shows auch nicht durch vorurteilsfreie Darstellung der Teilnehmer:innen und progressive Rollenbilder glänzen. Trotzdem muss bedacht werden, dass die Reproduktion von Klischees weitreichende Folgen, zum Beispiel verbale oder körperliche Gewalt, nach sich ziehen kann. In Bezug auf *Prince Charming* wird oft betont, dass viele der aufgegriffenen Klischees einen wahren Kern haben, einige Männer haben sich beim Zuschauen wie bei einem »Abend in der Szene«¹⁰ gefühlt. Die teilweise als treffend empfundenen Klischees haben also eher zur Unterhaltung beigetragen als dieser Abbruch getan. Die Teilnehmer werden als diverse Gruppe wahrgenommen, obwohl so gut wie alle Kandidaten *weiß* und *cis* sind und konventionellen Schönheitsstandards entsprechen, ebenso nehmen keine *be_*hinderten Menschen teil. Insgesamt sind die Verfasser der Kommentare zum Umgang mit Klischees bei *Prince Charming* eher positiv gestimmt eingestellt, da es hauptsächlich um Unterhaltung geht. Ein Diskussteilnehmer betont, dass es sich um eine Unterhaltungssendung handle und dort verschiedene Typen von Männern gezeigt werden, auch wenn stellenweise auf Klischees zurückgegriffen werde.¹¹ In dem Punkt stimmt ihm ein weiterer Teilnehmer zu, der behauptet, dass »alle Schwulenklischees *bedient*« werden, er das Format aber trotzdem »allergrößte Klasse« finde, da es ihn persönlich nicht störe und er die Auswahl der Kandidaten sehr gelungen finde.¹²

10 IOFF Medienforum: Thema: »Prince Charming – RTL/TVnow/Vox ist schwul«. Kommentar #74, 31.10.2019. URL: <https://www.ioff.de/showthread.php?435787-Prince-Charming-RTL-TVnow-Vox-ist-schwul&p=48279568&viewfull=1#post48279568> (Stand: 17.1.2022).

11 Vgl. ebd., Kommentar #224, 24.11.2019. URL: <https://www.ioff.de/showthread.php?435787-Prince-Charming-RTL-TVnow-Vox-ist-schwul&p=48331587&viewfull=1#post48331587> (Stand: 17.1.2022).

12 Ebd., Kommentar #416, 5.12.2019. URL: <https://www.ioff.de/showthread.php?435787-Prince-Charming-RTL-TVnow-Vox-ist-schwul&p=48355798&viewfull=1#post48355798> (Stand: 17.1.2022).

›Der Bachelor‹ gilt dabei oft als Referenz, die Erwartungen an das homosexuelle Pendant waren dadurch vordefiniert. Vielleicht auch deshalb wird das Verhalten der Teilnehmer bei *Prince Charming* als überraschend authentisch wahrgenommen. Ein Diskussionsteilnehmer findet es »wunderbar, das [sic!] Prince Charming endlich als Mensch gezeigt wird, der küsst, liebt, irrt«. ¹³ Aus den Kommentaren geht hervor, dass dies die Elemente sind, die bei vergleichbaren Sendungen vermisst werden.

Ungerechtigkeiten innerhalb der Community

Sowohl in der Show als auch in den Kommentaren darüber werden Diskriminierungen von homosexuellen Männern untereinander angesprochen. In einigen Folgen sprechen die Kandidaten in einem abfälligen Ton miteinander, streiten und beschimpfen sich. Dies empfinden die Männer in den Online-Foren teilweise als unzulässiges Mobbing, teilweise ordnen sie es aber auch als sehr gängig in der Community ein. Ein Teilnehmer der Diskussion bezeichnet viele andere schwule Männer als »unglaublich intolerant und oberflächlich« und merkt an, dass er sich an keinem anderen Ort so »streng gemustert« fühle wie in einem Club für homosexuelle Männer. ¹⁴

Dabei wird bemängelt, dass die Show keinen Wert darauf lege, respektvollen Umgang der Partizipierenden miteinander zu zeigen, sondern sich stattdessen auf die Streitereien fokussiert. Dies ist ein Kritikpunkt, der bei vielen Reality-Shows anzubringen ist. Vielen Kommentierenden fällt auf, dass zwar persönliche Ausgrenzung, nicht aber diskriminierende Strukturen wahrgenommen werden. In dieser Hinsicht sind sich die Männer in den Foren einig, dass sie sich als Community reflektieren und zusammenhalten müssen, anstatt die Diskriminierung von außen zu übernehmen. Für einige der Diskussionsteilnehmer ist dies ein Weg, um Toleranz und Akzeptanz in der Gesellschaft zu erreichen. An dieser Stelle ist es mir wichtig, zu sagen, dass es selbstverständlich nicht die Aufgabe einer Community ist, sich Akzeptanz von Außenstehenden zu ›verdienen‹, indem sie ihre Werte vorlebt. Minorisierte Gruppen sollten in der Gesellschaft respektiert werden, ohne dass sie sich diesen Respekt erarbeiten müssen. Nur so kann Diskriminierung verhindert werden.

Sehr aufschlussreich war für mich ein anderes Thema: die Diskriminierung verschiedener Typen in der ›Schwulenszene‹. Der Kandidat Aaron spricht sowohl in der vierten als auch in der neunten Folge von *Prince Charming* Vorurteile untereinander an. Insbesondere kritisiert er die Abwertung femininer homosexueller Männer. Seiner Meinung nach gilt in der homosexu-

13 Ebd., Kommentar #282, 28.11.2019. URL: <https://www.ioff.de/showthread.php?435787-Prince-Charming-RTL-TVnow-Vox-ist-schwul&p=48340345&viewfull=1#post48340345> (Stand: 17.1.2022).

14 Ebd., Kommentar #603, 19.12.2019. URL: <https://www.ioff.de/showthread.php?435787-Prince-Charming-RTL-TVnow-Vox-ist-schwul&p=48385833&viewfull=1#post48385833> (Stand: 17.1.2022).

ellen Community der Konsens, dass Männer möglichst »unschwul« zu sein haben.¹⁵ Damit meint er, dass schwule Männer, die sich ›männlich‹ geben, innerhalb der Gemeinschaft weniger diskriminiert werden als solche, die ›feminine‹ Eigenschaften repräsentieren. Diese Kategorisierung greift auf heteronormative Denkmuster zurück, nach denen ›männlich‹ mit heterosexuell und ›weiblich‹ mit homosexuell in Verbindung gebracht wird.¹⁶ Michael Warner, einer der wichtigsten Vertreter und Begründer der Queer Theory, distanziert sich in seinem Werk deutlich von dem Streben nach Normen, da sie seiner Meinung nach immer Menschen ausschließen.¹⁷ Als gender-bezogene Stereotype gelten in diesen Kategorien beispielsweise körperliche Überlegenheit bei Männern und Schwäche bei Frauen. Auch in der Wiedersehensfolge nach dem Staffelfinale wird diese Problematik erneut aufgegriffen und einige der Kandidaten stimmen Aaron zu. Für diese Aussagen wird er in manchen Kommentaren sehr gelobt, laut einem Diskussionsteilnehmer in dem Medienforum IOFF hat er das Problem damit auf den Punkt gebracht und ihm die nötige Aufmerksamkeit verschafft.¹⁸

Es gibt jedoch andere Stimmen, die dieser Auffassung konträr gegenüberstehen. Ein Mann, der sich selbst als »sehr maskulinen« Schwulen bezeichnet, nimmt hingegen wahr, dass dieser Rollentypus in der Community oft ausgegrenzt wird. Diese Auffassung teilt auch ein anderer Teilnehmer der Diskussion. Seiner Meinung nach wird mit zweierlei Maß gemessen, wenn es um die Verwendung von solchen Kategorien geht.¹⁹ Würde jemand aufgrund seines Verhaltens homosexuell genannt werden, sei der Protest in der Community groß. Gleichzeitig würde die gleiche Community diejenigen Männer kategorisch ausschließen, die eher einem heteronormativen Männlichkeitsbild entsprechen. Dies wird als scheinheilig bezeichnet, da viele homosexuelle Männer zustimmend reagierten, wenn heterosexuelle Männer ihre ›feminine‹ Seite zeigen, jedoch würden homosexuelle Männer, die als ›männlich‹ wahrgenommen werden, aus der Community ausgeschlossen.

Diese Berichte über die Diskrepanz in der Wahrnehmung haben zu der für mich spannendsten Erkenntnis geführt: Abgesehen davon, dass ein großer Teil dieser Empfindungen sicherlich auf subjektiven Erfahrungen und Sichtweisen beruht, ist doch erkennbar, dass die tieferliegenden Strukturen die heteronormativen Kategorien sind, nach denen die einen Menschen die anderen beurteilen. Auch wenn die Sichtweisen gegensätzlich sind, beruhen

15 TVNOW: Prince Charming 2019, Staffel 1, Folge 4, hier Min. 37:50–38:06.

16 Vgl. Warner, wie Anm. 8, S. 97.

17 Vgl. ebd., S. 71.

18 Vgl. IOFF Medienforum: Thema: ›Prince Charming - RTL/TVnow/Vox ist schwul‹. Kommentar #596, 18.12.2019. URL: <https://www.ioff.de/showthread.php?435787-Prince-Charming-RTL-TVnow-Vox-ist-schwul&p=48385595&viewfull=1#post48385595> (Stand: 17.1.2022).

19 Vgl. Dennis Klein: ›Prince Charming‹: Überraschend unterhaltsam. In: Queer.de, hier Kommentar #3, 19.12.2019. URL: https://www.queer.de/detail.php?article_id=35134 (Stand: 17.1.2022).

sie doch auf demselben Muster: Die allgemeine Gültigkeit von Vorstellungen über verschiedene Identitäten fußt auf geteilten Idealen von Sexualitäten und Gender. Dabei gelten Normen, deren Grundlage Zweigeschlechtigkeit und Heterosexualität sind. Das Empfinden einzelner darüber, wer in der Schwulenszene akzeptiert wird und wer nicht, ist subjektiv. Die Heteronormativität, die diese Kategorien erst erschafft, ist hingegen strukturell und allgegenwärtig. Daraus folgt Warners Appell, sich nicht darum zu bemühen, Normen zu entsprechen, da diese keinen Wert hätten.²⁰ Stattdessen müsse man sich ganz von der Vorstellung von Normen abwenden, wenn man das Ziel verfolge, alle Menschen miteinzubeziehen und Diskriminierung und Ausgrenzung zu verhindern.²¹

Abschließend lässt sich festhalten, dass aus den analysierten Online-Kommentaren hervorgeht, dass homosexuelle Männer die Datingshow *Prince Charming* überwiegend positiv bewerten. Dies gilt sowohl hinsichtlich des Unterhaltungsfaktors, den die Sendung innehat, als auch gegenüber dem Umgang mit Themen, die eine gesellschaftspolitische Dimension in die Serie bringen. Trotz hervorgebrachter Kritik war der Großteil der Männer, der sich in den Kommentaren darüber geäußert hat, froh, dass es das Format nun auch für homosexuelle Männer gebe.

Es sind seitdem zwei weitere Staffeln der Serie erschienen, ebenso wie die Version *Princess Charming*, in der eine lesbische Frau eine Partnerin sucht. Nach der ursprünglichen Veröffentlichung auf dem Bezahl-Portal TVNow, ist *Prince Charming* auch im Free TV erschienen. Die RTL-Gruppe wurde zunächst von Zuschauenden dafür kritisiert, dass sie die Show nicht direkt im frei zugänglichen Fernsehen zeigt, ihr wurde damit Kommerzialisierung ihrer angeblichen Toleranz vorgeworfen. Durch den nun erleichterten Zugang kann im besten Fall mehr Offenheit und Aufklärung in der Gesellschaft erreicht werden. Auch wenn dies bei Unterhaltungsshows nicht im Vordergrund steht, geht das Potenzial für die Sichtbarmachung politischer und gesellschaftlicher Herausforderungen mit dem Genre Reality-TV einher, da den Zuschauer:innen aufgezeigt wird, welche Möglichkeiten zur Gestaltung einer Gesellschaft es gibt.²²

Die Erkenntnis, die aus dieser Arbeit gezogen wurde, lässt sich auf viele andere Bereiche anwenden: Die Verbindung von heteronormativen Vorstellungen und Diskriminierung zeigt sich unmissverständlich. Ohne die sozialkonstruierte Vorstellung von ›Männlichkeit‹ und ›Weiblichkeit‹ gäbe es die entsprechenden Kategorisierungen nicht, die als Grundlage für Ausgrenzungen dienen. Auch der Umgang mit Klischees kann mit dieser Verknüpfung in Zusammenhang gebracht werden, da sie nur existieren, weil bestimmte Verhaltensweisen gesamtgesellschaftlich als ›abweichend von der Norm‹ wahrgenommen werden. In einer aufgeklärten, nichtdiskriminieren-

20 Vgl. Warner, wie Anm. 8, S. 71.

21 Vgl. ebd., S. 69.

22 Vgl. Bayramoğlu, wie Anm. 3, S. 61–62.

den Gesellschaft müssen also nicht nur die Auswirkungen der Ausgrenzung, sondern auch die Ursachen in Form von strukturellen Idealen angegangen werden. Um Fortschritte zu einer integrativen Gesellschaft machen zu können, scheint eine Loslösung von Vorstellungen und Grenzen vermeintlicher Normalität unumgänglich.



Franziska-Sophie Rohlf, B. A.
Universität Hamburg
Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Edmund-Siemers-Allee 1 ESA W (Westflügel)
20146 Hamburg
franziskarohlf@gmail.com

›DICK PICS‹ 2.0:

WAS UNS EIN FOTOREZENSIONSBLG ÜBER PENIS*BILDER LEHRT

Maren Sacherer

Sogenannte ›Dick Pics‹ sind überflüssig und unerwünscht. So wirkt es zumindest, wenn man sich der Materie auf den ersten Blick nähert. Doch der Schein trügt: Hinter diesem Phänomen, digitale Fotos von Penissen – teilweise ungefragt – an Personen zu versenden, steckt tatsächlich eine Reihe von interessanten Themenkomplexen. Einige dieser Problemfelder diskutierten meine Forschungskollegin Tabea Söregi und ich bereits in unserer ersten Annäherung an den mittlerweile archivierten *Tumblr*-Blog *Critique My Dick Pic* von Madeleine Holden bei der dgv-Studierendentagung in Wien 2019, die unter dem Tagungstitel *Überfällig – Überflüssig* stattfand. Wir gingen dabei unter Einbezug der Wortmeldungen des Plenums der Frage nach, wie man sich methodologisch mit diesem Problemfeld im Kontext des spezifischen Blogs befassen könnte. Damals nahmen wir noch an, mit dieser Angelegenheit im Fach eher ein Schmunzeln oder gar »thematisches Naserümpfen«¹ auszulösen. Doch im Anbetracht der Studierendentagung 2021 sowie des Gegenstands dieses Bandes – ›Sex Sex Sex‹ – kann mittlerweile davon ausgegangen werden, dass längst kein Missfallen mehr bekundet, sondern eher interessiert nachgefragt wird. Damit kann die uns anfänglich umtreibende Frage, ob es das überhaupt ›wert‹ sei, ein solches Forschungsgebiet zu erkunden, bejaht werden. In der weiteren Auseinandersetzung mit Dick Pics zeigte sich wie bei vielen kulturwissenschaftlichen Problemstellungen: Auch ›banal‹ und ›überflüssig‹ Wirkendes kann vielschichtige alltagskulturelle Aspekte beinhalten. Genau diese verwobenen und beziehungsreichen Felder, die bei den Überlegungen für unseren Tagungsbeitrag aufgedeckt wurden, möchte ich im folgenden Problemaufriss beleuchten.

Warum gerade der Blog Critique My Dick Pic?

Auf das Forschungsthema stießen Tabea Söregi und ich, als wir über den Rezensionsblog *Critique My Dick Pic* sprachen, welchen sie auf der Foren-Website *Reddit* entdeckt hatte. Nach einigen Gesprächen wurde klar, dass eine Erörterung des Phänomens spannend wäre. Aus unserer nachfolgenden Auseinandersetzung damit wurde allerdings keine Analyse, sondern es entstanden zwei Diskussionsbeiträge. Diese haben wir dann auf den dgv-

1 *Timo Heimerdinger/Marion Näser-Lather*: Einführung. Gute Themen, Schlechte Themen. In: dies. (Hg.): *Wie kann man nur dazu forschen? Themenpolitiken der Europäischen Ethnologie*. Wien 2019 (= *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, Bd. 29), S. 11–28, hier S. 12.

Studierendendtagungen 2019 und 2021 präsentiert und sind als Plädoyer für eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Dick Pics zu verstehen.

Im Kern ging es beim Tumblr-Blog *Critique My Dick Pic* darum, dass die freie Autorin Madeleine Holden rund fünf Jahre lang – zuerst als unbezahlte Tätigkeit in ihrer Freizeit und später aufgrund der gesteigerten Nachfrage auch für ein Honorar – Dick Pics hinsichtlich ihrer handwerklichen Qualität rezensierte. In einem Resümee zu ihrer Arbeit fasst Holden ihre Tätigkeit wie folgt zusammen:

»The premise of the blog was pretty much exactly as it sounds: men and other people with penises would send me photographs of their dicks, and I would critique the pictures ›with love‹. With love, because *Critique My Dick Pic* was a body-positive project since its inception. I made it a founding principle to never criticize the penis itself or any aspect of the sender's body, focusing instead on the photographic merits such as lighting, tone, framing, pose and composition, and rounding the review off with a bold letter grade.«²

Tumblr selbst ist eine Blogging-Website, die es Personen erlaubt, audiovisuelle Inhalte – mit einem Schwerpunkt auf visuellem Material – zu erstellen und einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zudem war die Plattform durch ihre inhaltliche Offenheit zeitweise auch für den Austausch innerhalb von verschiedenen Communities sehr beliebt. Tumblr war der Ort, an dem beispielsweise auch Themenbereiche wie ›body positivity‹, Geschlechtsidentitäten, Sexualitäten und diverse Fetische diskutiert werden konnten. Jedoch ist die Blogging-Website seit 2018 – durch den sogenannten ›porn ban‹³ – in dieser Hinsicht stark eingeschränkt worden. Viele Content-Schaffende und auch rein Inhalt konsumierende Nutzer*innen waren durch die neuen Richtlinien gezwungen, die Website zu verlassen beziehungsweise wurde ihre Arbeit dadurch sehr erschwert. Auch Holdens Rezensionsblog wurde im Dezember 2018 eingestellt und ist nun lediglich über die Archiv-Website *Wayback Machine* zugänglich.

Wie entstand der Blog?

Madeleine Holden hatte die Idee zum Blog, wie sie in einigen Podcast- und Radio-Interviews erklärt, als sie nach vielen ›schlechten‹ und auch unaufgefordert erhaltenen Penisbildern eines Tages ein erwünschtes und für sie persönlich ästhetisch sehr ansprechendes Dick Pic erhielt. In einer nachfolgenden Diskussion mit Bekannten zu dem Thema sprach sie über die

2 *Madeleine Holden*: The State of the Male Gaze. In: *Mel Magazine*, 4.5.2019. URL: <https://melmagazine.com/en-us/story/the-state-of-the-male-gaze> (Stand: 23.8.2021).

3 Der ›porn ban‹ ist eine im Dezember 2018 eingeführte Tumblr-Richtlinie, die das Posten von sogenanntem ›adult content‹ auf Tumblr untersagte. Eine Vielzahl von erotischen und pornographischen sowie queeren Inhalten wurde dadurch auf der Plattform verboten.

Problematik, dass es zu wenig solcher ›guten‹ Penisbilder gäbe. Aus der humoristischen Idee, diesen Umstand zu ändern, wurde schließlich der Foto-rezensionsblog *Critique My Dick Pic* geboren, wie Holden in einem Podcast-Interview erläutert:

»I started Critique My Dick Pic because...of the general sort of consensus, that ... dick picks are not only annoying [...] but also because they're just usually so bad in quality [...] like they have nothing about them that's actually kind of erotic or artistic. And I received a good dick pic once [...] it was [from] somebody that I was seeing, so it wasn't out of the blue and well composed and I talked to my friends about how unusual an experience that was and we sort of joked about this idea of setting up some kind of public service to tell men how to take better dick pics basically. And then I took this joke to its logical conclusion.«⁴

Dahingehend war Holdens Anliegen: Die handwerkliche Qualität von Dick Pics, die ihrem Urteil nach sonst sehr oft ›generisch‹ ausfielen, für das ›Allgemeinwohl‹ zu steigern. Zugleich wollte sie auch auf Probleme hinsichtlich der Einwilligung (›consent‹) der Empfänger*innen verweisen, da viele Dick Pics als unerwünschte und unaufgefordert erhaltene Bilder an Personen verschickt werden und damit sowohl eine Grenzüberschreitung als auch eine Form von sexueller Gewalt darstellen können. Vor dem Hintergrund der Aufforderung Holdens, ihr Dick Pics zuzusenden, handelt es sich in diesem Fall ausschließlich um erbetene Fotos. Doch sie machte mittels ihrer Blogposts zugleich darauf aufmerksam, auch bei zukünftigen Dick Pics vor dem Aussenden bei potenziellen Empfänger*innen nachzufragen, ob diese überhaupt erwünscht seien. Diesbezüglich betonte Holden den Punkt, sich neben der Komposition des Bildes ebenso Gedanken darüber zu machen, was der betrachtenden Person gefallen könnte, wie das folgende Zitat verdeutlicht:

»I would also often say: consider the desires of your recipient! And this was kind of a revelation to some of these guys because that was an entire component they hadn't thought of. I mean, what does the person I'm sending this dick pic to, actually want to see? [...] But I think for a lot of the people who were sending pictures to me, you know, they were sending the pictures in good faith, but they were still quite clueless about what women wanted to see.«⁵

4 *Peepshow Podcast*: Episode 39 – Madeleine Holden on Dick Picks and the Male Gaze. In: *Peepshow: News & Stories from the Sex Industry*, 15. 1. 2019, hier Min. 17:20–18:25. URL: <https://peepshowmagazine.com/2019/01/15/episode-39-madeleine-holden-on-dick-picks-and-the-male-gaze/> (Stand: 28. 8. 2021).

5 Ebd., Min. 28:50–29:45.

Is dick ›abundant‹?

Holdens Perspektive war zu Beginn ihres Projektes noch heteronormativ geprägt, was sich unter anderem in einem Twitter-Statement von 2014 äußerte. Sie twitterte am 27. Juli 2014 als Kritik zum medial produzierten Image, wie es etwa in ›Frauenzeitschriften‹ häufig transportiert wird, dass ›männliche‹ Zuneigung selten und damit wertvoll sei: »dick is abundant & low value«. ⁶ Der Tweet wurde breit rezipiert, aber auch kritisiert, sodass Holden ihr Statement erklären musste. Ein Jahr nach Veröffentlichung des Tweets führte sie etwa in einem Interview mit Kim Hill für *Radio New Zealand* diesbezüglich aus:

»[...]the point of ›dick is abundant and of low value‹ was to say: [...] men are people, they're everywhere you don't have to change yourself, you don't have to [...] be putting up with any kind of behaviour, [that] you don't think is acceptable, because you can find another man.« ⁷

Nichtsdestotrotz gewann die Aussage von Holdens Tweet ein virales Eigenleben und wurde in manchen feministischen Kreisen zum Zwecke der Emanzipation und Reevaluierung von Genderrollen aufgenommen. So beschreibt die Autorin Alana Massey in ihrem Artikel *The Dickonomics of Tinder* die Nutzung von Holdens Statement als Motto, um sich in Erinnerung zu rufen, dass sie ›nicht alles‹ für Männer tun müsse, da diese keine Raritäten seien. ⁸

Zeitgleich bestand Kritik an jener Aussage – ›dick is abundant and low value‹ –, da ein solches Statement das Zusammendenken von Penis und Männlichkeit fördern und den hegemonialen Fokus auf Geschlechterbinarität rekonstruieren kann. Eine nachfolgend differenzierte Auseinandersetzung mit der Thematik führte Holden jedoch zu einer Perspektivenerweiterung. So erzählte sie, dass Trans-Personen sie aufklärten und darauf verwiesen, dass solche Aussagen biologistische Denkweisen herstellen. Aufgrund dessen revidierte Holden ihre Aussage hinsichtlich des Zusammendenkens von Geschlechtsorgan und Gender. So antwortete sie etwa in einem Reddit-Thread vom Juni 2015 auf eine Nachfrage zu jenem Twitter-Statement, wie folgt:

»[...] A trans woman pointed out to me that the fact that ›dick is abundant and low value‹ has become a feminist mantra does a disservice to trans women and conflates gender and genitals. I coined the phrase quite a while ago now and was in the habit of using dick in that thoughtless way of ›dick = genitals men have‹, and I agree

6 Übersetzt ins Deutsche lautet die Aussage: »Schwanz ist reichlich vorhanden & geringen Wertes«. Der originale Tweet Holdens ist nicht mehr verfügbar, doch gibt es noch Screenshots davon. Vgl. *Alana Massey: The Dickonomics of Tinder*. In: Medium, 30.4.2015. URL: <https://medium.com/matter/the-dickonomics-of-tinder-b14956c0c2c7> (Stand: 23.8.2021).

7 *Radio New Zealand: Madeleine Holden: dick pics, the law and more*. In: RNZ – Saturday Morning (hosted by Kim Hill), 27.7.2015, hier Min. 11.34–11.54. URL: <https://www.rnz.co.nz/national/programmes/saturday/audio/201760167/madeleine-holden-dick-pics,-the-law-and-more> (Stand: 23.8.2021).

8 Vgl. *Massey*, wie Anm. 6.

with the criticism [...]. I wish I could get people to reconsider its [the statements, M. S.] use, and maybe to just keep the sentiment in their hearts – that men, or potential boyfriends – or whatever it is that society tells women is so rare, that we have to continually reduce ourselves and lower our expectations so that we can snag one – is actually abundant and low value. I regret using ›dick‹ as a shorthand for that now, but I'm still 100 % behind the sentiment.«⁹

Diese Erläuterung sowie Differenzierung kam durch eine tiefergehende Beschäftigung mit der Materie vonseiten Holdens zustande und somit wandelte sich auch die Dynamik ihres Blogs. Die zuvor scheinbar einfache Frage, was ein gutes Penisfoto ausmache, wurde dadurch zu einer komplexeren Auseinandersetzung mit Gender, Ästhetik, Begehren, Kunstrezeption und Fragen der hegemonialen Blickmacht (›gaze‹). So formulierte Holden es in Rückblick auf den Bloginhalt in ihrem Interview mit dem *Peepshow-Podcast*:

»Something I noticed [...] is that the longer, that the project went on, the more I realized the kind of initial reason that I started the blog, which was to do with making the experience of receiving a dick pic more pleasant for women, was complicated cause I started receiving dick pics from so many different types of people. Dick pics taken by cis women, dick pics taken by trans women, dick pics that were intended to be sent to men ... you know, it really complicated this idea that dick pics are something that men send and women receive, [and also that, M. S.] dicks are something that men have. [...] So, when I think of that question: ›What were the best dick pics?‹, often they were sent by queer people or trans women in particular sent some of the dick pics that ended up getting A-plusses. [...] I think looking back at the project, we'd always have to take into account, that it ended up just being such a different question.«¹⁰

Diese Änderung der Denkweise führte auch dazu, dass Holdens Blog inklusiver aufgezogen wurde. Sie stellte vielfach klar, gezielt einem »endless sea of cis caucasian junk«¹¹ etwas entgegensetzen zu wollen, und bat um Ein-

9 Holdens Antwort auf eine Nachfrage zu ihrem Statement, während eines IAmA-Events [ableitend von ›I am a ...‹] im Juni 2015 via Reddit, wobei Leute zu ihren Berufen, Einstellungen oder Erfahrungen befragt werden können. *moscaddie* (= *Madeleine Holden*): I'm Madeleine Holden, a writer and dick pic critic who runs the website Critique My Dick Pic, AMA [ask me anything]. In: Reddit: r/IAmA, 12.6.2015. URL: https://www.reddit.com/r/IAmA/comments/39lkms/im_madeleine_holden_a_writer_and_dick_pic_critic/?utm_source=twitterfeed&utm_medium=twitter (Stand: 30.8.2021).

10 *Peepshow Podcast*, wie Anm. 4, Min. 32:44–33:57.

11 *Madeleine Holden*: What I've Learned From My Side Job Critiquing Dick Pics. In: *The Hairpin*, 8.1.2014. URL: <https://www.thehairpin.com/2014/01/what-ive-learned-from-my-side-job-critiquing-dick-pics/#.1rqx9hj5%EF%BF%82%EF%BE%A0k> (Stand: 26.8.2021).

sendungen von BIPoC sowie queeren Dick Pics; ob Dildo, Strap-ons, Penisattrappe oder ›fleischlicher Penis‹ – alles war erlaubt.¹²

Somit ging es neben der Erotik und Ästhetik der Bilder auch um eine verstärkte Repräsentation von Penissen*¹³ außerhalb der Binarität und Heteronormativität. Holden positionierte diesen Zugang etwa bereits im Header ihres Blogs, wo es um die Prämisse und Anforderungen zur Beteiligung ging: »submissions from trans people, people of color, and other groups who are underrepresented in the dick pic world are welcome and encouraged.«¹⁴

Warum dazu forschen?

Die Auseinandersetzung mit dem Thema ›Dick Pic‹ ist, wie sich hoffentlich durch den bisherigen Einblick in Holdens Blog zeigte, nicht überflüssig, sondern eher überfällig. Im bestehenden, wenn auch geringen Forschungsstand zum Feld – wir bezogen uns dabei auf Beiträge aus den Medien- und Kulturwissenschaften – wurden vor allem ›unsolicited‹, also nicht erbetene Dick Pics untersucht. Dass dieses Problem unerwünschter Bildzusendungen existiert und es als eine Form von sexueller Gewalt zu verstehen ist, stellten wir als Forschende hierbei nicht infrage. Doch wollten wir den Beispielen von erwünschten Penis*-Bildern anhand Holdens Blog verstärkte Aufmerksamkeit zukommen lassen sowie den vorwiegend cis-heteronormativen Diskurs hinterfragen. Denn die meisten Untersuchungen des ohnehin noch wenig beforschten Phänomens wiederholen gerade die binäre Festsetzung und rekonstruieren Dick Pics als heteronormative, cis-männliche Praktik innerhalb ihrer Studien. Dadurch entsteht ein blinder Fleck im Wissenschaftsdiskurs, der uns auch über Geschlechtervorstellungen innerhalb des akademischen Bereichs Auskunft geben kann. So gehen Rebecca Hayes und Molly Dragiewicz in ihrem Artikel *Unsolicited Dick Pics: Erotica, exhibitionism or entitlement?*,¹⁵ dem Forschungsstand unaufgefordert gesendeter Dick Pics im Kontext eines Kontinuums bildbasierter, sexualisierter Gewalt gegenüber Frauen nach. Wobei sie die bisherigen Untersuchungen des Phänomens auf-

12 »I encourage photos from everyone [...] I even encourage women to submit pictures, you can have a plastic dick and you'll still get featured! Unsurprisingly however, it's straight men in their 20s that make up the bulk«, sagte Holden in einem Interview mit BBC.

O.V.: The woman who will critique your dick pic for £7.50. In: BBC Three, 27.6.2016. URL: <https://www.bbc.co.uk/bbcthree/article/25537fd7-d296-4788-b877-437160ca21c> (Stand: 29.8.2021).

13 Durch den Asterisk soll an dieser und an den folgenden Textstellen klar werden, dass hier einfachheitshalber zwar *Penis** steht, aber auch sämtliche Penisattrappen, etwa Dildos und Strap-ons, genauso inkludiert werden.

14 *Madeleine Holden*: Header – Critiquing your dick pics with love. In: Wayback Machine/Internet Archive, archiviert von ›Archive Team‹ am 9.12.2018, ursprünglich veröffentlicht auf Tumblr. URL: <https://web.archive.org/web/20181209022955/http://critiquemydickpic.tumblr.com/> (Stand: 1.9.2021).

15 *Molly Dragiewicz/Rebecca M. Hayes*: Unsolicited Dick Pics. Erotica, exhibitionism or entitlement. In: *Women Studies International Forum* 71 (2018), S. 114–120.

listen und auch Lücken und offene Fragen jener Studien aufzeigen. So etwa verweisen sie darauf, dass es kaum Untersuchungen zu unaufgefordert erhaltenen Dick Pics gibt, bei der die Sendenden selbst zu ihrer Praktik befragt wurden. Ferner erwähnen die Autorinnen, dass mögliche Forschungen diesbezüglich an fehlenden Freiwilligen scheitern könnten: »[...] it will be difficult to recruit *men* who send unsolicited dick pics for research purposes.«¹⁶

Was beim Lesen dieser Zusammenschau verschiedener Analysen auffällt, ist, dass viele Untersuchungen bereits durch das Forschungsdesign das Phänomen, Dick Pics zu senden, als ausschließlich cis-männliche und heteronormative Praxis verfestigten, indem grundsätzlich nur jene Samples zur Untersuchung herangezogen werden. Dies macht auf einer Ebene die dichotome ›Täter‹-Opfer-Konstruktion fragwürdig, da beispielsweise nur von ›Männern‹ als Sendende von unerwünschten Dick Pics ausgegangen und ergo nur diese Gruppe für Studien rekrutiert wird. Auf einer weiteren Ebene werden dabei biologistische Geschlechterbilder stabilisiert und somit die Lebenswelt von queeren Menschen und Trans-Personen unsichtbar gemacht. Und nicht zuletzt werden konsensuell produzierte und versendete Bilder vollkommen außer Acht gelassen.

Es zeigte sich also, dass im eher dünnbesiedelten Forschungsstand ein Gros der Studien sich ohnehin nicht für unsere wissenschaftliche Erörterung zu Holdens Blog eignete, da es uns speziell um die Untersuchung von erwünschten Fotos ging. Jedoch wurden wir bei dem Artikel *C'mon, No One Wants a Dick Pic* von Andrea Waling und Tinonee Pym doch auf mehrfache Weise fündig. Das Paper geht einerseits auf Diskurs-Framings zum Phänomen ein, zudem bezogen sich die Autorinnen im Kapitel ›positive and transformative responses‹ auch explizit auf Madeleine Holdens Blog. Waling und Pym heben dahingehend hervor:

»For example, the blog *Critiquemydickpic.tumblr* offers a genuine intervention into the common conflation of unsolicited and solicited DPs [Dick Pics, M. S.]. [...] reframing DPs as expressions of artistic ability and vulnerability, in contrast to the common interpretation of DPs as careless.«¹⁷

Waling und Pym zeigen damit – ähnlich wie Dragiewicz und Hayes – die Mängel der bisherigen Untersuchungen zu Dick Pics auf. Sie verweisen des Weiteren auf das sich wiederholende Framing des Themas im binären, heteronormativen Kontext:

»With the exception of some feminist responses, the conflation of solicited and unsolicited DPs is rarely challenged, closing down the possibility of the enjoyment of such images. Secondly, whilst a sexual

16 Ebd., S. 119, Hervorhebung durch die Autorin.

17 *Andrea Waling/Tinonee Pym: ›C'mon, No One Wants a Dick Pic‹: Exploring the Cultural Framings of the ›Dick Pic‹ in Contemporary Online Publics. In: Journal of Gender Studies 28 (2019), Heft 1, S. 70–85, hier S. 78.*

harassment framing the DP sometimes demarcates an important distinction between solicited and unsolicited images, there is a tendency to position heterosexual men's sexuality as clueless and predatory, with no scope for alternative understandings.«¹⁸

Wie Wissenschaftler*innen über Phänomene forschen, formt auch den öffentlichen Diskurs und dieser wiederum informiert die Forschung. Die Frage: ›Warum sollte überhaupt zu Dick Pics geforscht werden?‹, kann diesbezüglich mit dem Verweis auf die bestehende Forschungslücke sowie deren Entstehung durch hegemoniale und heteronormative Tendenzen in der Wissenschaft beantwortet werden. Somit soll dieser Beitrag als eine Befürwortung der Hinterfragung des häufig ausschließlich binären und heterosexuellen Bezugsrahmens der bisherigen Forschung zu (unerbetenen) Dick Pics und für die Inklusion der Repräsentation der Erfahrungen von queeren Menschen und Trans-Personen verstanden werden.

Die Kritikrichtlinien von Critique My Dick Pic

Wie in der Einführung berichtet, hatte Madeleine Holden zuerst unbezahlt in ihrer Freizeit und schließlich als Nebenjob zu ihrer Tätigkeit als freie Autorin Fotorezensionen auf ihrem Tumblr-Blog verfasst. Sie bezog sich dabei, wie viele Kritiker*innen, auf ihre eigenen ästhetischen Vorstellungen, wenn es um die Komposition und Gestaltung der Fotos ging.

Ihre Richtlinien erklärte Holden in verschiedenen Interviews zu ihrem Blog.¹⁹ So legte sie beispielsweise Wert darauf, dass kompositorische Mühe in das Foto gesteckt werde: kein Schnappschuss, sondern inspirierte Inszenierung. Wobei nicht strikt ein unbedeckter Penis* zu sehen sein musste. Es konnte auch mit ›Dick Prints‹, also einer sich durch Textilien abzeichnenden Silhouette des Penis* oder Ähnlichem gespielt werden.²⁰ Holden zeigte viel Humor in ihren Rezensionen, so bekam ein Foto, das sie durch eine ungewöhnliche oder lustige Gestaltung zum Lachen brachte, auch dafür Pluspunkte. Demgegenüber gab Holden Fotos von ›dressed up dicks‹, also mit Kostümen oder digitalen Filtern veränderten Dick Pics, meist eine schlechtere Note, da die gewollte Lächerlichkeit eine Brechung der potenziellen Erotik des Fotos beziehungsweise eine Untergrabung der Ernsthaftigkeit

18 Ebd., S. 79.

19 Vgl. *Margaret/Ali*: S1 Ep2 – Dick Pics and Madeleine Holden. In: I can't even – with Margaret & Ali, 8.11.2016, hier Min. 05:17–06:15. URL: <https://podcasts.apple.com/us/podcast/s1-ep-2-dick-pics-and-madeleine-holden/id1163280696?i=1000377623114> (Stand: 28.8.2021).

20 Holden schrieb zum Beispiel in einer Rezension: ›dick prints are great: they're more subtle than full-frontal dick pics but leave no confusion about what you're working with‹, *Madeleine Holden*: Critiquing your dick pics with love. Rezension der Einreichung ›Actually gave an effort‹, 15.3.2016. In: Wayback Machine/Internet Archive, archiviert von ›Archive Team‹ am 5.12.2018, ursprünglich veröffentlicht auf Tumblr. URL: <https://web.archive.org/web/20181209025422/http://critiquemydickpic.tumblr.com/post/141109317360/actually-gave-an-effort> (Stand: 28.6.2022).

der Einsendung für sie nahelegte. Den Einsatz von schöner Unterwäsche beziehungsweise Reizwäsche schätzte sie jedoch hoch, weil es eine Besonderheit darstellte und meist die Stimmung des Bildes unterstrich.²¹

Ein hingegen häufig auftretendes Motiv – der von Holden sogenannte »Log Shots«²² – stellte für sie ein negatives Paradebeispiel dar. Dabei handelt es sich um eine tendenziell »uninspirierte« Nahaufnahme aus dem Blickwinkel der fotografierenden Person.

»the log« is when you take a bird's eye view, close-up shot of your (enormous) dick, with your penis taking up most of the frame and allowing for very little surrounding detail. guys, they're boring. [...] i have a backlog of approximately 7,800 logs in my inbox and i never want to see another log in my life. no more logs.«²³

Als Verbesserungstipp dahingehend gab Holden oft den Hinweis »zoom out«, um so den Fokus auf Körper und den Raum beziehungsweise das Setting zu geben, somit mehr auf die Komposition anstelle des entkörpernten »Dicks« per se in der Abbildung zu achten.²⁴

Die Zusammenstellung der Rezensionen auf Tumblr

Die Rezensionen Holdens wurden in Form von Blogposts auf ihrem Tumblr-Blog veröffentlicht und bestanden aus dem fixierten Format: 1. Bildüberschrift oder »Caption« – diese wurde von den Einsendenden selbst festgelegt und gab Kontext zur Intention der fotografierenden Person. Danach folgte 2. das »Dick Pic« an sich – im Original und unzensuriert. Unter dem Bild befand sich dann 3. Holdens Rezensionstext, in dem sie ihre Kritik und die Note äußerte. Zudem fand sich links, oberhalb des Fotos, auch 4. ein Verweis auf Datum und Uhrzeit der Veröffentlichung sowie auf die »Notes«, also die Likes, Reblogs und Replies, die ein Post erhalten hat. Darunter befanden

21 Vgl. *Margaret/Ali*, wie Anm. 19, Min. 09:07–10:55;

22 »I've dubbed the most common the »log shot«: a close-up dick pic taken from the sender's point of view, with little to no surrounding detail or context.« Vgl. *Madeleine Holden*: Confessions Of A Semi-Professional Dick Pic Critic. In: *Huffpost.com*, 7.13.2018. URL: https://www.huffpost.com/entry/confessions-of-a-semi-professional-dick-pic-critic_n_5b4510a2e4b048036ea36974 (Stand: 11.10.2021).

23 Die Erklärung fand sich im folgenden Blogbeitrag: *Madeleine Holden*: Critiquing your dick pics with love. Rezension der Einreichung »The Log«, 27.9.2013. In: *Wayback Machine/Internet Archive*, archiviert von »Archive Team« am 5.12.2018, ursprünglich veröffentlicht auf Tumblr. URL: <https://web.archive.org/web/20181209023341/http://critique-mydickpic.tumblr.com/post/62438834854/the-log> (Stand: 28.6.2022), Kleinschreibung von »I« im Original.

24 »There were practical tips that I was often repeating [...]: »zooming out« and »focusing on not just the penis but the rest of the body« and there were others like, »making sure you're environment is at least tidy« [...].« Vgl. *Peepshow Podcast*, wie Anm. 4, Minute 28:00–28:13.

sich 5. zwei Tags – also einmal ein Marker, der die Notenkategorie²⁵ wiedergab und das Label ›nsfw‹ (›not safe for work‹). Letzteres sorgte dafür, dass die Fotos im ›safe mode‹ auf Tumblr nicht angezeigt wurden, und es machte klar, dass die Posts nicht für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren geeignet waren.

Im Folgenden wollte ich anhand von drei Screenshots von Posts, die von den archivierten Seiten genommen wurden, Holdens Rezensionen veranschaulichen. Da Bildzitate nur unverändert eingebettet werden dürfen, hatte ich dafür gezielt Fotos gewählt, auf denen die Gesichter der Abgebildeten nicht beziehungsweise nicht vollständig enthalten sind. Schließlich würden sie in diesem Tagungsbandbeitrag in einem anderen als dem ursprünglichen Blogkontext gezeigt werden und ich wollte die Persönlichkeitsrechte der Fotografierten wahren. Leider wurde zum Ende des Redaktionsprozesses deutlich, dass auch einige Personen aus dem HJK-Team dem Abdruck der Abbildungen, vermutlich aufgrund des Zeigens von teilweise nackten Körpern, ›skeptisch‹ gegenüberstehen. Sie empfahlen mir, die Bilderauswahl wieder aus dem Manuskript zu entfernen. Diese Herausforderungen, Hindernisse und Widerstände zeigen abermals, wie aufgeladen die Themen ›Dick Pics‹, Sex und Nacktheit sind.

Aus den genannten Gründen muss somit an dieser Stelle mit einer knappen Beschreibung des Abgebildeten und zitierten Rezensionstexten vorliebgenommen werden. Doch die beschriebenen sowie weitere Reviews von Holdens ehemaligen Blog können zum Stand der Verfassung dieses Artikels nach wie vor vollständig über die Links in den Fußnoten via der Wayback Machine aufgerufen werden.

In der ersten Bildrezension meiner Auswahl bewertete Holden die Fotoeinreichung einer Person, die scheinbar aus der Egoperspektive, jedoch eigentlich von der Partnerperson aufgenommen wurde. Das Foto zeigt den Körper (halsabwärts) einer auf einem Bett liegenden, nackten Person. Der rechte Arm liegt locker auf der Mitte des Bauches, der andere ist nicht im Bild. Im Zentrum der Aufnahme sieht man den violetten Strap-on, den die Person umgeschnallt hat, in die Höhe ragen, dahinter wird der Blick auf das restliche Zimmer mit verschiedenen Möbelstücken freigegeben und zudem ist links noch das Knie einer weiteren Person sichtbar.

Holdens Rezensionstext zu dieser Einreichung wurde am 19.12.2017 auf dem Blog mit der Caption: »First Time.« veröffentlicht. Sie schrieb hierzu:

»your dick pic is not a bad effort for a first timer, sender, but there are some areas for improvement.

you've made use of lovely natural lighting and included a generous portion of your body in the shot, but the angle isn't the most inviting –

25 Also beispielsweise ›A‹ oder ›C‹, allerdings ohne Plus oder Minus, welches Holden teilweise vergab (etwa B-). Mit einem Klick auf diesen Tag konnten alle Posts derselben Notenkategorie aufgerufen werden.

straight down the body doesn't tend to work best – and there's a lot of distracting background clutter.

you've mentioned that a partner took this shot – perhaps next time they could capture you from the front?

thank you for submitting to critique my dick pic. your dick pic gets a C.«²⁶

Dieser Rezensionsbeitrag wurde von mir als Exempel ausgewählt, da hier deutlich wird, dass auch durchaus Fotoeinsendungen vorkamen, die von Partner*innen aufgenommen beziehungsweise von ihnen unter Zustimmung der abgebildeten Person eingereicht wurden. Somit wird klar, dass es sich bei den Beiträgen nicht ausschließlich um erotische Selfies handelt, sondern diese Bilder auch im Bereich der erotischen Fotografie als Teil von Tumblr-Sub-Genres analysiert werden könnten.

Die zweite von mir ausgewählte Rezension wäre ein Beispiel für ein bedecktes Dick Pic, also einen ›Dick Print‹ gewesen. Auf dem Foto, einem ›Top-Shot‹, blickt man von oben auf eine Person, die rücklings auf einem Bett liegt; der Oberkörper ist abgedeckt, eine dünne Decke liegt über der Hüfte. Es ist deutlich, dass die Person bis auf die Decke nackt ist und durch jene zeichnet sich leicht der Abdruck eines Penis* ab.

In der zugehörigen Rezension vom 14.6.2017 zur Einreichung mit der Caption: »First Time« schrieb Holden:

»this is a subtle dick pic – or, rather, dick print – with a strong impact, sender.

you've completely flipped the usual angle and pose – a log, basically – and the over-the-shoulder, full body shot is refreshing and effective. the inclusion of the lower portion of your face adds humanity and intrigue to your picture, and the lighting, framing and drape of the covers are all well-considered.

overall, it's a very good shot, sender.

thank you for submitting to critique my dick pic. your dick pic gets an A.«²⁷

Diese Fotoreview hatte ich zur Illustration der Kategorie ›Dick Print‹ gewählt. Hierbei stellt der indirekt präsenste beziehungsweise präsentierte Pe-

26 *Madeleine Holden*: Critiquing your dick pics with love. Rezension der Einreichung ›First time.‹, 19.12.2017. In: Wayback Machine/Internet Archive, archiviert von ›Archive Team‹ am 5.12.2018, ursprünglich veröffentlicht auf Tumblr. URL: <https://web.archive.org/web/20181209024641/http://critiquemydickpic.tumblr.com/post/168742067946/first-time> (Stand: 28.6.2022), durchgängige Kleinschreibung (hier und in den folgenden Rezensionen) laut Original.

27 Vgl. *Madeleine Holden*: Critiquing your dick pics with love. Rezension der Einreichung ›First time.‹, 14.6.2017. In: Wayback Machine/Internet Archive, archiviert von ›Archive Team‹ am 5.12.2018, ursprünglich veröffentlicht auf Tumblr. URL: <https://web.archive.org/web/20181209025106/http://critiquemydickpic.tumblr.com/post/161837289830/first-time> (Stand: 28.6.2022).

nis* für Holden die ästhetische Komponente dar. Zudem zeigt diese Rezension auch, dass es durchaus Varianten des ›Log-Shots‹ gab, die durch ihren Perspektivenwechsel oder frischen Zugang ein Novum darstellten und damit von Holden auch positiv bewertet wurden. Dass die Abbildung ebenso betitelt ist, wie die zuvor ausgewählte ist tatsächlich ein Zufall des Samples.

Beim dritten Bildzitat wäre Folgendes zu sehen gewesen: Die Aufnahme zeigt eine transmaskuline Person (Selbstbezeichnung laut Caption) aus der Untersicht – also einem ›Low Angle Shot‹. Im Fokus ist der Körper, leicht zur rechten Seite gedreht, von der Nasenspitze abwärts bis zur Mitte der Oberschenkel. Die Person trägt einen Chest Binder²⁸ und orange-schwarz getigerte Boxerbrieft. Arme, Bauch und Oberschenkel sind unbedeckt und mit der rechten Hand hält die Person den Penis*, während die linke Hand locker am linken Oberschenkel lehnt.

Die Einreichung trug die Caption: »Transmasc contribution« und wurde mit Holdens folgendem Rezensionstext am 27.6.2018 veröffentlicht:

»this is a dick pic that means business, sender. i really like it. the pose, framing, composition and angle are all excellent, and the inclusion of a portion of your face – as well as your active, sensual hand placement – really elevates the shot. you’ve made clever use of lighting and your outfit is perfect. you are only really let down by the slight graininess of the photo; a minor quibble in the greater scheme of things.
well done, sender!
thank you for submitting to *critique my dick pic*. your dick pic gets an A.«²⁹

Diese Rezension vereint einige bereits in diesem Beitrag erwähnte Elemente, die für Holden besonders wichtig waren. So hebt sie hier gerade die durchdachte Pose und Position sowie die Bekleidung und die Beleuchtung hervor. Zudem wird durch die Betitelung, die ja von den Einsendenden in den meisten Fällen selbst gewählt wurde, klar, dass es sich nicht um eine heteronormativ-binäre Einsendung handelt. Wobei auch das Statement Holdens – sie hätte die ›besten‹ Dick Pics gerade von queeren Personen geschickt bekommen – durch die Benotung unterstrichen wird.³⁰

28 ›Chest Binder‹ beziehungsweise ›Binder‹ sind Kleidungsstücke aus konstriktiven Materialien, die zum Abbinden beziehungsweise Abflachen des Oberkörpers verwendet werden.

29 Vgl. *Madeleine Holden*: Critiquing your dick pics with love. Rezension der Einreichung ›Transmasc contribution‹, 27.6.2018. In: Wayback Machine/Internet Archive, archiviert von ›Archive Team‹ am 5.12.2018, ursprünglich veröffentlicht auf Tumblr. URL: <https://web.archive.org/web/20181209023348/http://critiquemydickpic.tumblr.com/post/175318401206/transmasc-contribution> (Stand: 28.6.2022).

30 Vgl. *Peepshow Podcast*, wie Anm. 4, Min. 33:33–33:47.

Der ›Porn Ban‹

An dieser Stelle möchte ich noch auf den chronologisch letzten Rezensionsbeitrag, veröffentlicht am 7.12.2018, von Holden eingehen. Bei dem eingesandten Dick Pic handelt es sich um ein mit A+ benotetes Bild aus leicht schräger Froschperspektive, welches drei Viertel des Körpers einer Person (von den Oberschenkeln aufwärts) zeigt. Die Person blickt leicht nach unten und trägt blonde lange Haare, Make-up sowie ein kurzes schwarzes Kleid. In der rechten Hand, mit rot-lackierten Fingernägeln hält die Person ihren Penis*, der linke Arm verschwindet hinter ihrem Rücken. Diese Rezension ist gerade auch ob ihrer Betitelung wichtig, denn die Caption lautet: »I work in an industry that relies on dick pics.«³¹

Holden veröffentlichte den zugehörigen Rezensionspost bevor sie den Blog aufgrund des ›porn bans‹ auf Tumblr nach Veröffentlichung eines Abschiedsstaments pensionierte. Der Beitrag verweist erneut auf die Komplexität des Themas ›Dick Pic‹ – indem bei dem Foto schon in der Bildbetitelung hervorgehoben wird, dass es auch Industriezweige gibt, die mit Dick Pics handeln, etwa als Teil von Sexarbeit.

Zudem wird durch den Posting-Kontext des Beitrags als letzte Rezension auf dem Blog deutlich, das durch den ›porn ban‹ viele Personen und ganze Branchen von Tumblr vertrieben wurden. In einem Statement für *The Daily Dot* äußerte Holden ihren Ärger über die zunehmenden Zensierungsbestrebungen diverser Social-Media-Plattformen.

»It took a few days for me to become sadder and angrier, especially as I read the outpourings of grief from users [...] So many communities that can't really exist elsewhere were decimated in one fell swoop, and sex workers, artists, and queer communities seem to have been hit the hardest.«³²

Auslöser für den ›porn ban‹ war unter anderem, dass *Apple* die iOS-Anwendung der Tumblr-App aufgrund von gemeldeter Kinderpornografie auf der Website untersagte. Anschließend versuchte die Blogging-Plattform nach Akquirierung durch den Telekommunikationskonzern Verizon pornografische Inhalte aller Art zu entfernen, was schließlich in einem strikten Verbot von ›not safe for work‹-Content mündete.³³ In diesem Zuge verlor auch Hol-

31 Vgl. *Madeleine Holden*: Critiquing your dick pics with love. Rezension der Einreichung ›I work in an industry that relies on dick pics‹, 7.12.2018. In: Wayback Machine/Internet Archive, archiviert von ›Archive Team‹ am 5.12.2018, ursprünglich veröffentlicht auf Tumblr. URL: <https://web.archive.org/web/20181209023001/http://critiquemydickpic.tumblr.com/post/180902678340/i-work-in-an-industry-that-relies-on-dick-pics> (Stand: 28.6.2021).

32 *Alex Dalbey*: The End of an Era: RIP, Critique My Dick Pic. In: *The Daily Dot*, 18.1.2019. URL: <https://www.dailydot.com/irl/rip-critique-my-dick-pic/> (Stand: 30.8.2021).

33 Vgl. *Aja Romano*: Tumblr is Banning Adult Content. It's About so Much More than Porn. In: *Vox.com*, 17.12.2018. URL: <https://www.vox.com/2018/12/4/18124120/tumblr-porn-adult-content-ban-user-backlash> (Stand: 23.8.2021); *Bijan Stephen*: Tumblr's Porn Ban

dens *Critique My Dick Pic*-Blog wortwörtlich die Basis, da dieser auf ›adult content‹ aufbaute. Viele Tumblr-Nutzer*innen mussten nach diesem heftigen Einschnitt in ihre bisherigen Arbeitsbedingungen um ihre Community kämpfen³⁴ oder verorteten sich neu auf anderen Plattformen. Tumblr verlor noch im Dezember 2018 30 Prozent seiner Nutzer*innen und büßte dadurch einen Großteil seines damaligen Marktwertes ein.³⁵

Rezensionen als Job

Holden gab selbst an, darauf zu achten, dass ihre Rezensionen der eingesendeten Bilder ehrlich und konstruktiv ausfielen. Es handele sich dabei um Arbeit, welche sie in den anspruchsvollen Blog steckte. Hatte sie diese zuerst unbezahlt betrieben, versuchte Holden mit der steigenden Popularität über freiwillige Spenden ihren zeitlichen Aufwand zu finanzieren. Da dies mit abnehmendem Erfolg verlief,³⁶ ging sie nach einiger Zeit zu einem fixierten Honorar von 10 \$ für private Rezensionen beziehungsweise 25 \$ für garantierte Veröffentlichung im Blog über,³⁷ wie sie in einem Podcast-Gespräch ausführte:

»In an attempt to kind of monetize the blog – because it had become so popular, but I wasn't making any money out of it – I started doing guaranteed reviews on the site. [...] I basically developed a little scheme where you could guarantee, that you would be one of the people who appeared on the site – and also private reviews – so if you didn't want a picture of your dick to be on the internet, but you did wanna know if your dick pic was good or not.«³⁸

Holden spricht speziell im Interview mit Jessi Sage und PJ Sage vom *Peepshow Podcast (News & Stories from the Sex Industry)* über die teilweise –

Could Be its Downfall – after all, it Happened to Live-Journal. In: *The Verge – Culture*, 6. 12. 2018. URL: <https://www.theverge.com/2018/12/6/18127869/tumblr-livejournal-porn-ban-strikethrough> (Stand: 23. 8. 2021).

- 34 Vgl. *Charles Pulliam-Moore*: Tumblr's New Ban on Adult Content Is a Bigger Deal Than You Think. In: *Gizmodo*, 3. 12. 2018. URL: <https://gizmodo.com/tumblrs-new-ban-on-adult-content-is-a-bigger-deal-than-1830831079> (Stand: 23. 8. 2021).
- 35 *Shannon Liao*: After the Porn Ban, Tumblr Users Have Ditched the Platform as Promised. In: *The Verge – Tech*, 14. 3. 2019. URL: <https://www.theverge.com/2019/3/14/18266013/tumblr-porn-ban-lost-users-down-traffic> (Stand: 23. 8. 2021).
- 36 »Early in the blogs days I would just ask for donations, you know, if anybody was enjoying the site and wanted to kind of show their support. And people were quite generous, but I noticed, that people have certain amount of patience of being asked for money or being asked for donations.« *Peepshow Podcast*, wie Anm. 4, Min. 23:41–24:02.
- 37 »[A]re you interested in a guaranteed review on site, or a private, emailed review of your dick pic, for \$25? email [...] for details!« Dieser Hinweis fand sich im Header des Blogs sowie am Ende jeder Rezension, seit dem sich Holden entschloss, diese zu monetarisieren. Vgl. auch *BBC*, wie Anm. 12: »For \$10 you can get a private review (without being uploaded to the site) and for \$25 you can get a guaranteed review and place on the site.«
- 38 *Peepshow Podcast*, wie Anm. 4, Minute 21:20–21:57.

neben der kreativen Schreibearbeit – monotone, glanzlose Arbeit, die ihr Blogging-Nebenjob beinhaltete. Demzufolge förderte die Monetarisierung möglicherweise die Wertschätzung ihrer Arbeit beziehungsweise überhaupt, dass diese als solche tatsächlich anerkannt wurde. Dies illustriert der folgende Gesprächsausschnitt zwischen dem Podcast-Host PJ Sage und Holden:

PJ Sage: »[...] The scheme, that you came up with, in terms of monetizing, it is interesting, in that it kinda communicates to men: this is labour, this is something of value, if you sent this to someone, you are not entitled to a response.«

Holden: »Yeah, I still wonder how many men received it this way, but it was still work and it was a lot of quite unglamourized work [...] opening an inbox full of hundreds upon hundreds of dick pics and going through all of them. [...] I realized I had to come up with – give some value I suppose. Which kind of contradicts what you [PJ] were saying, because the idea was, that I was *always* providing labour and providing value, but I guess it made immediate to people what they were paying for.«³⁹

Diese Zitatstelle zeigt, dass der Wert der Arbeit durch einen konkreten finanziellen Wert übersetzt werden musste. Hier wäre einzuwerfen, dass in diesem Fall ja die fotografierenden Personen ebenso Teil der (Wert-)Herstellungsschleife waren und man sie in dem Kontext als Prosumer*innen⁴⁰ sehen könnte. Dahingehend waren sie nicht nur Konsument*innen einer Serviceleistung sondern auch Mitproduzent*innen derselben, da sie ebenso Arbeit in die Fotos steckten, die sich Dritte auf dem Blog ansehen konnten. Für unsere Annäherung an *Critique My Dick Pic* fokussierten Tabeya und ich uns jedoch auf den Aspekt, dass Holdens Arbeit erst durch die Monetarisierung als Arbeitsleistung bewertet wurde.

Gleichzeitig wird durch die Differenzierung, für was das Honorar verlangt wurde, eine weitere Themenkomponente deutlich: So betont Holden mehrfach, dass sie nicht die Penisse* an sich kritisierte – sondern eben rein die Ästhetik der photographischen Gesamtdarstellung, denn ansonsten würde ihre Arbeit für den Blog in den Bereich Sexarbeit fallen. Auf die Frage, ob sie denn jemals gebeten worden wäre, die Penisse* selbst zu bewerten, führte Holden aus:

»Some there would just invite me to critique the dick [...] which, obviously, I never wanted to do [...]. And there are plenty of places people can go [...] to get that service, it was just never what I was about.«⁴¹

39 Ebd., Min. 23:21–24:36.

40 ›Prosumer‹ ist ein Schachtelwort aus ›Producer‹ und ›Consumer‹ und wurde als Begriff von Alvin Toffler in seinem Buch zu wirtschaftlichen Revolutionen *The Third Wave* geprägt (die dritte Welle bezieht sich hier auf das Informationszeitalter). Vgl. *Alvin Toffler: The Third Wave. The Classic Study of Tomorrow*. New York u. a. 1980, hier S. 284.

41 *Peepshow Podcast*, wie Anm. 4, Min. 20:22–21:07.

Einer dieser Orte, von denen Holden spricht, findet sich etwa auf der Diskussionsplattform Reddit. In mehreren themenspezifischen Threads bieten oder fordern Personen gratis Penis*rezensionen an. Beispielsweise sind hier Reddit-Threads wie etwa ›r/ratemycock‹, ›r/dickrating‹ oder ›r/Rate_my_dick‹ zu erwähnen. Wie die Forumstitel verraten, ist der Schwerpunkt jener Kritiken auf dem abgebildeten Penis*, nicht dem Foto. Bezahlte Penis*rezensionen werden auch von Sexarbeiter*innen etwa auf Plattformen wie *OnlyFans* als Service angeboten. Während also Körper- oder Geschlechtsteilbewertungen Dienstleistungen in der Sexarbeit darstellen können, setzte Holden den Fokus auf einen bildbasierten, ›body positiven‹ Zugang zur Materie.

Vulnerabilität, ›body positivity‹ und ›gaze‹

Die Fokuspunkte dieses Kapitels, wie aus der Überschrift erkenntlich wird, stellen tatsächlich große Themenbereiche mit einer Vielzahl an Forschungsliteratur – grade aus den Film- und Medienwissenschaften – dar. In meinem Beitrag kann ich diese jedoch nur punktuell anreißen und somit beziehe ich mich auf Holdens eigene Analysen und Äußerungen zu den Themen.

Ausgehend von ihrem Anliegen, den Blog als ›Public Service‹ zur Verbesserung der handwerklichen Güte von Dick Pics im Generellen zu gestalten, ging Holden der Frage nach, »Why Do Straight Men Suck So Much At Taking Dick Pics?«. In ihrem gleichnamigen Artikel dazu führt sie drei Kernaspekte an: 1. Die Voreingenommenheit mit der Größe, 2. die Geringschätzung der empfangenden Person und 3. die Unvertrautheit mit der sinnlichen Inszenierung des eigenen Körpers.⁴² Den hier angesprochenen Elementen wollte Holden etwas entgegensetzen, wie sie in einem Interview mit dem Magazin *Bust* klarstellte:

»I look around and see things like size shaming, body negativity, the neglect of the female gaze and the sidelining of women's consent, and I think, ›this is BULLSHIT‹. In its own way, Critique My Dick Pic is a rebellion against each of those things. I refuse to shame senders for their bodies and penis size. I take a deliberately inclusive and positive approach to my reviewing, and explicitly solicit submissions from underrepresented groups such as people of colour and trans people. I have created a space where women's agency and desire matters.«⁴³

Die Größenbesorgnis von manchen Cis-Männern kann im Kontext eines fragilen Männlichkeitsbildes und körperbezogener Unsicherheit gesehen werden. Diese äußert sich Holden zufolge unter anderem in der häufigen

42 Vgl. *Madeleine Holden*: Why Do Straight Men Suck So Much At Taking Dick Pics? In: *Junkee.com*, 17.7.2018. URL: <https://junkee.com/straight-men-dick-pics/167937> (Stand: 23.8.2021).

43 *Sara Meghan*: ›Critique My Dick Pic‹ is a body-positive approach to sexting: *Bust* interview (NSFW). In: *Bust*, 10.4.2016. URL <https://bust.com/sex/16085-critique-my-dick-pic-interview.html> (Stand: 26.8.2021).

Mitabbildung von Vergleichsgegenständen oder in dem Wunsch, doch auch eine Bewertung des Penis* selbst zu erhalten. Außerdem werde in den E-Mail-Konversationen vonseiten der Einsendenden oft Bezug auf körperliche Unsicherheiten genommen, wie Holden im Beitrag für *Radio New Zealand* erklärt:

»You might not think that just upon seeing the picture, but because I have a special e-mail-address set up where people submit their pictures, they often tell me a lot about themselves in the body of the e-mail. And they will say all sorts of things, very openly about how they feel insecurity about their size or the fact that they're hairy or the fact that they are a bit overweight. And they're remarkably open about that. And I can really see because of the volume of submissions I get, that this is a real thing for men as well, I mean [...] we've heard about the unrealistic standards that women face in terms of beauty standards, but men clearly have a bit of that as well, ... and maybe no outlet to share it.«⁴⁴

Gerade in diesem hier erwähnten fehlenden Ventil, um gesellschaftlich konstruierte Unsicherheiten auszudrücken, sieht Holden die Motivation zur Partizipation an ihrem Projekt. In einem *Hairpin*-Artikel zu ihren Erkenntnissen, die sie über den Blog gewann, schrieb sie:

»[...]How crumblingly insecure and self-conscious so many of them are about their bodies. That's very human and understandable, and it's a terrain with which most women are familiar, but men in particular are exhorted to grin and bear their body issues rather than talk about them. Perhaps that's why they've responded so openly to my project; an anonymous outlet for them to share their deepest vulnerabilities [...].«⁴⁵

Ein weiterer wichtiger Punkt, der von Holden vielfach angesprochen wurde, ist der Aspekt des Begehrens im Kontext des Blickes beziehungsweise der Blickmacht (›gaze‹) der empfangenden Person. War das Anliegen zu Beginn ihres Projekts im Jahr 2014 noch von einer Hinwendung zum ›female gaze‹ geprägt: »I want to depart from the idea that penises are little more than punchlines by framing men and other people with dicks as sexy, as objects of desire: looked-at and not just lookers.«⁴⁶ So stellte sie 2019, also bereits nach ›Pensionierung‹ des Blogs, in ihrem Artikel »The State of the Male Gaze« für das *Mel Magazine* und in Rekursion auf Laura Mulvey (›male gaze‹) und bell hooks (›oppositional gaze‹), eine Hinterfragung des ›female gaze‹ zum Vorteil des ›queer gaze‹ an. Ihre Überlegungen werden im folgenden Zitat aus dem Artikel deutlich:

44 Vgl. *Radio New Zealand*, wie Anm. 7, Min. 19:30–10:22.

45 Holden, wie Anm. 11.

46 *Madeleine Holden*: Dick Picky. In: *The New Inquiry – Essays & Reviews*, 20.10.2014. URL: <https://thenewinquiry.com/dick-picky/> (Stand: 23.8.2021).

»It felt quaint to speak about the female gaze in light of all this. Women's desire is sidelined in porn and other sexual material, [...] but even more woefully sidelined than the desires of straight women – so far sidelined they're off the court – are those of queer, trans and nonbinary people, especially those with nonwhite, fat and/or disabled bodies. How does the ›female gaze‹, a binary concept, allow for that plurality of desire?«⁴⁷

In ihrer Erörterung zum Status der hegemonialen Blickmacht äußerte sie zudem erneut Kritik am ›porn ban‹ von Tumblr sowie der stetigen Vertreibung von (alternativen) ›adult content‹-Produzierenden auf diversen anderen Online-Plattformen. So resümiert sie am Ende ihres Artikels zum »State of the Male Gaze«:

»Still, like plenty of other waning empires, the male gaze remains in a relatively strong position, with a continued ability to turn a profit. [...] As free online spaces are shuttered and cleansed, dull heterosexual homogeneity prevails. In some ways, we've come so far [...]. Female, queer and oppositional gazes have emerged like seedlings through concrete, but they're critically threatened by conservative corporate interests and the continued hegemony of conventional male desire. There's life in Mulvey's idea yet, and still so much more work to be done.«⁴⁸

Was haben wir durch unsere Recherchen gelernt?

Sowohl beim Werkstattgespräch zum Phänomen Dick Pics auf der Studierendentagung 2019 als auch beim Beitrag zur Tagung in Hamburg stellten wir keine abgeschlossene Forschung vor, sondern zeigten auf, warum sich die Erforschung von Dick Pics lohnt.

Beim ersten Vortrag spielten wir Möglichkeiten der Herangehensweise an ein solches Forschungsvorhaben durch. Dahingehend beschäftigten wir uns vorzüglich mit methodischen Problemen und Hemmschwellen. Etwa hatten wir das ›Lachen im Feld‹ sowie die Ironisierung als Distanzierungs- und Annäherungspraxis angesprochen.⁴⁹ Des Weiteren wurden Fragen des Datenschutzes und der Richtlinien zu pornographischen Inhalten sowie der möglichen Einbeziehung von ›Vagina-‹ beziehungsweise ›Vulva Pics‹ in die Forschung mit dem Plenum diskutiert.

Nun, zwei Jahre später und inzwischen auf einem gefühlten Berg an digitalen Materialien, Interviews und Artikeln sitzend, ergab sich eine erweiterte Wissens- und Ausgangslage. Somit setzten wir den Schwerpunkt des

47 Holden, wie Anm. 2.

48 Ebd.

49 Vgl. Mirko Uhlig: Lachen im, mit dem und über das Feld. Über das legitime und illegitime Verhältnis zu Forschungsgegenstand und -partner. In: Heimerdinger/Näser-Lather, wie Anm. 1, S. 95–116.

zweiten Vortrags auf die Zusammenführung der verschiedenen Aspekte des Phänomens am Beispiel von Holdens Blog, um zu verdeutlichen, dass es sich um ein großes Themenknäuel aus Diskursen zu (Gender-)Repräsentationen, ›body positivity‹, Vulnerabilität und Sexarbeit handelt. Darüber hinaus soll dieser Problemaufriss auch auf die Tendenz zu heteronormativen und binären Perspektiven im bisherigen wissenschaftlichen Diskurs sowie auf eine Forschungslücke im Kontext von erbetenen Dick Pics hinweisen.

Ein weiterführender Blickwinkel für künftige Auseinandersetzungen mit dem Thema, welche die großteils ›negative Sichtweise‹ auf Dick Pics herausfordern könnte, bestünde etwa im verstärkten Aufkommen des ›public nude sharings‹. Hierbei werden konsensuell geteilte Nacktbilder – oft im Kontext von Sexting, also der sexuellen, intimen oder erotischen Kommunikation mittels Messaging-Services – zwischen Partner*innen, Freund*innen oder Fremden versendet.⁵⁰

Tatsächlich gäbe es an die Themenkomplexe, die uns im Zusammenhang mit Dick Pics begegneten, andockend noch viele weitere Fokuspunkte zu setzen: (N-)Aktfotografie, queere Repräsentation in Medien, der Genderbias in der Rechtsprechung bezüglich Sexting und Jugendschutz⁵¹, die gesteigerte Zensur von ›female-presenting nipples‹ und queeren Körpern auf Social-Media-Plattformen sowie das ›Displacement‹ von Online-Sexarbeit.⁵² Letzteres ist erneut aktuell durch die Diskussionen um den im August 2021 angedrohten ›sexually explicit content ban‹ der Website OnlyFans.⁵³ Diese Inhaltsbeschränkung wurde zwar bis auf Weiteres zurückgezogen könnte aber bei einem Börsengang der Plattform wieder aktuell werden. Zudem verdeutlicht es ein fortlaufendes Problem, welches Holden bereits im Artikel für *Mel Magazine* ansprach:

»[...] corporate interests aren't just unaligned with the goals of radical, sexually-diverse communities. Increasingly, they pose an existential threat to them through the erosion of free online spaces. Corporate conservatism and the cataclysmic effect of FOSTA/SESTA laws have meant that the online spaces where most people now spend huge

50 Vgl. Jenna Wortham: What Love (and Sex) Really Looks Like in the 21st Century. In: Medium, 11.11.2014. URL: <https://medium.com/matter/everybody-sexts-4937de2bc1d7>; Alana H. Levinson: Girl, Send Me a Frext. In: Medium, 30.4.2015. URL: <https://medium.com/matter/girl-send-me-a-frext-4ae41b9c832b> (Stand: 30.8.2021).

51 Vgl. Amy Adele Hasinoff: Sexting Panic. Rethinking Criminalization, Privacy, and Consent. Urbana u. a. 2015.

52 Vgl. Vex Ashley: Porn on Tumblr – a eulogy / love letter. In: Medium, 6.12.2018. URL: <https://vexashley.medium.com/porn-on-tumblr-a-eulogy-love-letter-6d45e70fefff> (Stand: 23.8.2021).

53 Vgl. BBC News: OnlyFans to Ban Sexually Explicit Content. In: BBC News – Business, 20.8.2021. URL: <https://www.bbc.com/news/business-58273914> (Stand: 1.9.2021).

chunks of their lives are becoming sanitized, sexless realms in which queer and feminist expression is silenced.«⁵⁴

Doch diesen durchwegs sehr politischen Aspekten müssten wir uns in einem zukünftigen Beitrag zuwenden: Dick Pics 3.0?



Maren Sacherer, B. A.
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanschgasse 3
A – 1010 Wien
maren.sacherer@univie.ac.at

54 *Holden*, wie Anm. 2. Das im Zitat genannte Gesetzesentwurfspaket *FOSTA/SESTA* («Allow States and Victims to Fight Online Sex Trafficking Act» und «Stop Enabling Sex Traffickers Act», 2017) steht unter anderem deshalb in der Kritik, weil es nicht ausschließlich zur Unterbindung von unfreiwilligem Sexhandel eingesetzt wird, sondern zugleich freiwillige Sexarbeit erschwert.

TRANS INTIMITÄTEN UND ETHNOLOGISCHER FILM IM DIGITALEN RAUM

Miriam Homer, Katharina Maria Neumaier

Einleitung – Digitale und Visuelle Ethnografie und digitale trans Intimitäten

Wie kann ethnografisch zu digitalen trans Intimitäten gearbeitet werden? Wie lassen sich Forschungsergebnisse zu einem solch sensiblen Thema in einer Digitalen und Visuellen Ethnografie fassen?

Besonders diese Fragen haben uns während unserer Forschung¹ stark beschäftigt. Das Forschungsinteresse lag dabei darin, zu erkunden wie es ist, trans² zu sein und online nach Intimitäten³ zu suchen. Rund um diese Fragen begleiteten wir eine trans Frau in München in ihren digitalen und nicht-digitalen Sphären. Unsere Forschungspartnerin ist in ihren 40ern und lebt ihre Weiblichkeit bis jetzt fast ausschließlich in ihrer eigenen Wohnung aus. Der Großteil ihres Umfeldes weiß noch nichts von ihrer geschlechtlichen Identität als Frau. Neben ihrem Zuhause bewegt sie sich zudem im digitalen Raum⁴ als Frau. Genauer gesagt, nutzt sie online geschlossene, queere und

- 1 Die Forschung entstand im Rahmen des Masterstudiengangs Ethnologie mit dem Schwerpunkt Visuelle Anthropologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Das Projekt wurde von *Lehre@LMU* mit finanziellen Mitteln gefördert.
- 2 Wir verstehen ›trans‹ über Binaritäten hinaus als umfassenden Begriff (›umbrella term‹), der alle Personen einschließt, welche nicht dem ihnen zugeschriebenen Geschlecht oder der eurozentrischen Geschlechterdichotomie entsprechen. Vgl. *Cressida J. Heyes: Feminist Solidarity after Queer Theory: The Case of Transgender. Signs 28 (2003), Heft 4, S. 1093–1120*, hier S. 1093 f.; *Julie L. Nagoshi/Craig T. Nagoshi/Stephan/ie Brzuzy: Gender and Sexual Identity. Transcending Feminist and Queer Theory. New York u. a. 2014, S. 11; Felicia Ewert: Trans. Frau. Sein. Aspekte geschlechtlicher Marginalisierung. Budapest 2018, S. 85 f.; Rachel Alsop/Kathleen Lennon: Gender Theory in Troubled Times. Cambridge 2020, S. 177 f. und S. 181*. Dabei verwenden wir den Begriff ›trans‹ als Adjektiv. Somit legen wir den Fokus auf die Person selbst, welche durch die Eigenschaft genauer beschrieben, aber nicht grundlegend dadurch bestimmt und definiert wird. Wir möchten dadurch auch sicherstellen, dass keine weitere Abgrenzung von cis Personen stattfindet. Vgl. *Ewert, wie in dieser Anm., S. 17 f.*
- 3 Menschen suchen online nach verschiedensten zwischenmenschlichen Beziehungen – Liebe, Sex, Erotik, aber auch Freund*innen- und Bekanntschaften. Unsere Forschungspartnerin pflegt und sucht Kontakte, die in diesem breiten Spektrum liegen, und sich offen und dynamisch verändern können. Wir verwenden deshalb den Überbegriff ›Intimitäten‹, um diverse Formen von nahen Beziehungen zu beschreiben und starre Kategorien und Dichotomien zu vermeiden.
- 4 Wir sprechen in diesem Text oft von ›digitalen Räumen‹. Diesen Ausdruck verwenden wir analog dazu, wie unsere Forschungspartnerin ihr Leben mit digitalen Medien gestaltet und wie sie ihre digitalen Aktivitäten auffasst. Sie spricht von einer graduellen Eroberung ihrer Weiblichkeit in verschiedenen ›Räumen‹ – angefangen mit ihrer eigenen Wohnung, dem Balkon, dem Treppenhaus, über dem Supermarkt nebenan und eben auch dem digitalen Raum auf der Plattform *Facebook*, den sie sich selbst durch ein weib-

trans *Facebook*-Gruppen, um sich über trans-spezifische Themen auszutauschen, aber auch, um freundschaftliche, erotische und romantische Kontakte zu schließen und zu pflegen. Die vorliegende Forschung verhandelt also abseits von ›klassischen‹, im Mainstream etablierten Formen des Onlinedatings die Aneignung von Sozialen Medien als queeren Raum für Intimitäten.

Den methodischen Ansatz dieser Forschung fanden wir in der Digitalen und Visuellen Anthropologie. Im Speziellen erkundeten wir den ethnologischen Film als Mittel der Forschungspräsentation zu diesem Thema. Mit der Forschung entstand so der Kurzfilm *Eroberung*,⁵ der eine Annäherung an eben diese eingangs gestellten Fragen sucht. Wir verstehen das Thema der Forschung als materiell, körperlich, sinnlich und emotional⁶ geprägt. Ausgehend davon ist der Ansatz des Filmes, eine nahe, evokative, immersive, beobachtende Teilhabe der Zuschauer*innen an persönlichen Erfahrungen und Praktiken unserer Forschungspartnerin im digitalen Raum zu schaffen. Der Film begleitet unsere Forschungspartnerin in ihrer Wohnung, vor allem vor ihrem Computer. Neben ›klassischen‹ Filmaufnahmen spielt sich der Film zum Großteil in digitalen Räumen ab – wir bewegen uns auf den ›grafischen Benutzer*innenoberflächen‹ des Computers der Protagonistin, zwischen Facebook-Chats, Computerspiel und Onlineshopping. Im Film sieht man unter anderem, wie unsere Forschungspartnerin flirtet, erste Treffen vereinbart und ihre Intimität auslotet.

Dieser Text setzt sich mit der Digitalen und Visuellen Ethnografie durch Film im digitalen Raum als Mittel der Forschungspräsentation, basierend auf den Erfahrungen unserer Forschung und filmischen Arbeit, auseinander. Auch wenn das Thema ›trans‹ eine wichtige Rolle für unsere Forschung spielt, liegt der Fokus hier nicht auf der filmischen Arbeit zum Trans-Sein. Vielmehr soll es darum gehen, wie Erfahrungen und Wahrnehmungen in sensiblen digitalen Räumen durch Digitale und Visuelle Ethnografie erkundet werden können. Als Hintergrund zum Thema der Ethnografie und des Films möchten wir

liches, privates Zweitprofil und queere Gruppen geschaffen hat. Das Digitale konstituiert für sie also Räume, die sie selbst gestaltet und in denen sie als Frau lebt und sozial interagiert. Mit dieser Bezeichnung lehnen wir uns an andere ethnologische Beschreibungen des Digitalen an, die aufzeigen, dass Soziale Medien mit Räumlichkeit – sogar Häuslichkeit – verbunden werden können. Soziale Medien sind dabei nicht nur Kommunikationsmedien, sondern private Räume, die externalisiert werden. Vgl. *Daniel Miller: Social Networking Sites*. In: Heather A. Horst/Daniel Miller (Hg.): *Digital Anthropology*. New York 2012, S. 146–161, hier S. 156; *Heather A. Horst: New Media Technologies in Everyday Life*. In: ebd., S. 61–79, hier S. 67; *Sarah Pink u. a.: Digital Ethnography: Principles and Practice*. London 2016, S. 91.

5 *Miriam Homer/Katharina Maria Neumaier: Eroberung*. Deutschland 2021.

6 Wir unterscheiden hier nicht zwischen verschiedenen Kategorien wie Emotion, Gefühl und Affekt, sondern nutzen den Begriff ›Emotionen‹ als offen und diese anderen Kategorien mit umfassend. Vgl. *Monique Scheer: Emotionspraktiken. Wie man über das Tun an die Gefühle herankommt*. In: Matthias Beitzl/Ingo Schneider (Hg.): *Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten*, Wien 2016 (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie Bd. 27), S. 15–36, hier S. 23 ff.

dennoch im folgenden Absatz kurz auf den Kontext und Forschungsstand zu digitalen trans Intimitäten eingehen. Außerdem wird es um die bedingte Zugänglichkeit digitaler Intimitäten in ethnografischer Forschung allgemein, aber auch innerhalb unserer Forschung gehen, da die Beschaffenheit dieses Feldes unseren methodischen Ansatz geprägt hat. Weiterführend soll unser Forschungsinteresse in Praktiken und Erfahrungen mit ihren materiellen, körperlichen, sensorischen und emotionalen Aspekten im digitalen Raum dargelegt werden. Es ist besonders dieser Forschungsansatz, der die Arbeit mit Film im digitalen Raum so produktiv macht. Es wird zudem darum gehen, warum sich Film dazu eignet, Erfahrungen und Praktiken im digitalen Raum sichtbar, spürbar und hörbar zu machen und materielle, körperliche, sensorische und emotionale Aspekte zu vermitteln. Im letzten Teil werden wir dann konkret auf die Form des Films in digitalen Räumen eingehen. Dazu lehnen wir uns an das Format des Desktop-Films an, und erklären, warum dieses eine evokative und immersive Form ist. Es soll um die konkrete filmische Herangehensweise in unserem ethnografischen Ansatz gehen, die wir ›narratives Screenrecording‹ nennen. Wir werden darlegen, dass unser Ansatz besonders produktiv sein kann, um kollaborativ eine immersive, evokative Digitale und Visuelle Ethnografie in privaten, geschlossenen digitalen Feldern zu schaffen.

Hintergründe – Perspektiven zu digitalen trans Intimitäten

Die Erfahrungen von trans Personen sind in den unterschiedlichsten Lebensbereichen durchzogen von Diskriminierungserfahrungen.⁷ Dabei gehören Liebe, Partner*innenschaft und Intimität mit zu den Spannungsbereichen, in welchen trans Personen Stigmatisierung, Diskriminierung sowie psychische und physische Gewalt erfahren können.⁸ Klischees, Vorurteile, essentialisierende Vorstellungen über Körper und Genitalien, Transfeindlichkeit oder Objektivierung und Fetischisierung⁹ können oftmals Teil der sexuellen und romantischen Erfahrungen von trans Personen sein. Forschungen zu zwischenmenschlichen Beziehungen, nicht zu sprechen vom Liebesleben, von trans Personen gibt es vergleichbar eher wenige. Vorhandene Arbeiten beschäftigen sich häufig mit trans Personen in bestehenden Beziehungen, wie zum Beispiel der Erfahrung von cis Personen in Beziehungen mit trans

7 Vgl. *Lesben- und Schwulenverband*: Erfahrungen von trans* Menschen in Deutschland. Coming-out, Transition, Offenheit und Diskriminierung im Alltag, Erfahrungen mit Hasskriminalität (o.J.). URL: <https://www.lsvd.de/de/ct/2628-erfahrungen-von-trans-menschen-in-deutschland> (Stand: 18.3.2022).

8 Vgl. *Xavier L. Guadalupe-Diaz*: Transgressed: Intimate Partner Violence in Transgender Lives. New York 2019.

9 Vgl. *Christopher E. M. Lloyd/Mark D. Finn*: Authenticity Validation and Sexualisation on Grindr: An Analysis of Trans Women's Accounts. In: *Psychology & Sexuality* 8 (2017), Heft 1–2, S. 158–169; *Lisa F. Platt/Kayla S. Bolland*: Trans* Partner Relationships: A Qualitative Exploration. In: *Journal of GLBT Family Studies* 13 (2017), Heft 2, S. 1–23, hier S. 9 f.

Personen oder dem ›Outing‹/›Transitioning‹ innerhalb einer Beziehung.¹⁰ So gibt es nur vereinzelt Forschungen zu trans Personen im Feld digitaler Intimitäten in den Sozial- und Kulturwissenschaften.¹¹ Dabei wird Onlinedating in diesen Disziplinen in verschiedenen Kontexten¹², darunter auch in der Ethnologie¹³ in den letzten Jahren durchaus mehr Aufmerksamkeit zuteil. Betrachtungen zu trans Intimitäten online, die ethnografische Ansätze und Perspektiven der Digitalen oder Visuellen Ethnografie suchen, finden sich dabei noch nicht.

Digitale Räume wie Dating-Apps (z. B. *Tinder*, *Bumble*), Datingportale (z. B. *Parship*, *Lovescout24*), aber auch die Sozialen Medien wie Facebook bieten erweiterte Möglichkeiten für Intimitäten, von der Suche nach Partner*innen bis hin zu sexuellen Kontakten. Für trans Personen bietet deren Nutzung zum Beispiel die Option, bereits bei der ersten digitalen Begegnung das Trans-Sein zu kommunizieren oder auch komplett ›stealth‹¹⁴ zu bleiben.¹⁵ So ist es möglich, das Thema ›Outing‹, das gerade für trans Personen schwierig sein kann,¹⁶ online variabel zu verhandeln. Digitalität ermöglicht auch, aus einem Pool an Menschen, der wohl größer und diverser als das persönliche Umfeld vieler Menschen sein mag, Personen und Gruppen auszuwählen, die den Kontakt zu queeren Menschen suchen.¹⁷

10 Z. B. Gary H. Bischof u. a.: Thematic Analysis of the Experiences of Wives Who Stay with Husbands who Transition Male-to-Female. In: Michigan Family Review 15 (2011), Heft 1, S. 16–34; Alegría Christine Aramburu/Deborah Ballard-Reisch: Gender Expression as a Reflection of Identity Reformation in Couple Partners Following Disclosure of Male-to-Female Transsexualism. In: International Journal of Transgenderism 14 (2013), Heft 2, S. 49–65; Carla Pfeffer: Queering Families: The Postmodern Partnership of Cisgender Women and Transgender Men. Oxford 2016.

11 Z. B. Shantel Gabriel Bugs: (Dis)Owning Exotic: Navigating Race, Intimacy, and Trans Identity. In: Sociological Inquiry 90 (2020), Heft 2, S. 249–270; Kath Albury u. a.: Not Your Unicorn: Trans Dating App Users' Negotiation of Personal Safety and Sexual Health. In: Health Sociology Review 30 (2021), Heft 1, S. 1–23.

12 Z. B. Adam Arvidsson: ›Quality Singles‹: Internet Dating and the Work of Fantasy. In: New Media & Society 8 (2006), Heft 4, S. 671–690; Eva Illouz: Cold Intimacies: The Making of Emotional Capitalism. Cambridge 2007; Susan Frohlick/Paula Migliardi: Heterosexual Profiling, Online Dating and ›Becoming‹: Heterosexualities for Women Aged 30 and Older in the Digital Era. In: Australian Feminist Studies 26 (2011), Heft 67, S. 73–88.

13 Z. B. Julia Dombrowski: Die Suche nach der Liebe im Netz. Eine Ethnografie des Online-Datings. Bielefeld 2011 (= Medienwelten, Bd. 5); Nicole Constable: Romance on a Global Stage. Pen Pals, Virtual Ethnography, and ›Mail-Order‹ Marriages. Berkeley 2003.

14 Stealth ist Englisch für ›Heimlichkeit‹ und bezeichnet einen Zustand, in dem eine Person in der Öffentlichkeit nicht als trans geoutet ist.

15 Vgl. Albury u. a., wie Anm. 11, S. 12 ff.

16 Vgl. Lisa F. Platt/Kayla S. Bolland: Trans* Partner Relationships: A Qualitative Exploration. In: Journal of GLBT Family Studies 13 (2017), Heft 2, S. 1–23, hier S. 8 ff.; Bugs, wie Anm. 11, S. 252.

17 Vgl. Tinonee Pym/Paul Byron/Kath Albury: ›I still want to know they're not terrible people: Negotiating ›Queer Community‹ on Dating Apps. In: International Journal of Cultural Studies 24 (2021), Heft 3, S. 398–413.

Auch bieten einige digitale Räume Spielfläche für Kreativität und Imagination, sodass (Geschlechts-)Identität(en) kreativ und dynamisch zum Beispiel in Profilbeschreibungen, Fotos und Textnachrichten ausgehandelt werden können. In Feldern digitaler Intimitäten finden sich aber zugleich besondere Problematiken und Sensitivitäten für trans Personen. Cybergewalt sowie psychische oder körperliche Gewalt im nichtdigitalen Raum stellen für sie eine besondere Gefahr dar.¹⁸ Außerdem können trans Personen auf der Suche nach digitalen Intimitäten zudem mit eventuellen Triggerfaktoren¹⁹ und/oder einschränkenden, diskriminierenden sozio-technologischen Gegebenheiten auf den Plattformen konfrontiert werden. Das Verständnis von Geschlechtlichkeiten und Sexualitäten auf Seiten der Medienfirmen und Entwickler*innen prägen zusätzlich die Beschaffenheit von digitalen Plattformen. Die Onlinedating-Angebote mancher Anbieter basieren auf cis-heteronormativen Annahmen und bieten daher keinen Raum für Geschlechtsidentitäten abseits dieser Binarität.²⁰ Außerdem zeigt sich Transfeindlichkeit in Nutzer*innenprofilen²¹, und es kommt vor, dass trans Accounts aus vermutlich transfeindlichen Motiven gemeldet, gesperrt oder gelöscht werden.²² Darüber hinaus nutzen Dating-Apps teilweise auch Algorithmen, die dazu beitragen können, dass diskriminierendes Verhalten verfestigt und benachteiligte Personengruppen zusätzlich marginalisiert werden.²³

18 Vgl. *Morgan Klaus Scheuerman* u. a.: Safe Spaces and Safe Places: Unpacking Technology-Mediated Experiences of Safety and Harm with Transgender People. In: *Proceedings of the ACM on Human-Computer Interaction 2* (2018), S. 1–27.

19 Wenn durch Umstände, Gesagtes oder Getanes heftige Reaktionen (in diesem Fall Geschlechterdysphorie) ausgelöst werden, bezeichnet man diese Aspekte als Triggerfaktoren.

20 Vgl. *Albury* u. a., wie Anm. 11, S. 6 und S. 17.

21 Vgl. ebd., S. 13.

22 Vgl. *Vic Parsons*: Tinder Has 50 Gender Options but Transgender People Are Being Banned for Their Gender Identity (25.10.2019). URL: <https://www.pinknews.co.uk/2019/10/25/tinder-50-gender-options-transgender-people-banned-gender-identity/> (Stand: 18.3.2022); *BBC News*: Tinder Seeks to Tackle Trans Harassment (12.11.2019). URL: <https://www.bbc.com/news/technology-50390028> (Stand: 18.3.2022).

23 Vgl. *Jevan Hutson* u. a.: Debiasing Desire: Addressing Bias & Discrimination on Intimate Platforms. In: *Proceedings of the ACM on Human-Computer Interaction, 2* (2018), S. 1–18, hier S. 8 ff.; *Magdalena Rolle*: The Biases We Feed to Tinder Algorithms. How a Machine-Learning Algorithm Holds up a Mirror to Society (25.2.2019). URL: <https://www.digitmagazine.com/articles/biases-we-feed-tinder-algorithms> (Stand: 18.3.2022); *Detektor.fm*: Zurück zum Thema | Algorithmen in Dating-Apps. It's a match! (10.1.2020). URL: <https://detektor.fm/gesellschaft/zurueck-zum-thema-algorithmen-dating-apps> (Stand: 18.3.2022); *Sarah Klain*: Bad Robots: Behind the Tinder Algorithm – the Unknown Truth about Tinder (o.J.). URL: <https://ethicalai.ai/2021/04/06/bad-robots-behind-the-tinder-algorithm-the-unknown-truth-about-tinder/> (Stand: 18.3.2022).

Zugänglichkeit – Felder digitaler (trans) Intimitäten in ethnografischer Forschung

Es zeigen sich also Potenziale und Schwierigkeiten für trans Intimitäten in digitalen Räumen, die es in der Forschung noch zu ergründen gilt. In einem digitalen, intimen Feld zu forschen, ist dabei auch mit besonderen Herausforderungen verbunden. Während sich digitale Felder grundsätzlich von ›klassischen‹ ethnografischen Feldern unterscheiden, sehen wir in Feldern rund um digitale Intimitäten zwei maßgebliche Faktoren, die in der ethnografischen Forschung die Zugänglichkeit bedingen können: a) die geschlossenen Funktionsweisen digitaler Räume für Intimitäten und b) die sensible, private Natur von intimen Kontakten. Diese Bedingungen zeigten sich im Prozess in unserer Forschung zu digitalen trans Intimitäten, doch wir denken, dass sie darüber hinaus charakteristisch für verwandte Felder der digitalen Intimitäten sein können.

Das lange Zeit geltende Verständnis von Feldforschung als zeitlich begrenzten physischen Aufenthalt an geografischen Orten wurde durch Digitalität hinterfragt und erweitert.²⁴ Die Kulturwissenschaftler*innen um Sarah Pink erkennen in ihrem umfassenden Buch zu Digitaler Ethnografie an, dass es mit digitalen Medien multiple Wege gibt, ›im Feld‹ zu sein, die außer durch körperliche Präsenz auch aus der Ferne (z. B. Videotelefonie), virtuell durch einen digitalen ›third place‹ (z. B. Onlinespiele) oder durch Vorstellungskraft (z. B. digitale Geschichten, Bilder aus Blogs oder Sozialen Medien) gegeben sind.²⁵ Ethnografie als Forschungspraktik findet so durch andere Formen der Kommunikation und Wahrnehmung statt. Das kann etwa bedeuten, dass Ethnograf*innen mit ihren Forschungsteilnehmer*innen über digitale Medien in Kontakt sind und von ihnen zu digitalen Praktiken eingeladen werden. Dadurch vermag etwa das Zuhören in digitalen Feldern zu einem Lesen zu werden oder das Beobachten zu einem digitalen Begleiten. Ethnografie als Medium, das Wissen über das Leben von Menschen schafft, wird darüber hinaus in seiner typischerweise textlichen Gestalt durch digitale Formen wie Video, Fotografie oder Bloggen getauscht oder ergänzt.²⁶

In Bezug auf ethnografische Forschung zu digitalen Intimitäten ist besonders zu beachten, dass die Beschaffenheit vieler Dating-Apps, Datingportale und einiger Sozialer Medien und somit die Art und Weise, wie Intimität und Partner*innensuche darin stattfinden, Hürden für Forschende in sich tragen. Die digitalen Unterhaltungsplattformen (Chats) vieler Anbieter sind aktuell so gestaltet, dass die unmittelbare Kommunikation darin zwischen zwei Personen stattfindet (z. B. Tinder). Dies bedeutet, dass dort die gleichzeitige Unter-

24 Vgl. *Andreas Wittel*: Ethnography on the Move: From Field to Net to Internet. In: Forum: Qualitative Social Research, 1 (2000), Heft 1, S. 1–9; *Bianca Williams*: Virtual Ethnography. In: Oxford Bibliographies in Anthropology. Oxford 2013, S. 1; *Georg Breidenstein* u. a.: Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. 3. Auflage, München 2020, S. 58 f.

25 Vgl. *Pink* u. a., wie Anm. 4, S. 166.

26 Vgl. ebd., S. 21.

haltung zwischen mehr als zwei Personen in einem Chat nicht vorgesehen ist. Wer mit wem Kontakt aufnimmt und was der Inhalt des Austausches ist, wird dabei für Außenstehende ebenfalls nicht ersichtlich. Forschende können sich also auf Plattformen für Intimität und Partner*innensuche bewegen und ebenfalls (intimen) Kontakt mit Nutzer*innen aufnehmen. Beispiele für Ansätze dieser Art sind sowohl die verdeckte Forschung²⁷ als auch die Autoethnografie²⁸. Allerdings ist es oft nicht ohne weiteres möglich, sich in privaten Chats mit anderen Personen aufzuhalten und an deren Austausch teilzuhaben, was die Möglichkeiten der teilnehmenden Beobachtung einschränkt. Optionen für Forschende, in geschlossene, intime digitale Räume zu gelangen, können etwa durch digitale Anwendung wie Videotelefonie mit Teilen des Bildschirms (›Screensharing‹), Echtzeit-Videoaufzeichnung des Bildschirms (›Screenrecording‹²⁹) oder gemeinsames Sitzen vor dem Computer mit Forschungsteilnehmer*innen geschaffen werden. Diese Ansätze können aber technisch anspruchsvoll sein und bedürfen der sorgfältigen Aushandlung rechtlicher und forschungsethischer Fragen rund um Privatsphäre, Zustimmung, Anonymisierung der Nutzer*innen sowie die Erkennbarkeit und Offenlegung der Forschungspräsenz.³⁰

Des Weiteren ist es in Feldern rund um digitale Intimitäten gewissermaßen die Natur der Unterhaltungen und Praktiken selbst, die den Zugang bedingen. Liebe, Romantik und Sexualität sind für viele Personen grundsätzlich sensible und äußerst persönliche Angelegenheiten. Für manche Menschen sollen oder dürfen Einsichten nicht an Außenstehende kommuniziert oder gar analysiert werden und in akademische Arbeiten einfließen.³¹ Die Forschung in diesem Bereich erfordert in besonderem Maße, sensibel mit Zurückhaltung, Verlegenheit und Scham umzugehen und Personen vor mög-

27 *Antonio Silva Esquinas* u. a.: Observing Participants. Digital Ethnography in Online Dating Environments and the Cultivation of Online Research Identities. In: *Journal of Extreme Anthropology* 3 (2019), Heft 1, S. 135–151.

28 *Megan Lindsay*: Performative Acts of Gender in Online Dating: An Auto-ethnography Comparing Sites. In: *Iclal Alev Degim/James Johnson/Tao Fu* (Hg.): *Online Courtship. Interpersonal Interactions Across Borders*. Amsterdam 2015 (= *Theory on Demand*, Bd. 16), S. 242–261; *Michael J. Faris*: Queering Networked Writing. A Sensory Autoethnography of Desire and Sensation on Grindr. In: *William P. Banks/Matthew B. Cox/Caroline Dadas* (Hg.): *Re/Orienting Writing Studies. Queer Methods, Queer Projects*. Louisville 2019, S. 127–149; *Janelle Ward*: A Dating App Autoethnography: Presenting Myself as a Researcher and User. In: *The Qualitative Report* 24 (2019), Heft 1, S. 130–144.

29 Screenrecording ist zu verstehen wie ein filmischer ›Screenshot‹ (Foto bzw. Film des Bildschirms), der auch Computertöne aufzeichnen kann, zum Beispiel Benachrichtigungstöne oder Musik, die mit dem Gerät abgespielt werden.

30 Vgl. *Tom Boellstorff* u. a.: *Ethnography and Virtual Worlds: A Handbook of Method*. Princeton 2012, S. 131–135 und 142 ff.

31 Zu romantischer Liebe und Wissensproduktion wird bedacht, dass Komponenten von Geheimnis, Exklusivität oder Irrationalität der Liebe diskursiv nicht zur rationalen, analytischen Wissenschaft passen. Vgl. *Charles Lindholm*: Romantic Love and Anthropology. In: *Etnofoor* 19 (2006), Heft 1, S. 1–12, hier S. 8 f; *Alfred Gell*: On love. In: *Anthropology of this Century* 2 (2011), S. 1–11, hier S. 2.

lichem Schaden durch die Forschung zu schützen.³² In Feldern digitaler Intimitäten kommt hinzu, dass die Anwesenheit einer forschenden Person, die wahrscheinlich nicht intim/romantisch involviert ist, gegebenenfalls die Situation beeinflussen, gar hemmen oder stören könnte. Dass die Präsenz von einer forschenden Person eine Unterhaltung ›unter vier Augen‹ in manchen Feldern stark verändern kann, muss dabei keinen Grund für Ethnograf*innen darstellen, sich aus dem Feld zurückzuziehen, zumal Ethnografie keinen Anspruch an Neutralität oder Objektivität stellt. Es geht vielmehr immer darum, den Prozess des Forschens zu reflektieren und produktiv für die Arbeit zu machen.³³ Wenn sich aber in einem Bereich eines Feldes aufgrund besonderer Vulnerabilitäten oder Gefährdungen unbewegliche Grenzen zeigen, müssen diese respektiert und geschützt werden.

All diese Aspekte können dazu beitragen, dass teilnehmende Beobachtung, die oft als Herzstück ethnografischer Arbeit verstanden wird,³⁴ in Feldern um digitale Intimitäten eingeschränkt oder gar nicht möglich ist. Die Limitierungen von teilnehmender Beobachtung oder ihre Abwesenheit in Digitalen Ethnografien wird teilweise kritisiert.³⁵

Gerade das Thema ›Transgeschlechtlichkeit‹, das den Komplex der digitalen Intimitäten in dieser Forschung erweitert, kann zusätzliche Anforderungen an die Verhandlung des Feldes stellen. Aspekte von (Geschlechts-)Identität(en), Diskriminierungserfahrungen bis hin zu Traumata können sich im Kontext von digitalen trans Intimitäten ergeben³⁶ und erfordern besonderes Verantwortungsbewusstsein von Forschenden.

In unserer Forschung entschieden wir uns aus verschiedenen Gründen, nicht unmittelbar im digitalen Raum unserer Forschungspartnerin präsent zu sein. Zunächst werden Chats in unserem digitalen Feld, der Plattform Facebook, als privat verstanden und sind dadurch sowohl, was die Auffassung der Nutzer*innen, als auch, was die technischen Möglichkeiten betrifft, nicht zugänglich. Darüber hinaus empfand unsere Forschungspartnerin die Nutzung technischer Tools wie Screenrecording oder Screensharing als umständliche Hürde in ihren täglichen Online-Praktiken. Ein weiterer Aspekt war die Berücksichtigung der Privatsphäre ihrer Kommunikationspartner*innen. Da Kontakt mit vielen verschiedenen Personen bestand, war es nicht denkbar, vor allem nicht vor dem Erstkontakt, die Zustimmung all ihrer Online-Kontakte einzuholen. Außerdem stellten private Facebook-Chats für unsere Forschungspartnerin einen intimen, frisch eroberten Bereich der

32 Vgl. Boellstorff u. a., wie Anm. 30, S. 144–146.

33 Vgl. Breidenstein u. a., wie Anm. 24, S. 72 f.

34 Vgl. ebd., S. 38.

35 Vgl. Wittel, wie Anm. 24, S. 6 f.; Tom Boellstorff: Rethinking Digital Anthropology. In: Heather A. Horst/Daniel Miller (Hg.): Digital Anthropology, London/New York 2012, S. 39–60, hier S. 53–55.

36 Siehe Abschnitt: *Zugänglichkeit – Felder digitaler (trans) Intimitäten in ethnografischer Forschung.*

Aushandlung weiblicher Identität und Intimitäten dar, der nicht unmittelbar mit uns als Forscherinnen geteilt und als Forschungsraum navigiert werden sollte, jedoch gerne durch andere Formen in einer Zusammenarbeit erschlossen werden konnte.

Durch diese Gegebenheiten bot es sich an, durch Gespräche und Narrationen Erfahrungen und Gefühle mit unserer Forschungspartnerin zu thematisieren. Es eröffnete sich, dass bestimmte digitale Inhalte wie Textnachrichten oder Fotos besonders indikativ für ihre Praktiken und individuellen Erfahrungen waren. Unsere Forschungspartnerin sammelte so verschiedene digitale Artefakte wie zum Beispiel Selbst-Fotografien oder Chatverläufe mit Text, Fotos und Videos, die mit Zustimmung ihrer Facebook-Bekanntschäften und Freund*innen für die Forschung archiviert wurden. Unser filmischer Ansatz im digitalen Raum, den diese Arbeit im Weiteren ausbreitet³⁷, entstand adaptiv in Verhandlung eben dieser Gegebenheiten unseres teils geschlossenen, intimen, digitalen Forschungsfeldes.

Forschungsinteresse – Körper, Sinne und Emotionen

Warum ist die Digitale und Visuelle Ethnografie also ein produktiver Ansatz für die Arbeit zu digitalen trans Intimitäten? Und warum sehen wir gerade ethnologischen Film, der sich in digitalen Räumen abspielt, als fruchtbaren Ansatz der Forschungspräsentation zu diesem Thema? Das Potenzial dessen hängt unter anderem mit dem Blickwinkel zusammen, den diese Forschung zum Thema digitale trans Intimitäten einnimmt. Wir möchten hier deshalb kurz unser Forschungsinteresse in Praktiken und Erfahrungen rund um digitale trans Intimitäten darlegen und besprechen, warum materielle, körperliche, sensorische und emotionale Aspekte dabei eine wichtige Rolle spielen.

Ethnografische Forschung zu und mit dem Digitalen kann durch unterschiedlichste Blickrichtungen, Methoden und Fragen erfolgen. Pink u. a. schlagen beispielsweise sieben verschiedene etablierte Fokussierungen aus den Sozial- und Kulturwissenschaften vor, die sich für Forschungsdesign und Analyse in der Digitalen Ethnografie eignen: Dinge, Beziehungen, Orte, sozialen Welten, Ereignisse, Praktiken und/oder Erfahrungen.³⁸ Die Annäherung an die Frage, wie es ist, als trans Person Intimitäten im digitalen Raum zu suchen und zu leben, findet innerhalb dieser Forschung hauptsächlich durch den Fokus auf das Tun (Praktiken) und Fühlen (Erfahrungen) statt.³⁹ Es ging also darum, *was* unsere Forschungspartnerin als Frau in ihren digitalen Räumen tut, *wie* sie im Speziellen die soziale Plattform *Facebook* versteht und nutzt und *welche* Erfahrungen damit verbunden

37 Siehe Abschnitt: *Desktop-Film; Narratives Screenrecording*.

38 Vgl. Pink u. a., wie Anm. 4, S. 34.

39 Vgl. ebd., S. 34 f., 41 ff. und 65 ff.

sind.⁴⁰ Während sich Pink u. a. hinsichtlich Erfahrungen hauptsächlich auf sinnliche Komponenten beziehen,⁴¹ betrachten wir ein breites Spektrum an körperlicher, sensorischer und emotionaler Erfahrung. Wir möchten auch betonen, dass wir keine strikte Trennung zwischen Praktik und Erfahrung vornehmen, sondern anerkennen, dass das Tun und Emotionen auf komplexe Weise verbunden sind, und dass Emotionen selbst eine Form der Praktik sein können.⁴²

Unser Ansatz der Forschungspräsentation durch Film im digitalen Raum möchte die Praktiken und Erfahrungen in diesem Raum sichtbar, hörbar und spürbar machen. Der Fokus auf das Tun und Fühlen bedeutet dabei, dass wir materielle, körperliche, sensorische und emotionale Aspekte als wichtig in der Forschung sowie Forschungspräsentation erachten. Innerhalb unseres Forschungsfelds wird schließlich (Geschlechts-)Identität gelebt und verhandelt, finden dort doch Begegnungen freundschaftlicher, romantischer, sexueller Art unserer Forschungspartnerin statt. Wir verstehen so die Präsenz unserer Forschungspartnerin im digitalen Raum als mit körperlicher, sinnlicher und emotionaler Intensität verbunden und selbstverständlich mit Materialitäten (z. B. der Hardware des Computers) verknüpft. Um einen losen theoretischen Rahmen unserer Verwendung von Film aufzuzeigen, gehen wir im Folgenden kurz auf materielle, körperliche, sensorische und emotionale Aspekte in digitalen Medien ein.

Es herrscht die weit verbreitete Annahme, das Digitale stehe in Opposition zum Realen⁴³, es sei künstlich, imaginiert, nicht in Wirklichkeit existent und an reale Erfahrungen gebunden. Im Kontext des Digitalen und des Internets spricht man dabei oft vom ›Virtuellen‹ oder ›Cyber‹ – einem Begriff der stark mit Diskursen aus der Science-Fiction-Popkultur und dem Wissenschaftskomplex der Kybernetik verbunden sind.⁴⁴ Tatsächlich ist das Digitale ernst zu nehmen als nicht mehr oder weniger ›real‹ als andere Dimensionen des Lebens.⁴⁵ In der Ethnologie werden digitale Medien in ihrer Materialität er-

40 Es ist uns wichtig zu betonen, dass diese Praktiken und Erfahrungen hier nicht als repräsentativ für trans Personen auf Sozialen Medien verstanden werden. Sie geben die subjektive Position unserer Forschungspartnerin wieder.

41 Vgl. Pink u. a., wie Anm. 4, S. 41 ff.

42 Vgl. Monique Scheer: Are Emotions a Kind of Practice (and is that what makes them have a History)? A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion. In: History and Theory 51 (2012), Heft 2, S. 193–220; Scheer, wie Anm. 6, S. 15–36.

43 Vgl. Alexander Knorr: The Stability of Cyberspace. Präsentation im Rahmen der Cyberspace 2005 International Conference, 7.–8. November 2005, Masaryk University, Brno, Czech Republic. Proceedings of the Cyberspace 2005 International Conference, S. 1–8, hier S. 1. URL: https://xirdalium.net/wp-content/uploads/KNORR_2006_The_stability_of_cyberspace.pdf (Stand: 26.6.2022).

44 Vgl. Alexander Knorr: Cyberanthropology. Wuppertal 2011, S. 31 ff. und S. 64 ff.

45 Vgl. Knorr, wie Anm. 43, S. 5; Wittel, wie Anm. 24, S. 8; Heather A. Horst/Daniel Miller: The Digital and the Human: A Prospectus for Digital Anthropology. In: dies. (Hg.): Digital Anthropology. New York 2012, S. 3–35, hier S. 13.

kannt⁴⁶ und ebenfalls als materielle Kultur aufgefasst.⁴⁷ Die Materialität des Digitalen und der Bezug zur materiellen Kultur verweist uns zudem unmittelbar auf den Körper und die Sinne. Digitale Medien funktionieren heute primär über das Sehen und Hören und die Bedienung durch den Körper, zum Großteil durch Berührungen und Bewegung der Hände und Finger. Ihre Nutzung ist damit an Erfahrungen audio-visueller, haptischer, berührungsbasierter Natur⁴⁸ gebunden. In ethnologischen Perspektiven wird die Rolle des Körpers und der Sinne im Kontext von digitalen Medien mitunter betont.⁴⁹ Zentral in der Nutzung digitaler Medien sind zudem Emotionen. Bewegen wir uns in digitalen Medien, kann dies Emotionen hervorrufen; wir können digitale Medien aber auch nutzen, um Emotionen auszudrücken oder zu generieren. Dabei beeinflussen digitale Medien auch, wie wir Emotionen zeigen.⁵⁰ Sammelbände um dieses Thema in den Kultur- und Sozialwissenschaften bilden in diversen Aufsätzen die wichtige und vielfältige Rolle der Emotionen in der Nutzung von (Sozialen) Medien ab.⁵¹

Digitale und Visuelle Ethnografie durch Film(en) in digitalen Räumen

Ausgehend von der Zentralität der Praktiken und Erfahrungen sowie deren materiellen, körperlichen, sensorischen und emotionalen Aspekten in unserem Ansatz möchten wir nun darauf eingehen, warum eine kombinierte Digitale und Visuelle Ethnografie durch Film im digitalen Raum eine produktive Form der Forschungspräsentation zu diesem Thema ist. Dabei fassen wir ethnologischen Film hier offen als in ethnologischem Rahmen entstandene

46 Z. B. *Horst/Miller*, wie Anm. 45, S. 24 ff.; zur Bedeutung von materiellen und sensorischen Aspekten von Medien grundsätzlich siehe auch *Faye D. Ginsburg/Lila Abu-Lughod/Brian Larkin*: Introduction. In: dies. (Hg.): *Media Worlds. Anthropology on New Terrain*. Los Angeles/London 2002, S. 16–49, hier S. 31 ff.

47 Z. B. *Daniel Miller*: *Digital Anthropology*. In: *The Cambridge Encyclopedia of Anthropology*. 2018, S. 1–16, hier S. 2 f; *Horst Heather/Daniel Miller*: *Normativity and Materiality: A View from Digital Anthropology*. In: *Media International Australia* 145 (2012), Heft 1, S. 103–111; *Daniel Miller/Don Slater*: *The Internet. An Ethnographic Approach*. Oxford/New York, 2001, S. 8 und S. 193. Für einen Bezug zu materieller Kultur im Kontext von Onlinedating siehe *Dombrowski*, wie Anm. 13, S. 11.

48 Vgl. *Carey Jewitt/Kerstin Leder Mackley*: *Methodological Dialogues Across Multimodality and Sensory Ethnography: Digital Touch Communication*. In: *Qualitative Research* 19 (2019), Heft 1, S. 90–110, hier S. 91.

49 Z. B. *Sarah Pink*: *Doing Sensory Ethnography*. Los Angeles 2009, S. 56 ff. und S. 97 ff.; *Pink* u. a., wie Anm. 4, S. 41 ff.

50 Vgl. *Christoph Bareither*: *Doing Emotion through Digital Media. An Ethnographic Perspective on Media Practices and Emotional Affordances*. In: *Ethnologia Europaea* 49 (2019), Heft 1, S. 7–23.

51 Z. B. *Athina Karatzogianni/Adi Kunstman* (Hg.): *Digital Cultures and the Politics of Emotion. Feelings, Affect and Technological Change*. New York 2012; *Katrin Döveling/Elly A. Konijn* (Hg.): *Routledge International Handbook of Emotions and Media*. New York 2022.

oder in ethnologischem Kontext eingebettete, besprochene, vorgeführte filmische Medien auf.⁵²

Im letzten Jahrzehnt gab es vereinzelt Perspektiven, die Verknüpfungen zwischen Digitaler und Visueller Ethnografie machten.⁵³ Dabei haben Digitale und Visuelle Anthropologie eine spannende Gemeinsamkeit: Das Visuelle und das Digitale können beide in ihrer jeweiligen Disziplin Forschungsgegenstand, Forschungsansatz sowie Form der Forschungspräsentation sein.⁵⁴ Wir sehen im ethnologischen Film in digitalen Räumen einen interessanten Ansatz, der diese Überschneidungen nutzen und Digitale und Visuelle Anthropologie zusammen produktiv machen kann. Arbeiten, die sich theoretisch oder praktisch damit auseinandersetzen, sind allerdings wenig präsent. Eine Ausnahme bildet ein Aufsatz des Ethnologen und Regisseurs Steffen Köhn.⁵⁵

Die Begründung der Produktivität einer Digitalen und Visuellen Ethnografie durch Film im digitalen Raum für unsere Forschung beginnt mit einer simplen Feststellung: Die Erfahrungen und Praktiken, die das Forschungsinteresse bilden, spielen sich überwiegend in einem digitalen Feld ab. Dieses ist zunächst ein audio-visueller Ort. Visualität und Akustik sind Grundlage unserer alltäglichen Nutzung des Internets. Die digitalen Oberflächen eines Computers funktionieren über das Sehen und Hören. So sind die Inhalte, die unsere Forschungspartnerin während der Forschung sammelte, wie Fotos, Bilder, Videos, Textnachrichten ebenfalls überwiegend (audio-)visueller Natur. Film in digitalen Räumen erlaubt es, diese Elemente mit ihren digitalen Praktiken und in ihrem zugehörigen Medium *sichtbar* und *hörbar* zu machen. Schon diese Aspekte machen eine Zusammenführung von Digitaler und Visueller Ethnografie produktiv. Durch Film können wir an verschiedenen (Inter-)Aktionen im digitalen Raum beobachtend teilhaben. Eine Digitale und Visuelle Ethnografie hat außerdem das Potenzial, das bisher unterrepräsentierte Thema digitaler trans Intimitäten⁵⁶ diskursiv sichtbar zu machen und Einblicke in intime, verschlossene Räume zu geben, die andernfalls unsichtbar bleiben würden.

Wie vorhergehend dargelegt, sind digitale Medien aber nicht nur Technologie oder audio-visuelles Medium, auf dem sich digitale Intimitäten in

52 Vgl. *Frank Heidemann*: Ethnologie. Eine Einführung. Göttingen 2011, S. 259.

53 *Elisenda Ardévol*: Virtual/Visual Ethnography. Methodological Crossroads at the Intersection of Visual and Internet Research. In: Sarah Pink (Hg.): *Advances in Visual Methodology*. Thousand Oaks 2012, S. 74–93; *Sarah Pink*: Digital Visual Anthropology: Potentials and Challenges. In: Marcus Banks/Jay Ruby (Hg.): *Made to Be Seen. Perspectives on the History of Visual Anthropology*. Chicago/London 2011, S. 209–233; *Sarah Pink*: *Doing Visual Ethnography*. Thousand Oaks 2013, S. 123 ff.; *Shireen Walton*: Digital Visual Anthropology: Envisaging the field (28.11.2013). URL: <https://www.oii.ox.ac.uk/news-events/news/digital-visual-anthropology-envisaging-the-field/#continue> (Stand: 18.3.2022).

54 Vgl. *Ardévol*, wie Anm. 53, S. 74.

55 *Steffen Köhn*: Screens as Film Locations. In: Philip Vannini (Hg.): *The Routledge International Handbook of Ethnographic Film and Video*. Oxon/New York 2020, S. 267–277.

56 Siehe Abschnitt: *Hintergrund – Perspektiven zu digitalen trans Intimitäten*.

unserer Forschung abspielen, sondern sie haben realen, materiellen, körperlichen, sinnlichen, emotionalen Charakter und sind mit verschiedensten Erfahrungen verbunden. Erfahrungen als Forschungsgegenstand sind jedoch oft schwer zugänglich, sind sie doch subjektiv und mitunter schwer direkt beobachtbar oder verbalisierbar.⁵⁷ Indem wir unser Feld als emotional und körperlich geprägt verstehen, erkennen wir an, dass es einige Komponenten gibt, die nicht immer direkt sichtbar, hörbar und versprachlicht sind. Film im digitalen Raum als Mittel der Forschungspräsentation erlaubt uns, auch diese Komponenten zu erfassen und *spürbar* zu machen. Das Medium Film ermöglicht es, mit schwer verbalisierbaren, sinnlichen Komponenten, Materialitäten und Emotionen zu arbeiten und diese an Zuschauer*innen zu vermitteln. Dabei kann Film Erfahrungen natürlich nicht einfach objektiv aufzeichnen oder ohne Weiteres an ein Publikum weitergeben.⁵⁸ Eher beeinflussen Medien in der Forschung und Forschungspräsentation die Wissensproduktion, was in der Ethnologie mit der Debatte um Text in der Krise der Repräsentation⁵⁹ deutlich geworden ist.⁶⁰ Tatsächlich können ausgewählte filmische Repräsentationen aber neue Erfahrungen für Zuschauer*innen schaffen.⁶¹ Dieser Ansatz stützt sich auf ethnologische Filmtheorien, die geschlossen davon ausgehen, dass Identifikation und parallele körperliche und emotionale Wahrnehmung in der Rezeption von Film eine wichtige Rolle spielen.⁶² Außerdem werden in der Ethnologie die Sinne oftmals als miteinander verbunden aufgefasst.⁶³ Davon ausgehend lässt sich feststellen, dass wir Film durchaus multisensorisch wahrnehmen. Das bedeutet, dass wir Film nicht nur sehen und hören, sondern dass dadurch zugleich andere Wahrnehmungen generiert werden, dass Film uns zum Beispiel zum Fühlen, Tasten, Riechen, Schmecken einlädt und uns ein Gefühl von Zeit, Bewegung, Distanz oder Nähe gibt.⁶⁴ Eindrucksvolle Beispiele für diese Qualität von Film finden sich in den filmischen Ansätzen der ›Sensory Ethnography‹, wie

57 Vgl. *Pink* u. a., wie Anm. 4, S. 35, S. 42 und S. 47.

58 Vgl. *Pink*, wie Anm. 49, S. 97.

59 *James Clifford/George Marcus: Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography.* Berkeley 1986.

60 *Ardévol*, wie Anm. 53, S. 75; *Pink*, wie Anm. 52, S. 213.

61 Vgl. *David MacDougall: The Corporeal Image: Film, Ethnography, and the Senses.* Princeton 2006, S. 16.

62 Vgl. *David MacDougall: Transcultural Cinema.* Princeton 1998, S. 51 ff; *Laura U. Marks: The Skin of the Film. Intercultural Cinema, Embodiment, and the Senses.* Durham/London 2000, S. 149 ff und S. 211 ff; *MacDougall*, wie Anm. 61, S. 20 ff.

63 Vgl. *MacDougall*, wie Anm. 62, S. 50 f; *Tim Ingold: The Perception of the Environment. Essays on livelihood, dwelling and skill.* London/New York 2000, S. 267 ff; *Cristina Grass-enti: Introduction. Skilled Visions: Between Apprenticeship and Standards.* In: dies. (Hg.): *Skilled Visions. Between Apprenticeship and Standards.* New York/Oxford 2007, S. 1–20, hier S. 1 und S. 4 f; *Pink*, wie Anm. 49, S. 26 ff.

64 Vgl. *Marks*, wie Anm. 62.

in den Arbeiten des *Harvard Sensory Ethnography Labs*.⁶⁵ Multisensorische, evokative Komponenten in Bild und Ton schaffen eine sinnliche, emotionale Immersion in die Welten des Filmes.⁶⁶ Ein Ansatz, der auf derartige Erfahrungen ausgerichtet ist, kann uns helfen, andere Welten besser zu verstehen. Der Ethnologe und Dokumentarfilmemacher David MacDougall, der sich intensiv mit den körperlichen Aspekten von Film und Filmemachen auseinandergesetzt hat, betont die verschiedenen Qualitäten des Sehens. Sehen kann interpretatorische, abstrakte Bedeutungen durch gedankliche Prozesse ebenso wie nichtintellektuelle Bedeutungen generieren.⁶⁷ Sehen bedeutet also auch Wissen auf eine andere, verkörperte, erfahrungsgebundene Art. Ohne der Rezeption von Film semiotische, analytische Modi absprechen zu wollen, kann Film somit als Weg zu verkörperter Erfahrung und multisensorischem Wissen gesehen werden.⁶⁸ Um es mit MacDougall zu sagen:

»Showing becomes a way of saying the unsayable. Visual knowledge (as well as other forms of sensory knowledge) provides one of our primary means of comprehending the experience of other people.«⁶⁹

Ein filmischer Ansatz im digitalen Raum, der auf dieser Grundlage arbeitet und materielle, körperliche, multisensorische und emotionale Komponenten in den Vordergrund stellt, bietet einen evokativen, immersiven Zugang in digitale Welten. So können im Besonderen unmittelbare, nichtintellektuelle Erfahrungen zu digitalen Themen angeregt werden. Eine solche Art der beobachtenden Teilhabe erlaubt Möglichkeiten des Erlebens und Verstehens in der Rezeption, die in textlicher Form auf diese Art schwer geschaffen werden können.⁷⁰ Ein filmischer Ansatz, der mit grafischen Benutzer*innen-Oberflächen arbeitet, hat also das Potenzial ein digitales Feld mit seinen Akteur*innen und (Inter-)Aktionen sichtbar, hörbar und spürbar zu machen.

65 Siehe z. B. *Karen Nakamura*: Making Sense of Sensory Ethnography: The Sensual and the Multisensory. In: *American Anthropologist* 115 (2013), Heft 1, S. 132–135, hier S. 133 f; *Faye Ginsburg*: Decolonizing Documentary On-Screen and Off: Sensory Ethnography and the Aesthetics of Accountability. In: *Film Quarterly* 72 (2018), Heft 1, S. 39–49, hier S. 39 ff.

66 Ein zentraler Punkt in diesen Zuschreibungen an den Film ist die Kameraarbeit, die in Erweiterung des Körpers und der Sinne des/der Filmenden fungiert. Vgl. *MacDougall*, wie Anm. 62, S. 3. Der Ethnologe und Filmemacher *Lorenzo Ferrarini* sieht darin sogar exklusiv die Qualität, die Audiovisuelle Ethnografie zu einer Sensorischen Ethnografie macht. Vgl. *Lorenzo Ferrarini*: Embodied Representation: Audiovisual Media and Sensory Ethnography. In: *Anthrovision* 5 (2017), Heft 1, S. 1–17, hier S. 5 ff. Im Desktop-Film mit Screenrecording (wie z. B. in *Eroberung*), wird die bewegliche Kamera jedoch durch die statische Aufnahme des Bildschirms ersetzt. Diesen Aspekt zu diskutieren, übersteigt über den Rahmen dieses Textes, bietet aber Potenzial für eine produktive Auseinandersetzung.

67 Vgl. *MacDougall*, wie Anm. 62, S. 5.

68 Vgl. *Pink*, wie Anm. 49, S. 99 ff; *Marks*, wie Anm. 62, S. 145 ff.

69 *MacDougall*, wie Anm. 62, S. 5.

70 Vgl. *Pink*, wie Anm. 49, S. 141.

Wie eben diese Vermittlung durch Film im digitalen Raum stattfinden kann und wie wir Film für eine Digitale und Visuelle Ethnografie nutzen, besprechen wir nachfolgend. Dabei beziehen wir uns auf den sogenannten ›Desktop-Film‹, an dem sich der Ansatz unseres Filmes orientiert. Wir werden herausarbeiten, worin das evokative und immersive Potenzial dieses Formates liegt und welche Rolle materielle, körperliche, multisensorische und emotionale Aspekte dabei spielen können. Es soll weiterführend zudem um unseren konkreten filmischen Ansatz gehen, bei dem wir durch Screenrecording Narrationen schaffen und Sensitivitäten des Feldes durch Kollaboration balancieren.

Desktop-Film

Mit dem Siegeszug des Internets und der Selbstverständlichkeit, in der wir uns heute in digitalen Räumen aufhalten, finden sich auch in Filmen vermehrt Ansätze, die mit grafischen Benutzer*innen-Oberflächen arbeiten. In den 2010er-Jahren⁷¹ kamen die sogenannten ›Desktop-Filme‹ (›Computer Screen Filme‹, ›Screenlife‹) auf. Sie bilden eine Art der filmischen Darstellung, die auf den Bildschirmen technischer Geräte basiert. ›Desktop-Filme‹ wurden genre-übergreifend umgesetzt und umfassen Horror-Filme wie *The Collingswood Story*⁷² ebenso wie Video-Essays wie *My Crush was a Superstar*⁷³ und Liebesdramen wie *R#J*⁷⁴. Es finden sich darunter auch Filme, die mit den multisensorischen, emotionalen Qualitäten von grafischen Benutzer*innen-Oberflächen zum Thema Intimitäten arbeiten, so der fiktive ›Desktop-Kurzfilm‹ *Noah*⁷⁵ und die cyberethnografische Dokumentation *Mating*.⁷⁶

Unserer Ansicht nach bieten grafischen Benutzer*innen-Oberflächen interessante Perspektiven für den ethnologischen Film im digitalen Zeitalter. Steffen Köhn nennt diesbezüglich drei Möglichkeiten, wie diese Art des Filmes in der Ethnografie produktiv sein kann: Film, der auf dem Desktop von forschenden Personen stattfindet, Film in virtuellen Welten (wie etwa in Onlinespielen) sowie Filme, die Erfahrungen und Praktiken von Forschungsteilnehmer*innen evozieren.⁷⁷ Der Ansatz unserer filmischen Arbeit basiert, wie bereits besprochen, auf letzterem Ansatz. Grundlegend funktioniert der Desktop-Film durch die Teilhabe der Zuschauer*innen an den Inhalten und Handlungen der Protagonist*innen im digitalen Raum. Die Rezeption des Desktop-Films basiert auf der Vertrautheit der Zuschauer*innen mit der

71 Vgl. Jan Distelmeyer: Desktop-Filme: Hilfe, da gibt's keinen Button! In: epd-film.de, (9.7.2018). URL: <https://www.epd-film.de/themen/desktop-filme-hilfe-da-gibts-keinen-button> (Stand: 18.3.2022).

72 Michael Costanza: *The Collingswood Story*. USA 2002.

73 Chloé Galibert-Laîné: *My Crush was a Superstar*. Frankreich/USA 2017.

74 Carey Williams: *R#J*. USA 2021.

75 Patrick Cederberg/Walter Woodman: *Noah*. Kanada 2018.

76 Lina Mannheimer: *Mating*. Schweden 2019.

77 Vgl. Köhn, wie Anm. 55.

grafischen Benutzer*innen-Oberfläche und bestimmten digitalen Praktiken. Die meisten Menschen kennen beispielsweise die Funktionsweisen diverser Sozialer Medien und haben ein Gefühl und Verständnis dafür entwickelt.⁷⁸ Das Vergabe von ›Likes‹, ›Dislikes‹, das Generieren von ›Matches‹⁷⁹ oder die Auswahl von ›Emojis‹ können beispielsweise viele Menschen in verschiedenen Bedeutungskontexten körperlich, multisensorisch, emotional nachempfinden. So funktionieren auch Narrative im digitalen Raum auf diesen Ebenen. Davon ausgehend, dass Zuschauer*innen vertraut mit den digitalen Räumen eines Desktop-Films sind, ist diese Art des Filmes also ein multisensorisches, evokatives und immersives Format. Das Zusammenspiel von im Film Gesehenem und Gehörtem, dem Körper der Zuschauer*innen und deren körperlicher, sinnlicher, emotionaler Rezeption überträgt der Desktop-Film auf digitale Räume. Zuschauer*innen sehen Desktop-Filme als befänden sie sich selbst vor dem digitalen Endgerät in einem konstanten ›Point-of-View Shot‹. Ohne sichtbare filmische Schnitte entsteht der Eindruck einer anhaltenden beobachtenden Teilhabe im digitalen Raum in Echtzeit. Durch das Öffnen, Schließen und Wechseln der Programmfenster im Film bilden sich konstant verschiedene Eindrücke und Kontexte, was videografisch als ›Screen-Montage‹⁸⁰ bezeichnet wird. Nutzen Zuschauer*innen ein ähnliches digitales Gerät zum Abspielen des Films, wie es die Person im Film bedient, scheint es gar so, als würden sich die Aktionen auf dem eigenen Gerät zutragen.⁸¹ Der Desktop-Film fordert dadurch ein, sich auf grafischen Benutzer*innen-Oberflächen zu orientieren und das Geschehen, mitunter in Eigeninitiative, aufmerksam zu verfolgen, zum Beispiel Textnachrichten zu lesen oder sich zwischen verschiedenen Anwendungen zurechtzufinden. In unserer filmischen Arbeit *Eroberung* wechseln wir zwischen Sequenzen im digitalen Raum und ›klassischen‹ beobachtenden Filmaufnahmen und Interviews in der Wohnung unserer Forschungspartnerin. Wir sitzen mit ihr vor dem Computer, sehen, wie sie Nachrichten schreibt, Emojis auswählt, einen Post verfasst oder Bilder von sich zum Upload auswählt. Teile der Erzählung im digitalen Raum funktionieren über das großflächig gezeigte

78 In Deutschland nutzen im Januar 2021 allein 66 Millionen Menschen (78,7 Prozent der Bevölkerung) Soziale Medien. Vgl. *Simon Kemp*: Digital 2021: Germany. In: *datareportal.com* (10.2.2021). URL: <https://datareportal.com/reports/digital-2021-germany> (Stand: 18.3.2022).

79 Aus dem Englischen von ›to match‹ (Deutsch: übereinstimmen, zusammenpassen). Der Begriff ›Match‹ wird im Bereich des Onlinedatings genutzt. Einige Anbieter vergleichen die Informationen verschiedener Nutzer*innen und generieren daraus vermeintlich ›passende‹ Paare, sogenannte ›Matches‹. Besonders im Kontext der populären Dating-App *Tinder* wird der Begriff genutzt, wenn zwei Nutzer*innen einander gegenseitig vorgeschlagen wurden und beide durch eine Wischbewegung auf dem Smartphone-Bildschirm angeben, dass sie weiter in Kontakt treten möchten.

80 Vgl. *Oliver Fahle*: Montage. In: Malte Hagener/Volker Pantenburg (Hg.): *Handbuch Film-analyse*. Berlin 2020, S. 49–64, hier S. 61.

81 Vgl. *Köhn*, wie Anm. 55, S. 274.; Siehe: Abb. 1 Einzelbild aus dem Film *Eroberung* von *Homer/Neumaier*, wie Anm. 5, hier Min. 2:40.

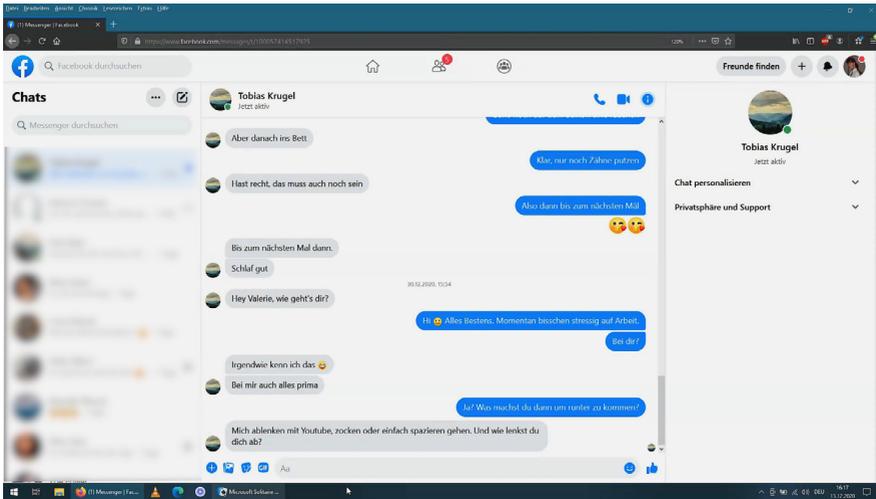


Abb. 1: Einzelbild aus dem Film *Eroberung*, Min. 2:40, Quelle: Screenshot, Quelle: M. Homer/K. Neumaier.

Chatfenster in Facebook, in dem Zuschauer*innen mitverfolgen, wie Nachrichten ausgetauscht werden.⁸²

Gängig ist im Desktop-Film auch die Arbeit mit bestimmten filmischen Mitteln. Es bietet sich besonders an, den Film durch den Blick von Protagonist*innen zu navigieren – zum Beispiel durch Zoom-in/Zoom-out und dynamischen Wechsel des Bildausschnittes. Eine solche verkörperte Darstellungweise bietet eine Immersion in das Erleben der Personen an. Ein hastiger oder lange fixierter Blick können etwa Zugang zu deren Emotionen und Gedanken schaffen. Die akustischen Elemente des Desktop-Formates sind typischerweise die Töne, die aus den technischen Geräten selbst kommen. Ein Benachrichtigungston aus einem Messenger, der über das Eintreffen einer Nachricht informiert, kann in bestimmten Kontexten emotional und körperlich wahrgenommen werden. Im Kontext von Dating kann beispielsweise die Nachricht eines ›Schwarmes‹ mit Vorfreude verbunden sein und mit Herzklopfen wahrgenommen werden. Außerdem sind bei Desktop-Filmen oft Töne aus dem nichtdigitalen Raum wichtig, wie Hintergrundgeräusche oder Töne aus der Interaktion mit der ›Hardware‹, zum Beispiel das Klicken oder Tippen. Diese akustischen Elemente stellen einen körperlichen Bezug zu den Protagonist*innen, ihrer Umgebung und der Materialität der technischen Geräte her. Wie der Körper mit der ›Hardware‹ agiert, beispielsweise, ob eine Person laut oder leise die Tastatur bedient, bietet Zuschauer*innen körperliche, multisensorische und emotionale Perspektiven.

⁸² Siehe: Abb. 1 Einzelbild aus dem Film *Eroberung* von Homer/Neumaier, wie Anm. 5, hier Min. 2:40.

In *Eroberung*⁸³ findet sich eine Szene, die diese Aspekte veranschaulichen kann. Nach längerem Austausch von Nachrichten fragt unsere Protagonistin eine Facebook-Bekanntschafft nach einem persönlichen Treffen. Wir wissen aus Interviewsequenzen zuvor, dass das Verlassen der eigenen Wohnung, um Personen zu treffen, für sie mit einem erhöhten Gefühl von Vulnerabilität verbunden ist.⁸⁴ Im Eingabefenster des Chats sehen wir sie die Nachricht zögerlich mehrere Male umformulieren, bis sie diese schließlich abschickt. Ihr Blick bleibt danach erwartungsvoll auf dem großflächigen Chatfenster haften und wir verharren einige Sekunden auf dem Bildschirm ohne Aktion. Als sogleich ein Benachrichtigungston ertönt, springt der Bildausschnitt sofort auf die neu eingetroffene Nachricht der Person.

Narratives Screenrecording

Während der naheliegendste praktische Ansatz im ›klassischen‹ ethnografischen Film wohl gewesen wäre, die Akteur*innen im Feld mit der Kamera zu begleiten, legt das Filmen im digitalen Raum die Aufnahme des Bildschirms nahe. Das ist unter anderem durch das Richten der Kamera von außen auf den Bildschirm möglich. Dabei kann besonders die Struktur der Bildschirmoberfläche sichtbar werden – bei einer Nahaufnahme nehmen wir die digitale Oberfläche zum Beispiel als ›pixelig‹ war.⁸⁵

Ein anderer Ansatz ist, den Bildschirm digitaler Endgeräte durch Screenrecording aufzunehmen. Wie wir bereits dargestellt haben⁸⁶, war es durch die Beschaffenheit unseres Feldes nicht denkbar, die (Inter-)Aktionen unserer Forschungspartnerin im digitalen Raum direkt aufzuzeichnen. Im Laufe der Forschung entwickelten wir deswegen zusammen mit ihr einen Ansatz, der es möglich machte, mit den Grenzen des Feldes zu arbeiten und den Fokus auf die aktive Mitgestaltung der Forschungsinhalte durch unsere Forschungspartnerin zu legen. Dieser Ansatz basiert auf ethnografischen Inhalten, die mit einer Herangehensweise, welche wir ›narratives Screenrecording‹ nennen, in einen Film gearbeitet wurden. Die Praktiken und Erfahrungen, mit denen sich diese Forschung beschäftigt, wurden also nicht unmittelbar filmisch im digitalen Raum begleitet, sondern durch Narrationen und Gespräche sowie verschiedene gesammelte digitale Inhalte unserer Forschungspartnerin erfasst und als Digitale und Visuelle Ethnografie gestaltet und choreografiert. Aus verschiedenen ethnografischen Elementen wie Fotos, Videos und Chatverläufen, die unsere Forschungspartnerin sammelte, entwickelten wir im Prozess der Forschung kollaborativ ein digitales Narrativ. Dieses wurde dann zu einem Film, indem es auf der grafischen

83 *Homer/Neumaier*, wie Anm. 5, Min. 15:51 f.

84 Vgl. ebd., 14:35–15:35.

85 Siehe: Abb. 2 Einzelbild aus dem Film *Hot Girls Wanted* von Jill Bauer/Ronna Gradus, USA 2015, hier Min. 13:09.

86 Siehe Abschnitt: *Zugänglichkeit – Felder digitaler (trans) Intimitäten in ethnografischer Forschung*.

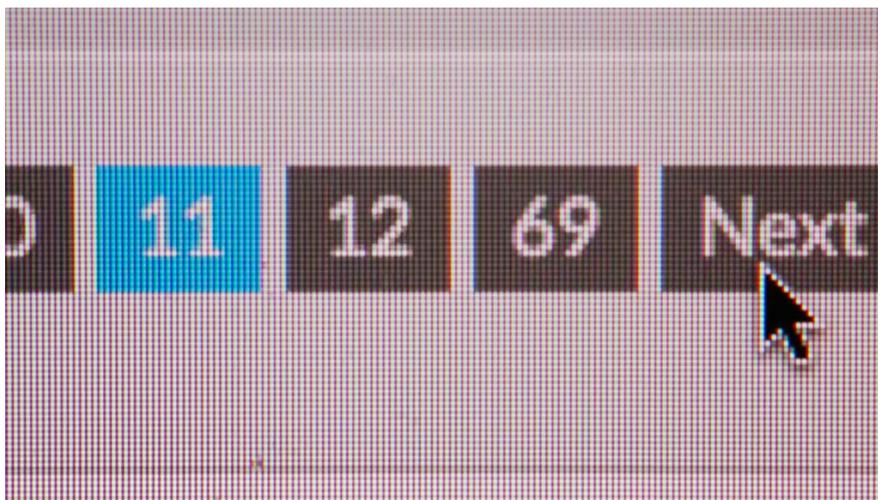


Abb. 2: Einzelbild aus dem Film *Hot Girls Wanted*, Min. 13:09, Quelle: Screenshot, Quelle: M. Homer/K. Neumaier.

Benutzer*innen-Oberfläche eines Computers⁸⁷ prozesshaft ausgeführt und via Screenrecording aufgezeichnet wurde. In Anlehnung an den Desktop-Film erlaubte uns das narrative Screenrecording so, eine Digitale und Visuelle Ethnografie im digitalen Raum zu erstellen. Die Unterhaltungen in den Chats im Film entstammen tatsächlichen Online-Begegnungen unserer Forschungspartnerin. Im Film finden sich zahlreiche verkürzte und verdichtete Chatverläufe mit verschiedenen Facebook-Kontakten, bestehend aus Text, Emojis, Fotos sowie Videonachrichten. Außerdem wurden (audio-) visuelle Objekte aus digitalen Praktiken der Protagonistin in das Narrativ eingebunden, wie zum Beispiel fotografische Selbst-Repräsentationen oder das Verfassen von Posts. Wir sehen beispielsweise, wie die Protagonistin verschiedene Selbst-Fotografien auf denen sie jeweils unterschiedlich bekleidet ist, auf ihrem Computer ansieht und auswählt. Sie verfasst damit einen Facebook-Post, in dem sie ihre Kontakte nach der Meinung zu ihrem Outfit fragt. Ein solcher Ansatz, der die authentische grafische Benutzer*innen-Oberfläche filmisch nutzt und digitale Objekte aus dem Feld einbindet, erfordert akribischen Aufwand zur Inszenierung der Narrative. Alternativ wäre es denkbar, grafisch eine Oberfläche zu schaffen, die dem ursprünglichen digitalen Feld visuell, akustisch, haptisch sowie in der Funktionsweise nachempfunden ist, wie es zum Beispiel in der cyberethnografischen Dokumentation *Mating* der Fall ist.⁸⁸

87 Siehe: Abb. 1 Einzelbild, *Homer/Neumaier*, wie Anm. 5, hier Min. 2:40.

88 Siehe: Abb. 3 Einzelbild aus dem Film *Mating* von *Lina Mannheimer*, Scheden 2019, hier Min. 5:24.

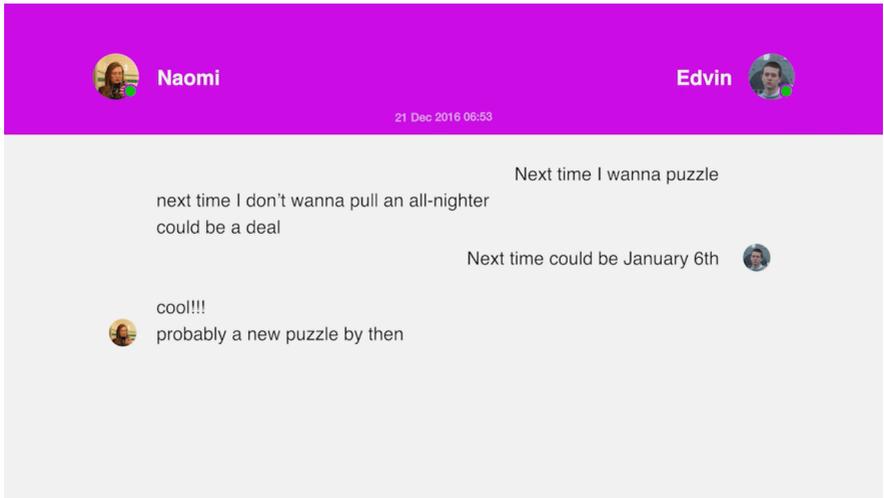


Abb. 3: Einzelbild aus dem Film *Mating*, Min. 5:24, Quelle: Screenshot, Quelle: M. Homer/K. Neumaier.

Fazit und Ausblick

Unser Ansatz des narrativen Screenrecordings war in der Forschung zu digitalen trans Intimitäten ausgehend von der Zentralität von Materialität, Körper, Sinnen und Emotionen eine produktive Form der Forschungspräsentation. Es ist damit möglich, im Format des Desktop-Films Narrative mit körperlichem, emotionalem Bezug im digitalen Raum zu schaffen, ohne direkt in digitalen Räumen zu filmen. Narratives Screenrecording erfordert keine zwingend notwendige unmittelbare Präsenz in intimen digitalen Sphären von Forschenden und ermöglichte uns, die Grenzen des Feldes in Mitwirkung unserer Forschungspartnerin kreativ zu verhandeln. Inhalte zu anderen Personen (z. B. Namen, Orte), die nicht im Film thematisiert werden sollten, konnten durch diesen Ansatz individuell verändert oder ausgespart werden. Wir denken, dass unsere Herangehensweise an das Thema digitale trans Intimitäten ein ›Blueprint‹ für andere Forschungen sein kann. Sie macht es möglich, geschlossene digitale Räume zu verhandeln, dabei verschiedenste ethnografische Forschungsinhalte und digitale Objekte kollaborativ zu kombinieren sowie evokativ und immersiv zu präsentieren. Dies kann besonders fruchtbar sein für Kontexte, in denen körperliche, sensorische und emotionale Komponenten des Digitalen eine zentrale Rolle spielen oder wo es wichtig ist, in digitale Räume einzutauchen und darin die Sicht von Forschungsteilnehmer*innen einzunehmen.



Miriam Homer, B. A.
Institut für Ethnologie
Ludwig-Maximilians-Universität München
Oettingenstraße 67
80538 München
miriam.homer@campus.lmu.de



Katharina Maria Neumaier, B. A.
Institut für Ethnologie
Ludwig-Maximilians-Universität München
Oettingenstraße 67
80538 München
katharina.neumaier@campus.lmu.de

PORNO IM WIEDERAUFBAU. DIE REZEPTION DES FILMS »DIE SÜNDERIN« (1951) IN ÖSTERREICH

Paul M. Horntrich

Filmskandale historisch erforschen

Als Willi Forsts Film *Die Sünderin* 1951 in die österreichischen Kinos kam, wurde er zu einem der größten Filmskandale der Nachkriegszeit.¹ Die Thematisierung von Prostitution, Selbstmord und Euthanasie schockierte viele Zeitgenoss:innen und mündete in wochenlangen Debatten in der Presse. Kritiker:innen, vor allem aus konservativen Kreisen und der katholischen Kirche, erblickten in dem Film ein pornographisches Machwerk, das menschliche Instinkte kommerziell ausschlachte und eine Bedrohung für die Moral darstelle. Die Skandalisierung war den Besucher:innenzahlen nicht abträglich, im Gegenteil: In Österreich wurde *Die Sünderin* einer der ökonomisch erfolgreichsten Filme der frühen 1950er Jahre und lief wochenlang in den Kinos. Im Zentrum des Skandals stand der Vorwurf, der Film sei pornographisch – obwohl nur eine einzige, wenige Sekunden lange Nacktszene zu sehen war, die eine barbusige Frau zeigte und es keinerlei Darstellungen von Geschlechtsverkehr gab. Was verstanden die Kritiker:innen Anfang der 1950er-Jahre also unter Pornographie? Anhand einer Filmanalyse und der Untersuchung zeitgenössischer Rezeptionsdokumente beantwortet der vorliegende Beitrag diese Frage.

Während der Skandal rund um *Die Sünderin* für West-Deutschland umfassend aufgearbeitet wurde, ist er für Österreich noch kaum untersucht.²

- 1 Der Beitrag entstammt meinem Dissertationsprojekt ›Pornographie in Österreich: Politische Debatten und mediale Diskussionen während der langen Sexuellen Revolution, 1950er- bis frühe 1980er-Jahre: (Arbeitstitel). Eine umfassende Studie zum Skandal rund um *Die Sünderin* erscheint als Paul M. Horntrich: *Obscenity, Film Regulation, and Moral Reconstruction: How Willi Forst's Film The Sinner Became a Pornographic Scandal in 1950s Austria*. In: Mario Keller u. a. (Hg.): *Sexuality and Consumption. Intersections and Entanglements*. Oldenbourg 2022 (= Werbung – Konsum – Geschichte, Bd. 4).
- 2 Vgl. Heide Fehrenbach: *Cinema in Democratizing Germany: Reconstructing National Identity after Hitler*. Chapel Hill 1995, S. 92–117; Hester Baer: *Dismantling the Dream Factory: Gender, German Cinema, and the Postwar Quest for a New Film Language*. New York 2009 (= Film Europa, Bd. 9), S. 127–160; Sybille Steinbacher: *Wie der Sex nach Deutschland kam. Der Kampf um Sittlichkeit und Anstand in der frühen Bundesrepublik*. München 2011, S. 106–122; Kirsten Burghardt: *Werk, Skandal, Exempel: Tabudurchbrechung durch fiktionale Modelle: Willi Forsts »Die Sünderin« (BR Deutschland, 1951)*. München 1996; Uta Fenske: *Nahaufnahme: »Die Sünderin« oder »sittlich verletzt«: Eine geschlechterhistorische Betrachtung*. In: Rose Marie Beck (Hg.): *Frauen in den Medien*. Köln 2002, S. 63–74; Die einzige bisherige Studie zu Österreich ist von Edith Blaschitz: *Der »Kampf gegen Schmutz und Schund«: Film, Gesellschaft und die Konstruktion nationaler Identität in Österreich (1946–1970)*. Wien 2014 (= Österreichische Kulturforschung, Bd. 16), S. 115–124.

Generell stellt die historiographische Erforschung von Pornographie im deutschsprachigen Raum nach wie vor ein großes Desiderat dar. Monographische Darstellungen der Sexualitätsgeschichte sparen das Thema Pornographie großteils aus.³ Bislang liegen erst wenige Studien vor, die Pornographie und sexualisierte Medien explizit in den Blick nehmen, meist jedoch mit einem Fokus auf die ›Porno-Welle‹ der 1970er-Jahre.⁴ Frühere Dekaden, wie die hier untersuchten beginnenden 1950er-Jahre, wurden in diesem Zusammenhang noch kaum erforscht.

Der vorliegende Aufsatz geht der Frage nach dem zeitgenössischen Verständnis von Pornographie Anfang der 1950er-Jahre nach. Theoretisch basiert die Untersuchung auf Überlegungen aus den Porn Studies, einem jungen Forschungsfeld, das sich der interdisziplinären, kritischen Erforschung von Pornographie in Vergangenheit und Gegenwart verschrieben hat. Die Porn Studies betonen, dass Pornographie keine fixe, eindeutige Kategorie ist, sondern das Ergebnis von oftmals kontroversen Aushandlungsprozessen darstellt. Im Laufe der Geschichte wurden nahezu alle Darstellungen, die mit Sexualität und/oder Nacktheit zu tun haben, als pornographisch bezeichnet. Das Verständnis des Pornographischen ist historischem Wandel unterworfen, hängt von kulturellen Überzeugungen ab und wird von jeweils spezifischen sozialen Akteur:innen jedes Mal aufs Neue ausgehandelt.⁵ Die vorliegende Studie operiert daher bewusst ohne Definition des Pornographischen, sondern versucht, das zeitgenössische Verständnis herauszuarbeiten. Somit wird vermieden, dass heutige Vorstellungen von Pornographie unkritisch in die Vergangenheit projiziert werden. Stattdessen wird das Phänomen umfassend historisiert und aus seinen historischen Bezügen heraus verstanden.

Methodisch orientiert sich die Studie an Ansätzen zur Filmanalyse und zur Kritischen Diskursanalyse.⁶ Die Filmanalyse fokussiert sich auf zentrale Szenen des Films, die von den Zeitgenoss:innen als pornographisch wahrgenommen wurden und fragt danach, wie im Film Sexualität dargestellt wird. Die Diskursanalyse legt ihr Hauptaugenmerk auf zeitgenössische Re-

3 Vgl. Franz X. Eder: *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. München 2009; Dagmar Herzog: *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts*. München 2005; Steinbacher, wie Anm. 2, S. 50–85, diskutiert die Einführung des westdeutschen Antipornographiegesetzes.

4 Siehe zum Beispiel Elizabeth Heineman: *Before Porn Was Legal: The Erotica Empire of Beate Uhse*. Chicago 2011; Annette Miersch: *Schulmädchen-Report. Der deutsche Sexfilm der 70er Jahre*. Berlin 2003; Pascal Eitler: *Die ›Porno-Welle‹. Sexualität, Seduktivität und die Kulturgeschichte der Bundesrepublik*. In: Peter-Paul Bänziger u. a. (Hg.): *Sexuelle Revolution? Zur Geschichte der Sexualität im deutschsprachigen Raum seit den 1960er Jahren*. Bielefeld 2015, S. 87–111.

5 Für eine umfassende Diskussion der Ansätze kritischer Pornographieforschung siehe Feona Attwood: *Reading Porn: The Paradigm Shift in Pornography Research*. In: *Sexualities* 5 (2002), Heft 1, S. 91–105.

6 Vgl. Siegfried Jäger: *Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung*. Münster 2012; Werner Faulstich: *Grundkurs Filmanalyse*. Paderborn 2013.

zeptionsdokumente. Dabei wird untersucht, was genau die Betrachter:innen als pornographisch wahrnahmen und wie sich diese Interpretation aus dem spezifischen historischen Kontext von Wiederaufbau und beginnendem Wirtschaftsaufschwung nach 1945 ergibt. Die Kombination der beiden Analyseansätze erlaubt es somit, die historische Konstruktion des Pornographischen detailliert herauszuarbeiten.

1951, als *Die Sünderin* in den Kinos lief, befand sich Österreich mitten im Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Wiederaufbau sollte nicht nur politisch und materiell, sondern vor allem auch moralisch erfolgen. Die junge Zweite Republik stilisierte sich im In- und Ausland dabei als erstes Opfer des Naziregimes und wies jede Mitverantwortung für NS-Verbrechen zurück. Die Inszenierung Österreichs als unschuldig Land geschah unter Rückgriff auf unproblematische Aspekte der Landeskultur: So hob man Österreichs reiches kulturelles Erbe, vor allem im Bereich der Hochkultur, hervor und besann sich auf die Schönheit der heimischen Natur. Mit der unmittelbaren Vergangenheit hatte dieses neue Österreich nichts zu tun, so die politische Botschaft.⁷ Eine wesentliche kulturelle Kraft dieser Zeit war die katholische Kirche, die sich nach der Unterdrückung im NS-Regime rasch wieder etablieren konnte und gerade in moralischen Fragen versuchte, den Ton anzugeben. Mit ihrer restaurativen, von konservativen Idealen geprägten Moral beeinflusste sie auch die Politik der Österreichischen Volkspartei (ÖVP), nach 1945 neben der Sozialistischen Partei Österreichs (SPÖ) eine der beiden staatstragenden Parteien.⁸ Durch die ÖVP fanden konservative Werte (wiederum) Eingang in die offizielle Kulturpolitik des Landes. Neben der Rekatholisierung und der Durchsetzung konservativer Werte war die Nachkriegszeit auch vom beginnenden Wirtschaftsaufschwung geprägt. Dieser brachte nicht nur zunehmenden ökonomischen Wohlstand mit sich, sondern warf die Frage auf, welche potenziellen Gefahren von einer kapitalistischen Konsumkultur US-amerikanischer Prägung ausgehen würden. Die folgende Analyse zeigt, dass die zeitgenössische Rezeption der *Sünderin* und das Verständnis des Pornographischen von jenem kulturellen Spannungsfeld zwischen konservativer Kulturpolitik und beginnender kapitalistischer Konsumkultur abhängt und nur aus diesem Kontext heraus verstanden werden kann.

Der Aufsatz ist folgendermaßen gegliedert: Zunächst gebe ich einen Überblick über den Film und diskutiere den Skandal, den er auslöste, kursorisch. Dem folgt eine ausführliche Analyse zentraler Filmszenen mitsamt einer Untersuchung zeitgenössischer Rezeptionszeugnisse. Im letzten Abschnitt werden die Analyseergebnisse zusammengefasst.

7 Eine umfassende Analyse österreichischer Identitätspolitik nach 1945 bietet *Oliver Rathkolb*: Die paradoxe Republik. Österreich 1945 bis 2015. Wien 2015.

8 Vgl. *Ingeborg Schödl*: Vom Aufbruch in die Krise: die Kirche in Österreich ab 1945. Mit Kurzbiografien engagierter Laien. Innsbruck/Wien 2011 (= ESR – edition ecclesia semper reformanda, Bd. 6), S. 24–28.

Die Sünderin – Informationen zum Film

Willi Forst, ein bekannter österreichischer Sänger, Schauspieler, Regisseur, Drehbuchautor und Filmproduzent, führte bei der *Sünderin* Regie. Forst hatte sich bereits während der Zwischenkriegszeit einen Namen als Produzent und Darsteller in Operetten- und Musikfilmen gemacht und das Genre des ›Wiener Films‹ entscheidend mitgeprägt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wollte sich Forst vermehrt ernsten Themen widmen und auch stilistisch neue Schritte gehen. *Die Sünderin* ist das erste Ergebnis dieser kinematographischen Weiterentwicklung.⁹ Der Film wurde in Westdeutschland gedreht und produziert. Er erzählt die tragische Liebesgeschichte von Marina und ihrem Liebhaber Alexander, mit dem sie in ›wilder Ehe‹ lebt. Marina stammt aus gutem, aber zerrüttetem Haus. Bereits als Teenager entdeckt sie ihre Sexualität und dass diese einen ökonomischen Wert hat. Fortan finanziert sie sich ihren Lebensunterhalt durch Prostitution. Dies ermöglicht ihr während des Krieges und in der Nachkriegszeit einen luxuriösen Lebensstil. Als sie Alexander kennenlernt, stellt sie die Prostitution zunächst ein. Alexander ist Maler und leidet an einem Hirntumor, durch den er zu erblinden droht. Als sich Alexanders Gesundheitszustand verschlechtert und eine dringend nötige Operation ansteht, prostituiert sich Marina erneut, um diese finanzieren zu können. Zunächst sieht es so aus, als sei die Operation geglückt. Die beiden ziehen nach Wien, wo Alexander Erfolge mit seiner Malkunst feiert und sie glückliche Momente miteinander erleben. Schließlich kommt der Tumor zurück und Alexander erblindet trotz allem. Am Ende des Films assistiert Marina ihrem Geliebten beim Suizid und bringt sich danach selbst um.

Der Filmhistoriker Robert Dassanowsky hält fest, dass der Film für damalige Verhältnisse sehr innovativ war. Die Geschichte wird als Monolog aus Marinas Perspektive geschildert, die sich an unterschiedliche Episoden aus ihrem Leben erinnert. Mit Hilfe elaborierter Überblendungstechniken verschmilzt Forst den Monolog mit den jeweiligen Szenen derart, dass den Zuschauer:innen die Geschichte im Modus eines inneren Monologes präsentiert wird.¹⁰

Forst war sich darüber im Klaren, dass ein Film, der Prostitution, Euthanasie und Suizid thematisiert, mit Kritik zu rechnen hatte. Um Probleme bereits im Vorfeld auszuräumen, verzichtete er jedoch auf einige weitergehende Ideen und legte das Drehbuch zudem der westdeutschen *Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft* (FSK) vor. In deren Gremium befanden sich auch Vertreter der katholischen und der evangelischen Kirche, die mit Forsts Ideen zwar nicht glücklich waren, einer Umsetzung schließlich aber doch zustimmten.¹¹ Den späteren Skandal, sowohl in Westdeutschland als auch in Österreich, konnte er damit dennoch nicht verhindern. Für die Rolle

9 Vgl. *Francesco Bono*: Willi Forst. Ein filmkritisches Porträt. München 2010, S. 159 f.

10 Vgl. *Robert Dassanowsky*: Austrian Cinema: A History. Jefferson 2008, S. 140.

11 Vgl. *Jürgen Kniep*: Keine Jugendfreigabe! Filmzensur in Westdeutschland 1949–1990. Göttingen 2010, S. 54.

der Marina engagierte Forst Hildegard Knep, die mit dem Film schlagartig bekannt wurde. Der Maler Alexander wurde von Gustav Fröhlich gespielt.

In Österreich kam der Film Ende Januar 1951 in die Kinos. Nachdem die allgemeine mediale Berichterstattung nach kurzer Zeit abgeflaut war, kampagnisierte die katholische Kirche noch monatelang gegen den Film und forderte ein Verbot. Der katholische Widerstand gipfelte schließlich in einem Boykottaufruf durch die österreichischen Bischöfe und in der Kampagne »Wir wollen den guten Film!«, die gegen sogenannte ›Schmutz- und Schundfilme‹ wettete. Diverse katholische und der bürgerlich-konservativen Österreichischen Volkspartei nahestehende Verbände erstatteten polizeiliche Anzeige gegen den Film. Reaktionen der österreichischen Filmwirtschaft, die sich durch die katholische Kampagne in ihren geschäftlichen Bestrebungen gestört fühlten, waren die Folge. Wie oben schon erwähnt, tat dies dem ökonomischen Erfolg keinen Abbruch: *Die Sünderin* avancierte zu einem der erfolgreichsten Filme des Jahres und wurde von 750.000 Kinobesucher:innen gesehen.¹²

Ein pornographischer Film?

Die Sünderin wurde – je nach ideologischer und politischer Ausrichtung der Kommentator:innen – sehr unterschiedlich wahrgenommen. Linke Parteien wie die SPÖ oder die Kommunistische Partei Österreichs (KPÖ) kritisierten zwar die Darstellung von Suizid im Film, fanden den Vorwurf der Pornographie jedoch übertrieben und lächerlich.¹³ Die konservative ÖVP und die katholische Kirche waren sich jedoch sicher, dass der Film eindeutig pornographisch und zutiefst obszön sei, und zeigten ihn mehrfach polizeilich nach dem Pornographiegesetz an.¹⁴

Einige dieser Anzeigen gewähren Einblick in die Wahrnehmung und Interpretation bestimmter Filmszenen. Sie stellen daher einzigartige Quellen dar, die zeitgenössische Rezeption des Films zu untersuchen und werden im Folgenden eingehend analysiert. Das »Gesetz über die Bekämpfung unzüchtiger Veröffentlichungen und den Schutz der Jugend gegen sittliche Gefährdung«, wie das Pornographiegesetz eigentlich hieß, war erst 1950, nicht einmal ein Jahr, bevor *Die Sünderin* in die Kinos kam, auf Betreiben konser-

12 Vgl. Filmkunst. Zeitschrift für Filmkultur und Filmwissenschaft (1952), Sonderheft 9, S. 17. Für eine detaillierte Aufarbeitung des Skandals in Österreich vgl. *Horntrich*, wie Anm. 1.

13 Vgl. die Berichterstattung in den jeweiligen Parteizeitungen: *Österreichische Volksstimme* (7.2.1951), S. 4, und *Arbeiter Zeitung* (28.1.1951), S. 9.

14 In Wien wurde der Film insgesamt sieben Mal von den folgenden Gruppen angezeigt (in chronologischer Reihenfolge): Österreichische Frauenbewegung, Bund österreichischer Frauenvereine, Katholische Hochschuljugend Österreichs, Verband katholischer Akademiker, Katholische Männerbewegung, Katholisches Frauenwerk, Frauenschaft der Pfarre Votivkirche.

vativer und katholischer Gruppierungen beschlossen worden.¹⁵ Gemäß § 1, lit. a, des Gesetzes machte sich eines Verbrechens schuldig, »wer in gewinn-süchtiger Absicht unzüchtige Schriften, Abbildungen, Laufbilder oder andere unzüchtige Gegenstände herstellt, verlegt oder zum Zwecke der Verbreitung vorrätig hält.«¹⁶ Eine Übertretung war durch Geld- und Freiheitsstrafen bedroht. Eine polizeiliche Anzeige der Frauenbewegung der ÖVP, einer Teilorganisation der Partei, die auch repräsentativ für viele andere Anzeigen ist, berief sich auf ebendiese Gesetzesstelle.¹⁷

Der zentrale Straftatbestand des Gesetzes war die sogenannte ›Unzüchtigkeit‹. Juristisch war dieses Konzept durchaus problematisch: Weil es keine genaue Definition von ›Unzüchtigkeit‹ gab, musste diese vor Gericht laufend neu ausgelegt werden. Für die ÖVP-Frauenbewegung stand hingegen fest, dass der Film unzüchtig im Sinne des Gesetzes sei. Der »grössere [sic!] Teil der Bevölkerung, vor allem aber die Frauen« empfänden Filme wie *Die Sünderin* »als ›unsittlich‹ oder ›unzüchtig‹ und insbesondere ihre Frauenehre verletzend«. ¹⁸ Die Unzüchtigkeit sei somit klar erwiesen.

Um die pornographischen Qualitäten des Filmes zu belegen, enthielt die Anzeige die detaillierte Beschreibung einer Szene. Im Folgenden wird diese Szene mitsamt dem Rezeptionszeugnis der ÖVP-Frauenbewegung analysiert. Um die Vorwürfe der Frauenbewegung nachvollziehbar zu machen, müssen auch zwei weitere, vorangehende Szenen analysiert werden, in denen Marina von ihrem Stiefbruder verführt wird und in weiterer Folge lernt, Sex zu ihrem finanziellen Vorteil einzusetzen. In diesen Szenen wird der visuelle Code etabliert, mit Hilfe dessen im Verlauf des Filmes mehrfach sexuelle Akte symbolisiert werden.

Die Verführungsszene spielt während des Zweiten Weltkrieges.¹⁹ Marina, damals noch ein Teenager, lebt mit ihrer Mutter, ihrem Stiefvater und ihrem älteren Stiefbruder in einer gemeinsamen Wohnung. Frühere Szenen haben verdeutlicht, dass sich die Mutter von fremden Männern aushalten lässt und die jetzige Ehe mit ihrem Mann zerrüttet ist. In der Familie ist sie kaum präsent. Generell sind die Familienverhältnisse problematisch, in der vorange-

15 Vgl. *Christian Flandera*: Schmutz und Schund: Die Diskussionen der sozialdemokratischen und katholischen Lehrerschaft in Österreich, Mscr. Unveröff. Diss. Uni. Salzburg 2000, S. 221.

16 *Franz Erhart*: Das Schmutz- und Schundgesetz. Gesetz über die Bekämpfung unzüchtiger Veröffentlichungen und den Schutz der Jugend gegen sittliche Gefährdung vom 31. März 1950. Graz/Wien/Köln 1955, S. 9.

17 Anzeige der österreichischen Frauenbewegung der Österreichischen Volkspartei (6.2.1951), Landesleitung Wien, Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA), Jugendgerichtshof (JGH), A3 – Vr-Strafakten: 107/51. Die ÖVP-Frauenbewegung war und ist eine Teilorganisation der bündisch organisierten Partei und als solche nicht mit der feministisch motivierten beziehungsweise autonomen Frauenbewegung zu verwechseln, die sich in Österreich erst in den 1970er-Jahren formierte.

18 Ebd., S. 3r.

19 Vgl. *Willi Forst*: Die Sünderin. Deutschland 1951, hier Min. 25:45–28:25.

gangenen Szene wurde der Stiefvater von Gestapo-Offizieren abgeführt. Zu Beginn der Szene hat auch der Stiefbruder die Wohnung verlassen. Marina ist allein und ist zunächst traurig darüber, dass ihr Stiefvater Probleme mit den Nazis hat. Um sich abzulenken, beginnt sie, Kleider ihrer Mutter zu probieren. Sie setzt sich an deren Schminktisch, trägt Make-up auf und sinniert über den Lebenswandel der Mutter:

»Sie hatte es mir eigentlich verboten, die Dinge zu berühren. Aber gerade das Verbotene reizte mich. Mir gefielen schöne Kleider. Ich begann, Mama zu verstehen. Ist ja wahr, dachte ich, sie ist noch immer jung und schön, die Männer ließen es sich etwas kosten, mit ihr zusammen zu sein. Und was kostete das Mama? So gut wie nichts. Etwas, ahnte ich, wird sie schon geben müssen. Aber viel konnte es nicht sein. Wäre sie sonst immer so guter Laune gewesen? Noch spielte ich nur mit solchen Gedanken. Wie ein Kind. Aber damals hörte ich auf, ein Kind zu sein. Ich ahnte nicht, dass ich mit dem Kleid das Schönste wegwarf, meine Kindheit.«²⁰

Mit der nächsten Kameraeinstellung betritt Eduard, der Stiefbruder, die Wohnung und die Hintergrundmusik schwillt dramatisch an. Die überraschte Marina, nur in Unterwäsche, hält ein Kleid vor ihre Brust, um sich vor den neugierigen Blicken des Stiefbruders zu schützen. Dieser kommt auf Marina zu und beginnt mit den Worten: »Bleib ruhig. Hübsch siehst du aus«²¹, an ihrem Kleid zu ziehen. Marinas Monolog gibt nun einen Einblick in ihre Perspektive: »Jetzt, dachte ich, jetzt werde ich es erfahren. Das, worüber so viel gewispert wird. Liebe.«²² Der Stiefbruder nimmt Marina nun am Arm und zieht sie in das gemeinsame Schlafzimmer. Marina lässt dies mit sich geschehen: »Es war das Unbekannte. Das Geheimnisvolle. Ja, es war reine Neugier, die mich mitgehen ließ. Ohne mich zu wehren.«²³ Mit dem nächsten Schnitt sieht man Marina auf das Bett fallen, eine Detailaufnahme ihres Gesichts fängt ihre Nervosität und Anspannung ein (vgl. Abb. 1). Der folgende Schnitt zeigt eine Deckenleuchte, die zunächst hell scheint, bevor das Licht ausgeht (Abb. 2).²⁴ Danach ist die Szene vorbei. Durch wiederholten Einsatz in einigen weiteren Szenen des Films wird die ausgehende Deckenleuchte zu einem leitmotivartigen Symbol, das den Geschlechtsverkehr darstellt.

Die folgende Szene zeigt Marinas Weg in die Prostitution. In Nahaufnahme sieht man Marina in einem Stuhl sitzend lesen, als sie von der Hand des Stiefbruders berührt wird. Zunächst schlägt sie seine Hand weg. Gleich danach reicht er ihr eine Halskette. Nach kurzem Zögern nimmt Marina die Halskette an und steht auf. Der nächste Schnitt zeigt dann erneut die ausgehende Deckenleuchte, während der Monolog Marinas Entwicklung zu einer

20 Ebd.

21 Ebd.

22 Ebd.

23 Ebd.

24 Forst, wie Anm. 19, hier Min. 27:58 und 27:59.



Abb. 1 und 2: Marina beim »ersten Mal« und die symbolhafte Deckenleuchte.

Prostituierten verdeutlicht: »Aber etwas Anderes entstand. Das Bewusstsein, wie leicht ich Macht über ihn gewinnen konnte. Er gab, und ich nahm. Er nahm, und ich gab. Es war eine glatte Rechnung. Und dabei blieb es. Mein ganzes Leben.«²⁵ Neben Marinas Entwicklung zu einer Prostituierten zeigt die Szene auch ihre allgemeine Anfälligkeit für Schmuckstücke, das heißt für luxuriöse Konsumgüter, die ihr Handeln motivieren.

Die Anzeige der Frauenbewegung der ÖVP beschrieb nun eine weitere Szene im Detail.²⁶ Marina und ihr Stiefbruder Eduard sitzen gemeinsam am Küchentisch. Der Vater hat die Wohnung gerade verlassen. Sobald er weg ist, steht Eduard auf, beugt sich über Marina und flüstert ihr etwas ins Ohr. Währenddessen erläutert der Monolog Marinas Auffassung der Situation: »Wir lauschten. Hörten den Vater weggehen. Auf diesen Augenblick hatte Eduard nur gewartet. Ich ärgerte mich. Hatte er denn kein Gefühl? Mir hatte Papa nie besonders nahegestanden. Jetzt aber tat er mir leid.«²⁷ Doch nun beginnt sich der Charakter der Szene zu ändern. Eduard zieht ein Bündel Geldscheine aus seiner Hosentasche und hält es Marina hin. Diese nimmt das Geld, beginnt zu grinsen und tagzuträumen, während der Monolog erläutert: »Und dann gab ich doch nach. Denn Eduard gab mir sein ganzes Geld, das er bei sich hatte. Immer schon wollte ich mir einen bestimmten rostrotten Mantel kaufen und eine dazu passende Handtasche aus Wildleder.«²⁸ Marina steht dann vom Tisch auf und geht mit dem Stiefbruder in Richtung Schlafzimmer. Nach dem nächsten Schnitt ist abermals der ausgehende Deckenleuchter zu sehen. Wie in der obigen Szene sind es auch hier die Verlockungen der Konsumkultur, die Marinas Entscheidung motivieren, für Geld Sex mit ihrem Stiefbruder zu haben.

25 Ebd.

26 Vgl. Forst, wie Anm. 19, hier Min. 33:20–34:30.

27 Ebd.

28 Ebd.

Im weiteren Verlauf der Szene werden die Stiefgeschwister dann vom Stiefvater überrascht, der die beiden in flagranti im Bett erwischt. Er zerrt Eduard aus dem Zimmer heraus und dieser fällt (oder wird vom Vater gestoßen, das ist nicht zu erkennen) die Treppe hinunter. Marina wird mit den Worten »Pack deine Sachen! Verlass das Haus! Sofort! Tochter deiner Mutter.«²⁹ aus dem Haus geworfen. Von da an beginnt sie, ihr Leben mit Prostitution zu finanzieren.

Für die Frauenbewegung der ÖVP waren derartige Szenen eindeutig unzüchtig und damit pornographisch. In ihrer Anzeige erklärten sie:

»Das 14-jährige Mädchen Marina lässt sich aus Neugierde von ihrem 16-jährigen Stiefbruder ›verführen‹. Die Laufbilder zeigen, wie die beiden Minderjährigen zu ihrem Bett gehen, wie sie sich anschicken, die unzüchtige Handlung zu vollziehen. Die Handlung wird aber nicht sichtbar, da die Leinwand jetzt in Dunkel gehüllt ist und nur mehr geflüsterte Worte, wie: ›Zieh Dich an, es kommt jemand ...‹ usw. den Zuschauer zum Zuhörer umwandeln und ihn damit genau so über das, was sich jetzt abspielt, informieren, als wenn man die unzüchtige Handlung selbst sehen würde.«³⁰

Die geschickte visuelle Umsetzung, den Sexualakt nur mit dem Deckenleuchter-Leitmotiv anzudeuten, nicht aber direkt zu zeigen, ließ die Frauenbewegung nicht als strafmildernd durchgehen, im Gegenteil: Die »Unzüchtigkeit«, die darzustellen man brav vermeidet«, würde durch derartige kinematographische Finessen »noch viel pikanter und interessanter an das Publikum herangetragen«, was die Wirkung der Szenen noch erhöhe.³¹ Die Anzeige verwies auch auf andere Filmszenen, um die pornographischen Qualitäten des Films zu belegen:

»Die Versuche der Prostituierten Marina, sich durch ihre käufliche Liebe ihre Existenz, bzw. die Operation des Malers zu ermöglichen (Verkauf des Bildes, Szenen [sic!] an der Bar, im Stundenhotel usw.) kommen in den Laufbildern wohl auch wieder nicht bis zum letzten Grad der ›Unzüchtigkeit‹ zum Ausdruck, wirken aber dennoch nicht im Mindesten weniger unzüchtig, als wenn sie auch noch das Letzte auf die Leinwand bringen würden.«³²

Die Anzeige legt nahe, dass »das Letzte«³³ die unverhüllte filmische Darstellung von Nacktheit und Geschlechtsverkehr wäre. Dennoch beharrt sie darauf, dass die Szenen auch ohne explizite Darstellungen unzüchtig und somit

29 Ebd.

30 Anzeige der österreichischen Frauenbewegung, wie Anm. 17, S. 3v., Unterstreichung im Original.

31 Ebd., S. 3v.

32 Ebd., S. 3v.

33 Ebd.



Abb. 3 und 4: Die Szene an der Bar, in der Kriegs- und Nachkriegszeit.

pornographisch seien. Auch Anzeigen anderer Gruppen, wie beispielsweise des Katholischen Frauenwerks Österreich, interpretierten dies so:

»Wenn auch in den Laufbildern die unzüchtigen Handlungen selbst nicht dargestellt werden, so sind in den dargebotenen Bildern die Vorbereitungshandlungen derartig, dass sie von jedermann als unzüchtig bezeichnet werden müssen.«³⁴

Die in der Anzeige der Frauenbewegung genannten Szenen gehen allesamt nicht bis zum ›Letzten‹, weil stets das Deckenleuchter-Leitmotiv zum Einsatz kommt.

Ein genauer Blick zeigt, dass es für die ÖVP-Frauenbewegung, so wie für die anderen Gruppen, die den Film anzeigten, nicht um explizite Nacktheit oder Darstellungen des Geschlechtsverkehrs ging, um den Film als pornographisch einzustufen. Ein gutes Beispiel hierfür sind die im obigen Zitat genannten »Szenen an der Bar«.³⁵ Die Barszene beginnt mit einem Monolog Marinas, in dem sie sich daran erinnert, wie sie den Umgang mit feinen, finanzkräftigen Männern lernte. Anfangs sieht man Marina, im eleganten Abendkleid, an einem Bartresen sitzen. Im Hintergrund betritt eine Gruppe von Wehrmachtssoldaten die Bar. Sie salutieren einem Offizier mit dem Hitlergruß und kommen dann auf Marina zu. Die Soldaten begrüßen sie mit Handküssen und fangen sogleich an, vergnügt mit ihr zu flirten. Mithilfe einer Überblendungssequenz wird nun der zeitliche Übergang von der NS-Zeit in die Nachkriegszeit dargestellt. Während der Überblendung bleibt Marina in der Mitte des Bildes unverändert an der Bar sitzen. Gleichzeitig werden die Wehrmachtssoldaten aus- und amerikanische Besatzungssoldaten eingeblendet (siehe Abb. 3 und 4)³⁶. Aus dem Monolog erfahren die Zuseher:innen: »Der Krieg ging vorbei. Ich bemerkte kaum den Übergang vom

34 Anzeige des Katholischen Frauenwerks in Österreich, 26.2.1951, WStLA, JGH, A3 – Vr-Strafakten: 107/51, S. 5r.

35 Forst, wie Anm. 19, hier Min. 36:50–38:05.

36 Ebd., Min. 37:35 und 37:54.

einen zum anderen Zustand. Nur andere Uniformen und eine andere Sprache.«³⁷ Obwohl die Szene ganz ohne die Darstellung von Nacktheit oder Geschlechtsverkehr auskommt, wurde sie von der Frauenbewegung der ÖVP als unzüchtig eingestuft.

Interessanterweise wurde die einzige Nacktszene des Films, in der Marina für einige Sekunden ›oben ohne‹ zu sehen ist, in den Polizeianzeigen nicht einmal genannt. Was allen in den Anzeigen genannten Szenen jedoch gemein ist, ist Marina, die mit fremden Männern Sex für Geld hat. Dies zieht sich von den Verführungsszenen mit ihrem Stiefbruder Eduard über die Szene mit den Soldaten an der Bar bis hin zu weiteren Szenen, in denen sich Marina nach einer Pause erneut prostituiert, um Geld für die Operation ihres Liebhabers Alexander aufzutreiben. Die ÖVP-Frauenbewegung sah all jene Szenen als pornographisch an, die Marina als Prostituierte zeigen. Demgemäß schlussfolgerte sie, der Film verstoße »insgesamt sowohl in seinem Inhalt, als auch in der Deutlichkeit vieler Szenen gröblichst [sic!] gegen das sittliche Empfinden, insbesondere aber gegen die Begriffe von Frauen-ehre und Frauenwürde« und trage dazu bei, »die Unmoral, Zügellosigkeit, Arbeitsscheu (besonders bei der weiblichen Jugend, die ja in diesem Film geradezu unterrichtet wird, wie man durch die Prostitution reich werden kann!), den Mord ›aus Mitleid‹ usw. zu fördern«.³⁸

Der Vorwurf, der Film habe einen direkten negativen Einfluss auf die Jugend, war ein zentrales Element der katholischen und konservativen Medienkampagne gegen den Film.³⁹ Generell war die besondere Sorge um ›die Jugend‹ ein wichtiger Topos der Nachkriegszeit. Um 1950 war die österreichische Gesellschaft an der ›richtigen‹ Erziehung der ersten Nachkriegsgeneration interessiert. Allgemeines Ziel war es, das moralische Koordinatensystem der Nazizeit zu überwinden und zu traditionellen Werten wie Fleiß, Sparsamkeit und christlichen Moralvorstellungen zurückzufinden. Gerade die katholische Kirche bemühte sich, ihre Ideale – und dabei vor allem auch die Sexual- und Ehemoral – wieder fest in der Gesellschaft zu verankern. Eine Folge davon war, dass die traditionelle Kernfamilie – bestehend aus Mutter-Vater-Kind(ern) und durch strenge Rollenbilder geregelt – als Ideal propagiert wurde.⁴⁰ Gerade für Katholik:innen in Österreich musste *Die Sünderin*,

37 Ebd.

38 Anzeige der österreichischen Frauenbewegung, wie Anm. 17, S. 3v.

39 Die katholische Filmarbeit schrieb Filmen seit den 1930er-Jahren ein großes Potenzial zu, die Zuseher:innen moralisch zu beeinflussen, und akzeptierte daher nur moralisch einwandfreie Filme. Vgl. hierzu *Scott MacKenzie: Film Manifestos and Global Cinema Cultures: A Critical Anthology*. Berkeley, 2014, S. 499 f. Dieses Filmverständnis spiegelt sich auch in der Berichterstattung der österreichischen katholischen Presse wider, siehe beispielhaft den Artikel mit dem sprechenden Titel ›Die Sünderin: Eine Sünde am Film. Ablehnung des neuen Willi Forst Films von Frankfurt bis Wien‹. In: *Die österreichische Furche* (3.2.1951), S. 6.

40 Vgl. *Franz X. Eder: The National Socialists' ›Healthy Sensuality‹ Succeeded by the American Influence: Sexuality and Media from National Socialism to the Sexual Revolution*. In: Günter Bischof (Hg.): *Sexuality in Austria*. New Brunswick 2007, S. 102–130, hier S. 118;

mit ihrer Darstellung einer zerrütteten Familie, die die Tochter in die Prostitution treibt, als Affront erscheinen. Hinzu kam, dass die Geschlechterrollen in der Nachkriegszeit mit den Idealvorstellungen nur wenig gemein hatten. Weil viele Männer im Krieg gefallen waren, sich noch in Kriegsgefangenschaft befanden oder körperlich und mental gebrochen aus dem Krieg heimkehrten, hing der Wiederaufbau Österreichs in den Nachkriegsjahren vor allem von Frauen ab. Gerade im materiellen Wiederaufbau drangen Frauen in klassisch männlich geprägte Arbeitsbereiche vor. Weibliche Arbeit erlebte so eine ungeahnte öffentliche Sichtbarkeit, wie sie sich besonders deutlich in den sogenannten ›Trümmerfrauen‹ zeigte.⁴¹ Die Präsenz weiblicher Arbeit verdeutlichte, dass es vor allem von Frauen und ihrem Verhalten abhing, welchen Weg das Land in Zukunft einschlagen würde.

Verhaltensweisen wie jene von Marina im Film *Die Sünderin* ließen bei Katholik:innen, die für traditionelle Werte standen, daher alle Alarmglocken schrillen. Marina verkörperte die selbstständige, ökonomisch und sexuell unabhängige Nachkriegsfrau, die sich dem Ideal von ›Kinder-Küche-Kirche‹ konsequent entzog und ihren eigenen Lebensweg beschritt. Ihr Verhalten stellte aber nicht nur eine moralische, sondern auch eine ökonomische Grenzüberletzung dar: Anstatt sich in Sparsamkeit zu üben, investiert Marina ihr durch Prostitution verdientes Geld lieber in Schmuck und schöne Kleidung. Kapitalistische Konsumfreuden sind ihr wichtiger als die allseits geforderte Sparsamkeit. Dass gerade ihr Konsum der Stabilisierung der Volkswirtschaft dienen könnte, wurde zeitgenössisch nicht kommentiert – die moralische Ablehnung einer kapitalistischen Lebensweise war den Kritiker:innen offenbar wichtiger. Für Konservative erschien Marinas Verhalten somit als gefährliche Vorlage für die angeblich moralisch nicht gefestigte Jugend und als Bedrohung für den erfolgreichen ›Wiederaufbau‹ des Landes.

Diese Lesart wird auch durch die oben analysierte Szene an der Bar gestützt. Ein negativ und als gefährlich betrachteter Frauentyp der Nachkriegszeit war das sogenannte ›Ami-Liebchen‹. Darunter verstand man Frauen, die sich mit US-amerikanischen Besatzungssoldaten auf uneheliche Beziehungen einließen. Wenngleich viele dieser Beziehungen nicht aus Liebe, sondern aus der bloßen Not heraus geschlossen wurden und Frauen sich von den ökonomisch abgesicherten GIs kleine materielle Zuwendungen erhofften (die sie oft mit sexuellen Dienstleistungen bezahlten), galten die ›Ami-Liebchen‹ als hochgradig amoralisch und als Gefahr für den geordneten Wiederaufbau des Landes. Außerdem wurden die US-amerikanischen Soldaten von vielen Menschen nicht als Befreier, sondern als alte Feinde beziehungsweise

Alexandra Weiss: Sittlichkeit – Klasse – Geschlecht. Diskurse über Sexualität, Jugend und Moral in den Nachkriegsjahrzehnten. In: Elisabeth Dietrich-Daum/Michaela Ralsler/Dirk Rupnow (Hg.): *Psychiatrisierte Kindheiten: die Innsbrucker Kinderbeobachtungsstation von Maria Nowak-Vogl, 1954–1987*. Innsbruck/Wien/Bozen 2020, S. 295–375, hier S. 295 f.

41 Vgl. *Elizabeth Heineman: The Hour of the Woman: Memories of Germany's ›Crisis Years‹ and West German National Identity*. In: *The American Historical Review* 101 (1996), Heft 2, S. 354–395, hier S. 374–377.

neue Besitzer gesehen.⁴² Die Szene an der Bar zeigt nun nicht nur Marinas generelle ›Ruchlosigkeit‹, sich mit Männern jedweder politischen Couleur einzulassen, sondern auch ihre Bereitschaft, selbst ein ›Ami-Liebchen‹ zu werden, um Profit daraus zu schlagen. Für konservative Kritiker:innen des Films ein weiterer Beweis für dessen Unzüchtigkeit.

Interessant ist, dass die Zeitgenoss:innen den Film sehr selektiv interpretierten. Neben den Szenen, in denen Marina als autonome Frau ihren eigenen Weg geht, werden ihr in anderen Szenen ›typisch weibliche‹ Attribute wie Fürsorge und Mütterlichkeit zugeschrieben. Dies kommt deutlich zum Ausdruck, wenn sie sich aufopfernd um Alexander kümmert, mit dem sie in einer eheähnlichen, monogamen Beziehung lebt. Aus Liebe, die bis zur Selbstverleugnung geht, geht sie am Ende des Films mit ihm sogar in den Tod. Diese Aspekte des Films wurden vom konservativen Publikum nicht zur Kenntnis genommen. Die unterstellte Unzüchtigkeit der Prostitutions-szenen wog offenbar zu schwer.

Was bedeutet das nun für das Verständnis von Pornographie? Die analysierten Szenen zeigen, dass der Vorwurf der Unzüchtigkeit und Pornographie nichts mit der Darstellung von Nacktheit und Sexualität zu tun hatte. Stattdessen richteten sich die Strafanzeigen der ÖVP-Frauenbewegung und anderer Gruppierungen gegen Szenen, in denen Marina als Prostituierte dargestellt wird. Marinas Prostitution symbolisierte dabei die vielen sozialen und gesellschaftlichen Missstände und Schwierigkeiten der Nachkriegszeit. Pornographie wurde somit als Kampfvokabel verwendet, mit der konservative und katholische Gruppierungen all jene Verhaltensweisen brandmarkten, die ihre Moral- und Ordnungsvorstellungen konterkarierten: Die ökonomisch und sexuell unabhängige Frau, die sich dem Hausfrau- und Mutterdasein entzieht, ihr Leben autonom lebt, einer als fremd wahrgenommenen kapitalistischen Konsumkultur zum Durchbruch verhilft und dabei keine Rücksicht auf den Wiederaufbau der Gesellschaft nimmt. Anders formuliert: Mit dem Pornographie-Vorwurf versuchten konservative Kräfte, nach Nationalsozialismus, Holocaust und Weltkrieg ihre eigenen Moralvorstellungen als neue Norm durchzusetzen.

Die zahlreichen polizeilichen Anzeigen gegen den Film führten zur Aufnahme von Voruntersuchungen durch den Jugendgerichtshof Wien, der mit der Exekution des Pornographiegesetzes betraut war. Zu diesem Zweck wurde der Film für die Staatsanwaltschaften des Straflandesgerichts Wien und des Jugendgerichtshofes sowie für den Untersuchungsrichter vorgeführt. Diese konnten in den inkriminierten Szenen jedoch keine Unzüchtigkeit im Sinne des Gesetzes erkennen. Aufgrund fehlender Übertretung des Straftatbestandes wurde die weitere strafrechtliche Verfolgung des Filmes daher einge-

42 Vgl. *Ingrid Bauer*: Die ›Ami-Braut‹ – Platzhalterin für das Abgespaltene? Zur (De-)Konstruktion eines Stereotyps der österreichischen Nachkriegsgeschichte 1945–1955. In: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 7 (1996), Heft 1, S. 107–121.

stellt.⁴³ Zumindest auf rechtllichem Weg konnten die anzeigenden Gruppen ein Filmverbot also nicht durchsetzen. Gerade die katholische Kirche ließ sich davon aber nicht beeindrucken. Ihre Kampagne gegen den Film ging noch monatelang weiter. Im stark katholisch geprägten und von der ÖVP regierten Vorarlberg sollte sich der Widerstand bezahlt machen: Durch das besonders strenge vorarlbergische Kinogesetz wurde der Film verboten und kam tatsächlich nie in die Kinos. Dies war möglich, weil das Lichtspielwesen Sache der Bundesländer war und die konservative vorarlbergische Landesregierung dem Film eine Aufführungsgenehmigung verweigerte.⁴⁴

Umkämpfter Wiederaufbau

Die Analyse hat gezeigt, dass es in der Auseinandersetzung um Willi Forsts Film *Die Sünderin* um weit mehr ging als bloß Nacktheit und Sexualität und die Frage, ob man diese in der Öffentlichkeit zeigen dürfe. Was an der *Sünderin* kritisiert wurde, waren nicht erotische Darstellungen, sondern die Übertretung einer konservativen Moral, die Frauen eine ganz bestimmte Rolle in der Gesellschaft zuschreiben wollte: Die der braven Hausfrau, die ihr Leben zwischen Kindern, Küche und Kirche lebt, deren Sexualität ausschließlich der Fortpflanzung dient und die keine wie auch immer gearteten Emanzipationsbestrebungen zeigt, sondern sich widerstandslos in die patriarchale Struktur der Gesellschaft einfügt.

Weiters hat sich gezeigt, dass konservative Gruppierungen die zunehmende Verknüpfung von Sexualität und Konsum kritisierten. Marinas Sexualität erscheint gerade deshalb so problematisch, weil sie mit katholischen Vorstellungen von Liebe, Ehe und Partnerschaftlichkeit nichts zu tun hat, sondern vom Wunsch an der Teilhabe des beginnenden Wirtschaftsaufschwungs getragen wird. Weil Marina ihre Sexualität in den Dienst des individuellen Konsums und nicht des Wiederaufbaus stellt, unterminiert sie konservative Sittlichkeitsvorstellungen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die ÖVP und die Katholische Kirche den Vorwurf der Pornographie nutzten, um ihre Deutungshoheit in puncto (Sexual-)Moral zu untermauern und den moralischen Wiederaufbau Österreichs nach dem Zweiten Weltkrieg mitzubestimmen. Die Analyse hat veranschaulicht, dass über das Medium Pornographie nicht bloß die Grenzen des Sag- und Zeigbaren in Hinblick auf Nacktheit und Sexualität ausgehandelt wurden, sondern vor allem übergeordnete Fragen nach zentralen gesellschaftlichen Leitwerten.

43 Vgl. Staatsanwaltschaft Wien, Antrags- und Verfügungsbogen, 14.2.1951, WS/LA, JGH, A3 – Vr-Strafakten: 107/51, S. 1r und 1v.

44 Vgl. Blaschitz, wie Anm. 2, S. 123.



Mag. Paul M. Horntrich, B. A. B. A.
Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
Universität Wien
Universitätsring 1
A – 1010 Wien
paul.horntrich@univie.ac.at

»SEX IST VOLLER VERLETZUNGEN«. DIE RELIGIÖSE SEXUALMORAL DER PROTESTANTISCHEN FREIKIRCHE ›EQUIPPERS‹

Evelyn Schühle

Sex – voller ›Risiko‹, aber eine »super Sache«¹

»Sex ist risikoreich, Sex ist voller Verletzungen, Sex ist voller Konsequenzen«² – so formuliert es Thore Runkel, Pastor und Mitbegründer der Mainzer Freikirche *Equippers* im März 2020 in seiner Predigt mit dem Titel *7 Mythen über Sex*. Dieser Text bildet nebst drei anderen Predigten der Gemeinde eine Predigtreihe mit dem sprechenden Titel ›Mehr als Sex‹, der als Überschrift für vier Gottesdienste im März 2020 stand. Von den Prediger:innen³ werden dabei sowohl alltagsnahe als auch ganz wesenhafte Fragen zu Sexualität, Körperlichkeit und Liebesbeziehungen aufgeworfen, die dann schließlich im Kontext eines religionsmoralischen Werte- und Handlungssystems beantwortet werden.⁴ Diesem Dreiklang folgend, lässt sich exemplarisch zeigen, auf welche Weise gegenwärtig Sexualität(en) im Schlaglicht des Religiösen verhandelt werden. Der folgende Beitrag will sich im kulturalanthropologischen Forschungsspektrum somit an der Grenze von Sex- & Gender-Studies sowie Religiositätsforschung ansiedeln.

Liebe und Sexualität stellen in der westlichen Gegenwartsgesellschaft virulente Diskurs- und Machtfelder dar. Das heißt, dass Sexualität(en) und Liebesbeziehungen einerseits Bereiche gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse darstellen. Andererseits werden durch sie immer auch soziale und kulturelle Fragen artikuliert und verhandelt. Die *Kommission der Frauen- und Geschlechterforschung* der DGEKW⁵ machte dies in ihrem ›Call for Papers‹ aus dem Jahre 2020 deutlich:

»In Medien, verschiedenen Öffentlichkeiten und Bewegungen sowie in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen werden Geschlecht, se-

1 *Thore Runkel*: Predigtreihe ›Mehr als Sex‹, Predigt: 7 Mythen über Sex – Teil 2, 1.3.2020, Zeilen 275, 269. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=MNC7pnhqVFk> (Stand: 2.8.2021).

2 Ebd., Zeilen 475–476.

3 Bei den ›Equippers‹ Mainz werden die Predigten sowohl von den Pastor:innen und Gründer:innen der Gemeinde, dem Ehepaar Thore und Gabi Runkel, gehalten sowie stellenweise auch von Gemeindegliedern oder externen Gästen.

4 Vgl. *Michi Knecht*: *Zwischen Religion, Biologie und Politik. Eine Analyse der Lebensschutzbewegung*. Berlin 2006 (= *Forum Europäische Ethnologie*, Bd. 4), S. 105.

5 *Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft* (DGEKW), ehemals *Deutsche Gesellschaft für Volkskunde* (dgv).

xuelle Orientierung sowie identitäre Positionierungen kontrovers debattiert.«⁶

Meine Analyse der Predigten, welche sich ganz deutlich in diesem sexuellen Debattierfeld positionieren, kann demnach verstärkt Aufschluss über die normative Konstruktion und narrative Vermittlung einer religiösen Sexualmoral geben.

»Sex ist risikoreich, Sex ist voller Verletzungen, Sex ist voller Konsequenzen und zwar lebenslange Konsequenzen.«⁷

»Aber er hat sich einen Prozess erdacht, der äußerst enjoyable ist, äußerst angenehm. [...] Für Gott ist Sex eine super Sache. [...] Gott liebt, was er gemacht hat, und er findet Sex noch immer großartig.«⁸

In diesen ausschnitthaft gegenübergestellten Predigtziten wird Sexualität einerseits mit Gefahr und andererseits mit göttlichem Willen und Freude assoziiert. Sorglose Lustzentriertheit und mahnender Alarmismus stehen sich in Sachen Sex hier vermeintlich diametral gegenüber. Doch dergestalt scheinbar widersprüchliche Bilder verbinden die Prediger:innen immer wieder zu einer narrativ konsistenten Sexualmoral. Wie können diese scheinbar disparaten Vorstellungen und Bilder zu Sexualität, Körperlichkeit und Beziehung durch die narrative Vermittlung zu einem kohärenten Deutungsangebot für die Gläubigen geformt werden?

Die Predigten der Mainzer Gemeinde der ›Equippers‹ als kulturanthropologische Quelle

Die Mainzer ›Equippers‹ stellen der Gemeinde Mitschnitte der Gottesdienste und Predigten als Audio- und Videodateien auf unterschiedlichen Internet-Plattformen zur Verfügung. Diese Dateien wurden für die Analyse online abgerufen und transkribiert. Mehrere Predigttexte sollen nun insbesondere im Hinblick auf den »komplexen Prozess der Herstellung von Eindeutigkeit«⁹, der sich in Bezug auf die Sexualmoral vollzieht, untersucht werden. Die Kulturanthropologin Michi Knecht etablierte für (religiöse) Bewegungen, deren Haltung sich insbesondere durch »Eindeutigkeit, Fraglosigkeit und einen hohen Grad an Überzeugung«¹⁰ auszeichnen, den Untersuchungsbegriff »fundamentalismusähnliche Bewegungen«.¹¹ Akteur:innen bewegen und identifizieren sich innerhalb solcher sozialer, gesellschaftli-

6 Sabine Hess: Troubling Gender. Neue geschlechterpolitische Turbulenzen in Europa. Call for Papers. 17. Arbeitstagung der Kommission Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv). URL: https://www.d-g-v.de/wp-content/uploads/2020/05/2021_CfP_Troubling_Gender_deutsch-003.pdf. (Stand: 2.8.2021).

7 Runkel, wie Anm. 1, Zeilen 475–477.

8 Ebd., Zeilen 265–272.

9 Knecht, wie Anm. 4, S. 99.

10 Ebd., S. 88.

11 Ebd., S. 77.

cher und kultureller Bezugsrahmen. Die soziale Wirklichkeit ist dabei jedoch nicht unmittelbar zugänglich, sondern geht aus diskursiven Ordnungen hervor.¹² Die kulturellen Deutungsmuster und Referenzialitäten, also die »sozial vermittelten Bedeutungen«¹³ sowie die narrativen Vermittlungsstrategien bilden das Erkenntnisinteresse der Analyse der Predigttexte.

Die ›Equippers‹ lassen sich zu den sogenannten ›neopfingstlerischen, protestantischen Freikirchen‹ zählen. Die Pfingstbewegung stellt das biblische Pfingstereignis und die Geistesgaben des Heiligen Geistes in den Mittelpunkt ihrer Glaubensvorstellungen.¹⁴ Eine Betonung der körperlichen Erfahrbarkeit des Heiligen Geistes zeichnet die Pfingstbewegung damit als eine sogenannte ›charismatische Bewegung‹ aus.¹⁵ Solche bilden weltweit den »dynamischsten Teil der heutigen christlichen Religion«.¹⁶ Die ›Equippers‹ stehen zudem in Nähe zur ›Hillsong Church‹, einer 1983 in Australien gegründeten protestantischen Freikirche. Diese bezieht sich, wie die ›Equippers‹, auf die wörtliche Autorität und Irrtumsfreiheit der Bibel. Diese Erscheinungsformen des gegenwärtigen, populären Protestantismus¹⁷ werden als »erfahrungsorientierte christliche Bewegungen«¹⁸ zusammengefasst. Was sie eint, sind der enthusiastisch gelebte Glaube, die Betonung der Irrtumsfreiheit der Bibeltexte und die Verbreitung und Vermittlung religiöser Botschaften mittels populärer Kommunikationsformen.¹⁹ Angesichts der starken Verknüpfung von Glaubensinhalten und -praxen dieser protestantischen Bewegungen²⁰ erscheint es demnach grundsätzlich dienlich, diese als zusammengehörig zu begreifen.

Als ein Signum zeigt sich die konzert- und eventähnliche Atmosphäre der Gottesdienste:²¹ Bei den Gottesdiensten der ›Equippers‹ wird die Bühne farbig ausgeleuchtet, eine Band spielt poppige ›Worship-Songs‹ und die unterschiedlichen Darbietungen werden mit projizierten Videoclips unterstützt. Sprachlich zeichnen sich die Predigten durch ein Zusammenspiel von all-

12 Vgl. *Oliver Kiefl*: Diskursanalyse. In: Christine Bischoff/Walter Leimgruber/Karoline Oehme-Jüngling (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Stuttgart 2014, S. 431–443, hier S. 435.

13 *Monika Götzö*: Theoriebildung nach Grounded Theory. In: Bischoff/Leimgruber/Oehme-Jüngling (Hg.), wie Anm. 12, S. 444–458, hier S. 447.

14 Vgl. *Hubert Knoblauch*: *Populäre Religion. Auf dem Weg in eine spirituelle Gesellschaft*. Frankfurt am Main/New York 2009, S. 87.

15 Vgl. ebd., S. 87 f.

16 Ebd., S. 90.

17 *Detlef Pollack*: *Religion und gesellschaftliche Differenzierung*. Tübingen 2016, S. 288.

18 Ebd., S. 91.

19 Vgl. *Knoblauch*, wie Anm. 14, S. 195.

20 Vgl. *Pollack*, wie Anm. 17, S. 288–294.

21 Vgl. *Monique Scheer*: *Von Herzen glauben: Performanzen der Aufrichtigkeit in protestantischen Gemeinden*. In: Anja Schöne/Helmut Groschwitz (Hg.): *Religiosität und Spiritualität. Fragen, Kompetenzen, Ergebnisse*. Münster 2014, S. 111–130, hier S. 122.

tagsnahem, »rhetorisch-gestyltem und gehobenem religiösem Smalltalk«²² mit unmissverständlichen, eindeutig vermittelten Botschaften aus.²³ Über einen anekdotischen und stellenweise dialogischen Erzählstil werden die Zuhörer:innen immer wieder direkt angesprochen und zu Interaktionen und Ausrufen animiert, wodurch eine Form »temporärer Vergemeinschaftung«²⁴ entsteht.

»Stell dir mal vor, Gott weiß es besser als du!«²⁵ – *Das göttliche Prinzip von Liebe, Lust und Beziehung*

»Erster Mythos: Für Gott ist Sex kein Thema. *Irgendwie* kommen wir zu dieser Idee, Gott ist heilig und das bedeutet Sex ist für ihn kein Thema. [...] Aber wir müssen eine Sache verstehen: Gott ist der Erfinder von Sex.«²⁶

»Es [Sex] ist ein gottgegebenes Geschenk, das wir verantwortlich genießen dürfen.«²⁷

Die Unmissverständlichkeit, mit der diese sexuellen Glaubensbotschaften vermittelt werden, wird an diesen Zitaten des Predigers, der sich selbst Pastor Thore nennt, sichtbar. Sie zeigen in kondensierter Form den zentralen Gedanken, aus dem sich die Vermittlung der Sexualmoral in den Predigten spinn. Denn im Grunde lassen sich alle Deutungen, Erklärungen und Handlungsanleitungen der Prediger:innen auf diese Prinzipien zurückführen. Mit ihnen wird erstens deutlich, dass Gott als der ›Erfinder von Sex‹ gilt, diesen daher gutheißt und folglich am besten weiß, worum es sich dabei handelt. Er wird damit zum perfekten sexuellen Ratgeber erhoben. Für die Gläubigen soll er auf diese Weise die Rolle des alltäglichen Ansprechpartners einnehmen, der als Schöpfer – entgegen der scheinbar intuitiven Einschätzung – auch in Sachen Sex über das größte Wissensrepertoire verfügt. Das Sprechen über Sex wird somit in den Predigten legitimiert – es erfährt jedoch auch eine Normierung, indem aus Sex eine Angelegenheit von genuin religiösem Belang gemacht wird, die nur in diesem Kontext artikuliert werden soll.

22 David Plüss: Individualisierung und Popularisierung von Religion. Strategie-Analysen und Funktionsweisen popularisierter Frömmigkeit am Beispiel des Alpha-Kurses. In: Wilhelm Gräßl/Lars Charbonnier (Hg.): Individualisierung – Spiritualität – Religion. Transformationsprozesse auf dem religiösen Feld in interdisziplinärer Perspektive. Berlin 2008, S. 235–248, hier S. 240.

23 Vgl. ebd., S. 241, und Scheer, wie Anm. 21, S. 124.

24 Plüss, wie Anm. 22, S. 244.

25 Thore Runkel: Predigtreihe ›Mehr als Sex‹, Predigt: *7 Mythen über Sex* – Teil 1, 1.3.2020, Zeilen 201–202. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=Sdezz0C5UdA> (Stand: 2.8.2021).

26 Runkel, wie Anm. 1, Zeilen 223–228.

27 Runkel, wie Anm. 25, Zeilen 38–40.

Zweitens kann der Mensch erst durch diesen göttlichen Akt des Schenkens Sex erleben. Damit wird eine implizite Aufforderung vermittelt: Die Menschen sollten dankbar für dieses göttliche Geschenk sein. Das heißt, sie befinden sich als sexuelle Wesen in einer Art stetigem Dankbarkeitsverhältnis gegenüber Gott. Diese Dankbarkeit bringen die Gläubigen idealerweise durch einen sogenannten ›verantwortungsvollen Umgang mit der eigenen Sexualität‹ zum Ausdruck. Vielmehr noch wird die Verantwortung zu dem Maßstab positiver Sexualität:

»Du bist hundert Prozent verantwortlich, für das Gelingen deiner Beziehung. Du bist hundert Prozent verantwortlich, dafür, dass deine Beziehung und dein Sex gut funktioniert. Du bist hundert Prozent verantwortlich – das ist das Evangelium.«²⁸

Um diese zentrale Dimension der individuellen sexuellen Verantwortung im Glaubenssystem der Prediger:innen ausmachen zu können, muss jedoch zunächst ein weiteres zugrunde liegendes Verständnis von Sexualität in den Blick genommen werden: Sex stellt in den Predigten etwas Natürliches dar – natürlich im religiösen Sinne. Denn er bildet quasi eine göttliche Grundbestimmung des menschlichen Daseins. Von biologisch-medizinischen Erklärungen grenzen sich die Prediger:innen hingegen klar ab, indem sie bspw. dem Hormonsystem die Bedeutung auf sexuelles Verlangen und Begierde absprechen. Denn auf Basis dieses biologisch-körperlichen Sexualitätsverständnisses werden zahlreiche Sexualpraktiken, sexuelle Orientierungen und Identitäten legitimiert, welche für die ›Equippers‹ mit dem göttlichen Prinzip von Sex und Lust nicht vereinbar sind. Sex soll eben nicht als ein rein körperliches Phänomen verstanden werden:

»Da ist *Liebe*, da ist etwas Romantisches, da ist mehr als dieses, was wir Trieb nennen, was wir Sexualtrieb nennen. Wisst ihr, so viele wollen uns einreden, alles was Sex ist, das hat nur mit unseren Hormonen zu tun und du kannst nichts dafür, was deine Hormone dir sagen. Deine Sexualität geht von Asexualität – was quasi ein Verneinen der Sexualität ist, was das Ausbleiben von Hormonen bedeuten würde – bis hin zu irgendwelchen abgefahrenen, Sodomie, zum Beispiel; Sex mit Tieren.«²⁹

In den Predigten wird eine klare Trennung von Geist und Körper etabliert. Innerhalb der westlichen, christlichen Theologie erfuhr Sexualität auf Basis dieses »hierarchischen Verhältnisses von Geist und Fleisch«³⁰ immer wieder eine negative und »sündhafte« Konnotation. Dieses Verständnis etabliert sich aber auch noch heute in den analysierten Predigten auf Grundlage der Ablehnung beziehungsweise Verneinung der wissenschaftlichen Evolutionstheorie: »Dann wird irgendeine Theorie aufgestellt, von irgendeiner

28 Runkel, wie Anm. 1, Zeilen 301–304.

29 Ebd., Zeilen 332–344.

30 Julia Koll: Sex. In: Kristian Fechtner u. a. (Hg.): Handbuch Religion und populäre Kultur. Stuttgart 2005, S. 252–261, hier S. 257.

Evolution, die angeblich so und so abgelaufen ist. Irgendeine Geschichte wird erzählt. Ich sag dir: Es gibt keine Beweise dazu!«³¹ Der Geist wird nun als das identifiziert, was den Menschen vom Tier unterscheidet, das heißt auch als das, was den menschlichen vom tierischem Sex unterscheidet. Und gerade deshalb kann und darf der Mensch auch körperlich niemals verantwortungslos handeln, sondern ist angehalten, körperliche Begierde mithilfe seines Geistes verantwortungsvoll zu kontrollieren. Sex wird in den Predigten also im religiösen, nicht im biologischen Sinne naturalisiert. Durch die Etablierung dieser Körper-Geist-Dichotomie wird Sex zu einer permanenten religiösen und intellektuellen Aufgabe für die Gläubigen.

Ultimative Lust und lebenslange Konsequenzen? – Von ›richtiger‹ und ›falscher‹ Sexualität

Die Prediger:innen beschreiben Sex einerseits als bedeutungs- und lustvollen Moment zwischen zwei (heterosexuellen!) Partner:innen und andererseits als unheilbringende und gefährliche Kraft. Hieraus bilden sie jedoch keinen Widerspruch, sondern vielmehr eine narrativ kohärente Erzählung. In der Tat wird das von Lust und Leidenschaft geprägte gegenwärtige »Sexualitätsparadigma«³² keineswegs zum Widerspruch des göttlich determinierten Sex. Denn der Sex nach göttlichem Ideal und Konzept ist durchaus nicht nur mit Handlungs- und Denkvorgaben versehen. Stattdessen wird er als lustzentriert beziehungsweise als einziger Möglichkeitsraum, um ultimative Lust zu empfinden und Begehren auszuleben, beschrieben. Sexualität bedeutet ›Spaß‹ und wird so in den Predigten auch zu einer »Ressource des Erlebens«.³³

»Und Sex gehört zu den krassen Dingen im Leben, oder? Und zu den Fun-Sachen im Leben, und zu den Sachen, die wirklich Power haben.«³⁴

»Es ist eine Dimension, mit der wir eine Gemeinschaft miteinander verbringen können, mit einer speziellen Person, die unsere Seelen und unsere Herzen verbindet.«³⁵

In den Predigten wird der angemessene Rahmen und das Ziel von Sex also deutlich vermittelt: Sex ist im Sinne Gottes für die liebevolle, heterosexuelle, christliche Ehepartnerschaft bestimmt, mit dem übergeordneten Ziel der Vermehrung. Nur in dieser Form kann und darf sich Sex richtig entfalten. Und nur in diesem Rahmen kann Sex auch Spaß machen, also zu einem lustvollen Erlebnis werden. Das Risiko der Sexualität liegt nun darin,

31 Runkel, wie Anm. 1, Zeilen 358–361.

32 Silja Matthiesen: Wandel von Liebesbeziehungen und Sexualität. Empirische und theoretische Analysen. Gießen 2007, S. 65.

33 Ebd., S. 71.

34 Runkel, wie Anm. 1, Zeilen 166–168.

35 Ebd., Zeilen 387–389.

diesen göttlich legitimierten Lustbereich zu verlassen und sich ›falschen‹ gesellschaftlichen, sexuellen Versprechungen und Idealen hinzugeben beziehungsweise der menschlich-körperlichen Grundbestimmung der Heterosexualität zu widersprechen. Die Beschreibung des daraus resultierenden devianten und ›abnormalen‹ Sexualverhaltens erfolgt in den Predigten in Zusammenhang mit Vorstellungen zu körperlicher Reinheit und Gesundheit:

»Weißt du, du kannst *natürlich* in ein Dieselauto Benzin reinfüllen. Alles ist erlaubt, aber, wer weiß, nicht alles ist gut. Verstehst du, das macht total Sinn, weil das Auto wurde definitiv nicht für Benzin gemacht, sondern für Diesel, das steht drauf.«³⁶

Folgt man dieser eindrücklichen, bildlichen Metapher, ist der menschliche Körper (das Auto) nur für eine bestimmte Form der Sexualität (Treibstoff) geschaffen und geeignet. Und nur mit diesem einen Treibstoff kann er richtig funktionieren. Eine andere Tankfüllung würde die Maschine schlicht kaputt machen. An dieser Stelle wird die einleitende Gegenüberstellung der Predigtausschnitte verdeutlicht. Sex ist ein Geschenk von Gott und etwas Großartiges, doch er birgt gleichermaßen das Risiko der körperlichen Zerstörung:

»Und sie [Pornos] haben etwas in mir entfacht, was von Anfang an ein Gift in mir gelehrt hat.«³⁷

In der Weltsicht vieler »fundamentalismusähnlicher«³⁸, protestantischer Gruppierungen steht die Reinheit für den natürlichen, von Gott geschaffenen Zustand von Körper und Geist.³⁹ Die Prediger:innen gehen, daran anschließend, von einem ›unschuldigen‹, von Sexualität freien Zustand von Körper und Geist bei Kindern und Jugendlichen aus.⁴⁰ Das Bild des Predigers vermittelt, dass derartige sexuelle ›Vergiftungen‹ eines vormals reinen Körpers folgenreich sind. Denn, um bei dieser Metapher zu bleiben, muss auf eine Vergiftung eine Entgiftung folgen, um den Körper wieder zu seinem gesunden Zustand zurückzuführen.

»Heute findet man Dinge im Internet [...] ich sag' jetzt einfach mal so ein paar schlimme Worte, okay: Erstes Mal, Porno, Selbstbefriedigung, Orgasmus. Worte, die Kinder eigentlich so im normalen Leben nicht hören. [...] Man liest oder man hört dumme Ratschläge und man proibiert sie auch aus, und die Sexualität wird viel zu früh geweckt.«⁴¹

36 Ebd., Zeilen 159–162.

37 Ebd., Zeilen 638–642.

38 *Knecht*, wie Anm. 4, S. 77.

39 Vgl. *Anke Bernau*: *Mythos Jungfrau. Die Kulturgeschichte weiblicher Unschuld*. Berlin 2007, S. 64.

40 Vgl. ebd., S. 178.

41 *Sabine Zänker*: Predigtreihe ›Mehr als Sex‹, Predigt: *Wie Kinder stark werden*, 15.3.2020, Zeilen 248–253. [URL nicht vorhanden, da inzwischen offline].

»Romantische Filme empfehle ich keiner Frau. Das ist so ungefähr das, was Pornos macht mit Männern, macht das mit Frauen. [...] Es zerstört Deine Vorstellungswelt von Liebe. Kein Mensch ist so wie Roland Kaiser.«⁴²

Dieses sexuelle ›Gift‹ sehen die Prediger:innen nun also vor allem aus der Gesellschaft in den individuellen Körper dringen – durch Pornographie, verfrühte Sexualisierung, sexuelle Freizügigkeit und körperliche Egoismen.

Vorhanden ist diese latente Kraft jedoch auch im Zustand der Reinheit, gleich einem sündhaften Potenzial, das im menschlichen Körper freigelegt werden kann. Durch gesellschaftliche Sexualeinflüsse und individuell falsche sexuelle Entscheidungen wird diese Kraft jedoch entfesselt und kann schließlich Überhand gewinnen:

»Hey, das muss uns ein bisschen Angst einjagen! Ich hoffe das tut es, in deinem Leben, dass du verstehst: Die Power, die dir gegeben ist, mit der musst du *umgehen*, mit der musst du lernen *richtig* umzugehen, weil sie kann zerstören, was Gutes in deinem Leben ist, sie kann kaputt machen, was Gott dir geschenkt hat.«⁴³

Der Prediger nimmt Bezug auf die Missbrauchsvorwürfe gegen den ehemaligen US-amerikanischen Filmproduzenten Harvey Weinstein, welche im Rahmen der sogenannten ›Me-Too‹-Bewegung seit dem Jahr 2017 öffentlich gemacht wurden. Sexualstraftäter sollen jedem Menschen eine Warnung sein. Denn dem Verständnis des Predigers folgend, löst bereits eine ›falsche‹ sexuelle Handlung einen Dominoeffekt aus, der zu psychischen Erkrankungen, sexuellem Leid oder sexueller Gewalt führt. Das heißt im Umkehrschluss, dass jede:r durch ›falsche‹ Sexualität potenziell zu einem:einer Sexualstraftäter:in werden kann.⁴⁴ Somit erfolgt in den Predigten keine moralische Ausdifferenzierung zwischen nichtchristlichen sexuellen Praktiken (bspw. Masturbation) auf der einen Seite und Sexualstraftaten auf der anderen Seite – all dies wird als gleichermaßen »falsch« definiert, insofern es als Sinnbild eines egoistischen und verantwortungslosen Sexualverständnisses gilt.

Die Zusammenführung der auf den ersten Blick scheinbar gegensätzlichen Bilder von ›Sex als Lust‹ und ›Sex als Gefahr‹ erfolgt über das göttliche Sexualprinzip. Dieses wird als irrtumsfrei und unumstößlich ›richtig‹ wahrgenommen, da es durch die Bibel ›belegt‹ ist. Sexuelle Lust und erotisches Begehren stellen zwar zentrale Pfeiler einer Beziehung dar, aber *nur* in der vorgesehenen Form – der monogamen, liebevollen Beziehung zwischen Ehefrau und Ehemann. Die Botschaft in den Predigten lautet: Genieße Sex,

42 Runkel, wie Anm. 1, Zeilen 553–557.

43 Ebd., Zeilen 204–208.

44 Als sogenannte ›falsche‹ Sexualität gilt in den Predigten jede Form der Sexualität, die außerhalb des heterosexuellen, ehelichen Geschlechtsverkehrs (penetrierenden Genitalverkehrs) steht.

aber nur genau auf die Weise, wie Gott es vorgesehen hat, sonst passiert etwas Schlimmes!

Sex – nur mit Gott

Auf den ersten Blick rein traditionell anmutende Narrative müssen auch auf ihren innovatorischen und interpretativen Moment hin befragt werden.⁴⁵ Denn die Sexualmoral der ›Equippers‹ scheint gewissermaßen der Struktur eines nicht traditionell wirkenden Traditionalismus zu folgen.⁴⁶

Der göttlich erlaubte Sex wird in den Predigten der ›Equippers‹ als lustvoll und genau richtig verstanden. Wer diese Form der Sexualität empfindet und auslebt, steht im legitimen Einklang mit dem göttlichen und damit seinem eigenen ›natürlichen‹ Prinzip. Und nur so kann man sich und andere vor der ›schlimmen Wirkung falscher Sexualität‹ schützen. Das göttliche Prinzip von Sex weist nicht nur den Geschlechtern klare soziale Rollen und Eigenschaften zu. Darüber hinaus schließt es vor allem eine Vielzahl von sexuellen Handlungen und Orientierungen kategorisch aus. Diese werden nicht nur als unnatürliche Form der Sexualität verstanden, sondern stellen auch ein Produkt negativer gesellschaftlicher Prozesse dar. Der gegenwärtigen Diversifizierung und Pluralisierung sexueller Orientierungen, Identitäten, Ausdrucksweisen und Praktiken wird ein komplexitätsreduzierendes Deutungsangebot gegenübergestellt.⁴⁷ Das Lustparadigma im modernen gesellschaftlichen Sexualdiskurs wird dennoch aufgegriffen und gleichzeitig in eine Art göttliche Leidenschaft umgemünzt. Nach dem Motto: »Nur die Liebe heiligt die Lust.«⁴⁸

Die Auseinandersetzung mit und das Bekenntnis zur eigenen sexuellen Identität und Orientierung sind in unserer Gesellschaft zunehmend von Bedeutung für die Eigen- und Fremdwahrnehmung. In den Predigten der ›Equippers‹ wird jedoch vermittelt, dass es nur *eine*, im religiösen Sinne richtige Form der Sexualität geben kann. Sexuell handelnde Menschen sollen sich also nicht darüber definieren, welche Wahl sie treffen und wie sie sich zu ihr bekennen, sondern einzig darüber, dass sie die ›richtige‹ Wahl treffen und sich damit zur religiösen Sexualmoral bekennen. Auf diese Weise wird die in den Predigten vermittelte Sexualmoral im Rahmen eines zu-

45 Vgl. *Knecht*, wie Anm. 4, S. 121.

46 Vgl. *Ebd.*, S. 152.

47 Vgl. *Volkmar Sigusch*: Neosexualitäten: Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion. Frankfurt am Main 2005, S. 22 und S. 105.

48 *Rüdiger Lautmann/Michael Schetsche*: Das pornographierte Begehren. Frankfurt am Main/New York 1990, S. 210.

nehmend lustzentrierten und liberalen gesellschaftlichen Sexualdiskurses
anschlussfähig und vermittelbar.⁴⁹



Evelyn Schühle, M. A.
schuehle.anthropology@gmail.com

49 Vgl. *Sigusch*, wie Anm. 47, S. 103–105.

EINVERNEHMLICHER SEX – SELBSTGEMACHT! ZINES ALS EINLADENDE MEDIEN DER REFLEXION VON KONSENSKONZEPTEN

Beate Absalon

Einführung

Einvernehmlichkeit, Aushandlung, Konsens und Zustimmung sind synonyme Schlüsselwörter aktueller Debatten zur Regelung sexueller Umgangsformen. Sie gelten als entscheidende argumentative Faktoren, um vereinbarte und erwünschte Sexualpraktiken von übergriffigen Gewaltpraktiken zu unterscheiden. Aus moralischer wie rechtlicher Perspektive ist die normative Kraft der Einwilligung vor sexuellen Handlungen heute weitgehend anerkannt. Doch was genau sie theoretisch umfasst und wie sie praktisch realisiert werden kann, darüber gibt es keinen Konsens. Entsprechende Leerstellen herrschen auch im Bereich der Bildungsarbeit, wenn über einvernehmliches Handeln informiert werden soll:

»Es fehlt sowohl in gesellschaftlichen Debatten als auch im sexualpädagogischen Fachdiskurs an Auseinandersetzungen mit Fragen der einvernehmlichen Gestaltung sexueller Beziehungen und der Unterstützung einer auf Selbstbestimmung und Zustimmung basierenden Haltung und Praxis in Bezug auf Sexualität:en.«¹

Der vorliegende Artikel stellt anhand des Mediums ›Zines‹ als kreativem Lehr- und Lernmaterial zur Ausgestaltung einvernehmlicher Sexualpraktiken einen Versuch vor, diese diagnostizierte Lücke zu schließen.

Zines lassen sich als Kurzform von ›Magazines‹ verstehen, die in Handarbeit mit einfachen, kostengünstigen Mitteln hergestellt und in kleiner Auflage verbreitet werden. Typisch für Zines ist ihr ›Do-it-yourself‹-Design sowie eine Präferenz für Themen, die als »too niche, risqué, or outside of the mainstream, in terms of more traditional/commercial forms of publication«² gelten. Als »independent platform of expression for underrepresented and marginalized voices«³ zirkulieren sie meist in Subkulturen wie der Punkszene oder in LGBTQIA(+)-Communities. Die hier präsentierten Zines habe ich unter anderem in einem »feminist, women-queer oriented and eco-friendly

1 Maria Dalhoff u. a. (Hg.): Sexuelle Einvernehmlichkeit gestalten. Theoretische, pädagogische und künstlerische Perspektiven auf eine Leerstelle sexueller Bildung. Flensburg 2021, S. 11.

2 *The Bindery*: What is a Zine? URL: <https://www.binderymke.com/what-is-a-zine> (Stand: 10.2.2022).

3 Ebd.

sex shop«⁴ und auf der Online-Plattform eines »anarchist zine [...] distribu-
tor[s]«⁵ gefunden.

Der alternative Zugang dieses Mediums zur Thematisierung zeitgenössischer Sexualethik wird im Folgenden als eigensinniges Handbuchformat skizziert, welches in gesellschaftliche Diskussionen um die Prävention sexualisierter Gewalt interveniert. In der Tradition feministischer *Consciousness-Raising*-Bewegungen⁶ generieren die Zines »cutting-edge thought on consent«,⁷ indem das Thema aus der Perspektive gelebter Erfahrung behandelt wird und Zines somit Raum für einen erfinderischen Umgang mit inhärenten Ambivalenzen und sich rationalen Strategien entziehenden Merkwürdigkeiten oder Unordnungen des Sexuellen liefern.⁸

Nach einer den Überblick schaffenden, historischen Einordnung der Entwicklung gängiger Einvernehmlichkeitsmodelle werde ich auf aktuelle Dis-

4 *Other Nature GmbH*. URL: <https://other-nature.de/> (Stand: 20.7.2022).

5 *Sprout Distro*. URL: <https://www.sproutdistro.com> (Stand: 20.7.2022).

6 »Consciousness-raising groups were popularized in the 1960s during the civil rights movement and the women's liberation movement. While not limited to women, they typically consisted of small groups gathering in private homes to discuss gender inequality, share personal testimonies, and make plans to take action. The groups served to transform personal experiences into a political consciousness, stating ›The personal is political‹. Through shared experiences, women became aware of the larger social structures that created inequality and were able to see common themes among their shared experiences of gender oppressions. These grassroots efforts mobilized people to come together to form larger social movements to enact social change.« *Bettina J. Casad/Alisan Kasabian*: Consciousness-Raising Groups. In: Kevin L. Nadal (Hg.): *The SAGE Encyclopedia of Psychology and Gender*. Thousand Oaks 2017, S. 370–371, hier S. 370.

7 *Milena Popova*: *Sexual Consent*. London 2019, S. 128.

8 Die Frage danach, welche Normen und Werte wir im sexuellen Miteinander als akzeptabel und wünschenswert formulieren, führt a priori die ontologische Frage mit sich, was Sex eigentlich ist respektive was wir darunter verstehen. Ich verfolge einen Ansatz der psychoanalytisch informierten Queer- und Affekttheorie, wie ihn beispielsweise Lauren Berlant und Lee Edelman formulieren. Sie beschreiben sexuelles Erleben als »intimate estrangement«, da es uns mit unseren und den Grenzen der anderen Person(en) konfrontiert. Dies hängt damit zusammen, dass Sex ein aufgeladenes Konglomerat aus »legal sanction, social judgment, unconscious drives, and contradictory desires« bildet, in welchem wir auf »incoherences and divisions, conscious and unconscious alike« treffen können, »that trouble any totality or fixity of identity. It denotes, that is, the relentless force that unsettles the fantasy of sovereignty. But its effects, in our view, are not just negative, since negativity unleashes the energy that allows for the possibility of change. So too ›nonsovereignty‹ [...] invokes the psychoanalytic notion of the subject's constitutive division that keeps us, as subjects, from fully knowing or being in control of ourselves and that prompts our misrecognition of our own motives and desires«. Die Prämisse, dass Relationalität – der Bezug auf etwas oder jemanden, welche im Kontakt wiederum auf uns Bezug nehmen – einen ungewissen Raum öffnet, der uns nicht gänzlich zuhänden sein kann, verkompliziert notwendigerweise Konsenstheorien, die von autonomen Subjekten mit festem Ich-Kern ausgehen und Sex als transparente, kommunikative und rationale Erfahrung verkennen. *Lauren Berlant/Lee Edelman*: *Sex, or the Unbearable*. Durham 2013, S. VII f.

kussionen um deren Grenzen und Fallstricke hinweisen, welche in den Zines reflektiert und um praxisnahe Gegenmodelle erweitert werden. Mithilfe einer methodischen Verzahnung von ›close‹ und ›wide reading‹⁹ untersuche ich das Material in Hinblick auf seine spezifische ästhetische Gestaltung: die Bedeutungsvielfalt der visuellen, narrativen und sprachlichen Formen. Inwiefern machen die Zines sicht- und begreifbar, wie eine vielfach geforderte Konsens- oder Verhandlungsmoral lebensnah umgesetzt werden kann – oder ob im Zuge der Reflexion von Einvernehmlichkeitskonzepten nach anspruchsvolleren Bedingungen für die Umsetzung selbstbestimmter, grenzachtender und kooperativer sexueller Interaktionen Ausschau gehalten wird?

Genealogische Kontextualisierung kritischer Reflexionen um einvernehmlichen Sex

Die Fokussierung auf Einvernehmlichkeit als formale Mindestanforderung für den Geltungsanspruch gesellschaftlich und ethisch akzeptabler Sexualpraktiken kann als Ergebnis eines kulturellen Wandels moderner Industriegesellschaften verstanden werden. Mit der Chiffre ›1968‹ wird eine historische Zäsur markiert, in der das Ideal sexueller Befreiung als Anfechten und Ablösen repressiver Sittlichkeitsnormen konzipiert wurde: »Sex is no longer morally problematic or unproblematic: it is instead merely wanted or unwanted«¹⁰ und gilt als »okay«,¹¹ solange sich alle Beteiligten darauf einigen. Sexualmoral wurde durch Verhandlungsmoral ersetzt.¹² Den bekannten Studien Michel Foucaults folgend erwies sich diese Verschiebung in Richtung einer erhofften Befreiung jedoch nur als bedingt und scheinbar, da die neue Norm eines liberalen ›Anything-goes‹-Sex zu neuen Zwängen,

9 »Als close reading wird ein [...] literaturwissenschaftliches Interpretationsverfahren bezeichnet, dessen grundlegendes Prinzip die textgenaue, detailbezogene Lektüre und Analyse [...] ist. Eine solche Lektüre versucht der Vielschichtigkeit literarischer Texte, ihren ästhetischen Strukturgebungen [...] durch eine möglichst präzise Erfassung der Bedeutungen und Effekte aller Einzelelemente und ihres Zusammenspiels im Text gerecht zu werden. [...] Mit dem Begriff des wide reading wird diesem Verfahren [...] eine Methode komplementär zur Seite gestellt, welche die [...] Ko-Lektüre einer Vielzahl anderer, auch nicht-literarischer Texte verbindet, mittels derer auch der weitere historische und kulturelle Kontext [...] erfasst werden kann. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass sich die Bedeutung [...] nur aus der Zusammenschau mit ihrer Verwendung und Bedeutung in der umgebenden Kultur und in einer Vielzahl anderer Texte aufschließen lässt.« *Vera Nünning/Ansgar Nünning* (Hg.): *Methoden der literatur- und kulturwissenschaftlichen Textanalyse Ansätze – Grundlagen – Modellanalysen*. Stuttgart 2010, S. 294.

10 *Amia Srinivasan*: *The Right to Sex. Feminism in the Twenty-First Century*. London 2021, S. 89.

11 Ebd.

12 Vgl. *Gunter Schmidt*: *Das Verschwinden der Sexualmoral. Über sexuelle Verhältnisse*. Hamburg 1996.

disziplinierenden Effekten, Erwartungen und Druck führte.¹³ Gegen diese Konsequenzen wurden kritische Stimmen des ›Second-Wave‹-Feminismus¹⁴ laut, ohne freilich das Befreiungsideal aufzugeben. Dieses Ideal wurde im Kampf gegen sexualisierte Gewalt ergänzt um differenzierte Reflexionen über Machtstrukturen, welche die Geschlechterverhältnisse ungleichgewichtig prägen. Demnach kann beispielsweise in heteronormativen Konstellationen nicht einfach von herrschaftsfreien Aushandlungsprozessen unter Gleichen ausgegangen werden, solange patriarchale Gesellschaftsformen Einfluss auf scheinbar private Dynamiken haben.¹⁵ Gleichzeitig wurde aus feministischer Perspektive an den auf sexuelle Selbstbestimmung ausgelegten Aspekten der Verhandlungsmoral festgehalten, da mit ihnen das erkämpfte Recht einhergeht, frei über den eigenen Körper und seine Lüste bestimmen zu können und reproduktive Autonomie zu wahren. Der Fokus lag nun auf der normativen Kraft des Vetorechts: ›Nein heißt Nein‹. In der ›Third wave‹¹⁶ des Feminismus wurde eingewandt, dass ein solches Modell wiederum heteronormative Stereotype fortschreibe, welches »Frauen eher in die Position der sexuellen ›Torhüterinnen‹ drängt als in die von aktiven und begehrenden Partnerinnen.«¹⁷ Ebenso wurde diskutiert, ob der Fokus auf Gefahrenprävention das Verständnis von Sex zu nah an die Definitionen sexualisierter Gewalt rücke.¹⁸ Wenn Einvernehmlichkeit thematisiert wird, dann meist ausgehend von ihrem Fehlen. Dann geht es vor allem um das Zurückweisen und Abwehren von unerwünschten, übergriffigen Handlungen – und wie diese durch präventive Maßnahmen verhindert werden können. Wie steht es aber um Einvernehmlichkeit an sich? Wird der Begriff nur im Sinne von Selbstverteidigung, Gefahrenprävention und -intervention verwendet, wird übersehen, dass Einvernehmlichkeit zunächst einmal

13 Vgl. *Michel Foucault*: Sexualität und Wahrheit 1: Der Wille zum Wissen (zuerst 1976). Frankfurt am Main 2017.

14 »It is common to speak of three phases of modern feminism. [...] The second wave began in the 1960s and continued into the 90s. This wave unfolded in the context of the anti-war and civil rights movements and the growing self-consciousness of a variety of minority groups around the world. The New Left was on the rise, and the voice of the second wave was increasingly radical. In this phase, sexuality and reproductive rights were dominant issues, and much of the movement's energy was focused on passing the Equal Rights Amendment to the Constitution guaranteeing social equality regardless of sex.« *Martha Rampton*: Four Waves of Feminism. In: Pacific University Oregon. URL: <https://www.pacificu.edu/magazine/four-waves-feminism> (Stand: 28.2.2022), zuerst in: Pacific Magazine 41 (2008), Heft 2. URL: <https://www.pacificu.edu/alumni/news-stories/pacific-magazine/archives> (Stand: 22.5.2022).

15 Vgl. *Carole Pateman*: The Sexual Contract. Cambridge 1988.

16 »The third wave of feminism began in the mid-90's and was informed by post-colonial and post-modern thinking. In this phase many constructs were destabilized, including the notions of ›universal womanhood‹, body, gender, sexuality and heteronormativity.« *Rampton*, wie Anm. 14.

17 *Tanya Serisier*: Ist Konsens sexy? In: e*vibes – für eine emanzipatorische Praxis, 28.5.2015. URL: <https://evibes.org/2015/05/27/ist-konsens-sexy/> (Stand: 5.1.2022).

18 Vgl. *Katie Roiphe*: The Morning After: Sex, Fear, and Feminism. Boston 1993.

ein integraler Bestandteil selbstbestimmter Sexualität ist. Erst dann kann der Begriff nicht nur die Abwehr von Unerwünschtem umfassen, sondern das Einladen von Erwünschtem. Versuche, die Aufbruchsentwürfe von 1968 in einem sowohl radikal hegemoniekritischen als auch lustfreundlich-sex-positiven Sinne¹⁹ zu erweitern, führten den Wandel zu einem affirmativen ›Ja heißt Ja‹-Modell ein.²⁰ »Die Verantwortungsfrage wurde durch dieses Modell umgedreht: Zugrunde liegt der Gedanke, dass die Person, die sich sexuelle Handlungen wünscht oder diese initiiert, dafür verantwortlich ist, die explizite Zustimmung aller Beteiligten einzuholen, anstatt erst zu reagieren, wenn ihre Handlungen unterbrochen werden.«²¹ Vertreter*innen dieses Modells machen deutlich, dass das Ausbleiben einer Verneinung nicht kausal als Bejahung einer intimen Interaktion gedeutet werden kann, da die Bedingungen der Möglichkeit zum Verneinen nicht immer gegeben sind. Verschiedene Faktoren spielen hierbei eine Rolle. Dies können psychosoziale, durch Erziehung und Sozialisation geprägte Dynamiken sein – beispielsweise an Konformität, Gefälligkeit und Duldung ausgerichtete Verhaltensmuster oder Glaubenssätze, welche selbstbewusstes Ablehnen als Affront abtun. Demgegenüber ist für das Aushandeln von Einvernehmlichkeit ein möglichst sicherer Kontext, ein ›safer space‹, notwendig, in welchem Verneinungen formuliert werden können, ohne dadurch bedrohliche Konsequenzen fürchten zu müssen. Im Zuge dieser Reflexionen von Machtstrukturen müssen auch physiologische Prozesse der Traumabewältigung beachtet werden. So können sich Überlebensstrategien in Gefahrensituationen durch unwillkürliche Steuerungen des vegetativen Nervensystems ausdrücken. Während ›Fight‹- und ›Flight‹-Reaktionen eindeutig als verkörperte Formen radikalen Verneinens verstanden werden können, sind die Traumaresponses ›Freeze‹ und ›Fawn‹ anfällig für Missdeutungen. ›Freeze‹ bezeichnet leibliche Reaktionen der Erstarrung und Immobilität, die eintreten, wenn die aggressiveren Varianten des Kämpfens und Flüchtens nicht gegeben sind. Stattdessen wird eine Schutzhaltung eingenommen. Diese erzwingt entweder ein Innehalten,

19 »[S]ex-positivity [...] encapsulates notions of diversity, empowerment, and choice. Sex-negative perspectives tend to frame sexuality and sexual practices primarily as risky, difficult to manage, and perhaps adversarial; while variations of sex-positivity seem to acknowledge risks and concerns yet also emphasize the importance of sexual pleasure, freedom, and diversity.« *D. J. Williams* u. a.: Introducing a Multidisciplinary Framework of Positive Sexuality. In: *Journal of Positive Sexuality* 1 (2015), S. 6–11, hier S. 6.

20 Als ausschlaggebend für diesen Prozess wird meist eine 1993 von Studierenden des US-amerikanischen Liberal Arts College's Antioch verfasste *Sexual Offense Prevention Policy* genannt. »Written by women students dismayed to find out about rapes on a campus that prided itself on a progressive inclusivity, the policy stated that consent means verbally asking and verbally giving or denying consent for all levels of sexual behavior. Consent had to be ongoing, and it was required regardless of the relationship between partners, regardless of previous sexual history or current activity.« *Katherine Angel*: *Tomorrow Sex Will Be Good Again: Women and Desire in the Age of Consent*. New York 2021, S. 24.

21 *Maria Dalhoff*: Zentrale Entwicklungslinien sexueller Einvernehmlichkeit seit den 1970er-Jahren – eine Skizze. In: Dalhoff u. a., wie Anm. 1, S. 57–64, hier S. 58.

um Informationen zum weiteren Vorgehen in einer zunächst ausweglos erscheinenden Situation zu sammeln; oder sie ermöglicht Dissoziation als eine Art bewusstseinsverändernde Abspaltung von der jeweiligen Erfahrung, welche die subjektive Wahrnehmung der Stress- oder Gewalteinwirkung dämpft. Eine grobe Interpretation dieser Körperreaktion könnte sie als Ausdruck der Einwilligung deuten, da kein klares »Nein« kommuniziert wird. Noch tückischer sind die Missdeutungen der »Fawn«- oder im Deutschen auch der sogenannten »Bambi-Response«, die sich als demütiges Anbieten und Rechtmachen beschreiben lässt. Sie kann eintreten, wenn das Einsteigen für seine eigenen Grenzen als Gefahr für das eigene Wohl eingestuft wird. Um möglichst unbeschadet aus der Krisensituation zu kommen, wird deswegen mit dem Aggressor kooperiert und sich ihm unterworfen.²² Dieses scheinbare Einverständnis trübt damit allerdings auch das Motto »Ja heißt Ja«. In einer um Trauma desinformierten Lesart könnte dieses Modell das angestrebte Projekt sexueller Befreiung als »Backfire« vielmehr konterkarieren, wenn es beispielsweise eher dem Schutz des*der Sexualstraftäter*in vor rechtlicher Verfolgung dient, da die Handlung nicht eindeutig abgelehnt oder als Geste unterjochter Einwilligung gar bejaht wurde.²³

Die Umwandlung einer als »rape culture«²⁴ diagnostizierten Gegenwart in Richtung »consent culture«²⁵ muss deswegen mit einer differenzierten Begriffsbestimmung einhergehen. Welche Komponenten machen erst eine gültige Einvernehmlichkeit aus? Was sind die Bedingungen, die Individuen befähigen, sich einverstanden zu erklären und ein Einverständnis richtig zu interpretieren? Antworten auf diese Fragen fallen unterschiedlich aus. Aus juristischer Perspektive spielen beispielsweise Alter oder Bewusstseinszustand wichtige Rollen.²⁶ Der soziologische und philosophische Diskurs dreht sich unter anderem um die Frage, ob valide Einvernehmlichkeit ver-

22 Eine detaillierte Beschreibung der »acute stress responses« findet sich u. a. hier: *Mary West: What is the Fight, Flight, or Freeze Response?* In: *Medical News Today*, 28. 7. 2021. URL: <https://www.medicalnewstoday.com/articles/fight-flight-or-freeze-response#what-is-it> (Stand: 5. 1. 2022).

23 Die Sozialpsychologin Nicole K. Jeffrey beschreibt beispielsweise anhand ihrer Interview-basierten Studien, dass ein alleiniger Fokus auf Consent in »sexual justice politics, sexuality education, and sexual violence prevention« inadäquat ist, um eine sexualisierte Gewalt bekämpfende Sexualethik zu fördern: »In particular, I demonstrate that a consent focus allows men to (a) hold women responsible for communicating (non) consent; (b) define the conditions of sexual interactions; (c) achieve consent through violence and coercion; (d) accept »yes« as unfettered consent; and (e) minimize and justify sexual violence.« Vgl. *Nicole K. Jeffrey: Is Consent enough? What the Research on Normative Heterosexuality and Sexual Violence Tells Us*. In: *Sexualities* (2022), S. 1–20, hier S. 1.

24 Vgl. *Emilie Buchwald/Pamela Fletcher/Martha Roth* (Hg.): *Transforming a Rape Culture*. Minneapolis 1993.

25 *Kitty Stryker* (Hg.): *Ask! Building Consent Culture*. Portland 2017.

26 Vgl. *Robin West: A Comment on Consent, Sex, and Rape*. In: *Legal Theory* 2 (1996), Heft 3, S. 233–251.

bal oder non-verbal kommuniziert wird,²⁷ ob es sich dabei um ein mentales »internal feeling of willingness«²⁸ handelt oder ob eine sich im jeweiligen Verhalten äußernde »external communication of that feeling of willingness«²⁹ ausschlaggebend sein sollte. Im medizinischen Kontext, in welchem von Patient*innen zum Beispiel vor einer Operation durch die gründlichen Aufklärung über Maßnahmen und Nebenwirkungen potenziell riskanter Eingriffe eine Einverständniserklärung (im Englischen: Informed Consent) eingeholt werden muss, schließt das Konsensverständnis Fragen des Wollens wiederum gar nicht erst ein. Zwar kann hier von freiwilligen respektive nicht erzwungenen Zustimmungen ausgegangen werden. Der eingewilligte Akt – wie die Operation – muss jedoch nicht *wirklich* gewollt und gewünscht werden, wenn ihm unter anderen Umständen – wie bei einwandfreier Gesundheit – eigentlich nicht zugestimmt werden würde. Somit handelt es sich zwar um eine aktive Affirmation, ohne jedoch die Sache an sich zu bejahen, da bloß dem geringeren Übel eingewilligt wird, wenn die Konsequenzen der Krankheit schlimmer sind, als die des medizinischen Eingriffs. Davon ausgehend, dass ethisch verstandener Konsens beim Sex demgegenüber für Handlungen gelten sollte, die an sich erwünscht sind, wurde »Ja heißt Ja« ergänzt um die Formulierung des »enthusiastischen Konsens«. Die so verstandene Zustimmung gilt somit erst dann, wenn die eingewilligte Sache im emphatischen Sinne *unbedingt* gewollt wird.³⁰ Progressive Sexualbildung, wie sie beispielsweise von Gesundheitsorganisationen wie *Planned Parenthood* verfolgt werden, greifen auf eingängige Akronyme wie »FRIES« zurück, um gebündelt zu definieren, welche Elemente »valid consent« ausmachen: Es muss »freely given, reversible, informed, enthusiastic, specific«³¹ sein. Einvernehmlichkeit kann also nicht erzwungen werden, sie lässt sich zu jedem Zeitpunkt verändern oder zurückziehen und ihre Gültigkeit geht verloren, wenn über den verhandelten Akt gelogen oder getäuscht wird. Zudem sollte

27 Vgl. *Chandra Kavanagh*: Juliette. A Model of Sexual Consent. In: *INSEP – Journal of the International Network for Sexual Ethics & Politics* 4 (2016), S. 43–54.

28 *Melanie Ann Beres*: Rethinking the Concept of Consent for Anti-Sexual Violence Activism and Education. In: *Feminism & Psychology* 24 (2014), Heft 3, S. 373–389, hier S. 375.

29 Ebd.

30 Diese Differenzierung lässt sich im Englischen anhand der unterschiedlichen Konnotationen der Worte »willing« und »wanting« markieren, da sich in Letzterem ein Affekt, ein Begehren nach etwas äußert, während Ersteres lediglich einen Zustand der Bereitschaft für etwas beschreibt. Doch auch diese Unterscheidung erlaubt noch keine hinreichende Aussage darüber, ob ein durch »wanting« eingewilligter Akt per se besser und ethisch einwandfreier sei, als sich mit »willingness« auf etwas einzulassen. Auf diesen Umstand, der von der Feministin *Andrea Long Chu* treffend zusammengefasst wird in dem Satz: »But now you begin to see the problem with desire: we rarely want the things we should«, wird im im Folgenden weiter eingegangen. *Andrea Long Chu*: On Liking Women. In: *n+1* (2018) Heft 30. URL: <https://www.nplusonemag.com/issue-30/essays/on-liking-women/> (Stand: 22.6.2022).

31 *Planned Parenthood Federation of America*: Sexual Consent. URL: <https://www.plannedparenthood.org/learn/relationships/sexual-consent> (Stand: 5.1.2022).

erst von einem Einvernehmen ausgegangen werden, wenn sich in der Zustimmung Begeisterung über die erwünschte Handlung ausdrückt, wobei von der einen zugestimmten Handlung nicht kausal auf die Befürwortung anderer Handlungen ausgegangen werden kann.

State of the Art: aktuelle feministische Kritik an Konsenskonzepten

Die große Anzahl der in den letzten Jahren veröffentlichten, kulturwissenschaftlichen, queer-feministischen Sachbücher, Essays und Romane zum Thema, lässt sich jedoch als kritische Reaktion auf spezifische Fallstricke dieses ›affirmative‹ und ›enthusiastic consent‹-Modells verstehen. In ihrer Rezension einer Auswahl konsenskritischer Literatur fasst die Journalistin Parul Sehgal zusammen, was die Autor*innen fordern:

»We have to complicate this conversation around sexual violence, we need language for a ›spectrum‹ of harm [...]; we need ›in-between words‹ [...]; we need to learn how to say, and hear, not just an enthusiastic ›yes‹ or ›no‹ but ›maybe‹ [...]. After all, sex ought not to be understood as ›capitalist free exchange‹ [...], not something we extract from someone else, but something ›we make and experience together‹ [...], a ›conversation‹ [...].³²

Vermehrt wird dabei auf die Problematik hingewiesen, dass die wohlgemeinten Ansätze eine problematische Nähe zu neoliberalen Imperativen aufweisen, welche das feministische Projekt sexueller Befreiung quasi von innen heraus korrumpieren. Die Psychoanalytikerin Avgi Saketopoulou bemängelt an gängigen Konsenskonzepten, dass sie »ein Subjekt voraus[setzen], das sich selbst vollkommen transparent ist und die Auswirkungen seiner Zustimmung exakt antizipieren kann.«³³ Das Wunschdenken bestehe darin, durch Rationalität und Innenschau Kontrolle über das eigene Begehren zu gewinnen, das im Anschluss klar an die andere Person kommuniziert und von dieser interpretiert werden müsse, um eine möglichst risikoarme Interaktion zu sichern. Die Sexualwissenschaftlerin Rona Torenz vergleicht ein solches Verständnis mit Managementtechniken, in welchen die Beteiligten wie souveräne, autonome »Sexual-Entrepreneure«³⁴ handeln. In ihrer Debatteanalyse um einvernehmlichen Sex beschreibt sie, dass »moralische Handlungskodizes« der ›Ja heißt Ja‹-Problemlösungsstrategien diese zu sehr in den Bereich individueller Handlungsfähigkeit legen und »marktförmige

32 Vgl. Parul Sehgal: Yes, No, Maybe So: A Generation of Thinkers Grapples With Notions of Consent. In: The New York Times: Critic's Notebook, 21. 6. 2021, URL: <https://www.nytimes.com/2021/06/21/books/literature-about-consent.html> (Stand: 5. 1. 2022).

33 Avgi Saketopoulou: Der Drang zur Überwältigung Zustimmung, Risiko und die Neu-Übersetzung des Enigmas. In: PSYCHE 74 (2020), Heft 4, S. 239–279, hier S. 239.

34 Laura Harvey/Rosalind Gill: Spicing it up: Sexual Entrepreneurs and The Sex Inspectors. In: Rosalind Gill/Christina Scharff (Hg.): New Femininities: Postfeminism, Neoliberalism and Subjectivity. London 2011.

Machtverhältnisse in Selbstverpflichtungen auflösen.«³⁵ Dies übersehe, dass »die Führung eines Unternehmens und Sex zwei ziemlich verschiedene Dinge« seien, da Sex »zu einem großen Teil aus Unbewusstem, [...] Begehren und Affekten [besteht], die gar nicht verhandelbar sind.«³⁶ Das Handeln nach bestimmten, rationalen, als universell gültig und ›richtig‹ gerahmten Verhaltensregeln nivelliert die Komplexität sexuellen Miteinanders, welches vielmehr eine situationsabhängiges und körperliches Geschehen sei, das eine weitaus nuanciertere Palette umfasse, als dass es sich mit den engen Parametern von ›Ja‹ und ›Nein‹ hinreichend abstecken lässt. Problematisch sei deswegen der Rückgriff auf kontraktuelle Konzepte, wie sie im juristischen oder medizinischen Raum gängig sind, sich jedoch auch im Ideal der auf Enthusiasmus setzenden Modelle weiterwirken. Eingewandt wird, dass sie von einem einseitigen Geschehen ausgehen, in welcher eine Person einer anderen etwas antut, dem sie (enthusiastisch oder nicht) zustimmt oder es ablehnt. Ob ›Nein heißt Nein‹, ›Nur Ja heißt Ja‹ oder ›Nur HELL YEAH! heißt Ja‹ – in allen Formeln kann sich diese ›Einbahnstraßen-Logik‹³⁷ spiegeln, in welcher eine Person als ›gatekeeper‹ fungiert, die das Überschreiten von Körpergrenzen gestattet und erlaubt – oder eben nicht. Meist ist diese Dynamik zusätzlich heteronormativ gendert (wobei dies auch in queeren Beziehungskonstellationen perpetuiert werden kann): »Traditional social norms hold that men are sexual actors and women are reactors or gatekeepers of sex [...] and a consent focus is not enough to disrupt such norms.«³⁸ Einvernehmlichkeit kann nach dieser Logik reduziert werden auf die Suche nach einer richtigen Formel, um an den gehüteten Sex des anderen zu gelangen. Autorin Christine Emba beschreibt diesen Umstand wie folgt:

»Even the qualified versions of consent – the ›affirmative‹, the ›enthusiastic‹ – have the lowest possible standard as their working assumption: ›Did I get permission, so that my actions are not statedly against this person’s will?‹ The new adjectives are often understood as simply

35 Rona Torenz: Dirty Talk. Kritische Anmerkungen zu Verhandlungsmoral und Zustimmungskonzept: In: Phase 2 – Zeitschrift gegen die Realität 45 (2017). URL: https://www.phase-zwei.org/hefte/artikel?tx_news_pi1%5Baction%5D=detail&tx_news_pi1%5Bcontroller%5D=News&tx_news_pi1%5Bnews%5D=285&cHash=01ce6dd5efab4b5ee9431788b5e0e96d (Stand: 5.1.2022).

36 Ebd.

37 Eine analytisch-philosophische Bestimmung der Parameter des Konsensuellen beschreibt, dass es letztlich zwei Wege gibt, die eigene Einwilligung auszudrücken, und dass es dabei eine gebende und eine empfangende Rolle gibt: »First, a consent-giver could direct a consent-receiver’s behaviour. Second, a consent-giver could express permission to the consent-receiver.« Tom Dougherty: *The Scope of Consent*. Oxford 2021, S. 145.

38 Nicole K. Jeffrey, wie Anm. 23, hier S. 4.

shifting the goal posts – rather than stopping when your partner says ›no‹, you just have to get them to say ›yes‹ in the right way.«³⁹

Wichtiger, als die eine universell gültige und beste Formel für eine zeitgenössische Sexualethik zu finden, scheint jedoch zu sein, eher ein Bewusstsein über die Vielfalt ethischer Kommunikationsformen intimen Miteinanders zu schaffen, sowie eine Reflexion darüber, welche Funktionen, Möglichkeiten, Grenzen und Intentionen mit den jeweiligen Formen verbunden sind. Die informierte Einwilligung beispielsweise erfüllt die Funktion der Erschaffung eines Schutzraumes, in welchem nicht nur die Persönlichkeits- und Selbstbestimmungsrechte von Patient*innen oder Klient*innen bewahrt, sondern vice versa auch der Schutz von Ärzt*innen oder Anwält*innen vor strafrechtlicher Verfolgung gewährleistet wird. Es ist denkbar, ein solches primär auf Absicherung vor Anklagen ausgerichtetes Konzept in sexuelle Sphären zu übertragen. Und für manchen Sex und manche daran Beteiligte wird die Anwendung dieses Verständnisses dienlich und konstruktiv sein.⁴⁰ Jedoch beklagen andere Autor*innen, dass eine Verengung des Diskurses über zeitgenössische Sexualethik auf »consent as the highest bar for any encounter«⁴¹ kontraproduktiv wirken kann, da es auch das Verständnis von Sex einschränkt (auf eine Tätigkeit, bei der eine Person etwas mit der anderen Person macht) und somit so manchem Sexualerleben widerspricht und entsprechend nicht sinnvoll anwendbar ist. Das Aushandeln von Konsens droht sonst zu einem von der Sache selbst entfremdeten Selbstzweck zu werden.

Insofern Einvernehmlichkeit gilt nicht nur als »›morally transformative‹, even magical«⁴². Nicht nur werden unerlaubte in erlaubte Akte verwandelt, sondern dabei auch die Beziehungen der Einwilligenden verändert. Konsens hat eine »relationship-shaping function«⁴³. Die Auswirkungen gehen

39 *Christine Emba*: Consent is not Enough. We Need a New Sexual Ethic. In: The Washington Post, Opinion, 17.3.2022. URL: <https://www.washingtonpost.com/opinions/2022/03/17/sex-ethics-rethinking-consent-culture/> (Stand: 22.6.2022).

40 Exemplarisch zu nennen wären hier Personen, die sich auf Sex einigen, auch wenn eine*r von ihnen eine sexuell übertragbare Krankheit hat und sie sich konsensuell über Verhütung und Umgangsweisen mit möglichen Folgen der Interaktion aufklären. Ein anderes Beispiel wären Personen die BDSM (Abkürzung für Spielformen mit Bondage und Disziplinierung, Dominanz und Submission, Sadismus und Masochismus) praktizieren und beispielsweise einwilligen, sich Nadeln durch die Haut stechen zu lassen und zuvor über gesundheitliche Risiken und Nebenwirkungen dieser Praktik aufgeklärt werden möchten.

41 *Emba*, wie Anm. 39.

42 *Vera Bergelson*: The Meaning of Consent. In: SSRN Electronic Journal (2018), S. 171–180, hier 171.

43 Das Argument ist hier, dass Einwilligungen zu einem veränderten Miteinander führen, was die jeweilige Beziehung prägen und transformieren kann. Aus Kolleg*innen können beispielsweise Freund*innen werden, wenn regelmäßig zum gemeinsamen Mittagessen eingewilligt wird oder nach Einvernehmen gefragt wird, um ein Geheimnis zu teilen. *Anni Alisa Raty*: Inside the Moral Nexus: On Wrongs, Rights, and Normative Powers. Unveröffentlichte Doktorarbeit des Massachusetts Institute of Technology (2022),

über das bloße Ausführen des ausgehandelten Aktes also hinaus. Deswegen fordern viele Autor*innen, Einvernehmlichkeit um weitere ethische Elemente des Miteinanders zu ergänzen wie beispielsweise Empathie, reziproke Sorge, gegenseitige Achtung und Verantwortungsbewusstsein.⁴⁴ Das alleinige Festhalten an den Versprechen konsensuellen Sexes ersticke sonst Diskussionen darüber, welchem Sex zwar auf rein formaler Ebene korrekt zugestimmt wird, der aus anderen Gründen trotzdem schmerzhaft, fragwürdig oder problematisch ist, wenn nicht gemeinsam über weiterreichende Konsequenzen oder Hintergründe des Sexualakts reflektiert wird.⁴⁵ Solche Überlegungen müssen auch miteinbeziehen, dass ein ethisches Miteinander nicht nur das Abschließen eines Vertrages zwischen zwei in sich abgeschlossenen Subjekten umfasse. Gerade intensive, geteilte Erfahrungen ließen sich treffender als ein verflochtenes, intersubjektives und dynamisches Geschehen beschreiben: »Sexual experience involves a unique collaborative intentionality«⁴⁶ fasst es die Philosophin Ellie Anderson unter Einbezug phänomenologischer Sichtweisen zusammen. Eine solche Auffassung von ethischem Sex, als relational verstandene Intention, gemeinsam einen noch unbeschriebenen Raum erfinderisch zu ko-kreieren, würde der etymologischen Bedeutung von ›Consent‹ als gemeinsamem (lat. *con*) Fühlen (lat. *sentire*) näherkommen. Statt vordergründig auf kognitives Aushandeln sowie auf Enthusiasmus als einzigen Affekt zu setzen, bezieht diese Perspektive körperlich-eigensinnige »felt dimensions«⁴⁷ sowie eine Vielzahl von auch widersprüchlichen Affekten mit ein. Leibphänomenologischen Denkweisen der Alterität folgend lässt sich daran erinnern, wie jeder Begegnung mit anderen Personen stets etwas Unvorhersehbares und Ungewisses innewohnt, und dass solche nebulösen Zustände nicht per se eine zu bannende Gefahr darstellen, sondern wertvolle und genussreiche Erfahrungen sein können.

Als Plädoyer für einen kritisch reflektierenden statt annihilierenden Umgang mit Unbehagen und Verletzbarkeit weisen Kritiker*innen wie Kat-

hier S. 7. URL: <https://static1.squarespace.com/static/606f34a891e247021be939f2/t/629a68244117a428d1dfa05d/1654286373645/Raty-anniraty-phd-24-2022-thesis.pdf> (Stand: 22.6.2022).

44 Vgl. Nicole K. Jeffrey, wie Anm. 23.

45 Wie ein solches Hinterfragen angeregt werden kann, ohne bevormundend oder erotophob zu argumentieren, lässt sich exemplarisch in den Falldiskussionen der Philosophin Amia Srinivasan lesen. In ihrem Plädoyer gegen Sexualbeziehungen zwischen Professor*innen und Student*innen hält sie nicht die konsensuelle Einwilligung zu dieser Beziehung für ethisch ausschlaggebend, auch nicht wenn diese aus einem »genuine desire« erfolgt. Entscheidender sei, dass eine solche Beziehung die Lehr- und Lernerfahrung durchkreuzt, die in jeglichen edukativen Verhältnissen jedoch geschützt werden sollten. Amia Srinivasan: What's Wrong With Sex Between Professors and Students? It's Not What You Think. In: The New York Times, Opinion, 3.9.2021. URL: <https://www.nytimes.com/2021/09/03/opinion/metoo-teachers-students-consent.html> (Stand: 22.6.2022).

46 Ellie Anderson: The Limits of Consent in Sexual Ethics. In: American Philosophical Association, 24.4.2019. URL: <https://blog.apaonline.org/2019/04/24/women-in-philosophy-the-limits-of-consent-in-sexual-ethics/> (Stand: 5.1.2022).

47 Ebd.

herine Angel auf Verheißungen pathischer Haltungen hin. Ihr geht es um ein Hinterfragen von vorherrschenden Aktivitätsparadigmen des Könnens, Wissens und Beherrschens, um sich den Möglichkeitsräumen des Passiven im Sinne von »vulnerability, receptivity, porousness«⁴⁸ zu öffnen: »Part of the joys of sex might precisely be in discovering new, different ways to be touched: in being vulnerable to the unknown.«⁴⁹ Verglichen mit der Bedingung der in sexualpädagogischen Kontexten beispielsweise herangezogenen ›FRIES‹-Einvernehmlichkeit ließe sich nach diesen Überlegungen schlussfolgern, dass es zwar hilfreich sein kann, Kenntnis über das eigene und andere Innenleben, über Wünsche und Begehren zu haben, doch sollte dies nicht unbedingte Voraussetzung für ein gutes Miteinander sein. Nicht nur, weil ein gewisses Maß an Ungewissheit und Unvorhersehbarkeit integraler (vielleicht auch reizvoller) Bestandteil des sexuellen Miteinanders sein kann. Insofern Menschen ihr Innenleben zu Teilen verborgen ist, ist Nichtwissen zudem unvermeidbar. Problematisch wird es deswegen, wenn simplifizierende Konsensmodelle auf eine undifferenzierte Weise Selbstkenntnis, Transparenz und Autonomie fordern und Authentizität versprechen, handelt es sich dabei doch um hinterfragenswürdige Konzepte.⁵⁰ Damit soll nicht ausgesagt werden, dass ein Hineinspüren in das eigene Wünschen und Begehren obsolet sei. Es geht nur mit weiteren Fragen einher: Woher wissen wir, was wir wollen? Ist es unser oder ein durch unser Umfeld inkorporiertes Wollen? Ist ein eigenes oder echtes Wollen automatisch mehr wert, als fremdes oder gekünsteltes Wollen? Äußert sich in meinem Fake-Wollen nicht auch eine Wahrheit? Begehre ich zudem nur das, was mir *wirklich* gut tut? Was ist mit den vielen Aktivitäten, die mir auf lange Sicht gut tun, die ich gerade nicht enthusiastisch bejahe, weil sich das anstrengend anfühlt? Aber muss man immer nur an seinem Wachstum arbeiten und kann man nicht auch einfach mal hedonistisch, oberflächlich oder auch sich selbst schädigend etwas wollen? Und wenn doch gute Argumente dafür gefunden werden, sein scheinbar echtes Wollen kritisch zu hinterfragen – wie kann das gelingen ohne in die Falle der Bevormundung zu treten? Wie lassen sich diese ganzen Inkohärenzen und Widersprüche gut aushalten?

Letztlich liefern die bisher vorgestellten Konsensmodell keine Antworten darauf, wie auf eine grenzachtende, respekt- und lustvolle Weise durch das Feld des Nichtwissens gemeinsam navigiert werden kann, ohne Sex als kohärente, souveräne und rationale Erfahrung zu verkennen.

48 Katherine Angel: On Vulnerability. In: Granta Magazine, 1.3.2021. URL: <https://granta.com/on-vulnerability/> (Stand: 5.1.2022).

49 Ebd.

50 Skepsis gegenüber diesen Qualitäten wird beispielsweise aus Schulen poststruktureller und dekonstruktivistischer Theorie geäußert, die im Imperativ zu gegenseitiger Selbstoffenbarung und in der Sehnsucht nach Ursprünglichkeit nicht nur die Gefahr der Entpolitisierung erkennen, sondern auch ein Negieren der produktiven Aspekte von Ambiguität, Entreferentialisierung oder Simulation. Vgl. Achim Saupé: Authentizität. In: Docupedia-Zeitgeschichte, 11.2.2010. URL: <http://docupedia.de/zg/> (Stand: 22.6.2022).

Auch die Betonung des Enthusiasmus hilft hier nicht weiter und birgt zudem noch eigene Fallstricke. Auf einer progressiv feministischen, sexualpolitischen Ebene ist die Option zustimmen zu können, ohne begehren zu müssen, wichtige Voraussetzung für Sexarbeiter*innen, ihren Beruf sicher auszuführen. Auch Personen, die vordergründig zum Zwecke der Reproduktion Sex haben möchten, müssen nicht unbedingt den Akt emphatisch wollen. Ebenso wehren sich Stimmen der asexuellen Community gegen dieses Modell, da es die Möglichkeit nimmt, selbstbestimmt sexuelle Handlungen auszuführen, für die es andere Gründe als Begeisterung oder Begehren gibt, zum Beispiel: »I don't want sex for myself, but I said yes because I want to feel closer to my partner.«⁵¹ Eine solche Perspektive ist für Personen jeglicher Sexualorientierung relevant, da die Gründe für Sex vielfältiger und trotzdem ethisch valide sein können, als pure Lust auf den Sexualakt selbst zu verspüren.⁵² Zudem ließe sich hinterfragen, ob der Fokus auf Enthusiasmus als nichtintendierten Nebeneffekt nicht zum Performancedruck führen kann, diesen als eine Art Beweisführung affektiert spielen zu müssen – oder andersherum: dass es dazu führt, seine Initiative zum Sex gezielt und eventuell manipulativ mit den Informationen anzureichern, die das Auslösen von Begeisterung wahrscheinlicher machen. Folgt man der Vorschrift, nur enthusiastisch kommunizierte Zustimmung für Sex gelten zu lassen, läuft man Gefahr, zudem die Gefühle und Gründe zu übergehen, die sowohl subtil tastend als auch gemischt und ambivalent sein können. Sprachformen wie »mal sehen«, »kommt drauf an«, »vielleicht«, »lass es uns ausprobieren« oder »ich finde es gleichzeitig geil *und* abstoßend« können ebenso lebensnah und moralisch unbedenklich sein wie ein eindeutigeres »Hell yeah!«. Sie alle können allerdings ebenso bedenklich und problematisch sein – und um das zu ergründen, müssten andere Kategorien angewandt werden als nur das formal korrekte Aushandeln von Konsens. Kategorien, die vielleicht eher mit dem Reflektieren von Privilegien, von (auch unbewusst) inkorporierten und unser Handeln beeinflussender Normen, von Machtstrukturen oder Traumaeffekten zu tun haben, sowie mit einem Reflektieren der jeweiligen Intentionen und eines geteilten oder abweichenden Sinnhorizonts. Ist es beispielsweise mein bereits festgelegtes Ziel, in der Bar mindestens einen Typen abzuschleppen; oder ist es mein offener gehaltenes Ziel, mit jemandem einen Moment zu teilen und gemeinsam herauszufinden, wie der Abend sich entfaltet?⁵³ Oder allgemeiner: Warum möchte ich überhaupt oder

51 *Angela Chen*: How To Negotiate Better Consent. An Asexual Perspective. In: Autostraddle, 30.10.2020. URL: <https://www.autostraddle.com/consent-asexuality-angela-chen/> (Stand: 1.2.2022).

52 Vgl. u. a. *Maayan Niezna*: Consent, Sex and ›Sexceptionalism‹: Comments on Robin West's 2019 Chorley Lecture, ›Consent, Legitimation and Dysphoria. In: Modern Law Review, 4.10.2019. URL: <https://www.modernlawreview.co.uk/niezna-west/> (Stand: 1.2.2022); *Maria Dalhoff*: Konsens begehren?! Sexuelle Einvernehmlichkeit als Form der Entscheidungsfindung denken. In: *Dalhoff* u. a., wie Anm. 1, S. 21–55, hier S. 35.

53 Je nachdem, welches Verständnis von Einvernehmlichkeit hier jeweils vorherrscht, werden dann auch unterschiedliche Methoden der Konsensfindung angewandt werden

gerade mit dieser Person Sex haben? Und was verstehe ich dann jeweils unter Konsens, beziehungsweise welche Konsensmethode ist für mich/uns dann hinreichend? Weitere Kategorien spielen dabei eine Rolle: Präsenz und Achtsamkeit, um auch nonverbale, somatische Impulse wahrzunehmen. Eine Haltung der Kollaboration in einer geteilten Erfahrung. Anerkennung des anderen in seiner*ihrer Alterität. Integrität und Einfühlungsvermögen, um auch Fehlerfreundlichkeit und Ambiguitätstoleranz zu erlauben.⁵⁴ Ein Bedenken all dieser Elemente wird umfasst von einem Verständnis darüber, ein verkörpertes, soziales und relationales Wesen zu sein. Das heißt, ein Bewusstsein darüber zu haben, dass sich die Handlungen der jeweils Einzelnen auf die Anderen auswirken und sich somit gegenseitig beeinflussen.⁵⁵ Auch die Möglichkeit für Dissens – »in dem man ohne Angst verschieden sein kann«⁵⁶ – müsste im Konsens mitgedacht werden. Die Bedingung dafür wäre, »reflektiertem Unbehagen Raum [zu] geben«.⁵⁷ Wie kann ein gemeinsamer Interaktionsraum also so gestaltet werden, dass sich die Beteiligten darin gehalten und sicher genug fühlen, um sich verletzlich machen zu können? Wie könnte dieser Raum zum neugierigen und möglichst wertfreien Spüren dessen einladen, wie man sich vor, während und nach dem Sex jeweils fühlt? Und wie können die in diesem Prozess möglicherweise als vielgestaltig wahrgenommenen Empfindungen eher als wichtige Informa-

können. Vgl. *Meg-John Barker/Justin Hancock*: Make Consent Your Aim. In: Meg-John & Justin, 23.11.2017. URL: <https://megjohnandjustin.com/relationships/make-consent-aim/> (Stand: 23.6.2022).

- 54 Eine hilfreiche Differenzierung wird von Maria Dalhoff unternommen, die eine ›Sphäre der Einvernehmlichkeit‹ von einer der Übergriffigkeit unterscheidet, wenn in ihr die Intention der Berücksichtigung von Bedürfnissen und Wünschen aller im »möglichst horizontalen Miteinander« vorherrscht, statt »eigene Macht- und Sexualitätsbedürfnisse (auf Kosten anderer)« (S. 46) durchzusetzen. Freiwillig getroffene Entscheidungen in der Sphäre der Einvernehmlichkeit können dabei die Form von Kompromissen, Einwandlosigkeit oder affirmativer Übereinstimmung annehmen. Ebenso sollte »trotz großer Achtsamkeit, guter Connection oder ausführlich verhandelter Interaktionen« mit »problematismen, nicht gewünschten oder schwierigen Situationen« (S. 38) gerechnet werden. Solange die Grenzverletzung als solche nicht beabsichtigt war und die Involvierten danach dazulernend Verantwortung übernehmen, sei hier nicht von Übergriffen sondern »Zustimmungsunfällen« (S. 46) die Rede. Werden keine Konsequenzen gezogen, die Tat wiederholt, mit Drängen, Manipulation oder Gewalt agiert, so dass nur noch Abwehr oder Duldung als Reaktionen bleiben, handelt es sich um nicht einvernehmliche Gewaltakte. Ebd. Eine solche Unterscheidung lässt zudem darüber nachdenken, welche didaktischen Formate des Lernens über Consent hilfreich sind, lässt sich doch davon ausgehen, dass Missbrauch und Vergewaltigungen kein vordergründig epistemologisches Problem sind. Täter*innen sind nicht gewalttätig, nur weil sie nicht wissen was Einvernehmlichkeit ist, sondern weil sie keine Einvernehmlichkeit herstellen *möchten*.
- 55 Vgl. *Jessica Benjamin*: Beyond Doer and Done To. Recognition Theory, Intersubjectivity and the Third. London 2017.
- 56 *Theodor W. Adorno*: *Minima Moralia*. Frankfurt am Main 1997 (1944), S. 113 f.
- 57 Vgl. *Marion Thuswald*: Sexuelle Bildung ermöglichen. Sprachlosigkeit, Lust, Verletzbarkeit und Emanzipation als Herausforderungen pädagogischer Professionalisierung. Bielefeld 2022, S. 403 f.

tionen zum Navigieren im eigenen Sexualleben verstanden und integriert werden – anstatt bereits vorzugeben, welche Gefühle (wie Begeisterung) unhinterfragt prämiert gehören, während andere (wie Zaghaftheit, Peinlichkeit, Irritation, Widersprüchlichkeit, Angst vor Zurückweisung, Unentschlossen- oder Verschlussenheit) pauschal als problematisch verkannt und stigmatisiert werden, was eher zu Entfremdung und Abspaltung dieser Gefühle führen kann. Ein solches Konglomerat unterschiedlicher Faktoren im Blick zu behalten bedeutet, an Konsens weniger als Methode, sondern mehr als Kultur mitzuwirken. In einer solchen, nach Joris Kern größer gedachten Konsenskultur »geht es darum, sich, seine Bedürfnisse, aber auch das eigene Wohlwollen und die eigene Kreativität für möglichst gute Lösungen für alle zur Verfügung zu stellen.«⁵⁸

Zines als Überschreitung von One-Size-fits-all-Modellen

In einem juristischen Sinne wird sexualisierte Gewalt durch das Fehlen von Einvernehmlichkeit definiert.⁵⁹ Während Straftaten durch die Absenz von Konsens definiert werden, ist damit jedoch nicht ersichtlich, was ihr positives Gegenteil, also was Einvernehmlichkeit an sich ausmacht. Diese problematische Leerstelle spiegelt sich wiederum in öffentlichen Debatten, schulischen wie außerschulischen Formaten der Sexualbildung, wenn sie »insbesondere die Notwendigkeit von Präventions- und Interventionsarbeit«⁶⁰ betonen, ohne darüber hinaus »Einvernehmlichkeit als wichtigen Aspekt sexueller Selbstbestimmung ins Zentrum [zu] rück[en]«. ⁶¹ Wird der Fokus primär auf Gefahren und Bedrohungen gelegt, rücken die Bedeutungsgehalte von Einvernehmlichkeit und sexualisierter Gewalt so nah aneinander, dass dem ein erotophobischer⁶² Gehalt beigelegt werden kann.⁶³

58 *Joris Kern*: Konsenskultur. Gemeinsam größer denken. Berlin 2022, S. 38.

59 Ich danke Konstantin Mack für den Hinweis, dass diese Definition freilich eine bedingte ist, da sie einer jeweiligen Auslegung bedarf. Rechtsprechungen und gesellschaftliche Diskurse bedingen sich gegenseitig und sind damit nicht nur historischem, sondern auch kulturellem Wandel je nach Region unterworfen. So mag es heute befremdend wirken, dass in der Bundesrepublik Deutschland eine Vergewaltigung in der Ehe erst seit 1997 strafbar ist, da zuvor der Beschluss der Ehe mit ihren ehelichen Pflichten zum Geschlechtsverkehr als Einwilligung ausgelegt wurde.

60 *Dalhoff* u. a., wie Anm. 1, Klappentext.

61 Ebd.

62 »Erotophobia: fear of sex, tinged toward hatred of sex.« *Lauren Berlant*: Against sexual scandal. In: *Supervalent Thought*, 11.03.2008. URL: <https://supervalentthought.com/2008/03/11/against-sexual-scandal/> (Stand: 1.2.2022).

63 Aus körperpsychotherapeutischer Perspektive macht auf diese Problematik Emma Daley mit ihrem Konzept des »Embodied Consent« aufmerksam: »Being on the lookout for threats can lead to a physical sensation of closing off, tensing. These are good reactions to have, especially if you don't want an interaction, but it creates inhibitor responses even if you want to have an interaction. [...] When we are thinking about boundaries as encouraging arousal by creating and protecting space for arousal to happen, [...] then we can focus on our hopes for interaction rather than our fear around it.« *Emma Da-*

Entpuppt sich der Wunsch nach der Herstellung von Konsens zudem vor allem als Wunsch, sich *richtig*, also konsensregelkonform zu verhalten oder unangenehme Situationen zu scheuen, wird der desiderable Mehrwert von Konsenskulturen verpasst: dass sie ein macht- und normkritisches sowie ein freudvolles, mutiges, erfinderisches, achtsames und respektvolles Unterfangen sind. Wie ließe es sich also über die Präventionsdiskurse hinaus als eine Art »Queer Consent«⁶⁴ konzipieren, das grundlegender danach fragt, was das sexuelle, erotische, sinnliche, freundschaftliche, riskante Etwas überhaupt sein könnte, das man miteinander anstellen möchte? Einvernehmlichkeit wäre dann eine Einladung, gesellschaftlich vorgeschriebene Muster und »sexual scripts«⁶⁵, die vordefinieren wie Sex auszusehen habe, zu verlassen, um selbstbestimmt nach eigenen und eigensinnigen Formen geteilter Intimität zu suchen. Mit welchen didaktischen Mitteln ließe sich eine solche fluidere Interpretation begreifbar vermitteln?

Ein interessantes Medium, um der Multiperspektivität und Unabgeschlossenheit des Themas zu begegnen, findet sich in den hier als Quellen hinzugezogenen Zines. Als »tool for self-care« finden sie spezifischerweise Einsatz in queeren, »supportive communit[ies] where feminist ideas and experiences can be safely expressed.«⁶⁶ Der ästhetische Facettenreichtum der »quirky, individualized booklets filled with diatribes, reworkings of pop culture, iconography, and a variety of personal and political narratives«⁶⁷ erscheint als ideale Formgebung für die im letzten Abschnitt skizzierten Ansätze, auf die ebenso mehrdeutigen, kreativen und experimentellen Aspekte

ley: Embodied Consent: A Body Psychotherapy Approach to Sexual Wellness, 10.5.2019. URL: <https://www.youtube.com/watch?v=piRiSK2bUno>, transkribiert durch die Autorin (Stand: 1.2.2022).

- 64 Ich beziehe mich hier auf die Bedeutung des Queerens und der Queerness als Haltung des »refus[ing] to be stabilised, fixed, binarised, regulated, disciplined, controlled« und als Ausrichtung auf offene Prozesse des Werdens und Verbindens: »multiple, fluid, rhizomatic«. *David v. Ruffolo*: Post-Queer Politics. Burlington 2009, S. X. Den Begriff Queer Consent nutzt auch die Autorin Kathleen Ann Livingston in ihrer Dissertation und bezieht sich dabei auf »peer education« in »LGBT [lesbian, gay, bisexual, transgender] community centers«. Als Queer Consent fasst sie »collaborative, self-reflexive process[es], not simply a fleeting conversation about the benefits and risks of relationships that happens at the beginning of play. [...] [Consent is] a set of practical elements, which are part of ongoing, rhetorical negotiations where people can come to know their own power, privilege, and desires, and use them well«. *Kathleen Ann Livingston*: The Queer Art & Rhetoric of Consent: Theories, Practices, Pedagogies. East Lansing 2015, S. 11. URL: <https://d.lib.msu.edu/etd/3645> (Stand: 1.2.2022).
- 65 Die Sexuelle-Skripte-Theorie der Soziologen John H. Gagnon und William Simon stellt sexuelle Begegnungen als erlernte Interaktionen dar die vorhersehbaren Sequenzen als eine Art inkorporierten »Drehbüchern« folgen. Eine zeitgenössische Analyse und Anwendung der Theorie findet sich bei *Iris Osswald-Rinner*: Oversexed and underfucked: Über die gesellschaftliche Konstruktion der Lust. Berlin 2011.
- 66 *Nina Nijsten*: Unruly Booklets: Resisting Body Norms with Zines. In: DiGeSt. Journal of Diversity and Gender Studies 4 (2017), Heft 2, S. 75–88, hier S. 75.
- 67 *Alison Piepmeier*: Girl Zines: Making Media, Doing Feminism. New York 2009, S. 2.

der Einvernehmlichkeit einzugehen. Die Macher*innen von Zines verleihen ihnen eine persönliche Note, die sich entweder im selbstgebastelten, dezidiert unpolierten und nicht an Perfektion ausgerichteten Design oder im zugänglichen und zugewandten Sprachstil der Texte findet. Die Hefte stellen damit keine Autorität dar, die fixe und ›richtige‹ Antworten liefern wollen, sondern sie geben Raum zum eigenen Ergründen von »complicated, nuanced, non-linear and situated experiences«,⁶⁸ wie Sex dies sein kann.

Dies stellt auch der Kommunikationswissenschaftler Avery C. Edenfield in seiner komparativen Analyse fest, in welcher »institutional consent messaging« (die er in offiziellen Broschüren und Handbüchern zur Einvernehmlichkeitsaufklärung an US-amerikanischen Colleges findet) verglichen wird mit »extra-institutional, grassroots consent artifacts informed by queer politics and affirmative consent«.⁶⁹ Erstere setzen eher auf Visualisierungen rund um Schutz und Abwehr: Bilder von Ampeln und Stopp-Schildern, Figuren, die ihre Hand so heben, als würden sie jemandem zum Anhalten oder Entfernen auffordern, binäre Checklisten, die zwischen *Consent* auf der einen und *Non-Consent* auf der anderen Seite unterscheiden sowie Strenge und Gefahr signalisierende Farben wie Knallrot und Schwarz. Der zu vermeidende Übergriff steht im Fokus, nicht aber, wie das Gegenteil – das Gestalten von Einvernehmlichkeit – aussehen könnte. Zudem wird das Problem fehlenden Einverständnisses als vergeschlechtlichtes Problem mit einem »hetero-romantic focus«⁷⁰ inszeniert, welche das »woman-as-gatekeeper paradigm«⁷¹ perpetuieren. Demgegenüber stellt er bereits beim Coverbild des Zines *Learning Good Consent*⁷² fest, dass dieses auf martialische und stereotype Visualität verzichtet. Zwei kindliche Figuren, deren Geschlechterzugehörigkeiten sich nicht eindeutig einordnen lassen, sitzen einander zugewandt auf einem Steg, lassen die Füße über einem Gewässer baumeln und scheinen sich in einem ruhigen, freundlichen Austausch miteinander zu befinden. Eine solche Illustration kommt der zuvor herausgearbeiteten Notwendigkeit der Betonung kollaborativer und dialogischer Aspekte einvernehmlicher Aushandlungen näher als es die Mainstream-Formate tun.

In der Durchsicht verschiedener Consent-Zines kennzeichne ich solche gestalterischen Ausrichtungen als eine *Ästhetik der Einladung*, da Leser*innen freundlich und teilweise sogar freundschaftlich adressiert und zum Mitma-

68 *Lilith Cooper*: Take It Back: Zines, Madness and Mental Health. In: The Polyphony – Conversations Across the Medical Humanities, 14. 5. 2021. URL: <https://thepolyphony.org/2021/05/14/take-it-back-zines-madness-and-mental-health/> (Stand: 1.2.2022).

69 *Avery C. Edenfield*: Queering Consent: Design and Sexual Consent Messaging. In: Communication Design Quarterly 7 (2019), Heft 2, S. 50–63, hier S. 50. URL: <https://sig.doc.acm.org/cdq/queering-consent-design-and-sexual-consent-messaging/> (Stand: 1.2.2022).

70 Ebd., S. 56.

71 Ebd., S. 55.

72 *Cindy Crabb* (Hg.): Learning Good Consent. Oakland 2016. URL: <https://www.sproutdis.tro.com/catalog/zines/accountability-consent/learning-good-consent> (Stand: 1.2.2022).

chen und Weiterdenken angeregt werden. Dies spiegelt sich auch im langen Fragenkatalog in *Learning Good Consent* wider, der mit folgenden Worten eingeleitet wird: »Not all of the questions have right or wrong answers. We put them together with the hopes that it would help people to think deeply, and to help open up conversations about consent.«⁷³ Die insgesamt 83 ergebnisoffenen Fragen greifen unterschiedliche Aspekte der Debatten auf, die ich zu Beginn eingeführt habe. Statt einer Art goldenen Regel zu folgen sind die Leser*innen aufgefordert, ihre eigenen, individuellen Antworten zu formulieren. So wird gefragt, ob man eher nach verbalen oder nonverbalen Hinweisen der Zustimmung handelt, ob man sich seiner eigenen Intentionen beim Flirten bewusst ist oder ob man über Einvernehmlichkeit auch außerhalb der eigenen vier Wände redet. Einzuwenden wäre, dass einige der Fragen weniger ergebnisoffen sind, als sie zunächst scheinen. Sie entpuppen sich als Suggestivfragen, in denen eine bestimmte Antwort vorformuliert und als *richtig* nahegelegt wird. So heißt es in Frage 32: »Do you understand that there are many reasons, that have nothing to do with you, that a person might want to dress or act in a way that you might find sexy?« Inhaltlich vermittelt die vermeintliche Frage (die eher eine Aussage oder gar eine Ansage ist, auch wenn an ihrem Ende ein Fragezeichen steht) eine ethisch wichtige Botschaft über sexuelle Selbstbestimmung und zweckfreien Selbstausdruck, die im Subtext eine Kritik an sogenanntem »Victim Blaming«⁷⁴ in sich trägt. Die Form der Vermittlung könnte jedoch verpassen, eine offene und Empathie involvierende Reflexion darüber anzuregen, welche Gründe Menschen haben könnten, sich auf eine bestimmte Weise zu kleiden, die über Begründungen wie »Sie ziehen sich sexy an, weil sie damit einen Freifahrtschein zum Anbaggern signalisieren möchten« hinausgehen. Eher könnte die erzieherisch-bevormundende Rhetorik der Frage Widerstände auslösen oder zu einem oberflächlichen Beantworten mit der als korrekt suggerierten Lösung »Ja« führen.⁷⁵

73 Ebd., S. 6.

74 Gemeint sind Vorgehen, in welchen die Schuld einer Tat den Opfern dieser Tat zugeschoben wird, um die beschuldigten Täter*innen zu entlasten. Nach dieser Logik wird beispielsweise eine Sexualstraftat dadurch legitimiert, dass die vergewaltigte Person durch das Tragen als aufreizend beschriebener Kleidungsstücke (wie Miniröcke) den Übergriff provoziert habe. Seltener werden alltagssprachlich die deutschen Begriff der Opferbeschuldigung oder Täter-Opfer-Umkehr verwendet. Vgl. *Kevin D. McCaul* u. a.: Understanding Attributions of Victim Blame for Rape: Sex, Violence, and Foreseeability. In: *Journal of Applied Social Psychology* 20 (1990), Heft 1, S. 1–26. URL: <https://www.frontiersin.org/articles/10.3389/fpsyg.2018.02422/full> (Stand: 22.6.2022).

75 Mittlerweile lässt sich aus diversen psychologische Studien zudem der Schluss ziehen, dass solche indoktrinierenden Didaktiken nicht mit dem gewünschten Effekt einhergehen, ein tiefgründiges Verstehen und Anwenden von Einvernehmlichkeitsdynamiken anzuregen. Vgl. *Ellie M. Rowe, Peter J. Hills*: The Effect of Passively Viewing a Consent Campaign Video on Attitudes Toward Rape. In: *Frontier in Psychology* 11 (2020), Heft 1741. URL: <https://www.frontiersin.org/articles/10.3389/fpsyg.2020.01741/full> (Stand: 22.6.2022).

Die Gestaltung von *Learning Good Consent* zeichnet sich durch eine Zine-typische DIY-Ästhetik aus. Die Texte scheinen mit Schreibmaschine getippt, dann grob ausgeschnitten und auf jeweils unterschiedlich grafisch bedrucktes Papier geklebt worden zu sein. Auf die Collage wurden schließlich wie beim impulsiven Kritzeln Sternchen und andere Formen oder handschriftliche Anmerkungen eingefügt. Das verleiht dem Heft eine persönliche Note, erinnert an Tagebücher oder Briefe, in welchen die Leser*innen nicht durch einen geschönten und akkuraten Stil beeindruckt oder durch glattes Design auf Distanz gehalten werden müssen. Atmosphärisch geht es hier eher um das Schaffen eines mit Gelassenheit assoziierten ästhetisch-psychologischen Nahraums, der es erst ermöglicht, sich für ungemütliche Fragen zu öffnen. Zudem erinnern die wilden Zeichnungen an Doodling beziehungsweise Scribbling – den fast unbewusste Zeichenfluss, dem manche Personen beim Telefonieren oder beim Zuhören nachgehen, wenn mental ein Zustand freischwebender Aufmerksamkeit herrscht.⁷⁶ Auch das könnte die Einladung an die Leser*innen unterstützen, im Heft nicht nach einer Schritt-für-Schritt-Anleitung zum ›richtigen‹ Handeln zu suchen, sondern die verschiedenen Erlebnisberichte, Anekdoten, Vorschläge und Perspektiven zunächst auf sich wirken zu lassen. Im Sinne eines Appells für eine größere Offenheit gegenüber Vulnerabilität beim sexuellen Miteinander, scheint es Sinn zu machen, sich auch beim Lernen über Einvernehmlichkeit von den Inhalten zunächst bewegen und berühren zu lassen. Inspiriert von der feinsinnigen Reflexion variationsreicher Einvernehmlichkeitsformen formuliert die Geschlechterforscherin Alison Piepmeier ihr Lob entsprechend: »What this book does is to stress consent: not ›no means no‹, or even ›yes means yes‹, but ›Do you want me to stay here with you?‹ ›Are you here?‹ ›I thought I wanted this, but I'm not sure now.‹ ›Do you think we should take this farther?‹ I'm moved that this book is here. It matters.«⁷⁷

Einen ebenso zum feinfühligem Mitdenken einladenden Ton hat das Zine *The Consent Checklist*⁷⁸ von Meg-John Barker, das in seiner Aufmachung allerdings eine schlichtere Textdatei ist. Ähnlich ist jedoch der Wunsch des*er Autor*in, anhand des Zines vielseitige und vertiefende Gespräche über Konsens anzuregen.⁷⁹ Barker widmet sich den Bedingungen von Einvernehmlichkeit und weitet dafür den Blick über den Tellerrand sexueller Handlungen

76 Vgl. G. D. Schott: Doodling and the Default Network of the Brain. In: *The Lancet* 378 (2011), Heft 9797. S. 1133–1134. URL: [https://www.thelancet.com/journals/lancet/article/PIIS0140-6736\(11\)61496-7/fulltext#%20](https://www.thelancet.com/journals/lancet/article/PIIS0140-6736(11)61496-7/fulltext#%20) (Stand: 22.6.2022).

77 Das Zitat ist auf dem Klappentext der Publikation unter *Praise for Learning Good Consent* zu finden und auf der Webseite des Verlags. URL: <https://www.akpress.org/learning-good-consent.html> (Stand: 1.2.2022).

78 *Meg-John Barker: The Consent Checklist*, 2019. URL: <https://www.rewriting-the-rules.com/wp-content/uploads/2019/10/Consent-Checklist-1.pdf> (Stand: 1.2.2022).

79 »I'm hoping it'll be a useful starting point for conversations about how to do various things consensually.« Ebd., S. 1.

gen hinaus.⁸⁰ Dies wird anhand eines Diagramms verbildlicht, das wie eine aufgeschnittene Zwiebel einen Kreis mit mehreren inneren Kreisschichten zeigt. Im kleinsten steht ›Self‹, im nächsten ›Interpersonal Relationships‹, schließlich ›Community/Institutions‹ und ›Wider Culture‹.⁸¹ Eingeleitet wird das Diagramm mit den Worten, dass ›non-consent‹ auf jeder Ebene normalisiert werde. Statt vorzugeben, wie sich im privaten Eins-zu-Eins-Kontakt korrekt miteinander verhalten werden kann, setzt das Zine auf einer größeren, politischen Ebene an und fragt nach kulturellen Prägungen, inkorporierten Normen und Machtstrukturen. Damit entgeht es dem blinden Fleck der zu Beginn kritisierten unterkomplexen Einvernehmlichkeitsmodelle, die »significant emphasis on individual agency«⁸² legen und dadurch von einem neoliberalen Subjekt ausgehen, »[that] takes responsibility for their own actions, seeks to better themselves, and has unlimited freedom and choice when it comes to different courses of action«.⁸³ Barkers Graphik erinnert daran, dass Individuen jedoch von ihrer Umwelt bedingt sind:

»We will struggle hugely to practice consensual sex if the relationship that the sex is happening within is non-consensual in other ways, or if people have deeply non-consensual relationships with themselves because of the wider culture around them and how they've been taught to treat themselves.«⁸⁴

Dieser, die Metaebenen einbeziehende Zugang erlaubt zweierlei: Erstens wird dazu angeregt Einvernehmlichkeitspraktiken in privaten Sphären versuchsweise umzusetzen, dabei jedoch den naheliegenden Optimierungsimperativen zu widerstehen, um mit sich und anderen geduldig und empathisch zu bleiben. Missgeschicke, Fehler und ›Zustimmungsunfälle‹ sollten weniger persönlich genommen werden, da ihre Gründe auch gesellschaftlich und kulturell verankert sind und jahrelang unbewusst eingeübt und habitu-

80 Ein solcher, nichtsexuelle Aushandlungsfragen mitreflektierender Ansatz findet sich auch bei anderen Autor*innen. In ihrem Artikel über kürzlich veröffentlichte Essays und Romane über Consent stellt zum Beispiel Parul Sehgal, in Bezug auf die Autorin Milena Popova, die Frage, ob Einvernehmlichkeit nicht grundsätzlicher, über Sex hinausgehend, diskutiert werden sollte. Nämlich »as something ever-present in our enmeshment with the world? Where is our consent in the water we drink or the air we breathe?« *Sehgal*, wie Anm. 32. Auch Maria Dalhoff diskutiert für den Rahmen schulischer Bildung die Notwendigkeit, konsensuelle Entscheidungen auch in nichtsexuellen Situationen zu thematisieren und zu üben, da es doppelamoralisch sei, im Sexualaufklärungsunterricht die Dringlichkeit des Einholens von Einvernehmlichkeit zu betonen, wenn die Heranwachsenden im sonstigen Schulalltag nicht in horizontale Entscheidungsprozesse einbezogen werden. Vgl. *Radio Corax*: Radiointerview mit Maria Dalhoff: Sexuelle Einvernehmlichkeit gestalten – eine Leerstelle in der sexuellen Bildung, 23.6.2021. URL: <https://radiocorax.de/sexuelle-einvernehmlichkeit-gestalten-eine-leerstelle-in-der-sexuellen-bildung/> (Stand: 1.2.2022).

81 *Barker*, wie Anm. 78, S. 3.

82 *Popova*, wie Anm. 7, S. 18.

83 *Ebd.*, S. 19.

84 *Barker*, wie Anm. 78, S. 3.

alisiert wurden.⁸⁵ Das entschuldigt Fehltritte nicht einfach, da für sie trotzdem Verantwortung übernommen werden sollte. Zweitens konzipiert es das Einüben von Einvernehmlichkeitspraktiken als gesellschaftlichen Transformationsversuch, in welchem im Sinne feministischer Bewegungen das Private und das Politische als ineinander verschachtelt begriffen werden. Die Bewusstwerdung über inkorporierte Machtverhältnisse kann sensibler machen für eigene Unfreiheiten, die sozial bedingt sind. Nur durch guten Willen allein (wie die Scheinlösung im enthusiastischen Konsensmodell, bloß dem zu folgen, was man ›wirklich will‹) lassen sich solche Prägungen nicht auflösen. Stattdessen wäre eine größere Bewegung nötig, in der sich viele Einzelne mit dem immer auch körperlich verorteten Unbehagen im intimen Miteinander auseinandersetzen, um kollektiv-solidarisch gesellschaftliche Normen zunehmend in Richtung Konsenskultur zu verschieben.⁸⁶ Meg-John Barker schlägt dafür im Zine vor, diverse nichtsexuelle Situationen als eine Art Trainingsfelder zum Einüben konsensueller Parameter zu betrachten.⁸⁷ Die Liste der möglichen Situationen enthält etwa: ›Asking someone for help‹, ›Having someone round to eat together‹ oder ›Giving a gift‹. So ließe sich beispielsweise überlegen, ob und inwiefern es gerechtfertigt sei, eine Freundin beim Planen der gemeinsamen Abendgestaltung zum Kinobesuch zu überreden, wenn sie signalisiert, darauf keine Lust zu haben, man selber den Film aber unbedingt sehen möchte. Solche Situationen scheinen alltäglich und weniger prekär als das Überreden der Freundin zum Sex – im direkten Vergleich erscheint der erste Fall jedoch ebenso fragwürdig, wenn einem das gemeinsame Herstellen von Einvernehmlichkeit für ein gutes Miteinander

85 Vgl. Anm. 54. Auch Rona Torenz betont die Notwendigkeit einer fehlerfreundlichen Sexualkultur: »Wir müssen auch darüber reden, wann eine Grenze überschritten wird – und wie kann man damit umgehen, ohne in ein Ohnmachtsgefühl zu verfallen. Grenzüberschreitungen müssten mehr als Teil der Sexualität gedacht werden. Aber nicht in dem Sinne, dass beabsichtigte Grenzverletzungen ausgehalten werden sollten – das meine ich nicht! Doch Menschen müssen ermutigt werden, neue sexuelle Erfahrungen zu machen und sich auch darauf vorbereiten, dass die auch einmal schlecht sein können. Ich würde mir wünschen, dass wir Feministinnen eine fehlerfreundlichere Sexualkultur propagieren. Wenn der Fokus nicht so stark darauf gerichtet ist, dass eine sexuelle Begegnung schon potenzielle Gewalt ist, könnte das im Umgang miteinander viel bewirken.« *Rona Torenz*: Ich wünsche mir eine fehlerfreundlichere Sexualkultur. In: Der Standard, 29.5.2019. URL: <https://www.derstandard.at/story/2000103902345/sexualwissenschaftlerin-ich-wuensche-mir-eine-fehlerfreundlichere-sexualkultur> (Stand: 1.2.2022).

86 Barker verweist in den Literaturhinweisen des Zines auf Kitty Stryker, die untersucht hat, »how a cultural politic centered on consent can empower us outside the bedroom, whether it's at the doctor's office, interacting with law enforcement, or calling out financial abuse within radical communities«. *Stryker*, wie Anm. 25, Klappentext.

87 Für Barker sind die folgenden Elemente zentral, die so ähnlich in den leibphänomenologischen Ansätzen zu finden sind, die ich im vorherigen Kapitel über aktuelle feministische Debatten um einvernehmlichen Sex zusammengetragen habe: 1. Consent as the aim, 2. informed consent, 3. ongoing consent, 4. relational consent, 5. seperating out consent and want, 6. Multiple options behind the default script, 7. power awareness, 8. accountability. *Barker*, wie Anm. 78, S. 4–12.

wichtig ist. Das Anwenden der an Einvernehmlichkeit orientierten Prinzipien in alltäglich-nüchterneren Situationen kann dabei helfen, ein Umlernen zu bewirken und die neuen Prinzipien zunehmend zu inkorporieren. So kann es in den möglicherweise heiklen, intensiven und affektiv aufgeladenen Momenten beim Sex leichter fallen, sie anzuwenden.

Wie herausfordernd das Ganze in sexuellen Interaktionen sein kann, betont auch das Zine *Let's Talk about Consent, Baby*.⁸⁸ Es versammelt verschiedene, einander teilweise widersprechende und dadurch in eine Art Dialog tretende Textauszüge. Das Zine beginnt mit einem Auszug aus dem Manifest der *Yes-Policy*⁸⁹ von Studierenden des US-amerikanischen Antioch Colleges,⁹⁰ welches valide konsensuelle Zustimmung nur auf enthusiastisch und verbal kommunizierte Affirmationen eines vorgeschlagenen sexuellen Vorhabens beschränkt: »This is about a fully affirmative YES. Not an ambiguous yes. [...] This is about YES, UH HUM, ABSOLUTELY, YIPPIE YAHOO YES!«⁹¹ Wie zuvor erwähnt handelt es sich dabei um ein umstrittenes Modell, durch welches andere valide Gründe für Sex nivelliert oder eine eventuell noch zarte, neugierige Lust am Ausprobieren sowie eigene Unsicherheiten schlicht überspielt werden könnten. Ausgelöst wird dies laut Katherine Angel durch die Idealisierung einer ›confidence culture‹, in welcher man nicht nur wissen muss, was man will, sondern es auch noch »von den Dächern rufen kann«. ⁹² Es ist deswegen interessant, dass gleich im Anschluss an das Manifest ein Auszug aus dem feministischen Selbsthilfebuch *Our Bodies Ourselves*⁹³ abgedruckt ist. ⁹⁴ In diesem wird auf die Schwierigkeit des Sprechens über sexuelle Präferenzen hingewiesen. Entsprechend notwendig sei es, auf die nonverbalen Ausdrucksweisen des Körpers zu achten, denn »we may be saying yes to some sexual activity, but our body is pulling away or tensing up«. ⁹⁵ Dabei wird betont, dass es nicht um das Etablieren einer Hierarchie der besten Ausdrucksweisen zwischen Körpersprache, Lauten oder Worten

88 *Down There Collective: Let's Talk About Consent, Baby*, 1998. URL: <https://www.sproutdistro.com/catalog/zines/accountability-consent/lets-talk-about-consent-baby> (Stand: 1.2.2022).

89 Ebd., S. 6.

90 Vgl. Anm. 20.

91 *Down There Collective*, wie Anm. 88, S. 6.

92 Vgl. »These accounts [of hardening and a distaste for vulnerability] privilege an idealized, gutsy woman who knows what she wants and can shout it from the rooftops; a woman who can simply set aside the imbalances of power and pleasure in the world, accessing and voicing her desire with confidence. [...] [T]he insistently positive language of consent rhetoric and the insistently scornful positions of these critics [of vulnerability] come out of a post-feminist moment and a confidence feminism where weakness or insecurity must be avoided at all costs; where self-expression and poses of sassy confidence are imperative, and where individual self-work will ward off sexual violence. Rape culture, and responses to it, are privatized.« *Angel*, wie Anm. 20, S. 36 f.

93 *The Boston Women's Health Book Collective: Our Bodies, Ourselves*. New York 1973.

94 *Down There Collective*, wie Anm. 88, S. 7 ff.

95 Ebd., S. 8.

ginge, sondern um ein Herausfinden dessen, was für einen persönlich in der jeweiligen Beziehung mit einer anderen Person gut funktioniert. Statt an mehr Selbstbewusstsein zu appellieren, werden die Leser*innen eher mit dem Zuspruch abgeholt, dass ehrliche Kommunikation schwierig sein kann, und dass die Gründe dafür vielfältig und teilweise widersprüchlich sind.⁹⁶

Eine weitere Nuance, die den ›Ja heißt Ja‹-Ansatz als zu einseitig skizziert, wird im darauffolgenden Text betont, der auf das weite Spektrum zwischen klarem Einverständnis auf der einen und sexualisierter Gewalt auf der anderen Seite hinweist: »As it stands, the language used specifically to describe sexual assault is not sufficient for describing those interactions that fall somewhere in the middle.«⁹⁷ Eine in den Text handschriftlich gezeichnete Skala verdeutlicht dies: Auf ihr wird an einem Ende nur ein kleiner Raum den eindeutig konsensuellen Handlungen zugeordnet und ein als ›less consensual‹ markierter Pfeil deutet auf der Skala nach rechts zu einem kleinen Bereich namens ›sexual assault‹. Dazwischen teilt eine geriffelte ›blurry line‹ die Seiten und markiert eine Grauzone von Handlungen, die »not consensual but not sexual assault«⁹⁸ sind. Zum Erfinden einer Sprache mit ›in-between-words‹,⁹⁹ um Graubereiche, Ambiguitäten und subtile Feinheiten für sich benennen zu können, dazu sind die Leser*innen aufgefordert: »As every experience is unique, we should use language specific to each one, rather than attempting to force all our experiences into abstract categories.«¹⁰⁰

Ästhetik der Einladung

Zines sind gekennzeichnet durch den Einsatz offener Fragen, die zur freien Reflexion ermuntern, durch Vorschläge für Beispielsätze oder Handlungen, die in der Praxis sexuellen Kommunizierens umgesetzt werden können, durch das Bereitstellen von Ressourcen wie Literaturempfehlungen zur weiteren Auseinandersetzung mit dem Thema, sowie durch das Zusammenführen einer Vielfalt an Materialien und Formen. Diese umfassen eine Spannweite von offiziellen Statistiken bis zu kleinen persönlichen Geschichten. Ebenso spezifisch ist die liebevoll zusammengebastelte Aufmachung. Um die Qualität all dieser Eigenheiten der vorgestellten Zines zu kennzeichnen, möchte ich das ›in-between-word‹ des Einladens verwenden. Laut der *Zinester* Lilith Cooper stellen Zines Verbindungen zwischen »academic, non-

96 Ebd., S. 9.

97 Ebd., S. 13.

98 Ebd.

99 Vgl. »Reading these books together is to feel a rushing, powerful confluence of ideas. ›We have to complicate this conversation around sexual violence‹, we need language for a ›spectrum‹ of harm ([Mariame] Kaba); we need ›in-between words‹ ([Melissa] Febos); we need to learn how to say, and hear, not just an enthusiastic ›yes‹ or ›no‹ but ›maybe‹ ([Katherine] Angel)«, *Sehgal*, wie Anm. 32.

100 *Down There Collective*, wie Anm. 88, S. 15.

academic«¹⁰¹ oder »embodied and affective knowledges«¹⁰² her und unterlaufen somit hierarchische Binaritäten »between producer/consumer, amateur/professional«.¹⁰³ Das ermöglicht, in einen »rather uneasy place between the public and private«¹⁰⁴ einzuladen, dem das Potential von »productive new ways of knowing and being«¹⁰⁵ innewohnt.

Parallel dazu ließe sich nicht nur die Form, sondern auch ihr Inhalt – Einvernehmlichkeit – als eine Kulturpraxis des Einladens denken. Einen solchen Versuch unternimmt Philosoph*in Quill (R.) Kukla mit dem Vorschlag, »invitations rather than requests in our model of the language of sexual initiation«¹⁰⁶ zu fokussieren. Sexuelle Kommunikation würde so weniger den Anschein atmosphärisch kühl kalkulierender Verhandlungen bekommen, sondern mit dem Herrichten eines gastfreundschaftlichen Raumes konnotiert werden: »When you invite someone to something, they are not obligated to accept the invitation. But also, you are not merely opening a neutral possibility; you are making clear that they would be *welcome*.«¹⁰⁷ Als gemeinsame kulturelle Praxis gehen Einladungen mit performativen oder rituellen Akten samt ihrer jeweiligen Bedeutungen einher, die respektvolle und »gemeinschaftsstiftende«¹⁰⁸ Verbindungen zwischen den Eingeladenen schaffen:

»Invitations leave the invitee free to accept or reject them. If you turn down my invitation, I get to be disappointed, but not aggrieved [...], if they are accepted, gratitude is called for both from the inviter and the invitee. I thank you for coming to my dinner, and you thank me for having you. [...] Invitations are welcoming without being demanding. Although we are usually pleased when people accept our sexual invitations, we generally don't want people to agree to sex with us as a favour to us, as it would be if it were the granting of a request. And the invitation needs to be felicitous and appropriate.«¹⁰⁹

101 *Cooper*, wie Anm. 68.

102 Ebd.

103 Ebd.

104 *Joshua Barton/Patrick Olson*: Cite First, Ask Questions Later? Toward an Ethic of Zines and Zinesters in Libraries and Research. In: *The Papers of the Bibliographical Society of America* 113 (2019), Heft 2, S. 207. Zitiert nach: *Cooper*, wie Anm. 68.

105 Ebd.

106 *Quill (ehemals Rebecca) Kukla*: Sex talks. In: *Aeon*, 4.2.2019. URL: <https://aeon.co/essays/consent-and-refusal-are-not-the-only-talking-points-in-sex> (Stand: 2.2.2022).

107 Ebd.

108 Vgl. *Iris Därmann*: Die Tischgesellschaft. Skript eines Vortrags zum Workshop »Kulturtheorie und Theorie des politischen Imaginären« der Universität Konstanz, 2006. URL: <https://www.uni-konstanz.de/kulturtheorie/Texte/Einleitung-Tischgesellschaft.pdf> (Stand: 1.2.2022).

109 Ebd.

Auch wenn in keinem der Zines Einvernehmlichkeit mit dem Sprachspiel der Einladung konzeptualisiert wurde,¹¹⁰ sind sie auf ähnliche Werte ausgerichtet. Sie reformulieren Einvernehmlichkeit als komplexe und sensible Praxis, die keinem klar abgesteckten Schema folgt. Vielmehr soll durch sie eine möglichst hospitable »(Atmo-)Sphäre«¹¹¹ betreten werden, die relational angelegt ist: ein Ereignis des »Miteinanderdasein[s]«¹¹², wie es die Kulturwissenschaftlerin Iris Därmann über das Ritual der Tischgemeinschaft formuliert. Die Zines laden ihre Rezipient*innen ein, Einvernehmlichkeit in diesem gastfreundschaftlichen Sinne zu begreifen und schließlich selber zu überlegen, wie sie ihre Einladungen des sexuellen Miteinanderdaseins jeweils gestalten möchten. Als gebasteltes Objekt materialisieren Zines diese Vision zusätzlich auf plastischer Ebene. In ihnen fallen ›Crafting‹ und ›Activism‹ in eins. Die durch Betsy Greer populär gewordene Wortschöpfung ›Craftivism‹ umfasst kapitalismuskritisches, queer-feministisches Engagement durch den Einsatz einfacher kunsthandwerklicher Praktiken, zu denen auch Zines gehören. »And why do we need it?«, fragt und beantwortet Greer: »Because we create to connect beyond ourselves. Whether we're connecting with someone next door or across the globe. Craft and activism both take and inspire passion. When used as a joint force, they can quite possibly begin to slowly challenge and change things.«¹¹³ Mit ihrem niedrigschwelligen Design können Zines dazu anstiften, auch selber zu Schere und Kleber zu greifen, um eigene kleine Hefte über einladendere Sexualkulturen zu kreieren und mit anderen zu teilen. Die so entstehende Vielfalt von Consent-Zines würde nicht nur eine Art ›spreading the word‹ vorantreiben, um Menschen vermehrt zum konsensuellen Handeln aufzufordern. Indem es sich bei jedem Hefte um ein Unikat handelt, vermitteln sie in ihrer Ästhetik vielmehr die Idee, dass auch Sex und Intimität für jede*n Unikate bilden, für die maßgeschneiderte Umgangsweisen gefunden werden müssen – je nach Bedürfnissen, Fähigkeiten, Kontext und Zwecken. »This is less about mass action and more about realizing what you can do to make things around you better«¹¹⁴ schreibt Greer über Craftivism, was sich ebenso über den Sinn von Einvernehmlichkeitsethiken sagen ließe. »In promoting the idea that people can use their own creativity to improve the world, craftivism allows those who

110 Evtl. mit Ausnahme von Barkers ›Consent Checklist‹, da in der Liste nichtsexueller Szenarien, in welchen sich an Leitfäden konsensuellen Handelns orientiert werden kann, auch ›Having someone round to eat together‹ oder ›Arranging a social event‹ aufgeführt sind, in welchen Praktiken des Einladens nahe liegen.

111 Dalhoff, wie Anm. 52.

112 Därmann, wie Anm. 108, S. 4.

113 Betsy Greer: What is Craftivism, Anyway? URL: <https://peda.net/jyu/okl/ainepeda/kasi-tyo/ka/s1322/ovs/cek/cac/file/download/862447cf016af4549bb729187ffb2403d213c600/So%20what%20is%20craftivism.pdf> (Stand: 28.2.2022).

114 Ebd.

wish to voice their opinions and support their causes the chance to do just that ... but without chanting or banner waving and at their own pace.«¹¹⁵



Beate Absalon, M. A.
International Graduate Centre for the Study of Culture
Justus-Liebig-Universität Gießen
Otto-Behaghel-Straße 12
35394 Gießen
post@beateabsalon.de

115 *Betsy Greer*: Craftivism. In: Gary L. Anderson/Kathryn Herr (Hg.): *Encyclopaedia of Activism and Social Justice*. Thousand Oaks 2007, S. 401.

... »SCHMUZZIGE ZOTTEN UND POSSEN«. DISKURSE ÜBER SEXUALITÄTEN IN ÖSTERREICHS TANZLIEDERN IM FRÜHEN 19. JAHRHUNDERT

Hans-Peter Weingand

Österreich – Sexualität – Öffentlichkeit 1800–1900

Konzepte von Geschlechtlichkeit und ihre Implikationen sind bekannte Analyseperspektiven der Kulturanthropologie.¹ Sexualität ist dabei eine Komponente des Zusammenhalts des sozialen Lebens, verbunden mit Vorstellungen von Zuwendung, Anerkennung und Persönlichkeitsentwicklung.²

Die Historische Anthropologie sah sich ab den späten 1960er-Jahren der Erforschung der kulturell geprägten Lebensformen und Lebenserfahrungen verpflichtet. Die ethnographische Perspektive geht dabei über gesellschaftliche Strukturen und Funktionen hinaus: Sie thematisiert Lebensweisen von Gruppen oder Personen, Aspekte ihrer Lebenszusammenhänge, ihres Alltagsdenkens und -handelns.³ Studien befassten sich dann auch mit vor-ehelicher Sexualität, mit Prostitution, Ehescheidung, Schwangerschaft und Geburt, aber ebenso mit traditionellen Feierlichkeiten und Tanzkulturen.⁴

Da Sexualität, hier verstanden als Begehren, Wünschen oder Handeln, kulturellen Konstruktionsprozessen unterworfen war und ist, liegt eine Betrachtung aus dem Blickwinkel Europäischer Ethnologie auf der Hand. Sexualität wird dabei nicht als fixe Größe wie ›Hunger‹ oder ›Schmerz‹ gesehen, sondern wird als variable Größe betrachtet und damit historisiert.⁵ Für ihre Quellenkritik brachten Claudia Bruns und Walter Tilmann in ihrer »Historischen Anthropologie der Sexualität« besonders eine diskursanalytische und wissensanthropologische Beobachtung auf den Punkt: »Scheinbar findet Sexualität vor allem dort ihren textlichen Niederschlag, wo sie problematisiert wird.«⁶ Das verbotene und als sündhaft gelesene oder pa-

1 Vgl. *Martin Scharfe*: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln 2002, S. 84. Im Beitrag wird eine geschlechtergerechte Sprache verwendet, außer wenn spezifische historische Quellen vorgestellt und zitiert werden.

2 Vgl. *Dieter Kramer*: Europäische Ethnologie und Kulturwissenschaften. Marburg 2013 (= Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, Bd. 15), S. 148.

3 Vgl. *Richard van Dülmen*: Historische Anthropologie. Entwicklungen, Probleme, Aufgaben. Köln/Weimar/Wien 2001, S. 16–22.

4 Vgl. ebd., S. 74.

5 Vgl. *Claudia Bruns/Walter Tilmann*: Einleitung. Zur Historischen Anthropologie der Sexualität. In: dies. (Hg.): Von Lust und Schmerz. Eine Historische Anthropologie der Sexualität. Köln/Weimar/Wien 2004, S. 1–22.

6 Ebd., S. 18.

thologisierte Verhalten spiegelt sich in historischen Quellen, die auf diesen Zuschreibungen aufbauen. Was jeweils mit ›Sexualität‹ bezeichnet wird, so schreiben sie, »war in früheren Zeiten Gegenstand diverser Überlegungen und Wertsysteme, die – in grob chronologischer Abfolge – unter anderem im Rahmen von Rechtskodifikationen, philosophischen, naturkundlichen und literarischen Reflexionen, Beichtbüchern und Sündenspiegeln, archiva- lischen Zeugnissen der Pastoraltheologie, Rechtspraxis und medizinischen Versorgung überliefert sind.«⁷ Besonders bedeutsam sind daher Texte zur Sexualität, die ihren Ursprung *nicht* im Wertesystem der Obrigkeit haben. Als Quelle sind diese daraufhin zu überprüfen, inwieweit sie mit den da- maligen religiösen beziehungsweise juristischen Wertesystemen kompatibel sind. Insbesondere bei auffallenden Abweichungen kann auf die tatsäch- lichen Wertevorstellungen historischer bäuerlicher beziehungsweise klein- bürgerlicher Unterschichten geschlossen werden.

Die Untersuchung von Praktiken aus alltagsweltlichen Perspektiven ge- hört zu den disziplinspezifischen Grundlagen des Faches ›Volkskunde‹ und ihren Nachfolgedisziplinen. Dies ist eine Perspektive mit langer Tradition, die später von der Geschichtswissenschaft, Soziologie und anderen Wissen- schaften erfolgreich übernommen wurde.⁸ Allerdings sind solche Praktiken für manche Gesellschaftsschichten aufgrund der Überlieferung historischer Quellen besser erforscht und spezielle sexuelle Aspekte wie zum Beispiel Prostitution oder Homosexualität sind stärker aufgearbeitet, weil Krimina- lisierung und daraus folgende Kontrolle und Verfolgung zu obrigkeitlichen Quellenmaterialien führte. Volkskundliche Zugänge zu Sexualität konnten sich in der Vergangenheit einerseits auf Gerichtsakten⁹, andererseits aber auch auf private Briefe oder Tagebücher stützen.¹⁰ Von solchen Korrespon- denzen oder Egodokumenten liegen fast ausschließlich Exemplare aus dem Adel und der gehobenen Mittelschicht vor, was abgesehen von der Tage- buch- oder Briefkultur bis in das späte 19. Jahrhundert vor allem mit der trotz gegebenenfalls Schulbesuch rudimentären Lese- und Schreibfähigkeit großer Teile der Bevölkerung zusammenhängt.

Frühe Forschungsansätze in Österreich

Die Fachgeschichte der österreichischen Volkskunde zeigt, dass es ihr zu der Zeit ihrer (akademischen) Formierung nicht nur um Bauernhaus- und

7 Ebd.

8 Vgl. *Jens Wietschorke*: Historische Anthropologie und Europäische Ethnologie: Zur epis- temologischen Verklammerung von Geschichte und Gegenwart in einem Forschungspro- gramm. In: *H-Soz-Kult*, 15.6.2012. URL: www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-1799 (Stand: 18.10.2021).

9 Vgl. *Sabine Kienitz*: Sexualität, Macht und Moral. Prostitution und Geschlechterbezie- hungen Anfang des 19. Jahrhunderts in Württemberg. Ein Beitrag zur Mentalitätsges- chichte. Berlin ²1995.

10 Vgl. *Renate Müller*: Ideal und Leidenschaft: Sexuelle Sozialisation der akademischen Ju- gend im Biedermeier. Berlin 1999.

Gerätekunde und um germanische Stammes- und Altertumskunde ging. Gerade in der sprachlich, kulturell und auch religiös vielfältig geprägten Habsburgermonarchie entwickelten sich in Österreich Ideen einer Volkskunde jenseits nationalistischer Prägungen. So gehört zur Fachgeschichte auch Friedrich Salomon Krauss (1859–1938),¹¹ ein Forscher jüdischer Herkunft aus dem heutigen Kroatien, der auf eine auf Interdisziplinarität und Methodenvielfalt fußende empirisch orientierte ›Volksforschung‹ setzte, die nationale, konfessionelle und ästhetische Schranken in der Kulturanalyse überwinden sollte. In seinen »Merksprüchen für Folkloristen« formulierte er 1899, der »Folklorist« oder »Volksforscher« müsse »als ein Weltbürger denken und schreiben«.¹² Krauss war zugleich ein Pionier auf dem Forschungsfeld Sexualität¹³ und schrieb 1904 in der von ihm gegründeten Zeitschrift *Anthropophyteia*,¹⁴ zur wissenschaftlichen »Volksforschung« gehöre die »Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Sitten und Bräuche und der auf ihnen beruhenden rechtlichen und religiösen Anschauungen«. Um urteilsberechtigt zu sein, müsse man »zumindest die Dinge erst gründlich kennen lernen und sie dort suchen [...] wo sie zu beobachten und zu erforschen sind«.¹⁵

Dennoch hat das Fach Volkskunde in Österreich im Bereich Sexualität bisher kaum historisch orientierte Beiträge geliefert. Es waren Sozialhistoriker:innen, die sich ab den späten 1970er-Jahren diesem Forschungsfeld angenähert und zum Beispiel historisch-regionale Langzeitstudien¹⁶ hervorgebracht oder mit quantitativer Familienstrukturforschung Standardwissen zum Komplex der Unehelichkeit¹⁷ generiert haben.

-
- 11 Zur Person vgl.: *Michael Martitschnig*: Erotik und Sexualität der unteren Volksschichten. Zum 50. Todestag von Friedrich Salomo Krauss (Salomon Friedrich Kraus 1859–1938). Wien 1989; *Raymond L. Burt*: Friedrich Salomo Krauss (1859–1938). Selbstzeugnisse und Materialien zur Bibliographie des Volkskundlers, Literaten und Sexualforschers. Wien 1990; *Christoph Daxelmüller*: Friedrich Salomo Krauss (Salomo Friedrich Kraus[s]) (1859–1938). In: Wolfgang Jacobeit/Hannjost Lixfeld/Olaf Bockhorn (Hg.): *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Wien 1994, S. 463–476.
- 12 *Friedrich Salomo Krauss*: Merksprüche für Folkloristen. In: ders./Lucian Scherman (Hg.): *Allgemeine Methodik der Volkskunde. Berichte über Erscheinungen in den Jahren 1890–1897*. Erlangen 1899, S. 133–134, hier S. 133.
- 13 Vgl. *Utz Jeggle*: Zur Dialektik von Anständig und Unanständig im Zivilisationsprozeß. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* XLVI/95 (1995), S. 293–304, hier S. 302.
- 14 Vgl. *Hannjost Lixfeld*: *Anthropophyteia*. In: *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Bd. 1, Berlin 1977, Sp. 596–601.
- 15 *Friedrich S. Krauss*: Vorwort. In: *Anthropophyteia*. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral 1 (1904), S. VII–XXI, hier S. VII.
- 16 Vgl. *Peter Becker*: *Leben und Lieben in einem kalten Land. Sexualität im Spannungsfeld von Ökonomie und Demographie. Das Beispiel St. Lambrecht 1600–1850*. Frankfurt am Main 1990 (= *Studien zur historischen Sozialwissenschaft*, Bd. 15).
- 17 Vgl. *Michael Mitterauer*: *Ledige Mütter. Zur Geschichte illegitimer Geburten in Europa*. München 1983.

Hier sei an die Potenziale des Faches erinnert: Es war die Volkskunde, die sich mit den Lebensumständen der ›einfachen Leute‹ befasste und unkonventionelle Quellen auswertete, während zumindest im deutschen Sprachraum die meist männlichen Historiker noch in den Chroniken blättern und versuchten, sich in die Person des Herrschers ›hineinzudenken‹.¹⁸ Die Fachgeschichte der Volkskunde liefert für das Kaisertum Österreich im frühen 19. Jahrhundert auch einen Ansatz für Quellenmaterial für sexuellen Sphären jenseits von staatlichen Rechtsvorschriften und kirchlichen Katechismen.

Erzherzog Johann von Österreich (1782–1859) war ein Bruder von Kaiser Franz I. Nach den napoleonischen Kriegen wurde er politisch entmündigt und konnte seine Zeit, Energie und sein beachtliches Privatvermögen für seine persönlichen Neigungen einsetzen: die Förderung von Bildung, Kultur, Industrie und Landwirtschaft im Kronland Steiermark.¹⁹ Er startete 1810 eine sogenannte ›statistische Landesaufnahme‹, bei der Verwaltungsbeamte auf Bezirksebene auch ›religiös-sittliche Fragen‹ beantworten sollten, was in den späten 1830er-Jahren wiederholt wurde.²⁰ Der Rücklauf war mit der Partizipation von nur ca. einem Drittel der Beamten zwar enttäuschend gering, doch schickten einige Akteur:innen sogar illustrierte Bücher ein.

Über 70 der circa 280 Einsendungen zu den von Erzherzog Johann initiierten Erhebungen enthalten auch Material zur sexuellen Sphäre. Bei zeittypischen Fragen nach dem ›Volkscharakter‹, nach Kriminalität, Leidenschaften und Charaktermängeln fanden meist gehobene Herrschaftsverwalter Ansatzpunkte für mehr oder weniger detaillierte Schilderungen sittlicher Zustände. Und hier ist eine offensichtliche Tendenz, Bewertung und Hierarchisierung zu erkennen: Trunkenheit und Unzucht waren demnach die meistverbreiteten Laster, was aber nicht als großer Makel empfunden wurde, denn die Schilderungen zeigen klar, dass dies fast immer im Sinne von ›nur‹ beziehungsweise ›wie überall‹ gemeint war.²¹ Die Antwort der Bezirksherrschaft Goppelsbach bei Stadl an der Mur ging 1811 sogar so weit, die

18 Vgl. *Dieter Langewiesche*: Die Geschichtsschreibung und ihr Publikum. Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Geschichtsmarkt. In: Dieter Hein/Klaus Hildebrand / Andreas Schulz (Hg.): *Historie und Leben. Der Historiker als Wissenschaftler und Zeitgenosse*. München 2006, S. 311–326, hier S. 313.

19 Vgl. die jüngste Einschätzung: *Dieter A. Binder*: Die joanneische Steiermark. In: *Jahrbuch für Mitteleuropäische Studien* 2018/19 (2019), S. 19–45.

20 Vgl. dazu: *Elisabeth Katschnig-Fasch*: Der Fragebogen Erzherzog Johanns von 1810. Ein frühes ›volkskundliches‹ Wagnis. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* XXXVI/85 (1982), S. 362–383, hier S. 364 f; *Benedikt Schneider*: *Land und Leute. Landesbeschreibung und Statistik von Innerösterreich zur Zeit Erzherzog Johanns*. Frankfurt am Main 1994 (= *Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie*, Bd. 3).

21 Vgl. Universalmuseum Joanneum, Volkskundemuseum, Bibliothek, Abschriften aus dem Nachlass Georg Göth: Admont 1811 und ca. 1840, Admontbühel 1830, Arnfels ca. 1840, Göß 1813, Lemberg bei Cilli 1831, Mürzzuschlag 1810, Marburger Kreis 1842, Lemberg bei Cilli 1831, Neuberg im Mürztal 1802, Neuschloß bei Graz (Wundschuh) 1811, Oberguttenhaag 1815, Oberkindberg 1815, Oppenberg 1846, Osterwitz bei Cilli 1831, Rohitsch

›Unzucht‹ als anthropologische ›Naturkonstante‹ zu begreifen, wobei ›Verbrechen‹ in folgender Antwort nicht im strafrechtlichen Sinne gemeint war:

»Der einzige Fehler, wie schon oben gesagt wurde, ist Unzucht. Wie diesem Verbrechen ganz abzuhelfen seye, gehört, solange nicht der Schöpfer selbst mit den Leidenschaften des Menschen eine Aenderung vornimmt, zu den positiven Unmöglichkeiten. Das würdige Beispiel des HH. Dechants zu Stadl, seine trefflichen Lehren von der Kanzel und im Beichtstuhle würden und müßten dieses Vergehen schon lange ausgerothen haben, wenn nicht die Stimme der Natur mächtiger wäre.«²²

Volkslieder als historisch-kulturwissenschaftliche Quelle

Einige Antworten aus diesen Umfragen verweisen beim Themenfeld ›Volkscharakter‹ auf Texte aus breiten Bevölkerungsschichten, und zwar vor allem auf die Lieder der Knechte und Mägde oder Handwerksburschen. Mehrere Gewährspersonen spielten in ihren Antworten, meist im Zusammenhang mit der Schilderung der Lieblingsbeschäftigungen der Angehörigen der ländlichen Unterschichten, auf die offenbar häufige sexuelle Sphäre in den Tanzliedern an.

»Die gewöhnlichen Volksgesänge laufen größtentheils auf Liebeleyen, oft auch auf schmutzige Zotten und Possen aus«, schilderte 1811 der Verwaltungsbeamte Johann Karl Bäck für die Herrschaft Göß.²³ Die Tanzlieder enthielten »unflätige und für unschuldige Mägde verführerische Dinge«, klagte 1812 Mathias Decrignis, der Pfarrer von St. Michael bei Wolfsberg in Kärnten.²⁴ Die berühmte Knaffl-Handschrift von 1813 aus Fohnsdorf (eine umfangreiche, illustrierte und 1928 sogar abgedruckte »Volkskunde«), emporste über »Zotten und schlüpfrige Zweydeutigkeiten«, mit welchen »der Landmann des Bezirks« die Liedtexte unterlege.²⁵ »Die Liedeln sind die allgemein bekanten sogenannte Obersteyrischen, welche die Liebe besingen,

1843, Rothenfels bei Oberwölz 1811, St. Gallen 1846, St. Peter am Freienstein 1811, Weißkirchen um 1840.

22 Steiermärkisches Landesarchiv (StLA), Nachlass Georg Göth, Karton 18, Heft 338, Bezirk und Herrschaft Goppelsbach, Bogen 8; teilweise zitiert in *Lisl Waltner* (Hg.): *Der gemeine Steirer. Volkscharakter an Beispielen. Berichte aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.* Wien/Köln/Graz 1982, hier S. 32.

23 StLA, Archiv Stift Göß, Karton 4, Heft 12 (Nr. 2515), *Statistische Versuche über die k. k. Staats- und Erbbezirksherrschaft Göss, 1811*, fol. 118. Zit. bei *Waltner*, wie Anm. 22, hier S. 148.

24 StLA, Handschrift 302, *Der Lavanthaler Bauer. Mit seiner physische[n] und moralischen Beschaffenheit*, pag. 14; auch zitiert bei: *Richard Wolfram*: *Die Volkstanznachrichten in den Statistischen Erhebungen Erzherzog Johanns.* In: Hanns Koren/Leopold Kretzenbacher (Hg.): *Volk und Heimat. Festschrift für Viktor Geramb.* Graz/Salzburg/Wien 1949, S. 271–304, hier S. 293.

25 *Viktor Geramb* (Hg.): *Die Knaffl-Handschrift: Eine obersteirische Volkskunde aus dem Jahre 1813.* Berlin/Leipzig 1928 (= *Quellen zur deutschen Volkskunde*, Bd. 2), S. 109.



Abb. 1: StLA, Handschrift 580
(=Knäffl-Handschrift, 1813), XI,
pag. 385: »Eine Tanzattidüde, eigent-
lich Scene einer Erhohlung nach
der Mahd«. Illustration von Johann
Lederwasch.

deren einige zimlich derb und ausgelassen sind«, wird 1815 aus Aflenz be-
richtet.²⁶

Wegen der sexuellen Inhalte der Texte unterließen manche Einsender:innen
das Beibringen von Beispielen. Johann Felix Knäffl notierte 1813 in Fohns-
dorf bei einem Burschen, der selbst ein begabter spontaner Liedreimer war,
nicht alle gesammelten Texte. Zumindest legte Knäffl diese Eingriffe offen:
»Mehr triviale – oder sonst gewöhnliche, gegen Zucht, Sittlichkeit und Wohl-
anständigkeit tönnende Lieder, deren es eine Menge hierorts gibt, habe ich
geflissentlich weggelassen.«²⁷

Auch aus den wenigen Beispielen wird bereits der öffentliche Charakter die-
ser Texte deutlich. Der Volkskundler, Lied- und Erzählforscher Rolf Wilhelm
Brednich wies 1973 zum Thema erotisches Volkslied auf die Notwendigkeit
der Erforschung genau dieser Aspekte hin: Singlegenheiten, die Funktion

26 StLA, Archiv Herrschaft und Markt Aflenz, Karton 1, Heft 3, Beschreibung Werbbezirk
Aflenz und Veitsch 1815, fol. 17v; auch zitiert bei *Wolfram*, wie Anm. 24, S. 297.

27 *Geramb*, wie Anm. 25, S. 155.

dieser Lieder vor allem im Verhältnis der Geschlechter zueinander und die Vortragsweisen seien zu ergründen.²⁸

Der erste bisher bekannte Volksliedsammler aus Österreich ist der Landrichter Johann Strolz, der 1807 eine Kompilation kommentierter Aufzeichnungen aus dem Zillertal in Tirol veröffentlichte. Er wies explizit auf den ›erotischen‹ Inhalt von Volksliedern hin, konnte damals jedoch nur ›harmlose‹ Textbeispiele veröffentlichen:

»Warum sollt denn nett i krad
Koa Dienal liebn,
Thiens do d'Vögal an Wald
Daß si d' Astal biegn!«²⁹

Wobei mit ›Vögel(n) im Wald‹ offenbar eine Anspielung vorliegt, stand doch ›vogeln‹ oder ›vögeln‹ auch in Tirol im 19. Jahrhundert als Synonym für den Geschlechtsverkehr.³⁰

Da die Kenntnis historischer alpiner Dialekte hier nicht vorausgesetzt werden kann und angesichts der historisch verbürgten häufigen Singweise in der Praxis des Wechselgesangs, werden die hier zitierten Beispiele ins Hochdeutsche übersetzt.

Die Schilderungen von Strolz gehen jedoch weit über die Inhalte der Lieder hinaus – er beschreibt, an welchen Orten oder zu welchen Gelegenheiten diese gesungen wurden: Bei Tanzveranstaltungen, beim ›Fensterln‹ oder ›Gassln‹ genannten nächtlichen Anbandeln der Burschen bei den Mädchen und bei der Arbeit, sei es zum Zeitvertreib auf der Alm oder während monotoner Tätigkeiten auf der Wiese oder in der Stube.³¹

Organisiertes Sammeln

1819 folgte in Österreich die erste Sammelaktion mit staatlicher Unterstützung. Der Sekretär der Gesellschaft der Musikfreunde, Joseph Sonnleithner, initiierte 1819 auf dem Dienstweg ein Dekret der Hofkanzlei an die Gubernien zur Weiterleitung an die Kreisämter und dann an die Bezirke. Erwünscht waren unter anderem die »Melodien der Nationaltänze«, alte Kirchenlieder,

28 Vgl. *Rolf Wilhelm Brednich*: Erotisches Lied. In: ders./Lutz Röhrich/Wolfgang Suppan (Hg.): *Handbuch des Volksliedes*. Bd. I: Die Gattungen des Volksliedes. München 1973 (= *Motive*. Freiburger Folkloristische Forschungen, Bd. 1/I), S. 575–615, hier S. 595.

29 *Johann Strolz*: Schnodahagen. Unterinntalische Volksliedchen. In: *Der Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol 2* (1807), S. 69–96, hier S. 78; vgl. *Otto Holzapfel*: *Vierzeiler-Lexikon*. Schnaderhüpfel, Gesätzle, Gestanzeln, Rappeditzle, Neck-, Spott-, Tanzverse und verwandte Formen aus mündlicher Überlieferung. Ein kommentiertes Typenverzeichnis. Band 3: K–N, Wien u. a. 1992 (= *Studien zur Volksliedforschung*, Bd. 9), S. 113, s. v. Liebe. Übersetzung ins Hochdeutsche: »Warum soll ausgerechnet ich kein Mädchen kriegen, tun's doch die Vögel im Wald, daß sich die Ästchen biegn!«

30 Vgl. *Johann B. Schöpfl/Anton J. Hofer*: *Tirolisches Idiotikon*. Innsbruck 1866, S. 790.

31 Vgl. *Strolz*, wie Anm. 29, S. 72–77.

aber auch »[p]rofane Volksgesänge« mit Texten.³² Ein eifriger Einsender aus der Steiermark war Kaspar Eduard Krall, Sekretär der Bezirksherrschaft Aflenz. Er schickte einige Beispiele von ›Volksgesängen‹ nach Wien, unter anderem ein Tangellied. Unter ›Tangeln‹ oder ›Dengeln‹ wurde das Schärfe einer Sense durch Hämmern verstanden, wodurch sich eine dünne scharfe Schneide bilden kann. Ähnlich wie ›Buttern‹ oder ›Nageln‹ stellt sie eine rhythmische Arbeitstätigkeit dar, die zum Synonym für Geschlechtsverkehr wurde. Die Handlung des *Tangellied*: Der begabte Tangler Hans beginnt seine Arbeit bei einer Bäuerin, da er besser als ihr Mann tangle, – und darauf fordern auch die Dienstbotinnen am Bauernhof seine Dienste.³³

Auf die offensichtlich sexuellen Bedeutungsinhalte dieses Liedes ging Krall nicht ein. Er notierte nur dazu: »Mit diesen Liedern wird den Spielleuten der Tanz angegeben.«³⁴ Da ja »profane Volksgesänge« gewünscht waren und das »Tangellied« tatsächlich weit verbreitet war,³⁵ sah er keinen Grund, den Text zu unterschlagen, war er doch offensichtlich typisch und charakteristisch für die Zeit. Der Haltung folgten auch andere Beiträge:innen und die sogenannte Sonnleithner-Sammlung im Archiv des Wiener Musikvereins umfasst auch Liebeslieder und einige Lieder mit erotischem Inhalt.³⁶

Ende Februar 1819 erfuhr Erzherzog Johann von diesem Sammelauftrag durch die Anordnung an die steirischen Kreisämter. Er wandte sich darauf an die Kreishauptleute, da er selbst seit Jahren »Gesänge und Melodien« sammle, »diese genau kenne« und ersuchte um Zusendung einer Abschrift aller Einsendungen.³⁷ Kurz darauf verbreitete er eine eigene »Einladung an Schullehrer und Musikfreunde« zur Sammlung aller Lieder geistlichen und weltlichen Inhaltes. Für Einsendungen bis Ende März 1820 wurden Preisgelder ausgelobt und offenbar im Wissen um die Inhalte vieler »Spottge-

32 Zit. nach: *Walter Deutsch/Eva Maria Hois*: Das Volkslied in Österreich. Volkspoesie und Volksmusik der in Österreich lebenden Völker. Bearbeiteter und kommentierter Nachdruck des Jahres 1918. Wien 2004 (= *Corpus Musicae Popularis Austriae*, Sonderband), S. 22 f.; vgl. StLA, Sammlung Joannea, Karton 39, Nr. 4330, Präsidial-Dekret vom 1. Februar 1819.

33 Vgl. *Archiv des Wiener Musikvereins (A Musikverein)*, Sonnleithnersammlung, ST II/21 d.

34 A Musikverein, Sonnleithnersammlung, ST II/20; Abschrift dieser Einsendung von Leopold Bein im Archiv des Steirischen Volksliedwerkes, Handschrift 290.

35 Variante mit 14 Strophen im StLA, Musikaliensammlung (MS) mit der 2009 vorgenommenen Neusignatur MS-K001-H015-001, Abschrift im Archiv des Steirischen Volksliedwerkes, Handschrift 94 f; StLA, Handschrift 983, Lied Nr. 8: »Bin a frischer Bauern Bua / i steh auf in da frauh / und geh das dangeln an / weil ichs guat kann.« Abgedruckt mit Noten in *Emil Karl Blüml*: Erotische Volkslieder aus Österreich II. In: *Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral* 3 (1906), S. 169–217, hier S. 174 f. und S. 206, Melodie 52.

36 Vgl. die Übersicht bei *Walter Deutsch/Gerlinde Hofer*: Die Volksmusiksammlung der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien (Sonnleithner-Sammlung) 1. Teil, Wien 1969 (= *Schriften zur Volksmusik*, Bd. 2), S. 11–21.

37 StLA, Sammlung Joannea, Karton 39, Nr. 4327, Schreiben an die steirischen Kreishauptleute vom 28. Februar 1819.

dichte, Gsetzln, Gstanzeln« enthielt der Aufruf eine bemerkenswerte Klarstellung: »Sie sollen ja nichts für zu gering oder unbedeutend oder anstößig halten, da es sich hier alles zu besitzen handelt.«³⁸

Nachdem im von Erzherzog Johann gegründeten Joanneum 1830 angeregt worden war, die originellsten und besten »sinn- und gemüthvollen steiermärkischen Lieder und Liedchen« zu veröffentlichen, übergab er der Institution seine Sammlung, was als »ein wiederholtes Merkmahl höchstihrer huldvollen unterstützenden Theilnahme an den wissenschaftlichen Bestrebungen des Vereines mit dem ehrfurchtsvollen Danke aufgenommen« wurde.³⁹ Zu einer Edition gab es zwar einige Titelblattentwürfe. Diese wurde jedoch schließlich nicht umgesetzt. Die damaligen Einsendungen bilden heute den Kern der sogenannten ›Musikaliensammlung‹ im Steiermärkischen Landesarchiv.⁴⁰

Einige Sammler hielten sich an den Aufruf. Um ganz dem Wunsch des Bruders des Kaisers zu entsprechen, befragten zwei Soldaten in Marburg (heute Maribor) in der Untersteiermark Postboten, Bürgerstöchter und Handwerksburschen und stellten eine Sammlung mit großer Bandbreite zusammen, darunter auch ein Lied mit sexuellen Anspielungen »gesungen von einem Tischlergesellen zu Maria Rast unweit Marburg«.⁴¹

Ein allein schon wegen des Umfangs herausragendes Beispiel bietet die Handschrift mit dem Titel »Sammlung verschiedener mehrstrophiger National-Lieder nach dem Wunsche Sr. k. k. Hoheit dem Erzherzog Johann ehrfurchtsvoll zusammengetragen vom Gabriel Platzl, Gehilfslehrer an der Schule zu Söchau«.⁴² Denn dieser führte im Sinne des Aufrufes von 1819 offenbar wirklich eine lokale Vollerhebung durch und schrieb neben 130 Strophenliedern noch 732 Tanzlieder auf, wobei mehr als die Hälfte der sexuellen Sphäre zuzuordnen sind. 1823 ließ Platzl, mittlerweile Schullehrer in

38 Zit. nach: *Anton Schlossar*: Erzherzog Johann von Oesterreich und sein Einfluß auf das Culturleben der Steiermark. Originalbriefe des Erzherzogs aus den Jahren 1810–1825. Beitrag zur Culturgeschichte Oesterreichs. Wien 1878, S. 388 (Beilage XIII).

39 StLA, Sammlung Joannea, Karton 39, Nr. 4264, Sitzungsprotokoll des Ausschusses des Joanneum vom 4. April 1830, Punkt 9.

40 Zur Sammlung und ihrer Erschließung vgl. *Eva Maria Hois*: ›Nichts soll verloren gehen‹. Erzherzog Johann und die Volksmusik. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 101 (2010), S. 159–178.

41 StLA, Familie Meran, Karton 233, Heft 2, Lied Nr. 15. Für die Erlaubnis der Verwendung der Unterlagen von Erzherzog Johann und des Archivs der Familie Meran sei seinem Nachkommen, Dr. Franz Harnoncourt-Unverzagt, herzlich gedankt. Inhaltlich praktisch ident aus der Steiermark um 1840: StLA, Nachlass Pfarrer Anton Meixner, Karton 4, Heft 32 (= Handschrift 840), S. 11 ff., Nr. 8; aus Wien um 1850 abgedruckt in: *Emil Karl Blümmel* (Hg.): *Futilitates*. Beiträge zur volkskundlichen Erotik. Band 1, Schamperlieder. Deutsche Volkslieder des 16.–19. Jahrhunderts. Wien 1908, S. 13–16, Nr. I mit weiteren Nachweisen.

42 StLA, MS-K002-H032.

Wundschuh, noch einen umfangreichen »Nachtrag« mit je zwei geistlichen und weltlichen Strophenliedern und 250 Tanzliedern folgen.⁴³

Zum Thema Sexualität überlieferte Platzl im Jahr 1820 unter anderem folgenden Wechselgesang zwischen Mann und Frau. Denn trotz patriarchaler Grundtendenz der Texte waren Frauen erstaunlich selbstbewusst und keineswegs stumm:

»Diendl! willst a Jungfrau bleibn?
muß i wieder aber steign? –
Büberl, wannst willst, wannst willst?
Büberl, wannst willst!

Dienerl! steigst du auf mi,
oder steig i auf di? –
Eins müß ma aufi steign,
du oder i!

Steig halt nur he
mit dein spannlangen Trumm;
mit dein spannlangen Trumm
bringst mi a noch nöt um.«⁴⁴

Die Grenze zwischen dem Strophenlied und den kurzen vierzeiligen sogenannten »Schnaderhüpfel« ist meist fließend. Lieder bestehen meist aus Vierzeilern, doch hat sich hier im Laufe der Überlieferung diese spezielle Anordnung zu einem Strophenzusammenhang, eben zu einem Lied, verfestigt.⁴⁵ In den Sammlungen sind (einzelne) Vierzeiler manchmal ohne erkennbaren Zusammenhang überliefert, manchmal ist ein Wechselgesang identifizierbar, manchmal sind sie zum Beispiel nach Berufsgruppen thematisch sortiert.

Vielfach belegt ist die Verwendung von Spottliedern bei den Tanzveranstaltungen, die man sich zum Gaudium des Publikums auch (zum Teil spontan gedichtet) wechselseitig vorsang. Literatur und vor allem archivalische Quellen belegen, dass sich auch Mädchen an diesem »Stenken« beteiligten.

43 StLA, MS-K002-H033; zu Platzl und anderen engagierten Lehrern vgl. *Christian Neuhaber*: Schullehrer als Liedersammler und Gelegenheitsdichter in der Musikaliensammlung des Steiermärkischen Landesarchivs. In: Andreas Lindner/Klaus Petermayr (Hg.): Schullehrer als Träger der ländlichen Musikpflege. Von der thesesianischen Schulreform bis zum Ende der Monarchie. Bruckner Symposion im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum 20.–22. Jänner 2017. Bericht. Linz 2020, S. 271–283.

44 StLA MS K002-H032-316 sowie K002-H032-317 und K002-H032-318. Übersetzung ins Hochdeutsche: »Mädchen! willst du eine Jungfrau bleiben? – muss ich wieder runter steigen? – Bübchen, wenn du willst, wenn du willst? Bübchen, wenn du willst!; Mädchen! Steigst du auf mich, oder steig ich auf dich? – Einer von uns muss hinaufsteigen, du oder ich! – Steig du halt nur hoch mit deinem spannenlangen Stück; mit deinem spannenlangen Stück, bringst mich auch nicht um.«

45 *Walter Deutsch/Gerlinde Haid/Zeman Herbert*: Das Volkslied in Österreich. Ein Gattungsgeschichtliches Handbuch. Wien 1993, S. 31.

Dieser Spott kann auf die ›Anderen‹ gemünzt sein, zum Beispiel auf die Burschen oder Mädchen des Nachbarortes. Auffallend dabei ist, dass der Spott gegen Frauen fast ausschließlich in sexualisierter Form erscheint. Ein Bursche kann klein oder dumm sein – die Mädchen werden jedoch entweder als jederzeit zu sexuellen Handlungen bereit seiend geschildert – oder aber in einigen Texten als so unattraktiv, dass sie Männer für sexuelle Dienste bezahlen müssten.

Diese soziale und kulturelle Kodierung von Geschlechtern und ihren spezifischen Eigenschaften im oft spöttischen Wechselgesang erinnert stark an Battle-Raps und die Tradition des verbalen Duells mit »Schmähungen des Gegners und Selbstpreisungen«,⁴⁶ die in vielen patriarchalischen Kulturen zu finden sind und in den letzten Jahren für Debatten sorg(t)en. In Rap-Texten von Männern werden Frauen vielfach als Sexualobjekte oder über ihre soziale Rolle als »Freundin oder Mutter thematisiert« oder als »Bitch« bezeichnet, mit dem Ziel, andere männliche Rapper zu beleidigen.⁴⁷ Ein Beispiel für das Herabsetzen der Frauen der gerade angesungenen ›Anderen‹ (z. B. die Leute des Nachbardorfes) in Liedtexten lieferten Burschen des damaligen Dorfes Maria Trost nördlich von Graz über die Frauen in der Hauptstadt:

»Die Graz'rischen Menscher
Hab'n alli an Sinn
Und d' Haxen vonander
Und flux is er drinn.«⁴⁸

Manipulierte gedruckte Überlieferung

Im Jahr 1859 machte der Germanist Karl Weinhold zu diesen Tanzliedern eine wichtige Bemerkung: »Sehr natürlich ist die Liebe in allen Tönen und Farben der hauptsächlichliche Inhalt dieser Gesänge; wir begegnen darin zarten, reinen Gefühlen, aber noch mehr derben, und ein guter Theil läßt sich auch in einer möglichst umfassenden Sammlung nicht mittheilen.«⁴⁹

46 *Sebastian Meisinger* [alias Money Boy]: Gangsta-Rap in Deutschland – Die Rezeption aggressiver und sexistischer Songtexte und deren Effekte auf jugendliche Hörer, Diplomarbeit Uni Wien 2008, S. 66, 79 und 81 f.

47 Ebd., S. 79 und 81 f.; mittlerweile ermächtigen sich Rapperinnen der Begriffe wie etwa ›Bitch‹ und machen sich diese zu eigen. Auch der Deutschrapp hat emanzipatorische beziehungsweise feministische Aspekte. Vgl. *Daria Zomorodkia*: Ein Diss-Track: Der vermeintlich akademische Blick auf Deutschrapp. In: *Philtrat*, 17.6.2021. URL: <https://philtrat-koeln.de/2021/06/17/ein-diss-track-der-akademische-blick-auf-deutschrapp/> (Stand: 31.12.2021).

48 StLA, Handschrift 983, S. 63, Nr. 10. Abgedruckt mit Noten in Blüml 1906, S. 176 f. und S. 207, Melodie 54. Übersetzung ins Hochdeutsche: »Die Grazer Mädchen / Haben alle einen Sinn / Und die Beine breit / Und flugs ist er drin.«

49 *Karl Weinhold*: Ueber das deutsche Volkslied in Steiermark. In: *Mitteilungen des Historischen Vereines für Steiermark* 9 (1859), S. 61–84, hier S. 77.

Spezifische Dimensionen menschlicher Sexualität und ihren verbalen Ausdrucksformen lassen sich nicht mitteilen – tatsächlich ist die sexuelle Sphäre in diesen Liedern so deutlich, dass man sie in den ›normalen‹ Editionen nicht findet. Interessierte mussten daher unveröffentlichte Handschriften aus dem frühen 19. Jahrhundert durchforsten und spezielle Publikationen zu Rate ziehen, die sich der Dokumentation solcher Texte in nummerierten Privatdrucken ›nur für Gelehrte‹ jenseits des Buchhandels widmeten. Die gedruckte Überlieferung spiegelt somit das damalige Liedgut nicht wider, da die Herausgeber sich entweder auf die sexuelle Sphäre spezialisierten oder diese völlig ausblendeten.

Dazu zwei Beispiele: In Wirts- und Bierhäusern, unter anderem in der Wiener Vorstadtgemeinde Spittelberg, damals ein Vergnügungsviertel mit zweifelhaftem Ruf, sammelte der Gastwirt Franz Haydinger insgesamt fünf Bände mit Liedhandschriften. Nach seinem Tod 1876 wurde die umfangreiche Bibliothek versteigert und verstreut. Damit verschwand auch, laut gedrucktem Katalog, Posten »181 Spitelberger-Lieder, 4zeilige usw. Gesammelt in [sic!] Jahr 1812«. Doch hatte zu Lebzeiten des Sammlers der Wiener Sittenschilderer Friedrich Schlögl Zugang gehabt und daraus als ›Curiosa‹ 71 besonders derbe Vierzeiler abgeschrieben. 1924 veröffentlichte der Wallfahrtsforscher und Sittengeschichtler Gustav Gugitz gemeinsam mit dem Volksliedforscher und Musikschriftsteller Emil Karl Blümmel unter Pseudonymen diese Auswahl unter dem Titel »Der Spittelberg und seine Lieder«, eingeleitet von einer Geschichte dieses Stadtteils.⁵⁰

Der Mariazeller Distriktsarzt Anton Werle⁵¹ begann schon in jungen Jahren mit der Sammlung von Volksliedern und Volkspoesie in Österreichs Alpenländern. Mit dem Material stellte er ein 900 Seiten starkes Manuskript zusammen, eine »Geschichte des sozialen Lebens« der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, welches sich unveröffentlicht in seinem Nachlass im Steiermärkischen Landesarchiv befindet. Werle veröffentlichte jedoch unter dem Titel »Almrausch« 1884 eine umfangreiche Sammlung von Liedern und Vierzeilern. Nicht überraschend ist, dass im Buch Texte fehlen, welche die sexuelle Sphäre zu deutlich berühren. So konnte er von den beim ›Fensterln‹ üblichen ›Gasselsprüchen‹ nur einige abdrucken, »weil sich der größte Theil ihrer Schärfe wegen zur Veröffentlichung nicht eignete«.⁵² Doch vier Jahre später veröffentlichte ein Anonymus in »Kryptádia«,⁵³ einer Kleinstzeitschrift in Heilbronn, die sich international auf die Edition heikler Texte

50 Gemeinsam mit Emil Karl Blümmel unter Pseudonym: *K. Giglleitner/G. Litschauer*: Der Spittelberg und seine Lieder. Wien 1924, S. 55–57 und S. 77.

51 *Kurt Schatz*: Werle, Anton. In: Helmut Brenner u. a. (Hg.): LiedsammlerVolk. Volkslied-sammler und -sammlerinnen in der Steiermark. Graz 2016, S. 273–276.

52 *Anton Werle*: Almrausch. Almiada aus Steiermark. Graz 1884, S. 487.

53 Vgl. *Hans-Jörg Uther*: Kryptádia. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Band 1, Berlin u. a. 1996, Sp. 528–531.

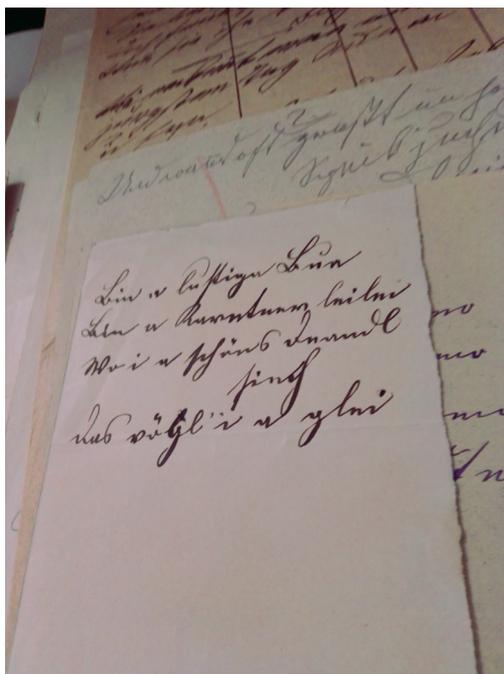


Abb. 2: Impression aus dem Nachlass Werles im Steiermärkischen Landesarchiv in Graz: mehrere tausend Vierzeiler auf Zettelchen, verpackt in Zigarrenkistchen. Auf dem Zettel in der Abbildung zu lesen: »Bin a lustiga Bue / Bin a Kärtner leilei / Wo i a schöns Deandl siech / das vögl i a glei.« Das entspricht: »Ich bin ein lustiger Bub / Bin ein Kärntner leilei [Liebevoller Tolpatsch, Tölpel, Narr, auch Kärntner Faschingsruf] / Wo ich ein schönes Mädchen sehe / das vögel ich auch gleich.« Quelle: H.-P. Weingand.

spezialisiert hatte, 273 einschlägige Vierzeiler.⁵⁴ In Werles Nachlass findet sich nicht nur das mit ›Wildlinge aus den deutschen Alpen Oesterreichs‹ betitelte Manuskript dieser Edition,⁵⁵ sondern auch ein gebundener Sonderdruck aus »Kryptádia«.⁵⁶

Die als Vierzeiler oder Schnaderhüpfel bezeichneten Reime wurden nach 1800 zum gesellschaftlichen Mode-Lied und zu einem »Spiegelbild von individueller Neigung und kollektiver Mentalität«, zu einem »Denkrahmen«, in dem sich Einzelne und Gruppen gleichermaßen angesprochen und ›verstanden‹ fühlen«⁵⁷ – so Otto Holzapfel, der langjährige Leiter des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg: Diese kurzen Vierzeiler sind keine erzählenden Texte, die nachfolgende Generationen über gesellschaftliche Verhältnisse informieren wollen. Doch diese Texte müssten jedenfalls in irgendeiner Weise die Realität spiegeln, in der sie überliefert und gesungen worden sind:

54 [Gustav Meyer]: Vierzeilen aus den österreichischen Alpen. In: Kryptádia 4 (1888), S. 79–133.

55 StLA, Nachlass Anton Werle, Karton 4, Heft 40.

56 Ebd., Karton 5, Heft 41a.

57 Otto Holzapfel: Lexikon folkloristischer Begriffe und Theorien (Volksliedforschung). Bern u. a. 1996 (= Studien zur Volksliedforschung, Bd. 17), S. 290.

»In ihnen müsste sich bei feinfühligem Analyse etwas von der Mentalität offenkundigen, die schließlich Trägerin der Überlieferung ist.«⁵⁸

Der Mediziner und Sammler Anton Werle hatte sich 1884 zum Vierzeiler als Medium der einfachen Almbewohner:innen wie folgt geäußert:

»Der Alpensohn legt in diesen vier Zeilen Alles nieder, was er denkt und fühlt, ja oft sein bestes Geheimniß, seine Laune, seinen Schmerz, seine Freude; Alles, was ihn bewegt und am Herzen liegt singt er unverhohlen in geraden, schlichten Worten aus [...].«⁵⁹

Beim Thema Sexualität würde der »Natursohn« etwas von dem Sprichwort »Naturalia non sunt turpia (Natürliche Dinge sind nicht schändlich)« ahnen und

»wenn ihm diesfalls seine freiere Sprache zum Vorwurfe gemacht wird, mag er sich trösten, denn die chronique scandaleuse hochfeiner Salons bespricht den gleichen Stoff mit dem gleichen Interesse, nur leiser und feiner.«⁶⁰

An der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert, als die Sammelbewegung und parallel dazu die Idealisierung und Ideologisierung des ›Deutschen Volksliedes‹ einen Höhepunkt erreichte, wollte der einflussreiche Volkslied-Funktionär Josef Pommer 1896 offen eingestehen:

»Ein Hauptthema des älplerischen Volksliedes ist die sinnliche Liebe, und es werden in gar manchem Liede geschlechtliche Verhältnisse mit einer Offenheit besprochen, die dem modernen Kulturmenschen, der sich das erstemal in ländliche Kreise wagt, höchst anstößig vorkommen.«⁶¹

Im Gegensatz zu Werle sah Pommer Unterschiede zur Oberschicht, aber nicht in erster Linie in der verwendeten Sprache:

»Das Volkslied im allgemeinen ist auch dort, wo es geschlechtliches Leben berührt, nicht unkeusch. Es behandelt den Gegenstand wie irgend einen anderen als etwas natürliches und Lüsternheit ist ihm fremd. Wie wir es ganz unanstößig finden, wenn kleine Kinder, die den Geschlechtsunterschied noch nicht kennen, sich nackt zeigen, ebenso unanstößig sollten wir die Berührung geschlechtlicher Verhältnisse im Volksliede finden.«⁶²

58 *Otto Holzzapfel*: Liebloser Lieder. ›Und fragst Du mich, was mit der Liebe sei‹ – das ›sozialkritische‹ Liebeslied. Bern u. a. 1997, S. 25.

59 *Werle*, wie Anm. 52, S. 478.

60 *Ebd.*, S. 479.

61 *Josef Pommer*: Über das älplerische Volkslied, und wie man es findet. In: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 27 (1896), S. 89–131, hier S. 110.

62 *Ebd.*, S. 111.

14. 

Abb. 3: Beispiel für die Veröffentlichung von Melodie und Text durch ›Privatdrucke‹ um 1900, aufgezeichnet in Türnitz a. d. Traisen, Bezirk Lilienfeld, Niederösterreich. Quelle: *Erotische Volkslieder aus Deutsch-Österreich mit Singnoten*. Gesammelt und hrsg. von Emil Karl Blümmel (Privatdruck). Wien 1906, S. 39, Nr. XVII und S. 157, Nr. 14.

»Bild ihres häuslichen Lebens in Freude und Leid«

Herder sagte, »die Volkslieder sind die Archive des Volkes«, so zitierte es Anton Werle in seiner Liedsammlung.⁶³ Auf der Suche nach dem Originalzitat wird deutlich, dass der Philosoph Johann Gottfried Herder im 18. Jahrhundert jedoch keineswegs naive Vorstellungen von Volksliedern vertrat: Die Gesänge der Völker seien »das Archiv des Volks«,⁶⁴ doch dies war keineswegs statisch gemeint und nur auf »große Ereignisse« bezogen: Handeln und Gesang würden sich wechselseitig beeinflussen. »Wissenschaft und Religion«,⁶⁵ also Rationales und Irrationales, würden die Gesänge behandeln. Und die Volkslieder zeichneten nicht nur »Begebenheiten ihrer Geschichte«⁶⁶ nach, sondern konstatierten auch ein »Bild ihres häuslichen Lebens in Freude und Leid, beym Brautbett und Grabe«.⁶⁷

Die überlieferten Gesänge sind auch unter dem Aspekt der Intermedialität zu analysieren, denn von der Oralität zur Skripturalität ändern sich die Trägermedien. Durch Parodien ›seriöser‹ Texte aus Oper, Theater oder Gedicht-

63 Werle, wie Anm. 51, S. 485.

64 Johann Gottfried Herder: Von Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst, nebst Verschiednem, das daraus folget. In: *Deutsches Museum* 2 (1777), Stück 11, S. 421–435, hier S. 433.

65 Ebd.

66 Ebd.

67 Ebd.

bänden wandern vice versa auch Motive in den Bereich der mündlichen Tradierung (Oral History) und umgekehrt.⁶⁸

Ausblick

Schon die zeitgenössischen Diskurse über diese Lieder waren kontrovers und reichten von der expliziten Aufforderung, beim Sammeln nichts für zu ›anstößig‹ zu halten, bis zur Verweigerung der Aufzeichnung gerade wegen der sexuellen Bezüge. Der erhaltene Quellenbestand ist jedenfalls groß genug, um historisierte, kontextualisierte und differenzierte Aussagen treffen zu können. Ausgerechnet Volkslieder, also ein klassisches Material der ›alten‹ Volkskunde, erweisen sich als interessantes ›Textarchiv‹ jenseits des Bildungsbürgertums. Der Tenor der überlieferten Vierzeiler ist patriarchal und in den mehrstrophigen Liedern ist der ›patriarchale Blick‹ noch deutlicher ausgeprägt.⁶⁹

Wie hier angerissen, erlauben es Volkslieder, zum Beispiel den Aspekt ›Sexualität und Öffentlichkeit‹ im frühen 19. Jahrhundert in vielen Facetten zu analysieren. Aber auch das Verhältnis von Angehörigen der Unterschicht zur Obrigkeit könnte mit Volksliedern als Quelle analysiert werden.⁷⁰



Hans-Peter Weingand, M. A.
weingand@gmx.at

68 Vgl. *Jörg Robert*: Intermedialität in der Frühen Neuzeit – Genealogien und Perspektiven. In: ders. (Hg.): *Intermedialität in der Frühen Neuzeit: Formen, Funktionen, Konzepte*. Berlin/Boston 2017 (= *Studien und Dokumente zur deutschen Literatur und Kultur im europäischen Kontext*, Bd. 209), S. 3–17, hier S. 9.

69 Vgl. *Hans-Peter Weingand*: *Sexualität und Öffentlichkeit im frühen 19. Jahrhundert. Forschungsprobleme, Sammlungsstrategien, Intermedialität am Beispiel von Liedern und Bildern aus Österreich*. Ilmtal-Weinstraße 2021 (= *Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie*, Bd. 27), S. 64 f.

70 Auch antiklerikales Liedgut wurde nicht gedruckt und ist offenbar nur aus (unveröffentlichten) Liedersammlungen zu erschließen. Vgl. *Hans-Peter Weingand*: *Antiklerikales Liedgut in Österreich. Eine Neulandvermessung*. In: *Jahrbuch für Mitteleuropäische Studien 2020/21*. Wien/Hamburg 2022, S. 135–175.

GESCHLECHTERDARSTELLUNGEN IN GRUNDSCHULBÜCHERN

Ann-Sophie Hackmann

Einleitung

Das Schulbuch ist immer noch eines der einflussreichsten Medien im Rahmen der Schulbildung. Es bildet verschiedene Sachverhalte ab, die als gesellschaftlich relevant und verlässlich definiert sind und einen Kanon des Wissens umfassen. Man darf jedoch nicht außer Acht lassen, dass Schule – als eine für das Heranwachsen von Kindern prägende Institution – eine Verbindung zwischen Bildung und Individuum herstellt und die Bücher in dieser Beziehung vermeintliche Realitäten abbilden. Sie stellen Familien, Arbeitswelten, Freizeitbeschäftigungen und andere Routinen dar und schaffen so zusätzlich zum fachlichen Inhalt weitere Festschreibungen.¹ Diese dargestellten Wirklichkeiten eignen sich die Schüler:innen bewusst, aber auch unbewusst an. So wurde in den 1980er-Jahren in pädagogischen Diskussionen erstmals vom sogenannten ›heimlichen Lehrplan‹ gesprochen, der neben den sachlichen Inhalten (Daten, Fakten, Zahlen etc.) des Unterrichts zugleich Normen und Regeln vermittelt, die die Sozialisation der Schüler:innen beeinflussen. Dieser ›zweite‹ Lehrplan hat neben der familiären Erziehung großen Einfluss auf die Kinder und formt ihre Selbst- und Fremdwahrnehmung.² Die gesellschaftlichen Normen, die durch die Inhalte der Bücher vermittelt werden, beeinflussen das Denken über Ideen, Vorstellungen und Stereotype sowie über Lebenswelten, die im Rahmen der Bücher wenig oder gar keine Beachtung finden.³ Denn bereits sehr früh wird Kindern bewusst, was es heißt, ein Mädchen oder ein Junge zu sein. Sie begreifen, welche gesellschaftlichen Anforderungen damit an sie gestellt werden und welche Befugnisse, Fähigkeiten oder Eigenschaften ihnen zugeschrieben werden. Durch die elterliche Erziehung oder das direkte Umfeld erleben Kinder bewusst und vor allem unbewusst eine geschlechterdichotome und heteronormative Sozialisation, welche Kindergärten, Freizeiteinrichtungen, Medien und die Schule zentral mit beeinflussen.⁴ Aus diesem Grund wird es immer wichtiger, solche Festschreibungen und Begrifflichkeiten zu hinterfragen und zu reflektieren, inwiefern Nachteile für Schüler:innen entstehen,

-
- 1 Valerie Jochim: ›Weil Mädchen anders lernen‹. Die Konstruktion von Geschlecht in Grundschulbüchern und ihre heteronormative Wirkmächtigkeit. Braunschweig 2014 (= Eckert. Working Papers, Band 2014/9), S. 1.
 - 2 Vgl. Barbara Rendtorff: Bildung – Geschlecht – Gesellschaft. Eine Einführung. Einheim 2016, S. 88.
 - 3 Vgl. Jochim, wie Anm. 1, S. 1.
 - 4 Vgl. Marcus Felix: Wer hat Angst vorm Regenbogen? Wie schulische Aufklärungsprojekte Vorurteile gegenüber geschlechtlicher und sexueller Vielfalt reduzieren können. Marburg 2015, S. 9.

die ihre spezifische Lebenssituationen in Büchern nicht wiederfinden können. Denn durch die Definition einer vermeintlichen Norm entstehen Ausgrenzungsprozesse.⁵

Die Auswahl der im Rahmen meiner Bachelorarbeit analysierten Bücher umfasst zehn verschiedene Grundschulbücher der Fächer Deutsch und Sachkunde⁶, welche aktuell in Niedersachsen für den Gebrauch im Unterricht zugelassen sind. Es sind überwiegend die aktuellsten Ausgaben, wobei die älteste genutzte Version eines Buches 2014 veröffentlicht wurde. Ausgewählt wurden Bücher von namhaften expliziten Schulbuch-Verlagen wie *Klett* oder *Cornelsen*. Ich habe ausschließlich Schulbücher der vierten Klasse ausgewählt. Das Textvolumen ist umfangreicher und die Inhalte und Abbildungen sind anspruchsvoller gestaltet als die der Jahrgänge eins bis drei. Sachkunde wurde ausgewählt, weil in diesem Fach auch in jedem anderen Bundesland Themen wie Sexualität, Pubertät oder Beziehungen Teil des Lehrplans sind. Bücher aus dem Fach Deutsch hingegen wurden ausgewählt, da Menschen und ihr Umfeld in Geschichten und Bildern gezeigt werden. Diese Illustrationen sollen die Lebensrealitäten der Schüler:innen widerspiegeln und sind daher ein zentrales Element der Analyse.

Grundschulbücher sind die ersten Bücher, mit denen Schüler:innen eigenständig lernen. Damit nehmen sie eine zentrale Rolle bei der Festschreibung geschlechtlicher und gesellschaftlicher Normen ein. Bei meiner Bachelorarbeit handelt es sich um eine quantitative Analyse, welche vor allem Abbildungen analysiert und Auszählungen vornimmt, und eine qualitative Analyse, welche sich mit den Inhalten der Texte und Aufgabenstellungen in den Büchern beschäftigt. Die hier angewandte Methodik basiert auf der Vorgehensweise des Mitbegründers der qualitativen Inhaltsanalyse, des Soziologen und Psychologen Philipp Mayring, bei der es darum geht, das Material zu beschreiben und dabei mit der Frage nach der Geschlechterdarstellung in Grundschulbüchern in Beziehung zu setzen. Anschließend werden durch die Erkenntnisse Kategorien gebildet, in die sich die Inhalte einordnen lassen. Zusätzlich zu den beschreibenden Inhalten werden die Auszählungen thematisiert, die zu einem Teil ebenfalls in die Analyse einfließen. Durch die Kombination von quantitativen und qualitativen Methoden soll es möglich gemacht werden, zu erkennen und aufzuzeigen, wie ›Geschlecht‹ in den

5 Vgl. *Jochim*, wie Anm. 1, S. 2.

6 Es handelt sich um folgende zehn Bücher: *Julia Birchinger/Hermann Krekeler/Sarah Limberg* u. a.: Niko 4. Sachbuch. Stuttgart 2018; *Brunold Frido/Susanne Mansour/Sandra Meeh* u. a.: Jo-Jo. Sprachbuch 4. Berlin 2018; *Christiane Bruns/Eva Jochmann/Irmgard Mai* u. a.: TINTO. Basisbuch Sprache – Lesen 4. Berlin 2014; *Anna Christ/Julia Krüger/Günter Nordmann* u. a.: Jo-Jo. Sachunterricht 4. Berlin 2014; *Carmen Elisabeth Daub/Anne Rommel/Britta Seepe-Smit* u. a.: Niko 4. Sprachbuch. Stuttgart 2017; *Beate Drechsler* (Hg.): Bausteine. Arbeitsbuch Sachunterricht 4. Braunschweig 2016; *Regina Eberlein/Susan Krull/Ingrid, Messelken* u. a.: Bausteine. Lesebuch 4. Braunschweig 2016; *Susanne Eckhoff/Andreas Körnich/ Maren Labs* u. a.: Zebra 4 Lesebuch. Stuttgart 2020; *Dieter Kraft* (Hg.): Pustebly. Das Sachbuch 4. Braunschweig 2018; *Wolfgang Menzel* (Hg.): Pustebly. Das Lesebuch 4. Braunschweig 2016.

Büchern gezeigt, ausgemacht und verhandelt wird und welche ›Realitäten‹ vermittelt werden.⁷ Über die Analyse der Abbildungen und semantischen Einheiten zeige ich, welches Bild von Mann und Frau hergestellt wird, ob ein Ungleichgewicht der Darstellung der Geschlechter besteht, welche familiären Lebensformen und Rollenzuschreibungen vermittelt werden und wie Sexualität dargestellt wird. Zusätzlich wird gefragt, was nicht dargestellt und nicht sichtbar ist.⁸

Bei den gebildeten Kategorien orientiere ich mich an einer Arbeit der Kulturwissenschaftlerin Valerie Jochim, die bereits 2014 eine ähnliche Analyse durchführte.

Häufigkeit der Darstellung der dichotomen Geschlechter

Um einen Eindruck davon zu erlangen, inwieweit Mädchen/Frauen und Jungen/Männer gleichberechtigt abgebildet werden und eine Rolle einnehmen, habe ich neben einer qualitativen eine quantitative Analyse durchgeführt. Hier wurden die gleichen Auszählungen innerhalb aller Bücher vorgenommen, um so am Ende eine Gesamtsumme zu erhalten. So kann untersucht werden, ob eine gleichberechtigte Darstellung nachzuweisen ist und/oder ob Ungleichheiten bestehen. Im Rahmen der Auszählungen wurden alle Seiten der Bücher berücksichtigt, die weibliche und männliche Personen in Bild und Text zeigen, sowie zudem die Mitwirkenden beziehungsweise Autor:innen der Schulbücher. So kann untersucht werden, ob eine gleichberechtigte Repräsentation nachzuweisen ist und/oder ob Ungleichheiten bestehen sowie ob sich dies im Zahlenverhältnis der Autor:innen widerspiegelt. Auf den ersten Blick entsteht der Anschein einer ausgewogenen Visualisierung der Geschlechter. Eine genaue Analyse macht jedoch deutlich, dass ein Ungleichgewicht besteht und eine Gleichberechtigung in den Büchern nicht konsequent durchgehalten wird.⁹ Noch deutlicher wird das Ungleichgewicht auf der sprachlichen Ebene, da auffällig mehr Jungen und Männer tragende Rollen in den Geschichten der Lesebücher einnehmen. So sind Figuren in Abenteuergeschichten wie zum Beispiel über Ritterturniere¹⁰ immer männlich charakterisiert. Außerdem fällt auf, dass Mädchen und Frauen in den Geschichten nicht explizit durch Namen definiert werden und das Geschlecht so neutral, aber nicht explizit weiblich, bleibt.¹¹ Dabei wird dann

7 Vgl. Jochim, wie Anm. 1, S. 2 f.

8 Vgl. ebd., S. 30.

9 Vgl. ebd., S. 60 f.

10 Vgl. Eckhoff/Körnich/Labs u. a., wie Anm. 6, S. 132 f.

11 Vgl. Melanie Bittner: Die Ordnung der Geschlechter in Schulbüchern. Heteronormativität und Genderkonstruktionen in Englisch- und Biologiebüchern. In: Friederike Schmidt/Anne-Christin Schondelmayer/Ute B. Schröder (Hg.): Selbstbestimmung und Anerkennung sexueller Vielfalt. Lebenswirklichkeiten, Forschungsergebnisse und Bildungsbau- steine. Wiesbaden 2015, S. 247–260, hier S. 253.

zum Beispiel aus der Ich-Perspektive erzählt und das Geschlecht bleibt für die Leser:innen unklar.¹²

Ein noch deutlicheres Ungleichgewicht zeigt die Auseinandersetzung mit historischen und kulturellen Kontexten. Vor allem historische Inhalte werden hier durch die ausschließliche Erwähnung von Männern stark einseitig dargestellt. Doppelt so viele Künstler:innen, Autor:innen, Erfinder:innen oder historische Persönlichkeiten sind als männlich charakterisiert. Im Zuge der Auseinandersetzung mit Geschichte und damit zusammenhängenden historischen Persönlichkeiten ist in allen untersuchten Büchern nur ein weibliches Beispiel zu finden, welches den Lebenslauf von Malala Yousafzai zeigt.¹³ Die einzige Rolle, bei denen Frauen also innerhalb dieses Kontexts Raum einnehmen, ist die als Autorinnen von Texten in den Lesebüchern. Es werden zwar Texte von Autorinnen wie Cornelia Funke oder Astrid Lindgren genutzt, jedoch überwiegen auch bei dieser Kategorie die Beiträge von männlichen Autoren. Zudem werden immer wieder Werke der gleichen männlichen Autoren verwendet, zum Beispiel in einem Sprachbuch allein drei Gedichte von Heinz Erhardt, statt die Auswahl ausgeglichen aufzuteilen.¹⁴

Gendergerechte Sprache

Eine wichtige Frage, die mit gendergerechter Sprache einhergeht, ist, wer im Sprechen ausgeschlossen wird.¹⁵ Die Debatte um das ›Gendern‹ hält immer mehr Einzug in die Politik. Es wird gefordert eine geschlechtergerechte Sprache in den alltäglichen Sprachgebrauch zu integrieren. Klar wird jedoch, dass eine konsequente Realisierung noch in wenigen Bereichen funktioniert.¹⁶ Wie wird diese außerordentlich wichtige Maßnahme für Gleichstellung daher in Büchern umgesetzt, die den Sprachgebrauch und Wortschatz von Kindern so deutlich formen und leiten können? In keinem der zehn analysierten Bücher wird gendergerechte Sprache konsequent durchgesetzt. Es lässt sich keine klare Struktur der Nutzung erkennen, da sehr unregelmäßig und zudem selten beide¹⁷ Geschlechter angesprochen werden. So entsteht der Eindruck, dass die gendergerechte Sprache nicht bewusst eingesetzt wird oder noch gar nicht fester Bestandteil der Schulbücher ist. Diese Tatsache ist äußerst kritisch einzuordnen, da die Schulbücher ein kol-

12 Vgl. *Eckhoff/Körnich/Labs* u. a., wie Anm. 6, S. 23.

13 Vgl. *Menzel*, wie Anm. 6, S. 76.

14 Vgl. *Daub/Rommel/Seepe-Smit* u. a., wie Anm. 6, S. 142.

15 Vgl. *Claudia Schneider*: Gender Mainstreaming – Anregungen zur Gestaltung einer SchülerInnen- und LehrerInnen »gerechten« Schule. In: Malwine Seeman/Michaela Kuhnhenne (Hg.): Gender Mainstreaming und Schule. Anstöße für Theorie und Praxis der Geschlechterverhältnisse. Oldenburg 2009, S. 87–104, hier S. 94 f.

16 Vgl. *Jochim*, wie Anm. 1, S. 89.

17 ›Beide‹ bezieht sich in diesem Fall auf binäre Geschlechterkonstruktionen in den Schulbüchern.

lektives Wissen formen, auf welches die Schüler:innen erst ihr eigenes aufbauen. Auf diese Weise wird unbewusst die Norm festgelegt, dass Frauen häufiger unerwähnt bleiben und so in den Hintergrund gedrängt werden.¹⁸

Visuelle Darstellung der binären Geschlechter

Bezüglich der Geschlechterdarstellung in Grundschulbüchern ist die Betrachtung der Illustrationen relevant. Wie sehen ›stereotype‹ Männer und Frauen aus und wie werden über das Äußere Normen festgesetzt? Jochim argumentiert, dass gerade geschlechtliche Festschreibungen, die sich auf Kleidung und deren Farbspektrum oder Frisuren beziehen, in der Gesellschaft klar definiert sind und den Kindern somit eine vermeintliche Leitlinie dafür, wie Männer und Frauen (nicht) auszusehen haben, vermittelt wird.¹⁹

Aus meiner Analyse wird deutlich, dass überwiegend zwar keine klare farbliche Trennung im Sinne von traditionellem (Hell-)Blau und Rosanuancen nachzuweisen ist. Es fällt jedoch auf, dass sich die Geschlechter trotzdem anhand von Kleidungsfarben zuordnen lassen. Mädchen tragen oft Orange oder Rot und wenn eine Person komplett in Rosa oder roten Tönen gekleidet ist, ist statistisch davon auszugehen, dass es sich um ein Mädchen handelt. Die Jungen dagegen sind Jochim zufolge häufig in blauen oder grünen Tönen gekleidet.²⁰ Auch äußere Merkmale wie zum Beispiel Frisuren oder spezifische Kleidungsstücke sollen das Geschlecht deutlich erkennen lassen. Mädchen haben daher meist lange Haare und tragen oft modische Accessoires wie Haarspangen, während Jungen stets an kurzen Haaren zu erkennen sind.²¹ Außerdem tragen alle Kinder genderkonforme Kleidung. Mädchen sind zwar oft in Hosen abgebildet, jedoch werden ›typisch weibliche‹ Kleidungsstücke wie Röcke oder Kleider nie von Jungen getragen. Diese Beispiele für stereotype Kleidung lassen sich nicht in allen Büchern in diesem Ausmaß nachweisen. Jedoch kam es nie zu einer Uneindeutigkeit bezüglich des Geschlechtes, da das Aussehen der Personen eindeutigen Codes folgt und sich nicht ein einziges Beispiel finden lässt, bei dem eine Abweichung von der Norm zu erkennen ist.²² So werden Geschlechterzuschreibungen nicht in Frage gestellt oder reflektiert, sondern weiterhin festgeschrieben. Es werden genaue Vorstellungen über das Äußere von Männern und Frauen vermittelt, das damit zur Norm gemacht wird und so andere Erscheinungsformen ausblendet und ausgrenzt.²³

18 Vgl. Jochim, wie Anm. 1, S. 91.

19 Vgl. ebd., S. 85 f.

20 Vgl. ebd., S. 86 f.

21 Vgl. ebd., S. 87.

22 Vgl. Melanie Bittner: Geschlecht und sexuelle Vielfalt. Praxishilfen für den Umgang mit Schulbüchern. Frankfurt 2013, S. 11.

23 Vgl. Jochim, wie Anm. 1, S. 87.

Freizeitbeschäftigungen und Interessen

Auffällig auf den Seiten der Schulbücher, welche Freizeitbeschäftigungen der Kinder thematisieren, ist, dass oft auf Auflistungen wie Tabellen oder Tortendiagramme zurückgegriffen wird, um hier einen direkten Vergleich der Beschäftigungen von Mädchen und Jungen abzubilden. Die dabei verwendeten Bilder sind aufgrund ihrer Bemühungen, jeweils ein Mädchen und einen Jungen bei den verschiedenen Beschäftigungen wie dem Malen, Fußball oder beim Spielekonsolenspielen, zu zeigen, natürlich positiv zu bewerten im Sinne der Gendergerechtigkeit. Jedoch zielen die anschließenden Aufgabenstellungen stets auf eine Diskussion über vermeintlich natürliche geschlechtliche Unterschiede ab.

In dem Buch *Jo-Jo* für den Sachunterricht widmet sich ein Kapitel den Beschäftigungen der Kinder unter dem Titel ›Das bin ich‹. Auch hier unterscheidet die Statistik zwischen Mädchen und Jungen – die Schüler:innen bekommen die Aufgabe gestellt, zu überlegen, welches Musikinstrument spielen eher Jungen, welchem Sport gehen eher Mädchen nach? In der Aufgabenstellung wird zwar dazu aufgefordert, sich zu dieser Darstellung zu äußern, jedoch wird die Unterscheidung nicht von vorneherein kritisch hinterfragt. Auf der folgenden Seite werden ›Schattenmännchen‹ abgebildet, die bestimmten Tätigkeiten nachgehen, etwa malen oder Fußball spielen. Die Aufgabe der Schüler:innen ist es, anhand der dargestellten Beschäftigung zu entscheiden, ob diese typischerweise von einem Jungen oder einem Mädchen ausgeführt werden und ob Unterschiede zwischen den Interessen bestehen.²⁴ Dadurch wird bei den Schüler:innen suggeriert, dass es typisch weibliche und typisch männliche Beschäftigungen gibt. Abgesehen von den bewussten Unterscheidungen mithilfe von statistischen Angaben werden die Freizeitbeschäftigungen jedoch relativ ausgewogen dargestellt. Die Schwerpunkte liegen hier vor allem auf Beschäftigungen wie Sport, Spiele, digitalen Medien und Mode.

Ein klares Ungleichgewicht zeigt sich jedoch in der Abbildung der (Freizeit-)Beschäftigungen von erwachsenen Frauen und Männern. Während Frauen überwiegend im Haushalt oder in Kontakt mit ihren Kindern gezeigt werden, haben Männer öfter eine Beschäftigung, die unabhängig von häuslich-familiären Kontexten ist.²⁵ Hier wäre es von Vorteil, wenn Männer und Frauen in Schulbüchern bei eher untypischen Beschäftigungen abgebildet würden, um Stereotype zu durchbrechen und die Schüler:innen so zu einer Dekonstruktion der Geschlechtergrenzen anzuregen.²⁶

24 Vgl. *Christ/Krüger/Nordmann* u. a., wie Anm. 6, S. 66–67.

25 Vgl. *Jochim*, wie Anm. 1, S. 73.

26 Vgl. *Dominique Kahl*: ›Mädchen lesen und zweifeln gerne‹. Zum Umgang mit den Geschlechtern im Unterricht. Marburg 2012 (= Schriftenreihe des Zentrums für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung, Bd. 16), S. 77.

Berufe und Berufswünsche

Ebenso wie bei den Freizeitbeschäftigungen und Interessen wird vor allem bei den Berufswünschen der Kinder, die in den Büchern Erwähnung finden, eine messbare Unterscheidung zwischen Mädchen und Jungen gemacht, welche eindeutig tradierte Stereotypen reproduziert. So wollen vor allem Mädchen in den Schulbüchern laut einer Auflistung Tierärztin, Krankenschwester oder Model werden, während in den Büchern aufgeführte Jungen als Berufswünsche Fußballspieler, Polizist oder Pilot aufzählen.²⁷ Bei den meisten Beispielen für Berufswünsche von Schüler:innen lässt sich erkennen, dass sich Mädchen meistens in Berufen sehen, in denen sie anderen helfen können oder welche sie auf Äußerlichkeiten reduzieren. Während Jungen eher Berufe aufzählen, für die sie praktisch veranlagt sein müssen und die mit Heldenhaftigkeit konnotiert sind.²⁸

Neben den Berufswünschen der Kinder werden auch Berufe erwachsener Personen dargestellt. Auch wenn dabei Frauen in vermeintlich männertypischen Berufen wie Polizistin oder Feuerwehrfrau gezeigt werden oder sie Spitzenpositionen besetzen, ist dies eine Seltenheit. Betrachtet man zudem insgesamt das abgebildete Angebot an Berufen, ist die Bandbreite der Optionen dabei für Männer außerdem deutlich höher.²⁹

Gefühle und Charakteristika

Im gesellschaftlichen Geschlechterdiskurs wurden und werden ›Weiblichkeit‹ und ›Männlichkeit‹ oft klare Attribute bezüglich Eigenschaften und Gefühlen zugeschrieben. Dabei stellt sich die Frage, welche Gefühle und Charaktereigenschaften für Jungen und Mädchen oder Frauen und Männer in den Grundschulbüchern abgebildet werden. In Anlehnung an Jochim habe ich untersucht, in welchen Situationen und Gefühlslagen welches Geschlecht häufiger abgebildet wird und welche Zuschreibungen dadurch reproduziert werden.³⁰ Die Analyse zeigt vor allem, im Gegensatz zu Mädchen und Jungen, einen Unterschied zwischen der Darstellung von Frauen und Männern. In der Regel wird in allen untersuchten Büchern suggeriert, dass die Mutter verantwortlich für die Erziehung und emotionale Fürsorge der Kinder sei. Väter werden in den Büchern deutlich weniger erwähnt und werden vom häuslichen Kontext meist getrennt und vermehrt auf Seiten, die die Arbeitswelt thematisieren, dargestellt.³¹ So berichtet ein Mädchen in einer Geschichte von ihrer ersten Übernachtung bei einer Freundin, die sie nicht genießen kann, weil sie ihre Mutter vermisst, die sie abends immer ins Bett

27 Vgl. *Eberlein/Krull/Messelken* u. a., wie Anm. 6, S. 117.

28 Vgl. *Brunold/Mansour/Meeh* u. a., wie Anm. 6, S. 32.

29 Vgl. *Jochim*, wie Anm. 1, S. 80.

30 Vgl. ebd., S. 81.

31 Vgl. ebd., S. 68.

bringt.³² In einem anderen Buch erzählt ein Junge von seinem chaotischen Morgen. Hier ist allerdings nur die Mutter Teil der morgendlichen Routine.³³ Ein paar Seiten weiter geht es um einen Jungen, der aus Prüfungsangst starke Bauchschmerzen hat, weswegen seine Mutter ihm eine Entschuldigung schreibt und sich den Tag lang um ihn kümmert, bis er sich besser fühlt.³⁴ Es gibt zwar Ausnahmen, wie in einem Lesebuch, in dem eine Familie beschrieben wird, in der der Vater zu Hause bleibt, damit die Mutter arbeiten kann,³⁵ jedoch ist dies selten der Fall. Frauen werden hier also deutlich emotionale und fürsorgliche Charakterzüge zugeschrieben, die den Schüler:innen suggerieren ›Du liebst deine Mutter und deine Mutter liebt dich‹.³⁶ Männer werden dagegen als pragmatisch und weniger im Kontext von Haushalt und Kindern dargestellt.

Bezüglich der Charakteristika von Mädchen und Jungen ist festzustellen, dass eine ausgewogenere Abbildung der Geschlechter besteht. Die Kinder werden in allen Büchern in vielseitigen Handlungen abgebildet und auch nicht auf typische Reaktionen für Mädchen beziehungsweise Jungen reduziert.³⁷ Beide Geschlechter werden bei der Mithilfe im Haushalt sowie bei sportlichen und mutigen Handlungen dargestellt.

Zusammenleben und familiäre Lebensweisen

Die Darstellung des familiären Zusammenlebens in den untersuchten Schulbüchern weist eine große Diskrepanz gegenüber geschlechtlicher Vielfalt auf. Alle dargestellten Lebensweisen der Kinder zeigen heterosexuelle Eltern und alle Abbildungen von Paaren oder Flirts werden als heterosexuell assoziiert. Die Schulbücher stellen Heterosexualität somit als Norm dar und können als heteronormativ definiert werden. Homosexualität findet in den Büchern keinerlei Erwähnung und wird nicht als gleichwertige Form der sexuellen Orientierung abgebildet.³⁸ Des Weiteren wird bezüglich der Wohnsituation ausschließlich das ›typische‹ Familienleben dargestellt. Auf Bildern sowie in den Texten wird immer von Mutter und Vater als Eltern und von einem Zuhause gesprochen, welches das Familienheim meint. Familien, die in Wohngemeinschaften wohnen, oder Kinder, die von anderen Angehörigen als den Eltern großgezogen werden, werden an keiner Stelle berücksichtigt. Die einzige Ausnahme dieses heteronormativen Standards

32 Vgl. *Eckhoff/Körnich/Labs* u. a., wie Anm. 6, S. 20 f.

33 Vgl. ebd., S. 44.

34 Vgl. ebd., S. 23.

35 Vgl. ebd., S. 76–77.

36 *Menzel*, wie Anm. 13, S. 26.

37 Vgl. *Jochim*, wie Anm. 1, S. 72.

38 Vgl. *Melanie Bittner/Alexander Lotz*: Vielfalt an Schulen! Vielfalt in Schulen? Zur Sichtbarkeit von lesbischen, schwulen und bisexuellen Lebensweisen in Schule und Unterricht. In: *Verona Eisenbraun/Siegfried Uhl* (Hg.): *Geschlecht und Vielfalt in Schulen und Lehrerbildung*. Münster 2014, S. 93–110, hier S. 100.

bietet ein Lesebuch, in dem auf einer Doppelseite das Zusammenleben einer Patchworkfamilie dargestellt wird,³⁹ wobei hier alle Kinder ihre jeweilige:n Mutter und Vater in naher emotionaler oder geografischer Distanz haben.

Sexualität

Das Thema Sexualität wird überwiegend explizit als Themenschwerpunkt in den untersuchten Schulbüchern behandelt. Einzig in dem untersuchten Sachkundebuch *Pustebume – Das Sachbuch 4* ist Sexualerziehung kein Thema. Ähnlich wie bei der vorherigen Kategorie der Familie ist der Bereich der Sexualität stark von einem heteronormativen Diskurs geprägt. Grundsätzlich ist zu kritisieren, dass geschlechtliche Vielfalten absolut unsichtbar gemacht werden und Heteronormativität reproduziert wird.⁴⁰ In allen untersuchten Büchern gibt es beispielsweise keinerlei schwule, lesbische oder bisexuelle Menschen, was deutlich macht, dass verschiedene sexuelle Identitäten nicht gleichberechtigt behandelt werden und Heterosexualität das Wissen über Sexualität formt und definiert. Gerade bei Themenschwerpunkten wie Pubertät oder Fortpflanzung wird deutlich, dass der Diskurs ausschließlich heterosexuell bestimmt ist. Dabei ist nicht die Darstellung der Heterosexualität zu kritisieren, sondern die Tatsache, dass diese sexuelle Orientierung als einzige behandelt wird. Die Heterosexualität wird somit als ›das Normale‹ präsentiert, womit alle anderen sexuellen Orientierungen, die nicht berücksichtigt werden, ausgegrenzt werden. So wird, wie in den theoretischen Grundlagen ausgeführt, ein Verständnis für ›normal‹ und ›anormal‹ entwickelt, wodurch der Diskurs über Sexualität festgeschrieben wird.⁴¹ Die geschlechtliche Identität wird nie infrage gestellt und in allen Büchern werden binäre Strukturen reproduziert. Es werden auf den Seiten zwei Körper dargestellt und erklärt, dass die normierte Zuschreibung und Einordnung in ein binäres Geschlechtssystem anhand körperlicher Merkmale möglich seien. Zweifel an dieser normativen Einordnung, wie es beispielsweise bei inter*, trans und nichtbinären Personen der Fall ist, werden ausgeblendet.⁴² Menschen, die das Gefühl haben, dass sie im ›falschen‹ Körper geboren worden sind und ihr biologisches Geschlecht nicht zu ihrer Selbstwahrnehmung passt, finden keine Beachtung. Genau wie Menschen, die sich keiner der binären Kategorien zugehörig fühlen.⁴³ In denen von mir untersuchten Büchern wird also auch keinerlei Sichtbarkeit für trans oder inter* Personen geschaffen⁴⁴ – und gar nicht über die von ihnen erlebte Diskriminierung.

39 Vgl. *Eckhoff/Körnich/Labs* u. a., wie Anm. 6, S. 74 f.

40 Vgl. *Bittner/Lotz*, wie Anm. 38, S. 100.

41 Vgl. *Jochim*, wie Anm. 1, S. 63.

42 Vgl. *Bittner*, wie Anm. 22, S. 13.

43 Vgl. ebd., S. 13.

44 Vgl. *Bittner*, wie Anm. 11, S. 256.

Möglichkeiten von geschlechtlicher Vielfalt

Es lässt sich im Ergebnis meiner Analyse sagen, dass das Medium Schulbuch noch weit von einer modernen ›Normalisierung‹ im Sinne von Alltäglichkeit, Gleichberechtigung und Wertschätzung geschlechtlicher Vielfalt entfernt ist.⁴⁵

Pubertät oder Sexualität sollten nicht die einzigen Kontexte im Rahmen von Schulbuchinhalten sein, in denen über geschlechtliche Vielfalt gesprochen wird. Es gibt viele Herangehensweisen, die einen gleichberechtigten Umgang mit geschlechtlicher Vielfalt zulassen. Es wäre möglich, sich im Unterricht mit Regenbogenfamilien, der Gesetzgebung oder queeren, historischen oder fiktiven Persönlichkeiten wie Oscar Wilde oder Orlando von Virginia Woolf zu beschäftigen. Genau diese Herangehensweise fehlt in Schulbüchern.⁴⁶ Sexuelle Orientierung, geschlechtliche Identität, Familienformen oder andere Arten der alltäglichen wie geschlechtlichen Lebensgestaltung sollten von Anfang an so thematisiert werden, dass sie als Normalität wahrgenommen werden. An jeder Schule gibt es Patchwork- wie Regenbogenfamilien und insbesondere mit großer Wahrscheinlichkeit Schüler:innen, die sich aufgrund der binären und heteronormativen Strukturen nicht repräsentiert fühlen in ihrer Geschlechtlichkeit und Repräsentation. Aus diesem Grund dürfen die Schulbuchinhalte keine Ausgrenzungsprozesse hervorrufen, sondern müssen eine Vielfalt schaffen, die jedem Kind das Gefühl gibt, sichtbar zu sein.⁴⁷



Ann-Sophie Hackmann, B. A.
Institut für Empirische Kulturwissenschaft
Edmund-Siemers-Allee 1 ESA W (Westflügel)
20146 Hamburg
ann-sophie.hackmann@uni-hamburg.de

45 Vgl. *Bittner/Lotz*, wie Anm. 38, S. 93.

46 Vgl. *Bittner*, wie Anm. 11, S. 250.

47 Vgl. *Conny-Hendrik Kempe-Schälicke*: Erste-Hilfe-Maßnahmen am Unfallort Schule. Lesbische, schwule, bisexuelle, trans* und inter* (LSBTI) Lebensweisen sichtbar machen. In: Schmidt/Schondelmayer/Schröder, wie Anm. 9, S. 241–246, hier S. 245.

EIN NACHWORT

DER DGEKW-STUDIERENDENVERTRETUNG

Maren Sacherer, Konstantin Mack

Für Generationen des wissenschaftlichen Nachwuchses unseres Vielnamenfachs war und ist die Studierendentagung fester Bestandteil der universitären Ausbildung. Umso mehr freuten wir uns über die Bereitschaft des Organisationsteams aus Hamburg, nicht nur *eine* Tagung zu planen, sondern gleich zwei. Denn nach der pandemiebedingten Verschiebung der Tagung 2020 setzten die Kommiliton*innen erneut alles auf Start und planten eine rein digitale Tagung für das Jahr 2021. Im Nachhinein erwies sich dies womöglich sogar als Glückstreffer, denn mit über 450 Anmeldungen war die 33. Studierendentagung die bisher größte Tagung der universitären Statusgruppe. Dem Tagungsmotto folgend können wir dazu nur sagen: Wow. Wow. Wow!

Zur Relevanz des Themas

Mit der Wahl des Themenkomplexes ›Sexualität(en), Körper und Geschlecht(er)‹ hat die Tagung einen zusätzlichen Volltreffer gelandet. Die Rückmeldung der Studierenden macht deutlich, dass diese Felder im Curriculum zu wenig präsent sind, wenngleich ein erhebliches Forschungsinteresse an ihnen besteht. Vergleiche mit anderen Disziplinen zeigen aber auch, dass der kulturwissenschaftliche Fächerkanon wesentliche Haltungen und Werkzeuge bereitstellt, um ›everything sex‹ zu beforschen. Entsprechend breit aufgestellt waren die methodischen Herangehensweisen, derer sich die (Nachwuchs-)Wissenschaftler*innen bedienen: von historischer Quellenarbeit über ›klassische‹ ethnographische Methoden der Feldforschung – qualitative Interviews, teilnehmende Beobachtung – hin zu Digitaler und Visueller Anthropologie. Vorgestellt wurden Einblicke in laufende Forschungsprojekte, explorative Fragestellungen und abgeschlossene Qualifikationsarbeiten.

Deutlich zu spüren war, dass das Tagungsthema aus Sicht vieler Studierender einen blinden Fleck thematisierte: In informellen Gesprächen wurde immer wieder betont, wie wertvoll der Austausch über und die Vernetzung zum Thema *Sex. Sex. Sex* sei. Gleichzeitig sei aber darauf verwiesen, dass sich bereits 1993 eine studentische Tagung unter dem Titel ›Macho – Mieze – Mumpitz. Zur kulturellen Konstruktion von Geschlecht‹ mit ähnlichen Fragen beschäftigte. Dies bot 28 Jahre später auch Anlass, in die (Fach-)Geschichte zurückzublicken und zu reflektieren, welche Entwicklungen es seither gab.

Was uns bei dieser Studierendentagung – wie schon bei denen in den Jahren zuvor – aufs Neue erfreute, war die Vielfalt und Qualität der eingereichten

Beiträge. In Panels und Workshops wurden diverse Zugänge zum Themenschwerpunkt *Sex. Sex. Sex* diskutiert. Dabei wurden historische und gegenwartsorientierte Forschungen, Fragen von Aushandlungen, Praktiken sowie Wissen, Macht und ›agency‹ aufs Tapet gebracht. Vorstellungen von Materialitäten, Körperlichkeit und Forschungskörpern wurden diskutiert, über Ungleichheiten reflektiert und Genderkonstruktionen hinterfragt, herausgefordert oder auch verworfen.

Zur studentischen Partizipation in unserem Fach

Die mittlerweile jährlich stattfindenden Studierendentagungen der *Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft* (kurz DGEKW, bis Herbst 2021 noch *dgv – Deutsche Gesellschaft für Volkskunde*), zeugen nicht nur positiv von einem studentischen Mitspracherecht in der Dachgesellschaft. Sie sind zudem seit ihrem Aufkommen – im Jahr 1979 – stets ein Raum des akademischen Erprobens gewesen. Diese Tagungen versammeln Studierende des Vielnamenfaches von den unterschiedlichen deutschsprachigen Standorten an einem Ort, um gemeinsam zu denken, zu diskutieren, sich zu vernetzen und dabei einfach Spaß zu haben. Die Tagungsorganisation von Studierenden für Studierende ist damit ein Format auf Augenhöhe, ebenso wie eine Experimentier- und Spielwiese der studentischen Forschung. Es werden aktuelle Forschungsinteressen und methodische Ideen in Workshops erarbeitet oder in Vorträgen präsentiert, von Studierendenprojekten erzählt und Seminarergebnisse geteilt. Wissen, Eindrücke, Erfahrungen werden ausgetauscht, aber ebenso Pläne, Vorhaben und Kollaborationen für die Zukunft angestoßen. Aus eigener Erfahrung können wir beide den Wert dieser standortübergreifenden Vernetzung bestätigen und wollen allen Studierenden ans Herz legen, wenigstens einmal an einer Studierendentagung teilzunehmen – wahrscheinlich wird es dann nicht die letzte gewesen sein!

Denn der Fokus der Studierendentagungen liegt nicht – wie ohnehin allzu oft im studentischen Alltag – auf einem Leistungsdruck. Vielmehr spiegeln sich bei diesen Versammlungen die Interessen und Bedarfe der Studierenden selbst wider sowie die Begeisterung, gemeinsam zu ›wissenschafteln‹. Dies zeigen die stetig steigenden Teilnehmer*innenzahlen bei den Tagungen der letzten Jahre. Wobei die digital stattfindende Tagung des Hamburger Orga-Teams tatsächlich den bisherigen *Höhepunkt*, mit dem eingangs genannten Anmeldungsrekord und durchschnittlich 150 bis 200 Teilnehmenden pro Veranstaltungstag, erreichte.

Diese Tagungen als Möglichkeiten des Austausches von und mit Studierenden stellen eine Plattform dar, auf der sich Nachwuchswissenschaftler*innen möglichen Hemmschwellen annähern und diese gemeinsam mit ihren Peers überwinden können. Das Bestehen – sowie der Erhalt – dieser Tagungen als studentische Entfaltungsräume, wird somit nicht nur zu einem Zeugnis des Engagements der Studierenden selbst, sondern kann darüber hinaus als Plädoyer für die Zukunft des Faches gesehen werden.

Danke, Danke, Danke

Als studentische Vertreterin und studentischer Vertreter im Hauptausschuss der DGEKW (ehem. dgy) durften wir das Werden und Wirken dieser Tagung begleiten. Die rege Beteiligung der Teilnehmenden, die qualitätsvollen Beiträge und das vielschichtige Programm sowie das schier unermüdliche Engagement des Orga-Teams beweisen eindrücklich, welchen Stellenwert studentische Beteiligung für unser Fach einnimmt.

An dieser Stelle wollen wir explizit ein herzliches Dankeschön an alle Mitglieder des Orga-Teams in Hamburg aussprechen. Sie haben während der außerordentlichen Herausforderung einer Pandemie und nach einer Verschiebung der Tagung vor Ort nicht die Lust (!) verloren, sondern mit der Planung einer Online-Veranstaltung begonnen. Wir wissen, dass in die Tagung sehr viel Mühe geflossen ist: Von der Mailkommunikation über die Programmerstellung und die Korrespondenz mit Vortragenden und Gästen, die Fördermittelakquise sowie Werbung bis hin zur Betreuung des Tagungsablaufs selbst und schließlich auch dieser Publikation. Deshalb ein dreifaches Dankeschön für die vielen, vielen Stunden des Planens, Pläne-Verwerfens und Neuplanens!

Wir sind uns sicher, dass noch einige Jahre über die 33. Studierendentagung der DGEKW gesprochen werden wird. Nicht zuletzt, da nun dieser wunderbare Tagungsband vorliegt!



Maren Sacherer, B. A.
maren.sacherer@univie.ac.at



Konstantin Mack, M. A.
konstantin.mack@uni-wuerzburg.de

SEX. SEX. SEX.

Heft 15 • 2022

Anthropology of Sex, Gender and Bodies

Tagungsband der 33. Studierendentagung der Deutschen Gesellschaft
für Empirische Kulturwissenschaft (DGEKW) »Sex.Sex.Sex.

Kulturwissenschaftliche Höhepunkte und Abgründe« in Hamburg 2021

Herausgegeben vom Institut für Empirische
Kulturwissenschaft der Universität Hamburg